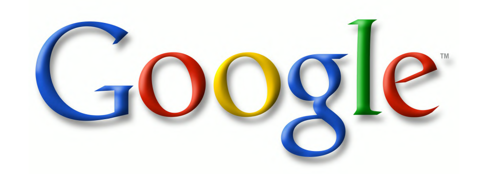
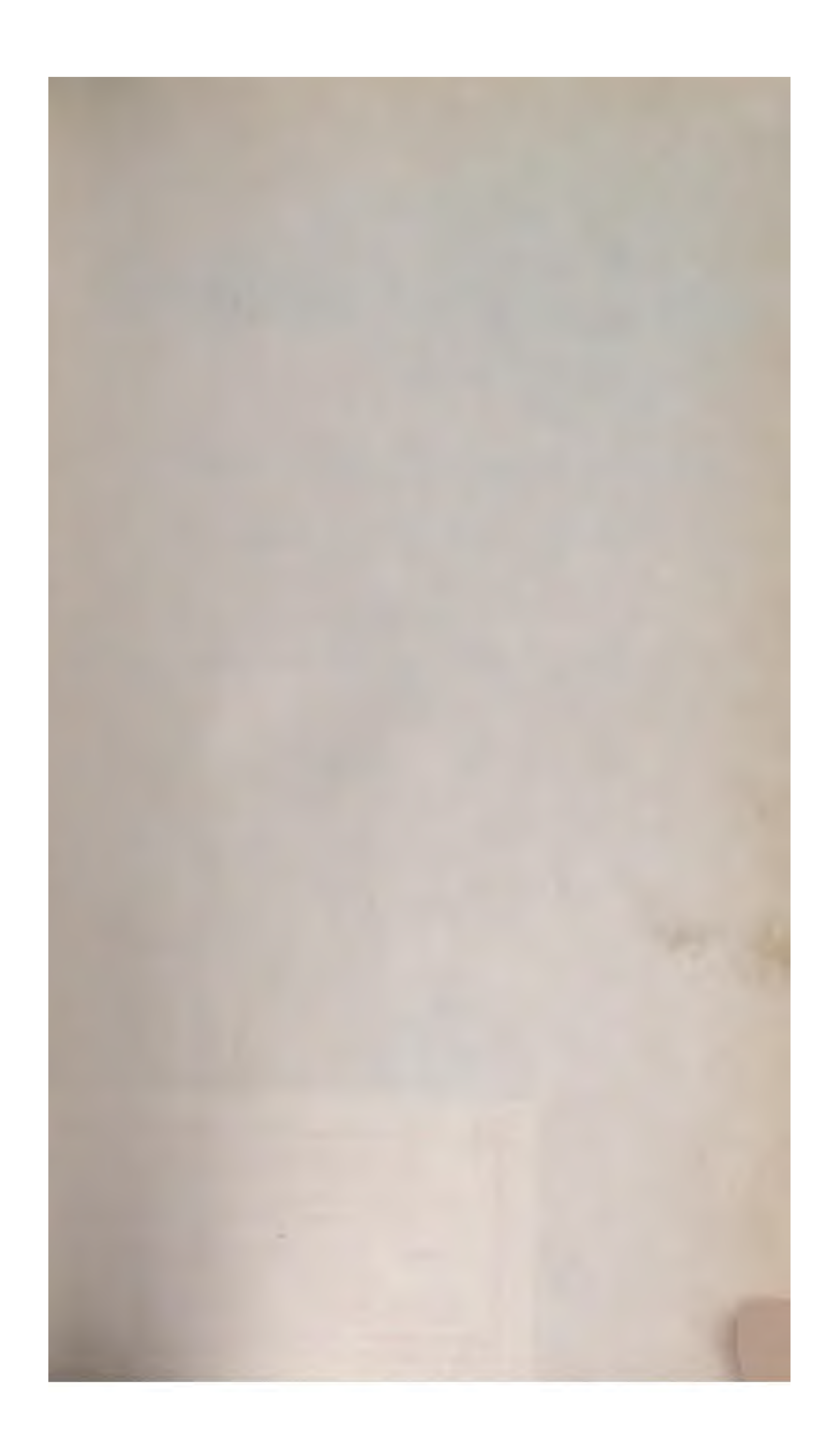
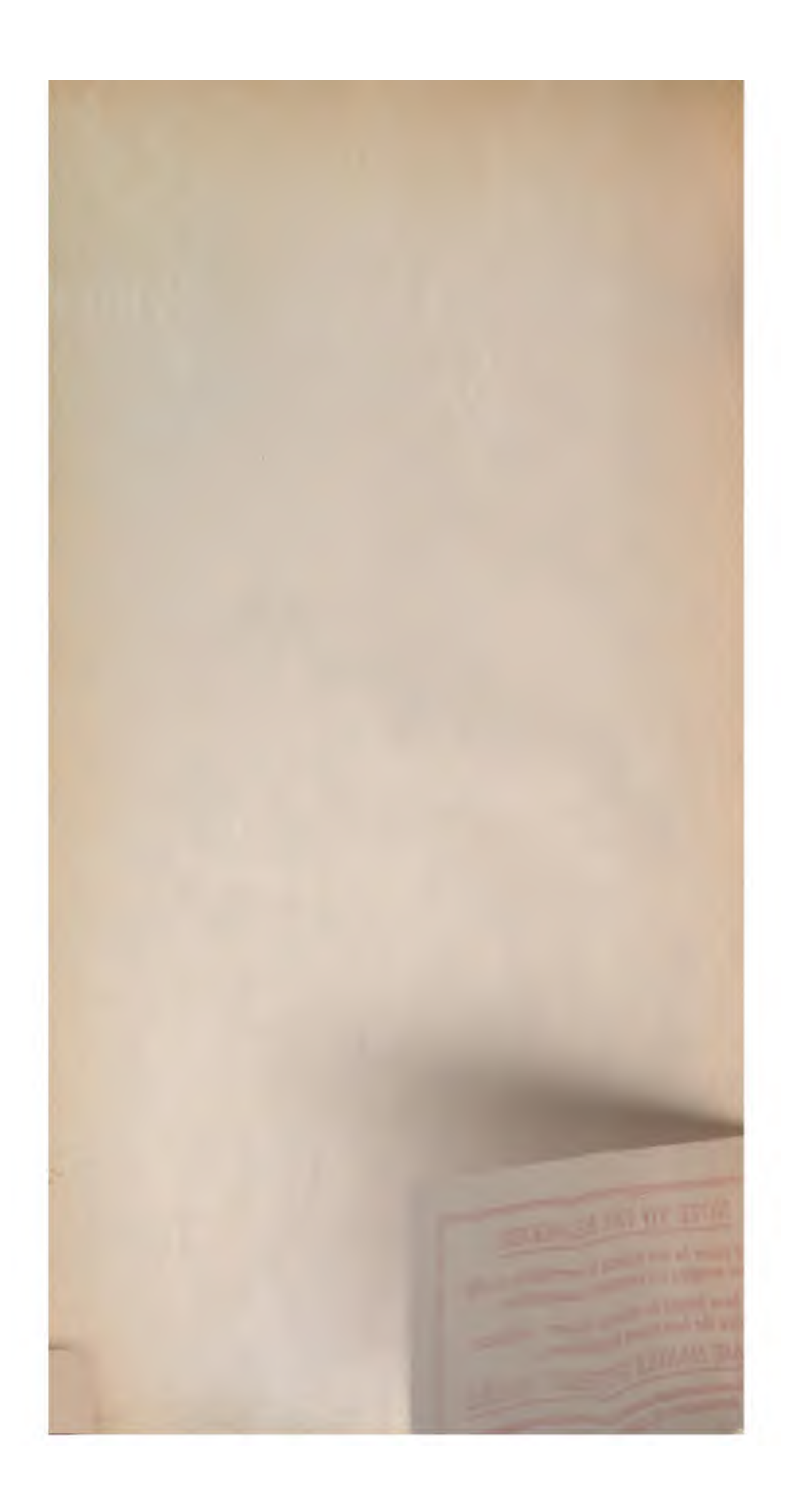





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Illustrirte

# Geschichte der k. k. Armee.

Dargestellt
in
allgemeiner und specieller culturhistorischer Bedeutung
von der
Begründung und Entwicklung an bis heute.

Unter Mitwirkung
namhafter Schriftsteller und Künstler, sowie mit Benützung der besten literarischen und manuscriptlichen Quellen
herausgegeben von

Gilbert Anger.

Mit vielen, theils mit den Epochen gleichzeitigen, theils neuen Illustrationen.

Erster Band.



Wien.
Verlag von Gilbert Anger.
1886.

Druck von J. C. Fischer & Comp. Wien.

muß von anderen Gesichtspunkten ausgehen, erfordert eine andere, volksthümlic Darstellungsweise, wie ein nur für die militärischen Kreise bestimmtes wenngleich selbe ebenfalls mit aller Treue und geschichtlichen Wahr geschrieben sein muß.

In diesem Sinne ist das vorliegende Werk nicht blos eine Chronik der Kri welche von einzelnen Feldzügen und Schlachten erzählt, sondern es kom der Krieg und die Entwicklung des Heerwesens in ihrer allgemei geschichtlichen und culturhistorischen Bedeutung zur Darstellung.

Durch diesen Standpunkt ist neben den kriegerischen Ereignissen eine stete sichtsnahme auf die übrigen staatlichen und culturellen Zeitumstä geboten, die „Geschichte der k. k. Armee“ erweitert sich von selbst zu einem eb vielseitigen wie farbenreichen Bild des Kriegswesens im Kaiserstaate Oe reich, sowie in dessen Beziehungen zu den befreundeten Nach ländern, deren Armeen in früheren Jahrhunderten ja selbst in innigster Verbin mit der kaiserlichen Waffenmacht standen.

Das Entstehen und die Entwicklung des stehenden Heeres h innig zusammen mit den politischen Umgestaltungen des Staates, die wechsel Formen der Kriegführung, Heeresformation und Kriegsbrauch schlossen sich stets allgemeinen socialen Verhältnissen an; die Verbesserungen Waffenwesen gehen Schritt für Schritt mit den technischen Fortschrit und die Stellung der Armee innerhalb des Staates und der Gesellschaft in verschiedenen Zeiten ist stets nur ein Product der politischen und culture Zustände der einzelnen Zeitepochen.

Durch gebührende eingehende Besprechung wichtiger Erscheinungen dem Soldatenthum der Vorzeit, z. B. das erste Söldner- und das Lanzk wesen, Entstehen der Marine, Soldaten-Aberglauben und Sagen, Freicorps u. sowie durch Einflechtung von höchst interessanten Episoden aus Leben berühmter Heerführer und populärer Soldatenfiguren a Zeiten, pikanter Anekdoten aus deren Leben u. dgl. ist in dem liegenden Buche dafür gesorgt, daß die Darstellung eine ungemein abwechslu und farbenreiche ist, weit entfernt von jener ermüdenden chronologischen zählung von Feldzügen und Schlachten, wie sie schließlich in jedem Lexikon zu finde

In der stetigen Fortentwicklung der Armee zeigt sich ein Bild selbst unter den heftigsten Stürmen unentwegt aufwärts schreitenden Macht des St wesens, aus ihren Triumphen und Großthaten in früherer Zeit aber sc sich die Beruhigung, daß das Heer auch künftig mit dem so oft bewährten He muth, mit der angestammten Treue und Hingebung für des Staates Größe und eintreten wird, wenn der Ruf des Kriegsherrn, die Gefahr des Va landes es erheischt.

Und von diesem Standpunkte aus darf gewiß das vorliegende Werk ein die Staatsbürger aller Länder gleich bedeutsames und nützli für die Waffenjugend aller Stände ein ebenso nothwendiges lehrendes als unterhaltendes Buch, für den ergrauten Veteran liebe, tröstende Erinnerung genannt werden.

**Gilbert Ang**



## Erstes Buch.

# [...]ehrverfassung und Kriegswesen der österreichischen Länder bis zum Ende des Mittelalters.

---

## Einleitung.



Je weiter zurück sich unser Blick auf die Geschichte der Vergang[...] heit richtet, desto mehr wird dieselbe zu einer Geschichte [...] Kriege. Völker und Staaten konnten sich in Zeiten, wo n[...] alle Culturbestrebungen schliefen, nur durch Kampf und Kr[...] an die Oberfläche ringen und die schwer erkämpfte Gelt[...] nur durch die gleichen Mittel behaupten. Mit der Ke[...] und dem Schwerte wurden zuerst die Wege geba[...] [w]elchen später im langsamen Schritt der Jahrhunderte Bildung und [...]ung in die Länder des Occidents einzogen. Selbst jene Cultur, welche unleug[...] [d]en Waffen der Römer über einen großen Theil von Europa getragen wu[...] [sch]wand wieder, als das römische Weltreich, faul im Innern und nur von ei[...] [Prät]orianerheer gestützt, dessen beste Theile schon lange den unterworfenen Provi[...] [entno]mmen waren, zusammenbrach. Aus dem fernen Osten schlugen in gewalt[...] [...]dung jene Völkerwogen nach Europa herüber, die wir als „Völkerwan[derun]g" kennen, und, oftmals zurückgedrängt oder abgeleitet, überflutheten sie ei[...] das Weltreich der Römer. An die Stelle der einst so fest gefügten [...] [...]ung Roms, statt der Legionen, welche fast alle bekannten Staaten der [...] [...] dem Capitole unterworfen hatten, trat in politischer wie militärischer [...] Chaos. Fast durch drei Jahrhunderte währte ein zielloses Drängen und [...] [...]elner Völker, ein ewiger Kampf, in dem [illegible] kaum wirkliche Sieger [...] [...]rige Epoche, in welcher weder das St[illegible] noch die Wehrverfassung [...] [...] annehmen konnten und erst mit [illegible] [...]tigen Opfern der Boden für [...] [...]e Culturperiode geebnet werden mußte. [illegible] Theile des jetzigen Staatsg[...] Oesterreich-Ungarn hatten durch Ja[illegible] dieses traurige Los zu [...] [...] [illegible] Tummelplatz von Völkern, [illegible] [...] wenig mehr als [...]

wissen, und unter welchen nur jene hervorragen, die durch Zahl und kriegerische Furchtbarkeit sich einige Zeit behaupten konnten oder ihr Andenken mit besonders blutigen Zügen in das Buch der Geschichte eintrugen, wie Avaren und Hunnen.

Nur sehr langsam ging das Staats- und Volksleben in bessere Formen, in geordnete Verhältnisse über, die in den deutschen Stammprovinzen, der Ostmark, erst mit der lange heftig bestrittenen Herrschaft des bajuvarischen Stammes sich einstellten. Hier, im Herzen des später so mächtigen Reiches, bildete sich, begünstigt durch die natürliche Lage, jene mächtige Anziehungskraft aus, welche dann Glied um Glied zu einem gewaltigen Staatsganzen heranzog.

Eigenartig, wie sich die Staatsbildung in Oesterreich-Ungarn vollzog, entwickelten sich auch die Wehrverhältnisse. Namentlich drei große Gruppen unterschieden sich sowohl durch ihre Eigenart wie durch ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte, nämlich jene der deutschen Stammlande, jene von Ungarn und seinen Nebenländern, und endlich Böhmen mit den damals verbundenen Provinzen Mähren und Schlesien. Vornehmlich die Wehrverfassung, die Kampfweise und Kriegsführung dieser Gruppen zeigt so viel Charakteristisches, daß sich ihre gesonderte Behandlung bis zu dem Zeitpunkte empfiehlt, wo sie an der Grenze des scheidenden Mittelalters sich zu einem Staatsganzen zusammenschlossen. Es ist diese Behandlungsweise umso gerechtfertigter, als sich manche dieser Besonderheiten in einzelnen Zügen trotz des nunmehrigen festen Gefüges der k. k. Armee bis auf unsere Tage erhalten haben und sehr oft Gelegenheit sein wird, bei der Besprechung einzelner Truppen, Gefechtsarten u. s. w. auf die ursprünglichen nationalen Institutionen der Wehrkraft zurückzugreifen.

In jener Periode, welche im ersten Abschnitt behandelt wird, hatten die Kriege nur selten den Charakter eines Feldzuges im modernen Sinne. In der Mehrzahl sind sie nur als locale Fehden und kurze rasch entschiedene Zusammenstöße zu bezeichnen, in welchen die erste Niederlage meist auch den entscheidenden Sieg, die Auflösung des geschlagenen Kriegsvolkes bedeutete. Es war dies durch die Art der Heeresaufstellung und Ergänzung bedingt, wie wir später sehen werden. Für diese Periode wurde daher von einer fortlaufenden chronologischen Kriegsgeschichte Umgang genommen, die einzelnen Feldzüge, Schlachten, Belagerungen u. s. w. finden, insoferne sie nicht durch ihre allgemeine geschichtliche Wichtigkeit dazu zwingen, nur insoweit Erwähnung, als sie charakteristische Beispiele zur Erläuterung der Wehrverfassung, Bewaffnung, Kampfweise und des Kriegsbrauches bieten. Von dem Zeitpunkte an, wo sich die einzelnen Reichstheile zusammenschlossen und von einer österreichischen Armee im heutigen Sinne gesprochen werden kann, finden dann natürlich die wechselvollen Schicksale derselben, durch welche viele Ruhmesblätter in der vaterländischen Geschichte gefüllt werden, in Verbindung mit der Weiterentwicklung der kaiserlichen Kriegsmacht ihre eingehende und der Zeitfolge entsprechende Würdigung.



# Die ältesten deutschen Heereseinrichtungen.

Fast bei keinem anderen Volk weist die älteste Geschichte eine Zersplitterung in so viele einzelne Stämme auf, wie bei den Deutschen — ein Umstand, der zwar durch den Wettbewerb und das Geltendmachen hervorragender Charakter-Eigenthümlichkeiten günstig auf die culturelle Entwicklung einwirken mochte, anderseits aber bekanntlich dem Zusammenfassen der nationalen Kraft große Schwierigkeiten bereitete.

Diese Eigenthümlichkeit wird durch die Art erklärt, in welcher das deutsche Volk sich seßhaft machte, seinen Grundbesitz erwarb und erweiterte. Um einzelne durch Tapferkeit und Energie ausgezeichnete Führer versammelten sich Schaaren kriegslustiger Männer zu einer Gefolgschaft (comitatus), die anfänglich nur zu Raubzügen in das Nachbarland einfielen, bald aber an bleibende Eroberungen dachten und sich auf den eroberten Gebieten ansiedelten. Das auf solche Weise erworbene Land wurde unter die Eroberer vertheilt und Allod (von od, das ist ein freies Gut) genannt, da es ein freies, vererbbares Besitzthum war und seinem Eigner keine andere Verpflichtung auferlegte als jene zum Schutz des gemeinsamen Gebietes und zum Kriegsdienst gegen äußere Feinde.

Sowie alle bürgerlichen Rechte und Pflichten, gründete sich bei den alten Deutschen auch die Wehrverfassung einzig und allein auf den Besitz von Grund und Boden, und dieses Princip blieb nicht blos, obwohl in wechselnden Formen, bis zur Einführung stehender Heere aufrecht, sondern wirkte in einzelnen Zügen bis in das vorige Jahrhundert nach.

Dieses Princip schuf aber von vorneherein, da es auf der Verschiedenartigkeit des Besitzes beruhte, auch eine Ungleichartigkeit der persönlichen Stellung — einen Kriegsadel. Vom Landbesitz (Edel, Ethel) ging die Bezeichnung auf den Besitzer, den Etheling (Edlen), über; nur Er galt als vollberechtigt in der Gemeinde, er war der Führer im Frieden und Krieg, und von ihm hingen die Besitzlosen, die von ihm und seinem Besitz Ernährten, die Hörigen, ab. Besitz und Wehrdienst schufen daher den ältesten deutschen Adel, und auch dieser Zug ist selbst heute noch nicht ganz aus den modernen gesellschaftlichen Zuständen geschwunden.

Durch Stammesgemeinschaft und wohl auch freie Wahl schlossen sich die in einzelnen Gebieten wohnenden Grundbesitzer enger an einander, unterordneten sich einem mächtigen und tapferen Etheling als Führer im Krieg, ohne ihm wesentliche andere Vorrechte einzuräumen. Drohte aber feindliche Gefahr, so rief dieser Herzog (dux, Führer im Krieg) die allgemeine Volksversammlung (Märzfelder, Maifelder) zusammen, und mit ihrer Bewilligung erging durch eigene Boten, welche monitores (Mahner) hießen, an alle wehrhaften Männer das Aufgebot (manitio) zu den Waffen. Von dem Worte Bann, womit jeder öffentliche Befehl bezeichnet wurde, nannte man diese Aufforderung den Heerbann, welcher Name bald auch auf die zusammengerufenen Streitbaren angewendet wurde. Zur leichteren Besorgung der nothwendigen Geschäfte und um eine Gliederung für den Krieg zu gewinnen, theilte man das einem Herzog unterstehende Land in Gaue, welchen Grafen (vom altdeutschen gefera, gerefa, d. i. Gefährte) vorgesetzt waren, die auch bestimmte richterliche Verpflichtungen hatten.

Karl der Große (geb. 742, gest. 814), der in seinen Kriegen gegen Avaren und Slaven den Werth eines tüchtigen, zahlreichen Heeres schätzen lernte, bildete den

Heerbann zu seiner höchsten Entwicklung aus und führte ihn mit einer Strenge durch, die zwar seinen augenblicklichen Zwecken großen Nutzen brachte, für die Zukunft aber von den übelsten Folgen war.

Er befahl, genaue Verzeichnisse über alle Alloden und Güter des Königs und Clerus sammt den darauf bestehenden Wehrverpflichtungen anzufertigen und in vier Exemplaren vorzulegen, eine Anordnung, die von seinem Sohn, Ludwig dem Frommen (geb. 778, gest. 840), neuerdings eingeschärft wurde. Der Heerbann erstreckte sich nunmehr nicht blos auf die großen Grundbesitzer, sondern auch auf die Masse des Volkes, auf die Bauern und Hörigen. Karl der Große, welcher die Gefahr erkannte, die in der Macht einzelner Fürsten lag, suchte dieselbe auch durch das Einführen solcher volksthümlicher Elemente in die Wehrkraft zu schwächen, wodurch jedoch in der Zukunft gerade das Gegentheil von dem erreicht wurde, was er anstrebte.

Mit rücksichtsloser Strenge wurden die Gesetze des Heerbannes vollzogen. Für je drei Hufen Landes mußte ein Mann gestellt werden, kleinere Grundstücke blieben aber nicht verschont, sondern die Leistung wurde zusammengelegt, so daß drei Einhüfner oder sechs Halbhüfner die gleiche Verpflichtung hatten. Auf einem bestimmten Besitz lastete die Pflicht, Berittene auszurüsten (Caballarii, Ritter), obwohl die übergroße Mehrzahl des Heeres aus Fußgängern bestand. Jedermann mußte vom Moment, wo er auf dem Sammelplatze erschien, für sechs Monate mit Waffen und Kleidung, für drei Monate mit Mundvorrath versehen sein. Selbst wer keine liegenden Gründe, aber so viel Werth besaß, als fünf Goldgulden betrugen, war nicht frei, sondern ihrer fünf mußten steuern, um den Sechsten auszurüsten.

Selbst eine abnorme körperliche Gestaltung, sei es im Kleinen oder Großen, machte da keine Ausnahme, und so erscheint unter dem mächtigen Kaiser Karl bereits ein Riese, welcher sich im Kriege gegen die Avaren verwenden ließ. Es war dies ein Schweizer, namens Aenother, auch Einheer genannt, welcher übermannstiefe Bäche, die keine Brücken hatten, durchwatete, in der Schlacht die Feinde wie mit der Sense niedermähte und ihrer mehrere, an seinen Spieß gesteckt, wie Hasen forttrug. Später gefragt, wie es ihm im Felde ergangen, antwortete er: „Was soll ich viel von diesen Fröschlein sagen; ich trug ihrer vier bis sechs am Spieß und weiß nicht, was sie quackten.“ Uebrigens waren in jener Zeit ungewöhnliche Körpergrößen nicht selten, maß ja doch Kaiser Karl selbst volle sieben Fuß. Aenother soll nach dem Jahre 791 in Wien zurückgeblieben sein, und leitete das Wiener Geschlecht der Einöder seine Abstammung von demselben her.

Die Befolgung der drückenden Heeresgesetze wurde mit den härtesten Strafen erzwungen. Wer sich dem Aufgebot zu entziehen versuchte, riskirte Gut, Freiheit und Leben. Von dem eingeschätzten Vermögen verfiel bei Unbotmäßigkeit gegen den Heerbann mindestens die Hälfte; war die Strafe uneinbringlich, so mußte der Verurtheilte als leibeigener Knecht auf einem königlichen Gute bis zur Tilgung dienen. Wer sich vom Heere entfernte, sich der Desertion (Heerisliz, d. i. Heeresflucht) schuldig machte, wurde mit dem Tode bestraft.

Diese mit äußerster Consequenz durchgeführten Wehreinrichtungen bedrückten bei den häufigen Kriegen der ersten fränkischen Herrscher gerade den mittleren und kleinen Grundbesitz am meisten, der nicht allein durch die nöthigen Ausgaben, sondern noch mehr durch die Vernachlässigung des Gutes zugrunde gerichtet wurde. „Arm und unfrei“, bemerkt ein neuerer Geschichtsschreiber sehr treffend, „waren aber damals

ganz gleichbedeutende Begriffe". Es war daher kein Wunder, daß sehr viele bisher freie Wehrmänner jedes Mittel anwendeten, um sich den verderblichen wirthschaftlichen Folgen des Heerbannes zu entziehen.

In dem Aufgeben ihres freien Besitzes, der sie zum Tragen der Heerbannpflicht zwang, und in der Unterordnung unter den Schutz weltlicher oder geistlicher Großen, die stets Mittel hatten, ihre Hörigen vor den Kriegslasten zu bewahren, bot sich ein solches Mittel. Und da nach und nach, freiwillig oder gezwungen, alle kleineren freien Grundeigenthümer davon Gebrauch machten, führten die strengen Karolingischen Heerbann-Gesetze gerade zum Gegentheil dessen, was sie anstrebten, nämlich zur Vernichtung der allgemeinen bürgerlichen Freiheit, an deren Stelle das Lehens- und Vasallensystem und die bis in das Ungemessene steigende Macht der Feudalgeschlechter trat, die bald dem Königthum selbst gefährlich wurde.

Vergebens war es, daß Karl der Große Maßregeln gegen das Aufgeben freier Güter ergriff und sogar trotz seiner streng kirchlichen Gesinnung die freiwilligen Schenkungen an geistliche Stiftungen, die sich sogar bis auf die persönliche Freiheit erstreckten, zu beschränken suchte; um den erdrückenden Lasten des Heerbannes zu entgehen, warf man die persönliche Unabhängigkeit leichten Herzens hin und suchte den „Schutz" hoher königlicher Beamten (Ministeriales), großer Adeliger oder reicher Kirchenstiftungen nach, das freie Eigenthum verwandelte sich in Pacht- oder Lehengüter und für den entrichteten Zins oder Robot und Zehent sorgte der Schutzherr für die Befreiung vom Kriegsdienst.

Damit war der erste und entscheidende Schritt zur Beseitigung der Volkswehr gethan, welcher nothwendig zum Söldnerwesen führen mußte.

Das Heer gliederte sich nun in mehrere Rangsstufen, deren unterste die Leibeigenen und Hörigen bildeten, die im Troß und Gefolge der Feudalherren standen. Ihnen schlossen sich die Dienstmannen (Ministeriales) an, welche aus den Vögten und anderen Beamten des Landesherrn bestanden, zu welchen aber auch, insoferne sie bestimmte Aemter verwalteten, Adelige gehörten. Bezeichnend aber für diese Phase der deutschen Heeresverfassung war die Classe der Vasallen, die nicht mehr blos vom Landesherrn abhingen, sondern Lehenspflichtige und Hintersassen der Grafen und Feudalherren waren, in deren Gefolge erschienen und sich ausschließlich dem Waffenhandwerk widmeten. Aus dem Vasallenthum entwickelte sich das Ritterwesen, dem wir in einem besonderen Abschnitte Beachtung schenken werden.

Das Verhältniß des Vasallen zum Lehensherrn beruhte auf einem besonderen Vertrag, der mit einem feierlichen Eide bekräftigt wurde. In diesem Vertrag verpflichtete sich der Vasall zu gewissen Diensten, nicht selten kam es aber vor, daß er sich auch vorbehielt, unter gewissen Umständen und gegen bestimmte Personen keine Kriegsdienste zu leisten. Darin lag einer der Unterschiede von den Dienstmannen oder Ministerialen, die ausnahmslos zur Heerfolge verpflichtet waren. Uebrigens war auch die Vasallenschaft nicht stets an ein Lehensgut geknüpft, sondern es kamen Fälle vor, daß ein Edler zu einem solchen Verhältniß gezwungen wurde, ohne dafür auf Schutz, Lehengut oder andere Gegenleistung Anspruch machen zu können. So nahm zum Beispiel Matthäus von Liechtenstein, ein Ahne des berühmten Geschlechtes, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts in einer seiner vielen Fehden die Brüder Niklas und Hans von Teufel gefangen und entließ sie der Haft erst, als sie ihm den Vasalleneid geschworen hatten.

Ueberhaupt war das sogenannte Fehderecht einer der ärgsten Uebelstände des Vasallen- und Ritterthums, denn aus den geringfügigsten Ursachen, oft auch aus bloßer Rauf- und Raublust, fielen die Ethelinge über einander her und unterhielten einen Kampf, dessen Kosten fast stets die beiderseitigen Unterthanen zu tragen hatten. Die späteren Kaiser, einzelne Landesherren und das aufstrebende Bürgerthum mußten mit voller Kraft einschreiten, um diesen Raufhändeln, die oft nur Vorwand des bloßen Strauchritterthums waren, ein Ende zu bereiten.

Mit der Ausbildung des Lehenwesens zum Vasallenthum hörte der frühere Heerbann fast ganz auf. Im Kriegsfalle rückten die Vasallen mit ihrem Gefolge aus, die früheren Wehrmänner konnten auf ihrer Scholle und bei ihrem Gewerbe bleiben und entrichteten an den Schutzherrn eine Rüststeuer, wofür dieser im Nothfalle Söldner anwarb. Nur wenn der Feind in das Land fiel und bei großer Gefahr erfolgte ein allgemeines Aufgebot. Dann tönte der Kriegsruf: „O weh!“ „O Wappen!“ durch die Gaue, von den Bergen loderten die „Chreydenfeuer“ (vom alten Worte Chreye, so viel wie Geschrei, Nothruf) und es mußte Alles zu den Waffen greifen.

In den Kriegen gegen Slaven und Ungarn erkannte man indessen auch bald, daß die dem Kriegswesen entfremdete, an friedliche Beschäftigungen gewöhnte Masse des Volkes zum Kampf gegen geübte Streiter nicht so tüchtig war, um auf Erfolg rechnen zu können. Die Vasallen und ihre Gefolgschaft machten den Krieg zu ihrer Aufgabe, übten sich für denselben, lernten in bestimmten Formationen und mit den verschiedenen Waffen kämpfen. Schon aus dem neunten Jahrhundert wird uns über ritterliche Uebungen in der Führung der Pferde und Waffen berichtet. In den Kämpfen gegen die Ungarn lernte man die Nothwendigkeit einer starken und geübten Reiterei erkennen, die aus den ritterlichen Vasallen gebildet wurde, während das für den Heerbann so wichtige, mit Kolben und Streitäxten ausgerüstete Fußvolk mehr in den Hintergrund trat, als unritterlich galt und nur im Nothfalle Verwendung fand.

Indessen genügte bei längeren Kriegen das Aufgebot der Vasallen doch nicht, und schon König Heinrich I., der Finkler genannt (geb. 876, gest. 936), sah sich genöthigt, in anderer Weise für die Vertheidigung des Landes und die Ergänzung des Heeres zu sorgen. Theilweise griff er auf den Heerbann zurück und rief die spärlich gewordenen, bisher mittelst Zahlung der Rüststeuer vom persönlichen Waffendienst losgezählten freien Grundbesitzer ein. Aber auch zu anderen gewagteren Mitteln mußte er greifen, indem er Verbrechern, selbst Straßenräubern und Dieben das verwirkte Leben oder die Strafe schenkte, sie bewaffnete, ihnen auf eroberten Gebieten Grund und Boden verlieh und sie förmlich autorisirte, im Feindesland zu plündern. Schließlich wurden nicht allein fremde Ritter, sondern auch fahrendes Volk, entlaufene Leibeigene und die bei jedem Kriege aus fremden Ländern zuströmende beutegierige Menge gegen Sold in zeitliche Kriegsdienste genommen. Dieses System hatte schon der fränkische Hausmayer Karl Martell (geb. 691, gest. 741) erprobt, später bediente man sich desselben in Italien und nun versuchte man es auch in Deutschland.

Treffend schildert ein Historiker die Uebelstände des Söldnerwesens, für welche wir übrigens im Verlaufe unserer Schilderungen noch zahlreiche Beispiele bringen werden, indem er sagt: „Mit den Soldtruppen haben sich aber ganz neue, bisher nie erhörte Leiden und Plagen über Europa ergossen. Die Leichtigkeit, Soldaten zu bekommen, vermehrte die Kriege und Fehden bis in das Unendliche, der geringste

aubritter konnte auf einen Anhang verworfener Miethlinge rechnen. Söldner kämpften ‑cht wie die alten **Wehrmänner** für ihr Vaterland, für ihre Familie, sondern für ‑en täglichen Unterhalt und aus Liebe zur Beute. Es gab keine Grausamkeit, keine ‑reuel- und Schandthat, welche diese Unmenschen nicht verübt hätten."




Kaiser Rudolf I. von Habsburg. (Seite 18.)

Zu diesen fürchterlichen Plagen kam eine andere hinzu: die Unterthanen mußten ‑m Unterhalt dieser Blutsauger Geld und Lebensmittel herbeischaffen, es entstanden ‑mer höhere, oft auch geradezu unerschwingliche Abgaben, die den geplagten Land- ‑ann und Bürger zum verzweifelten Entschluß brachten, sein Haus zu verlassen und ‑eichfalls ein Söldner und Räuber zu werden. War die Löhnung der Soldtruppen ‑eich viel geringer als die Kosten, welche Vasallen verursachten, so war sie doch viel

bedeutender als der Sold stehender Truppen in späteren Zeiten, und es mußte so sein weil nach Beendigung des gewöhnlich kurzen Feldzuges die Söldner abgedankt un ihrem Schicksale überlassen wurden. Aber eben darin lag eine neue Plage und Gefahr Gar oft wurden muthwillige Kriege angefangen, ohne die Hilfsmittel zu Rathe z ziehen. Der Feld- oder Raubzug ging zu Ende, ohne daß man den Söldnern di verheißene Löhnung zu zahlen im Stande war. Trotzdem aber wurden sie abgedank und verließen zwar das Lager, aber keineswegs das unglückliche Gebiet, an desse Herrn sie eine Geldforderung zu machen berechtigt waren. Um sich fortzubringen un an ihm zu rächen, raubten, plünderten und quälten sie die ganz schuldlosen Land bewohner so lange, bis in der Gegend nichts mehr aufzutreiben war. Und erhiel das Gesindel den Sold auch ausbezahlt, so setzte es dennoch sehr oft das Räuber handwerk fort, denn verhaßt war ihm jede andere Arbeit.

Derartige Zustände herrschten sofort beim Auftauchen des Söldnersystems, un sie wurden noch verschärft durch die Fehden der Großen, der Fürsten, Ritter un Städte unter einander. Darum klagte Bischof Salomo III. von Konstanz (ein Gra von Ramswag, gest. 919) mit Recht: „Alles habert, Graf und Dienstmann, im Strei liegen die Gau- und Markgenossen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Gese wird mit Füßen getreten, und die, welche Land und Volk schützen sollten, geben gerad das schlechteste Beispiel."

In welcher Weise die mit der Umgestaltung der deutschen Wehrverfassung parall laufende und von den ersten deutschen Königen aus dem salischen Geschlecht gefördert Entwicklung des Städtewesens von Einfluß auf die militärischen Verhältnisse war werden wir in einem besonderen, dem Kriegswesen der Städte gewidmete Abschnitte nachweisen.

Uebrigens thaten die militärischen Maßregeln Königs Heinrich I. und seine Sohnes und Nachfolgers, Otto des Großen (geb. 912, gest. 971), so viele Uebel stände sie auch in der Zukunft nach sich zogen, doch in jener Noth, für welche si zunächst berechnet waren, vollkommen ihre Schuldigkeit. Während im Beginne de zehnten Jahrhunderts der gegen die Einfälle der Ungarn aufgebotene Heerbann mei zu spät kam oder sonst gerade nicht rühmlich stritt, gelang es durch die Anlegun befestigter Plätze das Eindringen der Reiterschaaren zu hemmen, und in der Schlach am Lechfelde (bei Augsburg, 10. August 955) wurde ihnen die Lust dazu für all Zeiten benommen.

Nach dieser zum Verständniß des Weiteren unumgänglich nöthigen Darlegun der allgemeinen deutschen Wehrverfassung gehen wir an die Besprechung des Kriegs wesens in den deutsch-österreichischen Stammlanden, das zwar au jener beruhte, aber schon in sehr früher Zeit manches Eigenartige zeigte.



verloren, daß ihr nie an einem Mann solcher Schade geschah! Sei ihm gnädig Herre Gott, denn ein tugendhafterer Gast kam in dein Ingesinde (Gefolge) nicht!"

An die Belagerung von Ptolemais knüpft sich auch die Erinnerung an den Ursprung eines der ältesten, in Krieg und Frieden vielverdienten österreichischen Grafengeschlechtes. Im Gefolge des Herzogs Leopold befand sich auch einer seiner Dienstmannen, Dietmar von Thann, der trotz seines hohen Alters von siebzig Jahren noch am Kreuzzuge theilnahm und mit Jugendmuth gegen die Sarazenen stritt. Bei der Abwehr eines Entsatzversuches wurde das Pferd des Herzogs Leopold getödtet und er gerieth in Gefahr gefangen oder getödtet zu werden. Da warf sich Dietmar von Thann dazwischen und schützte den Herzog so lange, bis andere Hilfe kam. Im Lager erzählte der Herzog das Geschehene den übrigen Edlen und sagte, auf den noch mit Blut und Schweiß bedeckten greisen Helden weisend: „Hya min alt Thann!" (Du bist ein tapferer Mann!) Er nannte ihn auch in Zukunft nur „min alt Thann", eine Bezeichnung, die bald im ganzen Heere gebräuchlich war und auch in der Heimat üblich blieb, so daß aus „Thann" der Name Althann wurde, welchen das spätere gräfliche Geschlecht führt. Uebrigens war des greisen Helden Bravour so sehr bekannt, daß, als man einstens dem Herzoge Leopold die Nachricht brachte, ein Theil seiner Truppen sei geschlagen, er lächelnd erwiderte: „Das glaube ich nicht, min alt Thann hat sein Schwert noch nicht gezogen." (Hiezu das Bild.)

Nebst Heinrich Jasomirgott (geb. 1114, gest. 1177), dem ersten Herzog von Oesterreich, seinen Beinamen von seinem Sprichworte: „Ja so mir Gott helfe" tragend, erscheint zunächst im Vordergrund die Gestalt Herzogs Leopold VI., des Glorreichen, der durch Tapferkeit und weise Mäßigung, besonders aber durch seine Fürsorge um den bürgerlichen Wohlstand sich unsterbliche Verdienste erwarb. In dem von ihm erlassenen Landrecht sind auch die ersten Bestimmungen über das österreichische Kriegswesen enthalten, mit welchen wir uns näher befassen müssen, da sie in mehr als einer Beziehung charakteristisch sind.

Wie schon gesagt, galten in Oesterreich die Grundsätze der deutschen Heeresverfassung, nur hielt man bei der gefährdeten Stellung strenger an der Wehrdienstverpflichtung aller Wehrfähigen fest, soweit sie zum Gefolge oder den Hintersassen der Grundherren gehörten.

Das österreichische Landrecht nun trifft bezüglich des Militärwesens folgende Bestimmungen:

„Wenn der Landesfürst zur Vertheidigung des Vaterlandes ein allgemeines Aufgebot ergehen läßt, so müssen sich alle edlen Gutsbesitzer mit ihren Vasallen und Hintersassen aufmachen und in das Feld ziehen. Wer nicht erscheint, der gibt seinem Herrn einen halbjährigen Zins von seinem Lehen; Bürger und Bauern geben zur Strafe so viel, als ihr Haus an ganzjährigem Zins abwerfen könnte. Versäumt der Gutsherr selbst die Heerfahrt, so dürfen ihm seine Unterthanen keine Heersteuer oder Rüstgeld bezahlen. Der Landesfürst hat aber keineswegs das Recht, die Herrschaftsbesitzer zu zwingen, ihm auch außerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienste zu leisten; wünscht er dieses, so soll er sie darum ersuchen oder in seinen Sold nehmen."

Die veränderten politischen Verhältnisse drücken sich in diesen Bestimmungen unverkennbar aus. Die Form des Heerbannes besteht noch, aber sie ist durch die steigende Macht der Landesfürsten mit anderem Inhalt gefüllt. Der Kaiser und das



Reich erlassen weder das Aufgebot, noch kommt ihnen die Strafe zu; an ihre Stelle treten der Landesfürst und die Grundherren, welche gegen den ersteren ebenfalls werthvolle Privilegien geltend machen können. Charakteristisch ist es besonders, daß die Grundherren bei Unbotmäßigkeit keine andere Strafe trifft, als der Entgang der Heersteuer und des Rüstgeldes; in gleichem Falle zahlen die Vasallen an ihren Lehensherrn — nicht an den Landesfürsten — eine Strafe, doch ist sie milder bemessen als die den Bürgern und Bauern auferlegte.

Weitere Bestimmungen des Landrechtes sind:

„Ritter und Knappen, sie mögen Vasallen oder Dienstmannen des Landes, der Bischöfe oder Klöster sein, sowie überhaupt auch alle Herrschaftsbesitzer müssen ein geharnischtes Streitroß und eine vollständige Rüstung zum Schutz und zur Ehre des Landes in Bereitschaft halten, wenn ihnen ihre Güter zwanzig Pfund (Pfennige) jährlichen Einkommens abwerfen. Hat einer nicht so viele Einkünfte, so darf er nur mit einem unbedeckten Hengst und mit gemeinen Waffen versehen sein. Der Ritter und der Knappe, welcher eines siechen Körpers wegen zum Kriegsdienste untauglich ist, muß dessenungeachtet ein Streitroß und einen Harnisch haben; bedarf man seines Dienstes, so muß sein Sohn oder sonst ein Anverwandter von ihm seine Stelle vertreten. Wer dieser Pflicht nicht Genüge leistet, der ist rechtlos; auf seine Klage antwortet kein Richter, aber gegen ihn darf Jedermann als Kläger auftreten, und überdies zahlt ein solcher pflichtvergessener Ritter oder Knappe Demjenigen, welchem er seinen schuldigen Beistand versagt hat, noch zwanzig Pfund als Strafe, zu deren Erlegung man ihn zwingen soll, falls er sich derselben weigern sollte."

„Ergeht das Aufgebot zur Vertheidigung des Landes und ziehen die Wehrmänner nach dem bestimmten Sammelplatze, so haben sie auf dem Marsche nur das Recht, von den Hausbesitzern für sich selbst Speise und Trank, wo dies vorhanden, und für ihre Pferde ein Futter zu verlangen. Reicht man in den Quartierstationen die Lebensmittel gutwillig, so ist es den Anführern verboten, der Mannschaft Gewaltthaten zu befehlen. Um den Marsch zu beschleunigen, müssen täglich vier Meilen zurückgelegt werden, falls nicht unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen. Wer auf dem Marsch oder im Quartier sich mehr zueignet, als ihm dieses Gesetz erlaubt, über den soll der Marschall wie über einen Räuber das Urtheil sprechen."

„Wollte der Landesfürst einen seiner eigenen Dienstmannen und Vasallen aus bloßer Willkür und ohne Grund mit Krieg überziehen, so haben die Grafen, Freien und Dienstmannen keine Verpflichtung, ihn auf dem Zuge zu begleiten; es mögen dann seine eigenen Grundholden oder solche, die er durch gute Worte und Geld dazu bewegen kann, ihm Beistand leisten. Wagt es aber ein Dienstmann, seinen Landesfürsten ohne Recht anzufallen, so sind Alle im ganzen Lande verbunden, letzterem so beizustehen, als gälte es ihrem eigenen Leib und Gut."

Wie durch die steigende Macht der Fürsten das frühere Heerbannrecht des Reichsoberhauptes nach und nach eingeschränkt und endlich fast ganz aufgehoben wurde, so sehen wir aus den Bestimmungen dieses Landrechtes, daß auch die Macht der Herzoge, den Landadel zum Kriegsdienst zu berufen, mancherlei Vorbehalten unterlag. Das Vorrecht, nicht außer dem Lande fechten zu dürfen, bestand nur in Oesterreich. Anfänglich mochte die Sorge, diese wichtige Grenzprovinz nicht von Streitkräften zu entblößen, Anlaß zu [illegible]ser Bestimmung gegeben haben, denn im Landrechte heißt es: „weil dies Land [illegible]chte Mark (eine wichtige Grenze) ist." Gewiß aber

benützten die Vasallen bald diesen Umstand, um sich von der landesherrlichen Gewalt unabhängiger zu machen und neue Begünstigungen zu verlangen. Bis in das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert bestand dieses Vorrecht, und bei auswärtigen Kriegen mußte die Gefolgschaft der mächtigen Adeligen durch langwierige Verhandlungen, Zusicherung von Schadenersatz u. s. w. erkauft werden.

So erzählen die Chroniken, daß Herzog Albrecht I., beigenannt der Siegreiche (geb. 1248, gest. 1308), „Gold, Silber, schöne Kleider und große Lehen" an die Landesedlen vertheilte, um sie zur „Gefolgschaft über die Grenze" in einem Feldzug gegen den Grafen Iwan von Güssingen, der häufig Raubzüge über die österreichische Grenze ausführte, zu bestimmen. Kaiser Friedrich III. (geb. 1415, gest. 1493) erkannte aber, als die Landesherren sich auf dem Landtag von 1450 verpflichteten, auch außerhalb des Landes Kriegsdienste zu leisten, in einem besonderen Revers an, daß selbe es „nit schuldig gewesen wären, zu thun, sondern das von gutem Willen geschehen."

Auch das Vorrecht, nur Einen Monat auf eigene Kosten Kriegsdienste thun zu müssen, welches Kaiser Friedrich I., beigenannt Barbarossa (geb. 1121, gest. 1190), im Jahre 1156 den österreichischen Landesfürsten bezüglich des Reichsheeres zugestand, ging nach und nach auch auf die Vasallen über. Diese hielten sich auch innerhalb der Landesgrenze nur für Einen Monat verpflichtet, auf eigene Kosten zu dienen, dauerte der Feldzug länger, so mußte der Landesfürst die Kosten bestreiten und auch allen Schaden ersetzen, welchen ein Adeliger in Folge seiner Kriegsdienste an seinem Gut oder durch Gefangenschaft erlitt. Selbst die Bedeckung und das ritterliche Gefolge bei Reisen in das Ausland mußte der Landesfürst durch besondere Verträge sicherstellen, in welchen bestimmt war, wie viel „Hauben" oder „Helme" sich gegen die Entschädigungssumme als Begleitung zu stellen hatten.

Auch die genauen Matrikeln, welche einst über den Heerbann bestanden hatten, waren längst in Vergessenheit gekommen, was natürlich wieder nur zum Vortheil der Vasallen ausgenützt wurde. Galt es dann die Kriegshilfe festzustellen, so mußte der Landesfürst sich in ein Markten und Feilschen mit den Großen des Landes einlassen, wodurch oft viele kostbare Zeit verloren ging.

Als 1291 ein Krieg zwischen Herzog Albrecht I. und dem König Andreas III. von Ungarn (geb. 1269, gest. 1301) ausbrach, berief der erstere die steiermärkischen Landesherren, stellte ihnen die Gefahr der Erblande vor und bat sie, ihn nach Kräften in deren Vertheidigung zu unterstützen. Der Vormann der Landstände, Leopold, Bischof von Seckau, verpflichtete sich zur Stellung von sechzig Reitern, Heinrich, Abt von Admont, konnte nur mit vieler Mühe bewogen werden, hundert Gewappnete zu versprechen, und so mußte mit jedem einzelnen Landstand über die Kriegshilfe unterhandelt werden. In diesen Verhältnissen lag gewiß auch ein Grund, daß sich die Fürsten mehr und mehr an Söldnerheere hielten, um nicht an die Gunst oder das Uebelwollen trotziger Vasallen gebunden zu sein.

Waren derartige Verhältnisse eine lästige Fessel, wenn die unabweisbare Noth zum Aufgebot der Kriegsmacht des Landes zwang, so mußten sie noch mehr empfunden werden von einem Fürsten, welchem kriegerischer Sinn und unruhige Thatenlust in so hohem Maße eigen waren, wie es bei Herzog Friedrich II. (geb. 1211, gest. 1246), dem Sohne Leopold's des Glorreichen, der Fall war. Er führte seinen Beinamen „der Streitbare" mit vollem Recht und lag wechselnd mit dem Kaiser, seinen Nachbarn, den eigenen Vasallen und Bürgern des Landes in Krieg.

Seine erste Waffenthat kam auch dem allgemeinen Besten zugute, denn er züchtigte das mächtige Adelsgeschlecht der Kuenringe. Das Haupt derselben, Heinrich, war oberster Landmarschall von Niederösterreich, entführte aber nach dem Tode des Herzogs Leopold den herzoglichen Schatz und erhob mit seinem Bruder Hadamar und gleichgesinnten Adeligen die Fahne des Aufruhrs, um die landesherrliche Macht ganz abzuschütteln. Herzog Friedrich sammelte rasch ein Heer, zu welchem der Clerus und die Städte, die beide viel von den übermüthigen Burgherren zu leiden hatten, ausgiebigen Zuzug stellten. In kurzer Zeit wurde das zu einem festen Platz umgewandelte Zwettl erstürmt, die Festen Aggstein und Dürrenstein gebrochen und der Trotz der übermächtigen Vasallen gedemüthigt, obwohl Friedrich weise Milde gegen sie walten ließ.

Dazu bestimmten ihn gewiß nur weitaussehende Pläne, zu welchen ein Krieg gegen Böhmen und Ungarn gehörte, welche den Aufstand der Kuenringe begünstigt und zu Raubzügen nach Oesterreich benützt hatten. Besonders verhängnißvoll aber wurde Friedrich's Bestreben, Oesterreich unabhängig von der deutschen Reichsgewalt zu stellen, wodurch er mit der weisen Politik seiner Vorfahren brach. Seine Kriegszüge gegen die Ungarn (1233) hatten günstigen Erfolg, seine Verbindung mit dem König Heinrich VII. (gest. 1240), der gegen seinen Vater Kaiser Friedrich II. aufstand, stieß nicht nur auf den Widerwillen der Bevölkerung, sondern kostete schwere Opfer. Gleichzeitig strebte er, unterstützt von einigen ungarischen Großen, nach der Krone dieses Landes, fiel in dasselbe ein, erlitt aber schwere Niederlagen und mußte einen harten Frieden eingehen.

Die drückende Steuerlast und manche Willkürlichkeiten, die er sich erlaubte, mehrten die Feinde Friedrich's im eigenen Lande. Ueber eine Klage österreichischer und steierischer Landstände wurde 1236 die Reichsacht über ihn verhängt, mit dem Bemerken, er habe „die Trefflichkeit seiner Vorfahren abgethan, seine Verwandten verfolgt, die Reichsehre verletzt, den Frieden gebrochen, die Wohlhabenden geängstet, die Armen gedrückt, Willkür für Recht geübt und in anmaßlicher Thorheit göttliche und menschliche Gesetze übertreten".

Von allen Seiten setzten sich Heere in Bewegung, um die Acht gegen ihn zu vollziehen, und die Schwierigkeit seiner Lage war bei der im eigenen Lande herrschenden Stimmung eine verzweifelte. Aber er zeigte sich derselben gewachsen. Nachdem er vergebens in Wien, das ihm besonders gram war wegen der an einer Bürgerstochter (namens Brunhilde, Andere nennen sie ein Fräulein von Pottendorf) bei einem Hoffeste verübten Frevelthat, eine Stütze gesucht hatte, warf er sich zuerst in die Feste Starhemberg, dann nach Neustadt, das wohlbefestigt war und schon aus Eifersucht gegen Wien zu ihm stand.

Als das unter dem Burggrafen Konrad von Nürnberg stehende Reichsheer ihn auch dort aufsuchen wollte, warf er sich mit seiner meist aus persönlichen Anhängern und Söldnern bestehenden Schaar blitzschnell auf dasselbe, zersprengte es und brachte bald darauf auch dem Heer des Reichshauptmanns Otto von Eberstein bei Tulln eine schwere Niederlage bei. Durch blitzschnelle Bewegungen, die der damaligen Kriegführung ganz fremd waren, und geschickte Manöver wußte er seine zahlreichen Feinde stets getrennt zu halten, einzeln zu schlagen und durch Ueberfälle und kleine Gefechte zu ermüden. Als er noch den Böhmenkönig von der kaiserlichen Sache abgezogen hatte, eroberte und unterwarf er nach und nach seine Lande wieder, und am 9. Juli

1239 erschien er vor Wien, das auch jetzt noch an der Abneigung gegen ihn festh
Eng umschlossen, widerstand die Stadt bis zum Frühjahr 1240 und mußte
Hunger zur Unterwerfung gezwungen werden.

Herzog Friedrich II. ließ auch diesmal Milde walten, wie denn überh
in seinem Charakter alle jene Gegensätze, die dem echten Ritterthume anklebten,
einigt waren, und auch der Kaiser machte seinen Frieden mit ihm und hob die Reichs
auf. Aber Herzog Friedrich war eben der „Streitbare" und ertrug das L
ohne Waffengetöse nicht lange.

Durch rechtzeitige Aufstellung eines Heeres an der Leitha hielt er die das g
Oberungarn verwüstenden Mongolen von Oesterreich ab (1240), und in den näch
Jahren bestand er siegreiche Fehden gegen Baiern und Böhmen. Die Erschöpfung des
den Horden der Mongolen kaum befreiten Landes benützend, nahm Friedrich
im Jahre 1245 seine alten Pläne gegen Ungarn wieder auf. Unter dem Vorw
Pfandrechte zu haben, besetzte er die Grenzgebiete, nahm Raab und Preßbu
Durch den Grafen Achilles von Frangipani zum Rückzug genöthigt, n
Friedrich II. einen von den Böhmen vermittelten Frieden an, der aber kaum
Jahr währte. Denn nun bedrohten die Ungarn mit einem gewaltigen, von
Brüdern Frangipani geführten Heere Oesterreich und hatten an einzelnen St
schon die Grenze überschritten.

Vor Neustadt, dem Sammelplatz seines Heeres, zog Friedrich II. an sei
fünfunddreißigsten Geburtstag, den 15. Juni 1246, dem feindlichen Heere entge
bei dem sich auch der König von Ungarn, Bela IV. (geb. 1215, gest. 1270),
gefunden hatte. Am frühen Morgen begann die Schlacht, von Friedrich s
eröffnet, der mit einem kleinen Häuflein den feindlichen Vortrab warf, in de
ungestümer Verfolgung sich aber zu weit vorwagte. Das ungarische Hauptheer
über die Leitha und umschloß Friedrich mit seinen Begleitern von allen Se
Nur die Gefangenschaft oder einen verzweifelten Kampf vor sich sehend, entschloß
Herzog Friedrich kurzwegs zum letzteren und fand beim Bestreben, sich dur
schlagen, den Tod — durch den Pfeil eines Kumanen, oder, wie Andere wissen wol
durch die Waffe eines heimlichen Gegners im eigenen Heere. Ja man bezeichnete d
den Junker Rudolf von Pottendorf (Besitzer des gleichnamigen Schlosse
Unterösterreich) als denjenigen, der dem Herzoge, ihm nachsprengend, den Spie
die Seite gestoßen und ihn dann mit dem Zaume seines eigenen Rosses erwürgt h
aus Rache für die an seiner Schwester verübte Gewaltthat. Wieder Andere lassen
Greuelthat Brunhilden selber vollbringen, die in Knappentracht ihrem Ueberwäl
gefolgt war.

Nun erst entspann sich die Hauptschlacht, und das österreichische Heer errang,
vom Tode des Herzogs etwas zu wissen, unter Führung des Bannerträgers Hein
von Liechtenstein einen Sieg und zwang die Ungarn zum Rückzug. Der Geh
schreiber Heinrich suchte und fand den Leichnam des Herzogs und brachte ihn
Neustadt, das sich eben dem Siegesjubel überließ.

Das Urtheil über Friedrich II. lautete schon damals sehr verschieden. „Man
Ritters Auge wurde naß", klagt Ulrich von Liechtenstein, „als sie den to
Fürsten sahen, mancher raufte sein Haar und mit Recht ward er von Allen bekla
Und in einer anderen Chronik heißt es: „Mit Friedrich's Tode schlug Oester
die Stunde namenlosen Unglücks, das auch seinen Schmähern die Augen öffnete

daß sie nun selbst ihren Herzog und Herrn als den wahrhaft Einzigen erkennen und beweinen und eine Welt bewegen würden, um ihn aus der kalten Erde wieder zurückzurufen. Mit ihm ward die öffentliche Wohlfahrt zu Grabe getragen! Niemand vermag mehr gegen die Gewaltthat boshafter Uebermacht zu schützen, seit er nicht mehr das unerbittliche Racheschwert handhabt!"

Das sind Ueberschwenglichkeiten, welche theilweise den Thatsachen ganz widersprechen. So mochte die an seine Person gebundene Ritterschaft urtheilen, vom eigenen Vortheil und den glänzenden ritterlichen Eigenschaften des letzten Babenbergers beeinflußt. Es liegen Zeugnisse genug vor, daß die Mehrzahl seiner Unterthanen, getroffen



Friedrich's des Schönen Gefängniß. (Seite 23.)

von den Lasten und Willkürlichkeiten, die immer an einer so kriegerischen Periode hafteten, anders über ihn dachte, und die Bestürzung, die sein Tod hervorrief, ist nur auf die Ungewißheit über das Schicksal des Landes zurückzuführen. Immerhin ist Friedrich der Streitbare eine der charakteristischesten Erscheinungen einer Zeit, in welcher aller Glanz des Ritterthums sich schon mit gänzlicher Scrupellosigkeit in Zielen und Mitteln verband.

Friedrich II. fand seine Ruhestätte im Capitelsaale des Stiftes Heiligenkreuz, dessen Mitte noch jetzt sein freilich sehr verstümmeltes Steinbild einnimmt.

Die nun folgende Zeit der Herrenlosigkeit war für die österreichischen Lande umso unheilvoller, als in den Regierungsjahren Herzogs Friedrich II. der Sinn für Recht und Gesetzlichkeit arg geschädigt worden war. In politischer, wirthschaftlicher

und militärischer Beziehung gingen die Errungenschaften von Jahrhunderten verlore
Wernher der Gärtner erzählt in seinen gleichzeitigen Schriften, in welcher We
der Adel seine Uebermacht geltend machte.

Ueberall entstanden im „Gau", im flachen Lande, ohne daß nach einer Ei
willigung gefragt worden wäre, Burgen, von welchen aus das Landvolk bedrü
und zur Zinspflichtigkeit gezwungen wurde. Hie und da empörte sich dasselbe; m
griff die Burgen an und brannte sie nieder, wie es z. B. zu Kirchelingen (das heuti
Kierling bei Klosterneuburg) geschah. Das rächten die Adelsherren wieder du
förmliche Jagden auf die „Gauhühner", wie die Bauern genannt wurden, von welch
übrigens der österreichische Dichter Stricker warnend spottet: „sie seien schwer
braten, ungesund und nicht leicht zu verdauen".

Ruhe und gesichertes Regiment trat erst wieder ein, als Ottokar II.,
gewaltigste Persönlichkeit aus der langen Reihe der Přemislidenkönige v
Böhmen, auf Grund freilich sehr anfechtbarer Rechtsansprüche Besitz von den öst
reichischen Stammlanden nahm. Klug und tapfer, prachtliebend und besorgt für
bürgerliche Wohlfahrt, strenge und leutselig am rechten Platze, ein entschiedener Freu
deutscher Art, wußte er sich so beliebt und gefürchtet zu machen, daß seine Herrsch
auf keinen Widerspruch stieß und der durch die Schlacht im Marchfeld herbeigefüh
Besitzwechsel von vielen Seiten mit Bedauern gesehen wurde.

Diese Schlacht ist für die allgemeine Geschichte Oesterreichs zu wichtig, um
nicht besonders zu erwähnen. Die erzwungene Unterwerfung Ottokar's unter
kaiserliche Gewalt war wohl von keinem Theil ernst genommen worden und es bli
unzweifelhaft, daß nur das Schwert über den Besitz der schönen österreichischen Lan
entscheiden konnte. Durch die frühzeitige Entdeckung einer Verschwörung zu Gunst
Ottokar's unter den Adelshäuptern Oesterreichs, an deren Spitze wieder der unruhi
Heinrich von Kuenring stand, wurde 1277 die Entscheidung näher gerückt,
beiden Theilen angenehm war. Kaiser Rudolf I. von Habsburg (geb. 121
gest. 1291, Bild Seite 9) sammelte rasch das Reichsheer und zog ungarische Hil
truppen an sich. Ottokar II. brach am 27. Juni mit dem Hauptheer von Pr
auf, zu dem mährische und polnische Reiter stießen, aber auch viele Anhänger a
den deutschen Landen gehörten.

Ottokar verlor kostbare Zeit mit der Einnahme von Laa und Drosendo
die vom Kaiser trefflich zur Verstärkung des Reichsheeres benützt wurde. Am 24. Aug
standen sich die beiden Heere im Marchfeld zwischen Jedenspeigen und Dürnkrut geg
über und in der Mittagsstunde des 26. begann die Schlacht, eine der entscheidung
vollsten, welche je auf österreichischem Boden geschlagen wurde.

Mit Wucht trafen die beiden Heersäulen auf einander, so daß ein Chronist d
treffende Gleichniß gebraucht: „Wie ein gewaltiger Baum vom Sturm hin und
geschaukelt wird, so schwankte der Kampf unentschieden."

Im Anfang errang Ottokar, der, im prunkvolle[illegible] ich, die goldene Kr
auf dem Helm, seine Heerhaufen anführte, einige Vor[illegible] recht
Flügel des Reichsheeres zurück, wobei Kaiser Rudol[illegible]
schwollenen Wasser des Weidenbaches unterzusinken.

Es hatten nämlich der thüringische Ritter Valen[illegible]
Kraft, wie auch der eisenstarke Pole Herbo[illegible] Fülle[illegible]
Kaiser abgesehen; der erstere hatte ihm be[illegible]

so daß er in den Weidenbach fiel. Glücklicherweise eilten zu Rudolf's Rettung mehrere von seiner treuen Züricher Leibgarde herbei und Rudolf schwang sich schnell auf ein anderes Pferd, bezwang den Polen im Zweikampf und sandte seine Krieger mit den Worten zurück: „Sorgt nicht für den Einzelnen, sondern steht Anderen bei.“ Ritter Ulrich von Kapellen, Befehlshaber der kaiserlichen Nachhut, führte nun frische Truppen herbei, warf sich auf die schon ermüdeten, von der Sonne geblendeten böhmischen Krieger und gab so dem Kaiser Zeit, seine schon erschütterten Schaaren neu zu ordnen.

Aber noch einmal wankte der Erfolg, ja es gerieth sogar die österreichische Hauptfahne ins Wanken, welche der Landrichter und Panierträger (Signifer Austriae) Otto von Haslau, ein hundertjähriger Greis, schwang, und allein aus dem edlen Geschlechte der Trauttmannsdorf waren bereits vierzehn Streiter gefallen; da aber stürzte sich der Führer der österreichischen Truppen, der alte unbesiegte Held Heinrich von Liechtenstein, das Banner hoch schwingend, auf die dichtesten Feindesreihen und durchbrach mit seinen Streitern und den Tapfersten der österreichischen Ritterschaft, den Liechtensteinen, Falkenbergen, Schildberg, Hohleneck und Anderen, die feindliche Schlachtordnung.

Am linken Flügel hatte indessen die Schlacht von vornherein eine für Ottokar's Sache mißliche Wendung genommen; hier gebot Friedrich III. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, der die Sturmfahne des Reiches führte, und mit Hilfe der ihm beigegebenen ungarischen Reiter gelang es ihm, den Feind zu werfen, zu umfassen und gegen die March zu drängen. Ottokar's letzte Hoffnung, die von Milota von Diediß befehligte Nachhut versagte und wandte sich — angeblich aus Verrätherei des Anführers, welcher am König Rache für eine alte Beleidigung nahm — zur Flucht, welche bald allgemein wurde.

Ottokar, der bisher mit Heldenmuth gestritten hatte, verschmähte es auch jetzt, sich den fliehenden Trümmern seines Heeres anzuschließen, sondern stürzte sich mit wenigen Getreuen nochmals auf die deutschen Ritter, deren Streichen er erlag, obwohl Kaiser Rudolf strengstens befohlen hatte, sein Leben zu schonen. Als der verstümmelte und aller Kleider beraubte Leichnam Ottokar's gefunden wurde, konnte der siegreiche Kaiser selbst sich der Thränen nicht enthalten.

Ein einfaches Kreuz, „Herrenkreuz“ genannt, bezeichnete späterhin die Stätte, auf welcher König Ottokar II. gefallen war. Im Jahre 1830 aber wurde dieses auf dem Kruterfelde nächst Dürnkrut stehende Wahrzeichen demolirt und keine neue Denksäule auf dem Platze aufgerichtet. Einer landläufigen Sage nach soll die Rochuskapelle zwischen Angern und Stillfried auf dem Platze stehen, wo Ottokar getödtet wurde.

**Mit dem Ausgange der Schlacht war die Herrschaft des habsburgischen Herrscherstammes in Oesterreich besiegelt, welcher die im Jahre 1282 erfolgende Belehnung Albrecht's I. auch die rechtliche [illegible] gab.**

Das Bestreben, die habsburgische Schutzherrschaft in Theilen des Schweizergebietes [illegible] und zu einer förmlichen Landeshoheit auszuweiten, verwickelte mehrere [illegible] des Kaisers Rudolf I. in unheilvolle Kriege, die zu charakteristisch für [illegible]rung jen[illegible] Zeiten und den Niedergang des Ritterthums sind, um [illegible] Ern[illegible] zu finden.

Herzog Leopold I. von Oesterreich, genannt der Glorwürdige (geb. 12
gest. 1326), ein Sohn Kaisers Albrecht I., nahm den Anlaß zu einem Kriegszug ge
die Schweiz von der Unterstützung, welche die Eidgenossen dem Gegner seines Brud
Friedrich des Schönen, im Bewerb um die deutsche Kaiserkrone, gewährten.
Schweizer aber hielten umgekehrt zu Ludwig, dem Baier, weil sie mit dessen H
sich ganz von der habsburgischen Herrschaft befreien zu können hofften.

Im herzoglichen Heere, das aus schwer gepanzerten Reitern gebildet war, v
achtete man den Feind, der nur aus Bauern bestand, und der Spottreden u
Spottlieder auf „die Hirten, die mit Melkzubern und Rechen in den Kampf zögen", g
es gar viele. Man sollte sich aber bitter über den Muth und die Widerstandskr
dieses Bauernvolkes getäuscht sehen, das für seine Freiheit und Unabhängigkeit fo
Die drei Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden sollten den ersten Stoß aushal
und sendeten alle waffenfähigen Männer nach Haßlern. „Hier mußten nämlich
Herzogs Schaaren vorbei, um von Zug aus in die inneren Thäler zu gelangen.
Klugheit war dieser Ort von den Eidgenossen zum Widerstande gewählt, da hier wen
Männer viele mit Glück aufzuhalten vermögen, denn die Straße nimmt fast ganz
Grundbreite ein, welche zwischen dem tiefen Aegerisee und den steil abfallenden Fe
wänden schmal sich hinzieht. Diese Felsen und Abhänge werden, wegen des Sump
oben, Moorgarten genannt, ein dort besonders schroff hereinragendes, senkrech
Gestein heißt der Matligütsch."

Von diesen Höhen nun stürzten die Schweizer Felsblöcke und Baumstämme
die heranrückenden Schaaren Leopold's, die so siegesbewußt waren, daß sie sc
reichlich für Stricke zum Mitführen des Schweizerviehes gesorgt hatten. In der Fla
aber fielen die Schweizer von Steigen, welche für die Gepanzerten ganz ungang
waren, auf das Ritterheer herein und brachten demselben in nicht ganz zwei Stun
eine furchtbare Niederlage bei (15. November 1315).

Der Schweizer Chronist Johannes von Winterthur schreibt diesen Erfolg meist
Schwerfälligkeit der ritterlichen Rüstung zu, gegen welche auf solchem Terrain die lei
beweglichen Bauern mit Steigeisen und der furchtbaren nationalen Waffe, der „Hal
barte" (Hellebarde, richtiger Helmbarte, da der Spieß mit einem Barte, das ist ei
Art Beil versehen ist und so mit dieser Waffe sowohl gestochen als auch gehauen wer
kann, sie auch vornehmlich zum Durchhauen des Helmes diente), sehr im Vortheil stand

„Das war kein Kampf", erzählt er, „sondern nur ein an dem Kriegsvolk Herz
Leopold von jenen Gebirgsleuten verübtes Hinschlachten einer zum Opfertod geführ
Heerde". Die Eidgenossen ließen ihrem Grimm Lauf und erschlugen die Ritter „
Fische im Netze". Fünfzehnhundert fielen unter den Streichen der Bauern, v
ertranken im See und nur ein kleines Häuflein rettete sich mit dem Herzog,
„gleichsam halbtodt vor ungemeiner Betrübniß" war.

Nicht günstiger fiel ein nahezu siebzig Jahre später unternommener Versuch a
die alte Oberhoheit über das Schweizerland zu behaupten. Herzog Leopold I
ein tapferer, aber auch ungestümer und heißblütiger Herr, war Reichsvogt in O
und Nieder-Schwaben und nahm davon Anlaß, sich in die Streitigkeiten
schaft mit den Eidgenossen zu mengen, gewiß nicht ohne Nebeng
Herrschaft wieder über Schweizergebiet auszudehnen.

Ein vom Grafen von Kyburg ausgeführter, al
auf die Stadt Solothurn entfesselte den offenen Krieg,

Niederlagen der Adelspartei auch Herzog Leopold III. einzutreten sich verpflichtet hielt. Er berief die Vasallen aller seiner Länder, auch fremde Ritter schlossen sich ihm an, so daß der kriegslustige Fürst das größte Heer zusammenbrachte, das noch je in die Schweiz einbrach. Kein Wunder, daß er eben so siegesgewiß war wie sein gleichnamiger Ahnherr, aus dessen Mißerfolg doch so manche Lehre hätte gezogen werden können.

In der Nähe des Städtleins Sempach, auf einem Höhenzug, der gegen den Sempacher-See abfällt, erwarteten die Eidgenossen am 4. Juli 1386 ihre furchtbaren Gegner. Herzog Leopold III. hatte zwar zahlreiches Fußvolk bei sich, eilte aber mit der Ritterschaft voraus und konnte im Angesicht des Gegners die Kampflust nicht zügeln. Er wollte auf das Fußvolk nicht warten, gab daher, da ein Kampf zu Rosse nicht möglich war, den schwer gepanzerten Rittern den Befehl zum Absitzen.

Nun drangen die Eidgenossen, vom Schultheiß Petermann von Gundoldingen geführt, gegen die eisenstarrenden Ritter vor, welche in dreifachen Reihen mit vorgehaltenen langen Spießen eine schier unbezwingliche Phalanx bildeten.

Lange zerschellten alle Angriffe der Schweizer daran, bis — so erzählt eine von der historischen Kritik angezweifelte Ueberlieferung — der Schweizer Arnold Struthan von Winkelried sich opferte, um die starren Reihen der Ritter zu brechen. „Er empfahl den Eidgenossen Weib und Kinder, denen mögen sie entgelten, was er *jetzt* an ihnen thun wolle; darauf umfaßte er mit seinen Armen die Spieße der Feinde, drückte sie in seine Brust und machte so den Seinen eine Gasse."

Gleichviel, ob es sich gerade auf diese Art zutrug, gewiß ist nur, daß die Reihen der Ritter endlich durchbrochen wurden und die Scenen von Moorgarten sich wiederholten. Bei der herrschenden Hitze wurden die schweren Rüstungen noch unerträglicher, und was nicht den Streichen der Schweizer erlag, erstickte jämmerlich in den Harnischen.

Herzog Leopold hielt tapfer aus und warf sich, als der Träger des Banners von Oesterreich fiel, in das dichteste Getümmel, um dasselbe zu retten. Dabei stürzte er und wurde von einem Sennen, obwohl er rief: „Ich bin der Herzog!" erschlagen, so daß der Dichter Peter Suchenwirt von ihm mit Recht sagen konnte, daß „er den Tod nicht, aber die Schande mied".

Nun war alle Ordnung gelöst und die Ritter dachten an die Flucht. Aber der Ruf nach den Pferden war vergebens, der Troß hatte sich, aus der Ferne die Niederlage der Herren sehend, längst geflüchtet, und das Blutbad von Moorgarten wiederholte sich bei Sempach. Ueber zweihundert Ritter aus den edelsten Geschlechtern fanden durch die bäuerlichen Waffen der Schweizer ihr Ende.

Man kann diese Schlachten mit gutem Recht als blutige Wahrzeichen einer sich unaufhaltsam vorbereitenden Wendung des Wehrwesens bezeichnen. Mit dem [illegible]enden Ritterthum trat das Fußvolk wieder in den Vordergrund, an Stelle der [illegible]waffen trat die leichtere Beweglichkeit des Kämpfers.

Von Wichtigkeit für die Kriegführung jener Zeiten ist auch die Schlacht bei Mühldorf oder Ampfing, durch welche der seit acht Jahren wüthende Streit um [illegible] Kaiserkrone zwischen Friedrich I. dem Schönen von Oesterreich und [illegible] dem Baier zu Gunsten des le[illegible]eren entschieden wurde. Der schwankende [illegible] sich erst nach dem Geling[illegible] eigenthümlichen List — dem Gebrauch [illegible]ichen — auf die b[illegible] Seite.

Von beiden Theilen suchte man eine endgiltige Entscheidung herbeizuführen u
es wurden alle Streitkräfte und Bundesgenossen aufgeboten, zu welchen auf Friedrich
Seite König Karl von Ungarn, die Bischöfe Friedrich von Salzburg und Albrec
von Passau, namentlich aber sein Bruder, Herzog Leopold von Oesterreich, den w
aus der Schlacht bei Moorgarten kennen, gehörten, während zu Ludwig dem Bai
der König Johann von Böhmen und zahlreiche deutsche Fürsten hielten.

Im September 1322 waren sich die beiden Heere ganz nahe gerückt, aber d
sich der Marsch Herzogs Leopold aus den Vorlanden sehr verzögerte, war d
Friedrich's an Zahl dem baierischen nicht gewachsen. Wohl riethen ihm seine erfa
renen Feldhauptleute Ulrich und Heinrich von Wallsee und der alte Landmarsch
Dietrich von Pillichdorf zum Rückzuge, aber Friedrich wollte davon nichts wisse
sondern sandte Boten an seinen Bruder Leopold, um Verabredungen zu treffen u
dessen Ankunft zu sichern, da er den 28. September zum Schlachttag bestimmte.

Diese Boten aber wurden abgefangen; trotzdem Friedrich in Ungewißheit üb
seines Bruders Hilfe war, beharrte er doch auf seinem Entschluß, indem er unmuthig rie
„So viele Witwen und Waisen habe ich gemacht, und Unheil so viel an der Christenh
begangen, daß ich den Streit nicht länger aufschieben mag, gehe es mir, wie es wolle

So begann denn am bestimmten Tage um fünf Uhr Morgens die Schlacht u
gestaltete sich durch die Tapferkeit der österreichischen Ritter günstig für Friedri
der in vergoldeter Rüstung, den goldenen Reichsadler als Helmzier, wacker mitfo
Das böhmische Fußvolk fing zum Weichen an und König Johann entging kaum
Gefahr, vom österreichischen Bannerträger Dietrich von Pillichdorf gefangen genomm
zu werden. Mit Mühe brachte Heinrich von Baiern mit den städtischen Trupp
die Schlacht wieder zum Stehen, aber bald schwankten auch diese und die Schla
schien für Friedrich entschieden.

Da wirbelte im Rücken der Oesterreicher eine gewaltige Staubwolke auf u
Reiterschaaren mit den österreichischen Feldzeichen sprengten heran; sie wurd
als die vermeintlichen Truppen Herzogs Leopold mit Jubel begrüßt. Aber in
Nähe gekommen, warfen sie sich ungestüm auf die überraschten Oesterreicher, die e
zur Erkenntniß der List kamen, als sie, theils zersprengt, theils von allen Sei
eingeschlossen waren. Diese List war ein Werk Friedrich's IV. von Zoller
Burggrafen von Nürnberg, der dafür die Belehnung mit der Mark Brande
burg erntete und der Stammvater des preußischen Königshauses wurd
Trotz verzweifelter Gegenwehr war die Sache Friedrich's verloren, denn auch
ungarischen Hilfstruppen konnten keine Rettung bringen, weil sie sich beutelüstern z
streut hatten. Friedrich der Schöne selbst, sein Bruder Heinrich, der Erzbisch
von Salzburg und fast der ganze Adel wurden gefangen. Von den Rittern gerieth
1500 in Feindeshand, 5000 Streiter beiderseits deckten mit ihren erschlagenen Leibe
die Wahlstatt, darunter der greise Held Albrecht von Trauttmannsdorf, d
mit seinen vier Söhnen: Herrand (seines mächtigen Gliederbaues wegen „d
große Ritter" genannt), Hektor, Konrad und Leopold, dann mit den Söhn
und Enkeln jener vierzehn Trauttmannsdorfe, die ihre Treue gegen Rudolf I. a
dem Marchfelde mit ihrem Blute besiegelt hatten, herbeigeeilt war, um in der En
scheidungsschlacht mitzukämpfen. Von diesen Helden, in[illegible]ammt 23 an der Za
blieben nur drei am Leben: Albrechts beide Söhne [illegible]nd und Hektor u
sein junger Enkel Albero, die übrig[illegible] todt au[illegible]achtfelde.

In den zahlreichen Fehden Kaisers **Friedrich** III. (geb. 1415, gest. 14 mit seinem Bruder **Albrecht** VI. (geb. 1418, gest. 1463), dann mit den Ung und Böhmen, nahm der Gebrauch von **Söldnern** immer mehr überhand. Verfall der alten Heereseinrichtungen, noch mehr aber die Nöthigung, in den politis Wirren stets eine verläßlichere und geübtere Waffenmacht zur Hand zu haben, dies die Aufgebote sein konnten, drängten in gleicher Weise, sich immer mehr Soldtruppen zuzuwenden. Der Nachtheile, welche damit für die Länder verbun waren, geschah bereits Erwähnung; es ist jedoch unbestreitbar, daß das Söldnerw eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit, eine Art Zwischenstufe in der histori



Lauernde Raubritter. (Seite 47.)

Entwicklung des Heerwesens, von den ersten auf allgemeiner Theilnahme des Vol beruhenden Einrichtungen des Heerbannes bis zu den auf allgemeiner Wehrpfl beruhenden Armeen unserer Zeit bildete.

Jede wichtigere geschichtliche Phase schafft sich ihre Typen und es ist dies nament mit dem Kriegswesen der Fall. Bedeutende Individualitäten wissen sich unter a äußeren Umständen zur Geltung zu bringen, nur nehmen sie von diesen ein gewi Gepräge an, das dann eben charakteristisch für die Zeit und die Verhältnisse ist, welchen sie hervorgingen. Das Söldnerwesen, das sich zuerst in Italien ausbildete dort, begünstigt durch die zahlreichen kleinen Herrschergebiete und Städterepubliken, üppigsten blühte und die Condottieri (Anführer) schuf, ist hervorragend reich an P sönlichkeiten, welche dessen Vorzüge und Nachtheile [illegible] illustriren.

Für die österreichische Kriegsgeschichte im fünfzehnten Jahrhundert greifen wir zwei Beispiele heraus, an welchen sich besonders die oft übergroße Macht solcher Söldnerführer zeigt.

Andreas von Baumkircher (richtiger geschrieben wäre Paumkircher), einem sehr begüterten krainischen Geschlechte entstammend und 1409 geboren, war einer der berühmtesten Kriegsleute seiner Zeit, riesig von Gestalt, gefürchtet wegen seiner seltenen Leibesstärke und tollkühnen, keiner Gefahr achtenden Tapferkeit. Er war durch lange Zeit einer der treuesten Anhänger des Kaisers Friedrich III., dem er nicht blos durch seinen eigenen gewaltigen Arm Dienste leistete, sondern auch auf eigene Kosten ausgerüstete und unterhaltene Söldnerschaaren zuführte.



Baumkircher's Heldenthat in Wiener-Neustadt. (Seite 25.)

Als die österreichischen Stände unter Anführung des ehrgeizigen Ulrich von Eitzing (geb. 1398, gest. 1460, Hubmeister, d. i. eine Art Finanzminister von Oesterreich) den Kaiser im Jahre 1452 in Neustadt belagerten und bei einem Gefecht am 28. August in Verfolgung der Vorposten durch das Wiener Thor in die Stadt einzudringen drohten, warf sich Baumkircher den Feinden entgegen und widerstand denselben, obwohl aus dreizehn Wunden blutend, fast allein so lange, bis hinter ihm die Brücke abgeworfen und das Schutzgitter herabgelassen worden war, welch letzteres er mit genauer Noth durch einen gewagten Satz mit seinem schweren Streitroß erreichte. Ohne diese heldenmüthige That, welche ihm in der Geschichte den Beinamen des österreichischen Horatius Cocles verschaffte, wäre der Kaiser der Gefangenschaft nicht entgangen. ([illegible] hier oben.)

Auch in dessen Kampf mit dem Bruder Herzog Albrecht im Jahre 1461 hielt Baumkircher treu zu Kaiser Friedrich und schlug, während die herzogliche Partei unter des Bürgermeisters Wolfgang Holzer Führung den Kaiser in der Wiener Burg belagerte, mit seinen Söldnern das nahende Heer des Herzogs Albrecht in die Flucht, dann sich mit der zum Entsatz nähernden böhmischen Armee des Königs Georg Podiebrad vereinigend, der auch den Frieden und die Befreiung des Kaisers vermittelte.

Friedrich III. anerkannte alle diese Dinge mit — Worten, er schlug ihn ein zweitesmal zum Ritter und machte ihn zum Landeshauptmann von Steiermark, aber an eine Wiedererstattung der Auslagen und Verluste, die Baumkircher in seinem Interesse getragen, dachte niemand. Zum großen Theil mochte die Geldnoth, mit welcher Friedrich stets kämpfte, daran Schuld tragen, aber auch sein eigenthümlicher Charakter wirkte gewiß mit, wenn Baumkircher mit seinen berechtigten Forderungen hingehalten, vertröstet und endlich ganz abgewiesen wurde. Treffend sagt ein österreichischer Historiker von Friedrich III., daß er „kleinliche Schlauheit für Weisheit, Kargheit und Verschwendung zu gleicher Stunde für gute Wirthschaft gehalten habe".

Da kam denn endlich leider die so oft bewiesene, mit Opfern von Gut und Blut besiegelte Anhänglichkeit Baumkircher's ins Wanken. Er schloß sich einem Bündniß mißvergnügter steierischer Adeliger an, brachte mehrere landesherrliche Schlösser und Güter gewaltsam in seinen Besitz, knüpfte Verbindungen mit dem Ungarkönig Matthias Corvin an und spielte diesem die Stadt Leibnitz in die Hände. Aber sein Gewissen konnte sich dabei nicht beruhigen und 1471 suchte er sich wieder dem Kaiser zu nähern, er vermittelte auch die Unterwerfung des mächtigen steierischen Landesherrn Andreas von Greißenegg. Kaiser Friedrich nahm die Anerbietungen Baumkircher's günstig auf und forderte ihn unter Zusicherung zwölfstündigen freien Geleites auf, nach Graz zu kommen, damit seine Forderungen geprüft und berichtigt werden könnten.

Am 21. April 1471 fand sich Baumkircher in Graz ein, wo er freundlich aufgenommen wurde, und die Räthe des Kaisers nahmen anscheinend seine Rechnungen und Papiere vor. Aber diese Arbeiten und die Freuden der Tafel nahmen viel Zeit weg, und da mit Sonnenuntergang das ihm zugesicherte freie Geleite erlosch, bat er um Verlängerung desselben. Man gab zur Antwort, das hinge vom Kaiser ab und hielt ihn weiter hin, bis die Zeit seiner Sicherheit fast abgelaufen war. Nun ernstlich beunruhigt, verließ er das Schloß und jagte dem Stadtthore, sogenannten Murthore, zu. Aber als er schon im Angesichte desselben war, schlug die verhängnißvolle Stunde, das Gatter rasselte nieder und der Führer der Wache kündigte ihm seine Haft an. Sofort traten ein Priester und der Scharfrichter herbei, und obwohl er 60.000 Gulden und Uebergabe aller seiner Schlösser bot, wurde er doch noch in derselben Stunde enthauptet. Mit ihm starb gleichen Todes Andreas von Greißenegg und beide wurden dann bei den Minoriten zur Erde bestattet. Baumkircher's Leiche wurde später nach dessen Herrschaft Schlaming (Szalonak in der Eisenburger Gespanschaft, unweit Steinamanger) gebracht, woselbst im dortigen Schlosse noch heute dessen irdische Ueberreste ruhen.

Vielleicht noch charakteristischer für die Zeit und ihr Kriegswesen ist die Erscheinung des Söldnerführers Jiskra von Brandeis (Bild Seite 33), der, um 1400 geboren, sich von dunkler Herkunft zu einem der bedeut[illegible] Feldh[illegible] [illegible]ner Zeit, zeitweilig

deren Ertrag man Miethtruppen unterhielt, die mehr und mehr den Charak
stehender Heere annahmen. Damit kam die zweite große Phase des Kriegswesens zu
Abschluß, in welcher, von dem Ritterthum beeinflußt, das Hauptgewicht auf
Reiterei lag. In den Kriegen mit Hussiten und Schweizern, mit Mongolen u
Türken zeigten sich die Mängel dieses Wehrsystems allzu deutlich und die zunehmen
Verbreitung der Feuerwaffen wirkte noch mit, um wieder das Fußvolk in die er
wichtigste Stelle zu rücken, die es unter der ältesten Wehrverfassung gleichfalls ein
nommen hatte. Mehr und mehr bildete sich das Kriegswesen zu einer Wissensch
aus, die auch von den untersten Stufen ihrer Ausübenden eine gewisse Schulun
bestimmte Fertigkeiten forderte, welche von den wahllos einberufenen Massen ein
allgemeinen Heerbannes oder Aufgebotes nicht zu verlangen waren. Obwohl das
gesetzlich diese Einrichtung fortbestand, machte man doch nur in den seltensten Fäll
und nur bei äußerster Noth davon Gebrauch.

An der Schwelle dieser neuen Periode finden wir an der Spitze des Deu
schen Reiches und der österreichischen Stammlande einen der bedeutendsten Fürsten a
Habsburgischem Blut, Kaiser Maximilian I., den Sohn Kaisers Friedrich II
So wie auf seine Erscheinung und seine Thaten einerseits noch der volle Abgla
einer dahinsinkenden Zeit fällt und er nicht ganz mit Unrecht der „letzte Ritte
genannt wird, so greift er auch thatkräftig in die neue Zeit und weiß das Gähr
und Treiben derselben lebensvoll zu gestalten. Von ihm rührt nicht blos der Gedan
eines Zusammenschlusses der drei großen nationalen Gruppen, wel
die Monarchie bilden, zu einem machtvollen Staatsganzen, sondern er leg
auch den Grund zu der eigentlichen österreichischen Armee, die bis a
unsere Tage als das Symbol und der nie wankende Schutz dieser Staat
gemeinsamkeit gilt.

Bevor wir jedoch in diese neuere Zeit eintreten, müssen nicht blos die Weh
verhältnisse jener Länder besprochen werden, welche — wie Ungarn und Böhme
— bis zum sechzehnten Jahrhundert eine besondere und oft sehr wichtige Rolle spielte
sondern einige Abschnitte sind auch eigenartigen Erscheinungen des Kriegswesens d
älteren Zeit zu widmen, die zu wichtig und interessant sind, um nur mit einer be
läufigen Erwähnung während der allgemeinen Darstellung des Kriegswesens gebühre
gewürdigt werden zu können.



# Das Ritterthum.

Mit der Ausbreitung des Lehenwesens, das den alten germanischen Begriffen der Gleichheit an Rechten und Pflichten ein Ende machte, bildete sich ein
nderer **Kriegsadel** heran. Er führte anfänglich die Bezeichnung Milites (Krieger)
— nachdem in den Kriegen mit Ungarn die Reiterei zur Hauptwaffe geworden
— die der **Ritter**, von ihrem Dienst zu Pferd, da jener zu Fuß bald als
derwerthig galt.

Aus **Ministerialen** (landesfürstlichen Beamten), **Dienstmannen** und
ienstträgern schwangen sie sich zu einem bevorzugten Stande empor, der zwar
gewisse Dienstbarkeit nicht ausschloß, aber diese haftete mehr an dem ihnen ver-
hnen Besitz als an ihrer Person, sowie umgekehrt die Ritterwürde nicht erblich war,
dern an gewisse Eigenschaften, wie Tapferkeit und Unbescholtenheit, geknüpft war
von jedermann, auch den Landesfürsten selbst, besonders erworben werden mußte.
fänglich war die Ritterwürde jedem Freigebornen zugänglich, sie bildete aber bald
besonderes Vorrecht des neu entstandenen Adels, und nur sehr selten erhielt sie
er jemand, der nicht durch die Geburt schon „edlen Geblütes" war.

War ursprünglich der **Ritterschlag** mehr die äußere Bekräftigung erworbener
dienste, so erforderte er bald eine besondere Erziehung und Vorbereitung. In sehr
em Alter, meist schon mit acht oder zehn Jahren, kamen die Knaben in das
enstgefolge eines angesehenen Ritters, um sich jene Denkweise und Fähigkeiten anzu-
nen, die man später von ihnen verlangte. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren, wenn
solcher „**Novize**" körperlich kräftig entwickelt und geschickt in der Führung der
ffen war, erfolgte seine Ernennung zum **Knappen** (Edelknecht, zum Unterschied
den um Sold dienenden oder unfreien Knechten), als welcher er des Ritters
rd und Waffen zu betreuen hatte und steter Begleiter desselben war, mochte es
die Fehde oder zu Festlichkeiten gehen. Die Obhut ritterlicher Gefangenen fiel
ichfalls den **Edelknechten** zu.

Mit erreichtem einundzwanzigsten Lebensjahre durfte der Knappe um den Ritter-
lag ansuchen, und hatte er seine Pflichten im Krieg und Frieden gehörig erfüllt,
ne Tüchtigkeit im Kampfe bewährt, so wurde ihm der Ritterschlag unter großen Feier-
keiten, meist durch einen Landesfürsten oder einen sehr angesehenen Ritter, zu Theil.

Für diese Handlung war ein besonderes Ceremoniell festgesetzt. Nach voraus-
gangenen strengen religiösen Uebungen, durch mehrtägiges Fasten, Beichte und Com-
munion von allen Sünden gereinigt, fanden sich die zum Ritterschlag bestimmten Knappen
Orte der Feierlichkeit ein. Weder sie selbst noch ihre Pferde durften irgend einen
hmuck oder Rüstung tragen, nur ein langes dunkles Kleid war ihnen gestattet.
ter Aufsicht eigens hiezu bestimmter jüngerer Ritter mußten sie baden — das
war ein weiteres Symbol der inneren Reinigung — worauf sie, in eine weiße
t, zur Kirche zogen. Nach dem Gottesdienst fand ein Mahl statt,
izen aber nur passiven Antheil hatten, da sie an einem besonderen
den vorgesetzten Spei nichts essen, auch weder lachen oder sprechen
lgte der feierlich zug in die Kirche, wo sie, mit Waffen
liche **Nachtw** ten mußten.

Am andern Morgen abgelöst, war ihnen eine kurze Erholungsfrist gestatt dann ging es wieder zur Kirche, wobei besondere Schildträger die Schilder u Schwerter der neuen Ritter trugen; an den nach oben gehaltenen Handgriffen wa die goldenen Sporen — das Merkmal der Ritterwürde — befestigt. Von all Rittern geleitet, traten die Novizen vor den Altar und nach beendigter Messe fie sie auf die Knie und baten um den Ritterschlag, der durch Auflegen des bloß Schwertes auf den Rücken im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heilig Georg vollzogen wurde, worauf sie von allen anwesenden Rittern den Bruder erhielten.

Der hierauf abgelegte Rittereid verpflichtete zur Vertheidigung des Landesh und Vaterlandes, zum Schutze der Frauen und Unterdrückten, zur Hingabe al Gutes für das allgemeine Wohl und das Heil der Kirche u. s. w. Nun erst wu ihnen von anderen Rittern das Schwert umgürtet, die Sporen angeschnallt und Rüstung angelegt, worauf mit dem Segen des Priesters, meist eines Bischofs, Feierlichkeit schloß. Daran knüpften sich meist wochenlange Festlichkeiten, beson Kampfspiele, bei welchen die jungen Ritter Gelegenheit hatten, ihre Kraft u Gewandtheit zu zeigen. Häufig verlegte man den Ritterschlag auf besondere Festli keiten, Reichstage und Fürstenzusammenkünfte, um Abwechslung in das Gepräng zu bringen.

Für besonders verdienstliche Thaten am Schlachtfelde wurde der Ritterschl vom Feldherrn auch vor dem Feinde ertheilt, wobei dann viele Ceremonien we fielen, die neuen Ritter aber bei der nächsten Gelegenheit den Ehrenvorzug hatte die schwierigsten und gefährlichsten Posten zu erhalten. Aber auch im gewöhnlich Leben standen solche Männer in höherem Ansehen; man nannte sie „Tapferkeit ritter", im Gegensatze zu den „Teppichrittern", wie jene genannt wurden, d zu Friedenszeiten im königlichen Palast, auf dem Fußteppich knieend, den Ritterschla empfingen, daher unterschieden von denen waren, die auf dem Kampffelde zu Ritter geschlagen wurden. Die Benennung galt also bildlich für „Weichling", wenn sie nic gar manchmal den Ausdruck „Feigling" ersetzen sollte.

Die Blüthezeit des Ritterthums fiel in die Kreuzzüge, ja diese wären oh die den Rittern zur Pflicht gemachten Obliegenheiten gegen Glauben und Kirche kau möglich gewesen. Ja von den waffenkundigen und kampfesfreudigen, aber auch fei und vornehm denkenden Saracenen ging so manche Einrichtung in das formenrau abendländische Ritterthum über, eine Verfeinerung, welche freilich später zum Ve fall desselben beitrug. Nicht mehr bloße Gewandtheit in der Waffenführung un Tapferkeit, oder jene einfachen männlichen Tugenden, die sein Eid ihm vorschrie genügten, um einen vollkommenen Ritter zu machen, sondern man forderte im Sin jener Zeit auch eine höhere, eine sogenannte „höfische Bildung".

Schon der in späterer Zeit den Rittern zur Pflicht gemachte „Frauendiens (Minne) mußte zu solchen Verfeinerungen führen, die zwar durch kurze Zeit de Ritterthum erhöhten Glanz und jenen romantischen Anstrich gaben, um deßwillen ma es auch noch in unserer Zeit bewunderte und nachahmte, aber auch die Hauptursa seiner Ausartungen und seines Verfalles waren. Besonders Sangesgabe und Dic kunst waren hochgefeierte ritterliche Eigenschaften und aus d[illegible] österreichischen Rittersch gingen mehrere berühmte Dichter un[illegible]nesän[illegible] so z. B. jen Ritter Kirnberger, in dem man, [illegible] nich[illegible] so doch d

ammler des Nibelungenliedes vermuthet, und der unsterbliche Walther von der ogelweide, der gleich bedeutend im zarten Minnelied wie im scharf pointirten litischen Spottgedicht ist.

Entsprechend dieser Aenderung in den Ansprüchen auf die Fähigkeiten, machte an in späteren Zeiten auch erhöhte Forderungen in körperlicher Beziehung. Der te Ritter mußte nicht blos stark und derbknochig, sondern auch zierlich und biegsam n, denn er hatte ja nicht blos im Felde und am Turnierplatz seine Ritterbürtigkeit beweisen, sondern auch in den „Kemenaten" (Boudoirs) edler Frauen und im lichen Ringelreihen bei „Schleifer und Hopser" (die ersten Balltänze, allenfalls it Ländler und Polka vergleichbar).

Alle Tapferkeit schützte nicht vor dem Spott über häßliche Züge und ungeschlachten örperbau; es ist uns sogar eine Beschreibung über die Erfordernisse echter ritterlicher chönheit erhalten geblieben, welche, trotzdem sie aus Frankreich kommt, doch unleugbar weist, daß ein germanischer Ritter als Vorbild dabei diente. Zu dem „Lied vom Junkern", das den französischen Dichter Robert Billez im zwölften Jahrhundert um Verfasser hat, hören wir, daß zu den Schönheiten eines Ritters röthlich-blonde Haare und solcher gekrauster Bart, dann helle Gesichtsfarbe und lichtbraune, golden der grün schillernde Augen gehörten, das leibhafte Tannhäuser- und Lohengrin-Ideal einer Zukunftsoper. Daß der Ritter anmuthig, ja nicht plump gebaut sei, gewölbte Füße, beileibe aber keine krummen Beine habe, sind bescheidene Anforderungen, welche uch heutzutage noch von der Frauenwelt erhoben werden.

Durch den Kampf entstanden, war und blieb auch der Kampf stets der oberste Zweck, gewissermaßen die Hantierung des Ritterthums. Bot er sich nicht in der Nähe, so wurde er, wie die Kreuzzüge lehren, in der Ferne gesucht, und der „fahrende Ritter", der von Land zu Land zog, in allen Fehden mitfocht und sein Schwert mit allen Waffen kreuzte, war nur ein Vorläufer jener Söldner, die heute diesem, morgen jenem Herren dienten. Dieser Freude am Kampfe entsprachen die Turniere, ritterliche Kampfspiele, in welchen man sich, wenn es schon nirgends ernstliche Fehde gab, doch ein Spiegelbild derselben im Frieden schuf und die eine größere Bedeutung hatten, als bloße Waffenübungen.

Peter Suchenwirt, ein österreichischer Dichter des vierzehnten Jahrhunderts zu Wien*), sagt zum Lob der Turniere: „Der Turnay ist erfunden zu Spiel und nöthiger Uebung der Ritterschaft, denn er lehrt im Streite geordnet reiten, Rotten bilden, vordringen, zu Rosse ringen, über den Sattel sich biegen, durchbrechen, zänken (vom Pferd reißen), mit dem Zaum Manchem zu nahe kommen, der fest zu sitzen glaubt. Er lernt, wie man Gäste mit Schonung, die bösen Zagen (feige, schlimme Menschen) aber mit aller Strenge behandeln soll. Beim Turnay werden Memmen zu Schande, wie die Schminke vor der reinen Haut. Der Turnay hindert das Zungenklatschen und straft Lügner, die wider Biedermänner und werthe Frauen Verleumdungen ausstreuen; diese soll man so schlagen, daß sie ihrer Lügen eingedenk sind. Der Turnay lenkt stolze übermüthige Hälse, die sich zu vornehm dünken zum Gruße, er macht Waffengesellen und lehrt die Leute kennen durch Thaten und Verdienst."

*) Sein Haus stand an der Stelle, wo heute das k. k. Kriegsministerium erbaut ist; er starb um das Jahr 1401.

Man wird wohl zweifeln dürfen, ob die Turniere wirklich alle die moralisch Wirkungen ausübten, welche ihnen hier zugeschrieben werden, gewiß ist aber, daß sie das Ritterthum von hoher Bedeutung waren. Man unterschied Turniere, welche Anlaß von Festlichkeiten, und solche, die alljährlich zu bestimmten Zeiten und an bestimm Orten abgehalten wurden. So fanden im Mai jedes Jahres Turniere zu Wi Neustadt, Eggenburg und Steier statt; berühmt wegen Pracht und weitem Zu waren jene in Graz.

Einige Tage vor Beginn der Kampfspiele hingen jene Ritter, welche da theilnehmen wollten, ihre Wappen am Turnierplatze auf. Herolde, wappenkund Knappen und eigene „W a p p e n f o l g e r" prüften dieselben, denn „turnierfähig" wa nur unbescholtene edle Ritter. Man unterschied das „G e s t e c h", wo mit stump Lanzen gerannt wurde, um den vollkommen geharnischten Ritter aus dem Sattel heben, und das „S c h a r f r e n n e n", wo die Lanzen Eisenspitzen hatten, der Kör weniger geschützt war und es auf die doppelte Geschicklichkeit ankam, den Stoß Gegners mit dem Schild aufzufangen und ihn mit der eigenen Lanze an einer bedeckten Stelle zu treffen. Solche Turniere kosteten fast immer blutige Opfer u sie waren der Uebergang zu den „g e r i c h t l i c h e n Z w e i k ä m p f e n", in welc unter bestimmten dem Turnierwesen entnommenen Formen Streithändel ausgetrag wurden. In diesen setzte man, wenn der Kampf mit der Lanze keine völlige E scheidung brachte, ihn mit Schwert oder Streitkolben, bis zur völligen Besiegung ei Theiles auch zu Fuß fort.

Neben den ritterlichen Kämpfen liefen bei den eigentlichen Turnieren noch and Uebungen, in welchen die Geschicklichkeit im Reiten und in der Waffenführung, al auch körperliche Anmuth zur Geltung kommen konnten. Hieher gehören die „R i n g rennen", das „B u h u r d e n" (ein Scheinkampf größerer Parteien zu Pferde), d „T y o s t" (ein Scheinkampf mit stumpfen Waffen) u. s. w.

Für alle diese Uebungen waren Preise ausgesetzt, welche durch K a m p f r i c h t zuerkannt und von einer der anwesenden D a m e n dem Sieger eingehändigt wurde In späterer Zeit verband man mit den Turnieren übergroße Pracht und kleid dieselben in ein mythologisches Gewand. So berichtet der vorerwähnte S u c h e n w i r der selbst Turnier-H e r o l d war, über ein Turnier, bei dem Frau Venus und Cupi an der Spitze von zweihundert reichgeschmückten Damen den Vorsitz führten, und s viele solcher Kampfspiele wurden zur Ehre bestimmter Frauen oder im Allgemeinen d „F r a u M i n n e (Liebe) zu Preis und Lob" abgehalten.

Zu den berühmtesten deutschen Turnieren gehören die von Kaiser F r i e d r i B a r b a r o s s a auf dem Reichstage zu Mainz vor seiner letzten Heerfahrt nach Palästi (Pfingsten 1184) abgehaltenen. Eine neue Stadt von Hütten und Zelten entsta am rechten Rheinufer, da die Stadt die Menge der Gäste nicht fassen konnte, d aus ganz Deutschland und Europa zugeströmt waren. An 70.000 Ritter mit Gefol hatten sich eingefunden, dazu fast alle deutschen Fürsten, Grafen, Bischöfe u. s. Durch drei Tage dauerten die Kampfspiele, an welchen der greise Kaiser selbst, no jugendkräftig, theilnahm und schließlich seine beiden Söhne H e i n r i c h und F r i e d r i c h Rittern schlug. Noch lange sprach man im Volke von den glanzvollen Festtagen, zu welch Kaiser F r i e d r i c h, wie die Chronisten erzählten, „das ganze Reich zu Gast geladen hatte

Das waren noch glanzvolle Zeiten des Ritterthums, in welchen dasselbe no nicht blos auf Aeußerlichkeiten beruht[illegible]dern jene unbedingte Lehenstreue ge

welche seinem Ursprung eigen war. Dies sollte Kaiser Friedrich Barbarossa
erfahren, als er (1167), nachdem sein Heer vor Rom fast ganz den Seuchen
war, mit nur wenigen Getreuen auf einem fluchtartigen Rückzuge zu Susa
aße des Mont Cenis ankam. Der lombardische Städtebund sendete Mörder
ihn aus und ließ auch die Bürger von Susa gegen ihn aufwiegeln. Es nahm
olischer Ritter, Hartmann von Siebeneichen, der dem Kaiser an Gestalt



Ziskra von Brandeis. (Seite 26.)

ussehen glich, dessen Lager im kaiserlichen Zelt ein und verblutete unter den
n der Mörder, um seinem Herrn Zeit zur Flucht nach Deutschland zu verschaffen.
Die ritterliche Rüstung und Bewaffnung veränderte sich im Laufe der Zeiten
nd wurde seltsamerweise immer schwerfälliger, bis das Ueberhandnehmen des
mpfes und der Feuerwaffen dieser Richtung ein Ende machten. Uebrigens liegen
nzelnen Grabsteinen und Denkmalen nur spärliche Zeugen für die früheren
des Ritterthums vor. Die ersten Helme waren rund, ließen das Gesicht

unbedeckt und entbehrten noch des späteren beweglichen Visirs. Manchmal reichte
Eisensteg (Stirnberg) vom Helm über die Nase herab, um das Gesicht etwas

Der Körper war anfänglich ausnahmslos nur durch einen Kett
(Ketten-, Maschen-, Ring- oder Schuppenharnisch) geschützt, der sich dem
anschloß und über welchen je nach Bedarf ein Lederkoller oder Wappenrock
Tuch oder noch kostbareren Stoffen gezogen wurde. Der obere Theil eines sol
hieß Halsberge, der untere Beinberge. Erst nach und nach fing man an
Beine mit ganzen Eisenharnischen oder Eisenschienen, die mit Riemen verb
zu schützen, woraus endlich die Plattenharnische entstanden, deren Ver
besondere Zunft bildeten und oft durch die kunstreiche Ciselirung oder get
auf den Rüststücken sich als echte Künstler erwiesen. Berühmt waren
Mailänder Harnische, aber auch jene von Augsburger oder Nürnberger
waren sehr geschätzt. Das kaiserliche Hofwaffenmuseum im Arsenale zu
Rüstungen und Waffen, welche wahrhafte Meisterwerke der Metalltechnik
und zu welchen namhafte Künstler, wie Hans Mielich und Andere, d
entworfen haben.

Die Plattenharnische bestanden aus einzelnen Theilen: „Schlo
Brustplatten", „Koller oder Collier", „Beinschienen" u. s. w., welche
oft aber auch durch sinnreich angebrachte Schrauben verbunden und b
Selbst die Hände und die Füße waren durch aus Schuppenblättern
Handschuhe oder massive Eisenschuhe geschützt. An den letzteren waren
Sporen befestigt, sondern sie liefen gegen vorne in lange spitzige Sc
jede Bewegung zu Fuß vollkommen unmöglich machen mußten,
Schweizerschlachten hörten.

Besonders vielgestaltig waren die Helme. Von der einfachen
haube, die flach am Kopfe liegt, kam man zu den abenteuerlichsten
und förmliche Hüte, die einem umgestürzten Barbierbecken glichen, j
wurden als Helme von Eisen gestaltet, und in der Ambraser Sa
befindet sich ein Harnisch, dessen Kopfzier aus einer Art Teufels
Helme der Fürsten und großen Herren waren meist „verkrönt", d
Kronen oder anderen Schmuck, der gemeiniglich dem heraldischen Abze
entsprach. Die Helmzier ist auch jetzt noch ein Bestandtheil de
ihr gehörten auch die verschiedenfarbigen Federn oder der Schmuck
welchen besonders die österreichischen Ritter trugen und daher
Schweizern „Pfauenschwänze" geheißen wurden. (Bild Seite 41.)

Nach und nach wurde überhaupt viel Luxus, besonders mit
getrieben, und große Herren liebten es, so wie König Friedrich
vergoldete Harnische zu tragen. In alten Schlachtenberichten wird
der prunkvollen Rüstungen erzählt, und als Wladislaw II. im
einschloß, hob er sofort die Belagerung auf, da seine Kundschafter
hätten bei Pilsen „alle Berge von den vergoldeten Helmen, Schil
des heranrückenden deutschen Heeres des Königs Konrad III.

Der geschlossene Helm wie überhaupt der vollkommene Ha
stets ein Vorrecht der Ritter. Die Knappen, das Fußvolk und
verschiedenartige Sturmhauben (von ihrer Form wohl auch „Gu
aber immer offen und ohne Visir.

wader (von q
Haufen) abgethei
zu werden. Der
schimpflich, und hö
Es bedurfte ei
die Ritterschaft
chtordnungen einzu
cirte Aufstellungen

übrigens noch lang
Rückzug, Ueberfälle u
an nichts und führ
eschäftigt, das Feind
gen. Die Kriege
führt, sondern waren
s Heeres war zude
ntbehrungen und bew
te und den Troß,
beim Beginn des
So bestand z. B. 127
rauf, daß König Rud
ge gegen Ottokar I

die Gefangenen
— aus. Jene Gefa
en „Schätzungsmä
errn zu, der sie zu
leicher Kategorie aus
eliger selbst gefangen
erlegen gezwungenen

ende Höhe, und für
von Pillichdorf ve
Pfund Pfennigen. Auch
Herzog Leopold V.
gefangen genommenen
Kaiser Heinrich VI.
Leopold's vermählt
ten sollte. Die Zahlun
ellte Geiseln gesichert.
in jenen Zeiten eine v
in dieser Beziehung ein
rker und Verließe wurd
ern ein romantisches
regelrechten Fehden nic
der zu nennen, daß im

kabbalistischen und geheimnißvollen Zeichen und Inschriften versehen; ja die sogenannt „Kalenderschwerter“ enthielten auf beiden Seiten der Klinge einen vollkommen Kalender mit Angabe der Feste und Heiligen. Die gesuchtesten Klingen kamen a Spanien — von Toledo — und aus Solingen, die ihren Ruf auch heute n bewahrt haben; auch Schwertklingen von Paduaner Schmieden waren sehr gesucht.

Die Speere der Ritter führten drei- oder vierseitig geschliffene Eisenspitze unter welchen manchmal kleine Fähnchen mit den heraldischen Farben oder de Wappen angebracht waren; die Schäfte hatten eine bedeutende Länge, oft mehr a doppelte Mannshöhe, um sich in der enggeschlossenen Reihe den Feind vom Lei zu halten, wie dies zum Beispiel im Anfang der Schlacht bei Sempach der F gewesen zu sein scheint. Außerdem führten die Ritter auch noch Dolche, wenn Br an Brust gekämpft wurde, dann Streitkolben, Fausthämmer in verschieden Formen. (Bild Seite 41.)

Noch viel mannigfaltiger waren die vom Gefolge und dem Fußvolk geführt Waffen. Von einer einheitlichen Bewaffnung konnte überhaupt nur bei den Knecht der größeren Landesherren die Rede sein, sonst trug jeder die Waffe, wie sie i zur Hand paßte oder eben von der Rüstkammer geboten wurde. Die Hauptwaf blieben immer Schwert und Lanze; neben diesen kamen aber auch schon zeit Helmbarten, Partisanen (der Unterschied zwischen den beiden Waffen best darin, daß die Partisane ein zweischneidiges Beil unter dem Stecheisen hatte, währ das Beil bei der Helmbarte nur einschneidig war), kurze Spieße, Stre kolben, Mordäxte (Axt an einem Stiele, der selbe blos durch seine Länge der gewöhnlichen Streitaxt unterschied), Morgensterne (mit Eisenstacheln bese Keulen, erst 1347 erfunden), Messer, Fangeisen, Wurfspieße (kurzer Sp oft an einer Schnur, welcher aus freier Hand nach dem Feinde geschleudert wu u. s. w. vor, ja aus einem Aufgebot, das Herzog Leopold III. im Jahre 1 an die Stadt Linz ergehen ließ, wissen wir, daß auch eisenbeschlagene Flegeln ( Bezeichnung stammt von dem alten Worte fluagan, schlagen) als feldmäßige Wa geführt werden durften.

Als Fernwaffe war in den ältesten Zeiten auch noch die Steinschleu in Gebrauch; doch wurde sie unter dem Einfluß der von Asien einbrechenden Hor bald vom Bogen verdrängt, zu dem die Pfeile gebündelt oder in einem besonde Köcher getragen wurden. Wichtiger noch wurde die Armbrust, welche genaues Zie ermöglichte und größere Tragkraft hatte, so daß die Bolzen auch auf eine Ent nung von zweihundert Schritten noch durch den Kettenpanzer drangen oder ei schwächeren Harnisch durchschlugen. Man unterschied die schwächere Armbrust, de stählerner Bogen mit der Hand gespannt werden konnte, und schwerere, „Rüstu genannt, wo hiezu eine besondere Vorrichtung, der „Spanner“, nöthig war. Mit der am Schaft der Armbrust angebrachten Rinne erzielte man eine sicherere Flugb und man konnte mit derselben auch brennende Geschosse schleudern, um Zelte o Häuser in Brand zu setzen. Zur Zeit, als schon die Feuergewehre aufkamen, ers man diese Rinne auch durch ein Rohr und schoß sogar Kugeln mit der Armbrust. Bolzen waren von Holz, mit Eisen beschlagen, hatten in der Spitze oft Widerha und verursachten schwer heilbare, häufig tödtlich verlaufende Wunden.

Die Armbrustschützen (Armbster) waren lange Zeit der wichtigste T des Fußvolkes und griffen in manch [illegible] acht entscheidend ein. Der anfängl

Bei öffentlichen Festlichkeiten veranstalteten diese „Meister vom Schw Fechtübungen und Wettkämpfe, in welchen, nach der Sitte unserer Zeit, um „Meisterschaft" gefochten wurde. Obwohl dies nur „Ruer-Fechten" (bis erste Blut fließt, von rueren, d. h. langsam fließen) sein sollten, so gab es doc recht heiße Kämpfe und schwere Wunden.

Die berühmteste Fechtergilde war die sogenannte Bruderschaft St. Marcus, welche zuerst in der freien Reichsstadt Frankfurt am Main auf sich aber bald in allen Hauptstädten verbreitete. Die „Marx-Brüder", wie sie hieß, bestanden aus einem Hauptmann und vier Meistern. Wo sich Einer Fechter aufthat, da waren die fünf Männer hinter ihm her; er mußte vor die Kl und sie hieben oder stießen ihn zusammen, daß der Besiegte entweder sich ihnen in Schule gab oder ein anderes ehrsames Handwerk ergriff. Dadurch erlangte die Fr furter Fechtschule der Marx-Brüder einen hohen Ruf, und wer eine Fechterschule h wollte, pflegte in der Gerbermesse nach Frankfurt zu ziehen, um sich von den Mei des Schwerts approbiren zu lassen. Dies geschah folgendermaßen: der Hauptm und die vier Meister fochten mit ihm auf einem öffentlichen Platze, vor den A der Bürger. Bestand er die Probe, so wurde er mit dem großen Prunkschw kreuzweise über die Lenden geschlagen. Wenn dies geschehen, legte er für die Br schaft zwei Goldgulden aufs Schwert und empfing dann die „Heimlichkeit", heißt: allerlei Kunstgriffe mit dem Schwerte. Von nun an durfte er das Wa der Marcus-Brüder führen, einen Löwen, und hatte das Recht, in allen dem deut Kaiser unterstehenden Ländern das Fechten zu lehren.

Die Brüderschaft von St. Marcus bestand schon in sehr früher Zeit: Privilegium wurde 1480 von Kaiser Friedrich III. in Nürnberg erneuert, noch einmal 1512 durch Kaiser Maximilian I. in Köln am Rhein, durch M milian II. 1566 in Augsburg, endlich das letztemal durch Kaiser Rudolf II. zu Prag.

Von einer besonderen Kampfordnung kann erst in den späteren Tagen Ritterthums die Rede sein, denn am liebsten fochten sie, ihrer ungezügelten Tapf nachgebend, in wildem Durcheinander, wo sich jeder seinen Gegner suchte und Kampf eigentlich nur eine Reihe von Zweikämpfen war. Das Gefecht beg wo es das Terrain gestattete, mit dem gegenseitigen Anlaufe, wobei jeder Gegner mit der fest unter den Arm gepreßten Lanze zu treffen und durch die des Stoßes aus dem Sattel zu heben suchte. Schwere des Pferdes und rasche Führung desselben war für diesen Kampf ebenso wichtig, wie für jenen zu Fuß mit dem Schwert oder der Streitaxt ausgefochten wurde, die Beschaffenheit der Rüs Denn diese hatte die wuchtigsten Schläge auszuhalten, ohne irgendwo zu klaffen dem Dolch des Feindes Zugang zu gestatten.

Den Rittern folgten in geschlossenen Reihen die Knappen, welche eige nicht am Kampfe theilnehmen durften, sondern nur die auf ihren Gebieter gerid Streiche abzuwehren, für frische Waffen und Pferde zu sorgen hatten. Hinte Reihen der Knappen zogen sich auch die erschöpften oder verwundeten Ritter z

Erst unter König Heinrich I. sollen die Ritter an eine besondere Schl ordnung gewöhnt worden sein, um dem Anprall der magyarischen Reiterscha besser Stand halten zu können, und der Sieg bei Merseburg (933) war die Frucht dieser Einführung.

Greifenstein an der Donau ein hölzener, enger
einem Schweinestall völlig gleichenden Kober den fremd
Gefängnißort zu zeigen. Die Engländer schnitten
Spähne zum Andenken herunter, die sie mit reichli
solche „Reliquien" als heilige Andenken auf. Rich
sondern in kurzer und ritterlicher Haft auf Dürr
aus der Zeit seiner Gefangenschaft datirten, an
Briefe ausdrücklich sich ausspricht, „vom Herzoge i



Der gewaffnete Ritt

werden" (honeste circa ipsum moram facimu
gest. 1439) schärfte 1438 dem Bürgermeister
zur Obhut übergebenen, bei Olmütz gemachten
und gehörig mit Speise und Trank zu versehen
in Blödigkeit oder Krankheit verfallen möchten

Durch Jahrhunderte galt die Ritterschaft
liche Würde, die so sehr an das persönliche
durch die höchste Geburt nicht ersetzt werden
erworben werden mußte. Selbst gekrönte Häu

erwarten, und statt Heldenthaten, wie einst im Kampfe gegen Saladin's ritterli Saracenen, verübte man nur Grausamkeiten und Verwüstungen.

Der österreichische Spruchdichter Heinrich der Teichner kennzeichnet di „Preußenfahrten" in beißender Weise, indem er schreibt: „Ein Zug nach Preuß wird, dem gemeinen Vorgeben nach, zur Ehre der heiligen Jungfrau unternomm Solchem Wahne stimmt ein Vernünftiger nicht bei. Wie könnte Gott der Kreuzz eines Mannes wohlgefällig sein, der, um gegen Ungläubige zu fechten, in fe Länder zieht und Frau und Kinder daheim der Sorge, dem Kummer und d Elend überläßt? Derjenige Ritter, welcher als Vater und Hausherr pflichtgemäß Seinigen versorgt, sammelt sich gewiß vor Gott so viel Verdienste als der Ande welcher gegen die ungläubigen Preußen zu Felde zieht. Ist Einem nur um Befrie gung seiner Kampflust zu thun, der kann sie auch in seiner Heimat rühmlich befriedige er streite nur wider alles Unrecht zum Schutz der Unschuld, wider Raubschlösser u andere Beeinträchtigungen der Armen und vertheidige vor dem Schrankengerichte unerschrockener Zeuge gegen jedermann die Wahrheit. Sollte ihn ein solcher Kan auch das Leben kosten, so stirbt er doch wahrlich heiliger, denn auf einer Preuße fahrt. Brächten die Ritter von einem solchen Kreuzzug etwas Nützliches ins Vaterla zurück, so könnte man ihnen denselben nicht so sehr verargen; aber leider steht damit ganz anders. Die Kosten der Reise werden den Dienern und Bauern, wel die Preußenfahrt verwünschen, abgepreßt und viel Geld aus Oesterreich in frem Länder verschleppt; zu Hause aber drückt Ritter und Knecht eine unziemliche Armu Wollte man auch dieses gar nicht in Anschlag bringen, so ist doch allgemein bekan daß die Ritter von solchen Kreuzzügen nicht frömmer, nicht weiser, sondern mit manc neuen Untugend behaftet zurückkommen."

Wenn sich auch die meisten dieser Einwürfe gegen die Kreuzzüge im Allgemei anwenden ließen, so klingt doch die Klage über den Verfall des Ritterthums Zeit des Dichters vernehmlich heraus. Aehnliche Stimmen werden ja noch früher laut, denn der Laienbruder Heinrich des Stiftes Göttweih klagt schon zwölften Jahrhundert: „Das Leben der Ritter und Frauen ist Gott widerwär Sie kehren all ihre Kunst dahin, wie sie neuer Mode huldigen können, dies ist der Fa strick der Hoffahrt, welche den Teufel aus dem Himmel vertrieb." Und mag m auch darin nur den Ausdruck einer allem Erdenleben abgewendeten Askese sehen, in dem menschlichen Thun und Treiben aller Zeiten nur Eitelkeit und Uebel fin so sprechen spätere Stimmen viel deutlicher und nennen die Dinge beim rec Namen. „Gierigen Wölfen gleich fielen die Ritter allüberall über das schutzlose Vol heißt es in einer Chronik vom Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. „Da gab keinen Damm mehr gegen die wildfluthende Zügellosigkeit."

Die Wurzel des Uebels lag eben in der fortwährenden Schwächung der Rei gewalt und endlich auch der einzelnen Landesherren, gegenüber einem stets selbstbewuf und trotziger auftretenden Vasallenthum. Darum klagt auch Walther von d Vogelweide (geb. 1168, gest. 1228), obwohl er selbst zu den ritterlichen Krei gehörte, im patriotischen Schmerz:

„Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt geht aus auf Beu[illegible]
So Fried als Recht sind [illegible]!"

erfreuen möchten; das Roß lenkt er gewaltig, es ist zu schau
so zierlich setzt es die Füße; der Minne Zeichen aber führt
Er fürchtet Keinen; unerschrocken und ritterlich führt er seine
braucht die Sporen, und Mann und Roß zeigen sich wacke
viele nieder, Manchen fällt er, der sich sicher vor ihm gewäh
ihm das Zeugniß: ‚Der thut wahrlich das Beste!‘ und erken
Dank (den Turnierpreis) zu. So im Schimpfkampfe. D
Ernste?“

„Wenn er die Feinde erblickt und wenn die Heerhaufe
erfrischt ihn an Leib und Seele, und sein Muth geht an
Helden!‘ spricht er, ‚wohlan, seid unverzagt und muthvoll;
Biedermann an Einem Tag mit den Waffen vollbringt, ihm
für immer Ehre verschafft. Als solche lasset uns heute erzeige
sind unser, wir besiegen sie mit Herrengewalt!‘ — Sofort
vorsichtig das Banner und die vorderste Reihe mit bewährte
man die feindliche Vorderschaar beobachte, auf welcher Seite
flügle; er ordnet die Seinen und geht in St. Georgs Nam
los. Da richtet er große Verwüstung an und schlägt viel
Freunden aber steht er hilfreich bei. Ist er durch die Haufe
Nacken gedrungen, so erhebt sich ein Gekeile und Gehacke, da
aufschreien. So verwirrt er die Rotten, bis der Feind besieg
Feind gestehen: er ist der tapferste Held, der auf beiden Th
worden. Ohne Wunden kommt er selten heim, er sei nun ge

So waren denn nicht allein die alte ritterliche Zucht, so
Tüchtigkeit fast aus dem Ritterthum geschwunden, und wie e
Institutionen geht, wurde der ursprüngliche reine und schöne
Aeußerlichkeiten festgehalten und zu lächerlichen Uebertreibun
war dies mit dem „Frauendienst“ der Fall, der von dem
Gedanken, daß es Ritterpflicht sei, die Frauen zu ehren un
läppischen und süßlichen Frauencultus ausgeartet, dem es auch a
Kehrseiten nicht fehlte.

Der classischeste Repräsentant dieser Periode des verfall
Ulrich von Liechtenstein (geb. 1200, gest. 1275), der a
schon den Rückgang der ritterlichen Poesie zeigt. Man hat i
deutschen „Don Quixote“ bezeichnet; allerdings schildert er sich i
mit naivem Selbstbehagen als einen ähnlichen Querkopf, der
seinen Schrullen nachzuleben Lust und Muße findet.

Im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts in Steier
Stammburg lag bei Judenburg — ward er Edelknecht de
rich III. von Medeling (Mödling bei Wien; geb. 1158, ge
Herzog Leopold dem Glorreichen bei der Vermählung seine
dem Herzoge Bernhard von Anhalt zum Ritter gesch
Festlichkeiten, die dabei abgehalten wurden, sah Ulrich vo
Frau — angeblich die Herzogin Beatrix von Meranie
seine „Gebieterin“ und „Dame seines Herzens“ verehrte, ob
mit Bertha von Weitzenstein vermählte ... e E

allseitig einsah, daß es ein Mißbrauch des ritterliche
zu den Frauen zum Tanz geht, schier glaubt, er habe,
erfochten. Liegt ihm nun der Wein in den Haaren,
anderen Tag ausrufen, zu dem er ohne Mühe der
reisen vermag. Zu diesem Schimpfkampf, denn der
kommt er nach Gebühr hübsch und niedlich geziert".

Der ehrliche Polterer, welcher den entarteten R
heiten vorhält, verwechselte indeß Ursache und Wirkung
Zeichen des Verfalles, aber nicht die Ursache
tiefer, theils im allgemeinen Umschwung der Verhältni
der Kriegsführung, die wieder mehr und mehr auf
Bedürfniß nach mehr einheitlich organisirten und l
Soldtruppen begehrte, deren Umwandlung in stehen
eine Frage der Zeit war wie die früheren Umwand

Das Ritterthum theilte das Schicksal al
Verhältnissen entstanden, war es fast eine Noth
hunderte seine historische Aufgabe. Durch die
Heerwesen überflüssig gemacht, schlichen sich Uebe
seinen Verfall beschleunigten, und so verschwan
der es so lange eine glänzende Rolle gespielt ha



## Die Raubr

Deß gibt es kein göttlich oder weltlich Di
lein anzuhängen wüßt!" sagt in seiner
des sechzehnten Jahrhunderts. Und insoferne hat
Gedanken, die nützlichsten Institutionen nicht b
Irrthümer und Leidenschaften, oft auch blos du
braucht und in ihr Gegentheil verkehrt zu werde

Diesem Schicksal verfiel auch das Ritte
stand, und natürlich wurde es davon noch mehr
lichsten Auswüchsen ganz überwuchert, als die Z

Nichts schadete ihm in der öffentlichen M
auftauchende Raubritterthum, durch welch
Armen und Unterdrückten ein Kämpe und Hort
verkehrt wurde. Das Raubritterthum wurde z
unterdrückte zu Zeiten alle Freiheit des Verkehre
der Städte. Und es bedurfte schwerer Erfahrun

…eht ihm der Burggraf, so soll er diesen
…n Schlosse herausreißen und es vor dem-
…den Burggrafen gefangen, so soll er über
…theil fällen oder mit anderen Worten ihn
…r Herr selbst in der Burg gegenwärtig, so
…wohnheit des Landes recht ist, das heißt, sie

…gen war natürlich je nach Größe, hauptsäch-
…ners u. s. w. sehr verschieden. Im Verlaufe



…ne mittelalterliche Burg. (Seite 66.)

…chsel der Stilarten auch in dieser Beziehung beim Burg-
…rtigkeit ein; an die Stelle der romanischen Rundbogen
… der Spitzbogen und das emporstrebende Rippengewölbe.
…en, wo sich auf dem Heerzug und im Orient eine Fülle
…te, brachte man manche Anregungen mit heim, die dann
…äußeren Schmuck der Burgen Verwerthung fanden.
…e Construction, die Anordnung der einzelnen Theile blieb
… gleich, denn sie war der damaligen Kriegsführung und
Leben angepaßt, die, so lange das Ritterthum lebensfähig

[illegible] werden, daß man einen [illegible] ein Beispiel gegeben [illegible] mußte. Nicht blos viele Fehden zwischen [illegible] Kriege zwischen Fürsten waren nach jeder [illegible] Raubzüge. Ohne eigentliche politische Ursache fing [illegible] die Mittel zur Kriegführung fehlten, trachtete man [illegible] zu überwinden, als nur rasch in dessen [illegible] gesengt und gebrannt, vernichtet und geplündert wurde, ohne [illegible] ebenso im eigenen Lande hauste. Das Sprich-



Erasmus Lueger. (Seite 38.)

[illegible] „daß der Krieg den Krieg erhalten müsse", wurde gewiß in jenen Tagen erfunden [illegible] in seiner ganzen Schonungslosigkeit angewendet.

Die Auflehnung trotziger Vasallen gegen den Landesherrn war nur ein weiterer [illegible]tiger Anlaß zur Zerrüttung aller Rechtsverhältnisse und Vorwand zu Raubzügen. [illegible] wird man diese, wie z. B. die mächtigen Hunde von Kuenring, welche [illegible]gewählte Nebenbezeichnung der „Hunde" als Kennzeichen des unbändigen [illegible] und der umsichtigen Wachsamkeit, womit sie ihr Besitzthum vertheidigten, [illegible] Zeit Friedrich's des Streitbaren, oder den gewaltthätigen Ulrich [illegible] unter Kaiser Friedrich III. nicht schlechtweg unter die ritterlichen [illegible]nen dürfen. Ihnen waren diese Raubzüge nicht Selbstzweck, sondern [illegible]ndliches, im Geiste ihrer rauhen Zeit gelegenes Mittel für ihre

politischen Zwecke, die auf eine Be
zu Gunsten des ohnehin schon über
Fluch der unglücklichen Bürger von
von Kuenring, die Hunde genannt,
und unsere Freunde künftig nicht

Solche Beispiele nun fanden
der mit seinen paar Spießgesellen
ziehenden Krämer oder ein Bäuer
glaubte sich dem großen Landesh
schaften verwüstete und Städte br

Wir werden an Beispielen
dem bloßen Raubritter und mäch
nur etwas großartiger betrieben,
— weil sie auszunützen und
kamen.

Schon einzelne Bestimmun
darauf, daß das ritterliche We
Franken blühte, auch nach Oeste
das Bauen kleinerer Burgen unt
mit Befestigungen zu verstärken
Fürst, dem die Pflege des Bü
Raubritterthums beizeiten entgeg

Und daß es ihm dazu n
Aeußerung des Chronisten *Jan*
der sagt: „Solcher Klagen gab es
ertönten: *Wer erlöst uns nu*
vor auf dem hohen Chore zu Wi
die fröhlichen Reigen (Tanzfeste),
*strenge den Landfrieden un*
*an die Weide*, wer befreit nun

Leider gingen die wohlthätig
und unruhigen Regierung seines
bedurfte in den steten Fehden der
gegen denselben aufzutreten, und so
mächtigen *Kuenringe* verzieh, nah
nicht allzu strenge, wenn ihm nur He

Noch schlimmer ward es natürli
(Zwischenreich), wo es an jeder landesh
müthigen Adel mißbraucht wurde. Nur
Ordnung und Frieden herstellen, was ihm
zug geführt, mehrere Burgen gebrochen ha

Kaiser *Rudolf* I. von Habsburg,
mit allen Mitteln anstrebte, wendete auch
Durch weise gesetzliche Maßregeln und unbarm
des Raubritterthums fast ganz ein Ende.
Schwaben eine ganze Reihe von *Burgen* bre

umzingeln. Entflieht ihm der Burggraf, so soll er diesen
Holzwerk aus dem Schlosse herausreißen und es vor dem-
Bekommt er aber den Burggrafen gefangen, so soll er über
Landes das Urtheil fällen oder mit anderen Worten ihn
ln. Ist aber der Herr selbst in der Burg gegenwärtig, so
, was nach Gewohnheit des Landes recht ist, das heißt, sie

tung der Burgen war natürlich je nach Größe, hauptsäch-
hum des Erbauers u. s. w. sehr verschieden. Im Verlaufe



Eine mittelalterliche Burg. (Seite 66.)

Wechsel der Stilarten auch in dieser Beziehung beim Burg-
enartigkeit ein; an die Stelle der romanischen Rundbogen
trat der Spitzbogen und das emporstrebende Rippengewölbe.
ügen, wo sich auf dem Heerzug und im Orient eine Fülle
igte, brachte man manche Anregungen mit heim, die dann
äußeren Schmuck der Burgen Verwerthung fanden.
e Construction, die Anordnung der einzelnen Theile blieb
gleich, denn sie war der damaligen Kriegsführung und
eben angepaßt, die, so lange das Ritterthum lebensfähig

meister den Ritter Eppelin nach seinem letzten Wunsche fragte, antwortete derselbe: „Lasset mein treues Streitroß, das mit mir gefangen wurde, auf den Burghof bringen und gestattet, daß ich, meiner Fesseln entledigt, das wackere Thier noch einmal besteige und herumtummle.“ Wohl lachten die Rathsherren ob dieser seltsamen Bitte, aber sie bewilligten dieselbe ohne Bedenken; nur erhielt der Hauptmann der Feste Nürnberg die Weisung, während des Rittes Eppelin's die Thore der Burg verschlossen zu halten und in dem Burghofe eine Anzahl bewaffneter Knechte zur Beaufsichtigung des Gefangenen aufzustellen.

Als sich der entfesselte Ritter dem schwarzen Streitroß näherte und dasselbe beim Zügel ergriff, wieherte das treue Thier vor Freude hell auf und scharrte mit den Hufen. Eppelin reckte die Arme, welche vom Druck der Ketten schmerzten, weit aus, wie der Vogel die Flügel, wenn er sich aufschwingen will, und als er fühlte, daß seine Muskeln biegsamer geworden, bestieg er den feurigen Hengst und trabte lustig durch den Hof. Das Roß schüttelte freudig und stolz seine flatternde Mähne, riß die Nüstern mit zurückgeworfenem Kopfe weit auf, schlug wie zürnend mit dem Hufe in den Sand, erhob sich darauf auf die Croupe und fiel in kurzem Galopp.

Und in diesem Augenblicke war es, wo dem verwegenen Raubritter urplötzlich einer der kühnsten Einfälle kam, wie sie manchmal das Mißgeschick eines Menschen herausfordert. Leise drückte sein Schenkel des Rosses Weiche, das brave Thier verstand gar wohl, was damit gemeint war, es bäumte hoch auf und schlug mit den Hufen, so daß die Wächter vor dem umhergeschleuderten Kies und Sand zurücktraten. Sie konnten dies umso unbesorgter thun, als an eine Flucht des Verurtheilten nicht zu denken war; eine solche machten ja die festen, eisenbeschlagenen, mit Schloß und Riegel wohlverwahrten Thore unmöglich. Einen Blick warf der Ritter zum Himmel, schlug ein Kreuz vor der Brust und ritt nach der Mauer, wo sie frei das Schloß umgab. Jetzt hob sich das Roß, der Raubritter setzte beide Sporen in die Flanken des Thieres, ließ den Zügel fallen und klammerte sich an die Mähne, und jetzt — laut auf schrien die Wächter — schwang sich der Hengst mit gewaltigem Satze auf die Mauerzinne, brauchte hier nur einen Augenblick zu neuem Ansatze und setzte mit seinem Herrn in ungeheuerem Sprunge über den Burggraben ins Freie. Wohl rannten die Nürnberger erschrocken zur Mauer, aber sie erblickten den Raubritter, wie er mit flatterndem Haupthaar in vollem Rosseslauf dahinjagte, ihnen mit der Hand spöttisch einen Abschiedsgruß zuwinkte, und der Wind trug ihnen seine Worte zu: „Die Nürnberger henken Keinen, sie hätten ihn denn zuvor!“

Auf dem verhängnißvollen Ritt nach seiner Burg verendete das treue Roß, und wo dies geschah, ließ Ritter Eppelin einen Stein errichten, der noch in spätern Jahrhunderten gezeigt wurde, von dem heute indeß keine Spur mehr vorhanden. Gailingen hielt das Gelübde, welches er im Verließ der Feste Nürnberg gethan, entsagte der Wegelagerei und wurde ein redlicher Edelmann, der sich von allen Raufereien und wilden Unternehmungen ferne hielt. Durch Vermittlung des Ritters Hans von Götwinstein, seines Freundes, versöhnte sich Eppelin von Gailingen sogar mit der Stadt Nürnberg und stand bald mit deren angesehensten Geschlechtern auf freundschaftlichem Fuße. Kaiser Wenzel selbst, als er auf der Feste Nürnberg einsprach, ließ den vormaligen Wegelagerer vor sich kommen, um aus seinem eigenen Munde die Erzählung von dem ungeheuren Sprunge zu vernehmen; er soll dem Ritter eine Stelle bei seinem Hoflager angeboten haben, die jedoch von Eppelin

dankend zurückgewiesen wurde. Noch heute wird an einer Stelle der Burgmauer ein Fleck gezeigt, der einige Aehnlichkeit mit dem Abdrucke zweier Hufeisen hat, welche Spur von dem scharfen Einsatze des schwarzen Streitrosses herrühren soll, dem Gailingen die Rettung verdankte.

Anderer Meinung zufolge soll Eppelin nebst den beiden Raubrittern Bernheimer mit dem Rad und vier Knechte mit dem Schwert hingerichtet worden sein; dem widerspricht wohl der Umstand, daß seine einzige Tochter Juta mit dem Sohne des Nürnberger Patriziers Hans Imhoff vermählt wurde, daß man die Braut mit hohen Ehren und Prunk von Gailersreuth einholte und daß deren Vater, Ritter Eppelin, froh und heiterer Dinge voll beim Hochzeitsmahle saß, welchem der Bürgermeister Ritter Otto Holzschuher anwohnte.

Trotzdem bei heutiger Anschauung des betreffenden Ortes der Sprung des Ritters als vollkommene Unmöglichkeit erscheint, muß doch etwas Wahres an der Sache sein, wenn auch nur etwa eine Verwechslung stattfindet mit einer ähnlichen tollkühnen That. Eppelin wurde nämlich einstmals von Nürnberger und Würzburger Söldnern völlig eingeschlossen und auf eine Anhöhe gedrängt, an deren steilen Wänden unten der Main vorbeifloß. Da es Leben und Freiheit galt, sprang Eppelin in tollkühner Verzweiflung in den Strom. Dieser Sprung gelang und er wurde von seinem guten Rosse glücklich ans jenseitige Ufer getragen.

Obwohl die späteren Kaiser den „Landfrieden" stets erneuerten, wirkten dennoch die politischen Verhältnisse, der Verfall der kaiserlichen Macht unter den Luxemburgischen Herrschern so ungünstig, daß sich niemand daran kehrte und das Raubritterthum sich schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts wieder als förmliche Macht geberdete. In Oesterreich herrschte, so lange nicht Familienzwistigkeiten die Macht der Herzoge lahm legten, noch ziemlich scharfes Regiment, und wir wissen, daß die Wiener wiederholt auszogen, um Raubburgen in der Umgebung zu brechen, worauf wir noch bei Gelegenheit der städtischen Wehreinrichtungen zurückkommen werden.

Als aber trotzdem die räuberischen Ueberfälle kein Ende nahmen, trat eine Anzahl von Adelsherren und Städten im Jahre 1402 zu einem Bunde zusammen, den man bezeichnend „Geraun" (Klage) nannte. An der Spitze desselben stand der Landmarschall von Oesterreich, Ulrich der Daxberger, die Edlen Friedrich von Wallsee, Otto von Meißau und Heinrich von Zelking, dann ein angesehener und kriegserfahrener Bürger von Wien, Albert Ottensteiner. Der „Geraun" stellte eine eigene kleine Heeresmacht auf, welche zweihundert „Spieße" (gewappnete Reiter) und zweihundert Schützen zählte, fünfzig Wagen mit Kriegsmaschinen zur Niederwerfung der Mauern besaß, von eigenen „Geraunmeistern" befehligt, welche abwechselnd vom Adel, der Geistlichkeit, den Städten und den Juden besoldet wurden.

Diese Schaar zog durch das ganze Land, namentlich am linken Donau-Ufer und an die March, wo schon damals böhmische und mährische Freibeuter hausten. Die Raubburgen wurden gebrochen, die Uebelthäter hingerichtet; andere, die des Wegelagerns nur verdächtig waren, mußten „Urfehde" schwören, d. h., daß sie jedwede Fehde unterlassen wollen und der Rache für die erlittene Haft entsagen. Allseitig fand der „Geraun" Unterstützung, namentlich das Landvolk, das sonst schu[illegible] Raubgesindel gegenüberstand, schloß sich ihm gerne an und that freiwill[illegible]dienste.

Aber die wohlthätigen Folgen dieser Maßregel verschwanden vollständig unt den Nachwehen der Hussitenkriege, und als sich in der zweiten Hälfte des fünfzehnt Jahrhunderts in Folge des Bruderzwistes zwischen Kaiser Friedrich III. und Herz Albrecht VI. das Land in politische Parteien spaltete, die trotzigen Landesherr nochmals ihre Zeit gekommen glaubten, schien der Krieg Aller gegen Alle ausz brechen, der für die Schnapphähne der Landstraße stets die günstigste Gelegenheit b Das Wegelagererthum wurde von neuem zu einer furchtbaren Geißel, denn es erhie eine Art von Berechtigung, indem es sich einer der Parteien anschloß, und die Städt tief in die politischen Wirren verwickelt, fanden weder Zeit noch Macht, sich desselbe zu erwehren.

Berühmt unter den Raubrittern jener Zeit, wenn auch mit sagenhaften Züg ausgestattet, war der „Schreckenwalder", eigentlich Jörg von Scheck, aus eine alten Adelsgeschlechte, welcher landesfürstlicher Pfleger in Steier war, und seitdem die Würde eines Landrichters erhielt, auf dem von ihm neu erbauten Schlosse A stein an der Donau hauste, dessen malerische Ruine noch heute den Beschauer e zückt. Von abschreckendem Aeußeren und finsterer rauher Denkweise, folgte er begie dem Zug der Zeit und ward in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunde einer der gefürchtetsten österreichischen Raubritter. Er brandschatzte die ganze Umgebu lag mit allen Adeligen in Fehde und vernichtete jede Freiheit und Sicherheit Verkehres, so weit er die Straßen beherrschen konnte, ja er soll sogar die Donau einer Kette gesperrt haben, um auch die Schiffe plündern zu können.

Unter den vielen Zügen der Grausamkeit, die sich vom Schreckenwald erhalten haben, ist keiner bezeichnender, als sein sogenanntes „Rosengärtlei wie er mit schauerlichem Hohne einen kleinen, steil in die Donau abfallenden Fe vorsprung bezeichnete, auf dem er seine Gefangenen aussetzte, um sie dort verhunge zu lassen, wenn sie es nicht vorzogen, sich in die Donau zu stürzen. Aber eines sei Opfer, Ritter Hans Perkheimer, wagte einen kühnen Sprung und rettete sich a guter Schwimmer über die Donau, darauf als Kläger gegen den Wütherich auftrete Nun erst zog eine kaiserliche Söldnerschaar unter dem Feldhauptmann Ulrich v Grafeneck vor Aggstein und nahm es durch Ueberfall ein. Der Schreckenwald entkam zwar, verscholl aber, da alle seine Güter eingezogen wurden, gänzlich.

Nicht minder berühmt, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, indeß v besserer Qualität war Nabuchodonosor Ankelreuter (auch Ankenreiter, Lank reuter), aus kärntnerischem Adelsgeschlechte, Lehensmann des Grafen Cilli, der le und auch berühmteste der Familie. Als Herr Heinrich von Liechtenstein 14 Fürsprecher der Herrschaft und landschaftlicher Burggraf zu Steier wurde, nahm Ankelreuter zum Hauptmann und kam mit vielem Kriegsvolk dahin, um St und Schloß für König Ladislaus in Besitz zu nehmen. Als ihm Jahre 1461 Empörung gegen Kaiser Friedrich III. ausbrach, war er mit Jörg von St auf des Kaisers Seite, und beide trieben die Emr [illegible] welche Mödling und G tramsdorf besetzt hatten, zurück, traten aber, w [illegible] erh [illegible] Soldes, Partei des Herzogs Albrecht über. Letzterer erna [illegible] danten von Klosterneuburg, wo er sich durch Raub [illegible] halben verhaßt und gefürchtet machte. Mit Sigmun [illegible] der sich der Stadt Tuln bemächtigt hatte, zog er gegen [illegible] am Kahlenberg, die vertragsmäßig hätte zerstört werd[illegible]

le Besatzung, die von den Vorüberziehenden große Zölle begehrte, und drohte im
igerungsfalle den Wienern von dieser Seite alle Zufuhr abzuschneiden. Die Wiener
ächtigten sich nun des Schlosses auf dem Kahlenberg und steckten, als es darauf
Besatzung der Schanze erobern wollte, dasselbe in Brand.

Ankelreuter drückte dafür die Klosterneuburger aufs höchste und nahm ihnen
ar ihr einziges Erwerbsmittel, den Wein, worauf die Klosterneuburger auf die
chsten Anhöhen zogen und ihre eigene Stadt beschossen. Das setzte den Raubritter
große Verlegenheit; er errichtete die Schanze zu Tuttendorf auf dem anderen Ufer,
rrhielt durch sein Gesindel die Zufuhr nach Klosterneuburg und leistete den Bürgern
ftigen Widerstand.

Später verkündete Ankelreuter dem Kaiser Friedrich III., dessen Feld-
uptmann er gewesen, „Absage und Fehde", bemächtigte sich des festen Schlosses
Losenberg in Oberösterreich, das er mit seinen Leuten besetzte, und schädigte schwer
e ganze Gegend durch Raub und Plünderung; auch in der Umgegend von Wien
und Neustadt hauste er in der schrecklichsten Weise. Wie gefürchtet sich der Mann bei
den Wienern machte, zeigt ein „Ruf" (öffentliche Kundmachung) des Wiener Stadt-
thes: „um deswegen, daß jetzt der Ankelreuter mit viel Volks zu Scheyran liegt",
der Rath besondere Vorsichtsmaßregeln, befehle, die Stadtthore zu sperren und
u besetzen, die Sturmglocken zu bewahren und weise alle verdächtigen Gäste aus
der Stadt.

Ankelreuter wurde vom Ungarkönig Matthias Corvin insbesondere
einer Fehde mit Kaiser Friedrich wegen besoldet, was eine noch heute existirende
Urkunde bestätigt, mittelst welcher ihm Corvin zu diesem Behufe einen jährlichen
Sold von 4000 Gulden auswirft. Im Jahre 1468 begab sich Ankelreuter an
den Hof des Ungarkönigs, wo er als Feldherr im größten Ansehen stand und mit
dem Rufe „der größte Feind Oesterreichs zu sein" starb. Trotz Allem rühmt man
m nebst seiner Tapferkeit auch Großmuth nach.

Ein anderer merkwürdiger Freibeuter jener rechtlosen Tage war Gamaret
Konrad) Fronauer, der auf Grund angeblicher Lehensrechte das landesfürstliche
Schloß Ort besetzte, es trotz der Aufforderung Kaiser Friedrich III. mit Unter-
stützung Ulrich's von Eitzing festhielt und von dort aus den ganzen Wienerwald und
das Viertel unter Mannhartsberg bis in die unmittelbare Nähe Wiens plünderte
und brandschatzte. Bis vor die Thore der Stadt dehnte er seine Raubzüge aus, be-
mächtigte sich der Ueberfuhren, wo er förmliche Schanzen (Tabors) anlegte, um die
Schiffe anhalten und zur Entrichtung hoher Abgaben zwingen zu können.

Obwohl sich die Wiener dieser Uebel energisch zu erwehren suchten und 1459 an
fünfzehnhundert solcher Schnapphähne einbrachten, von welchen zweihundert aufgeknüpft
wurden, vermochten sie doch gegen Fronauer nichts, der von mächtiger Hand be-
schützt wurde und im Landtag offene Fürsprecher fand. Es kam sogar so weit,
daß man mit Fronauer wie mit einer rechtmäßigen Gewalt unterhandelte, und
dieser Geleitsbriefe ausstellte, die man aus Furcht respectirte. Herzog Albrecht
versicherte „seinem getreuen lieben Gamaret Fronauer" urkundlich Verzeihung
und Vergebung dafür, daß er „etlich landleutt und Stett im Land zu Oesterreich
der befriegt hat, darczu er gedrungen vnd genött ist wider lanntrecht" und ver-
[illegible] sein aigen gut darumb zu geben, damit er von solchem krieg aufgehört
hat". Allen Hauptleuten und Edlen, Bürgermeistern und anderen

Obrigkeiten aber wird befohlen, daß sie wider Fronauer und seine Leute „von der vergangen krieg und alter Sachen wegen nichts fürnemen, handeln noch tun, weder mit recht noch on recht, noch des Yemand zu tun gestatten.“

Das hieß jede Unthat straflos erklären, und Fronauer säumte nicht, es auszunützen, indem er 1460 sogar auf das andere Donauufer überging, Höflein einäscherte, Klosterneuburg plünderte und bis gegen Hütteldorf Raubzüge unternahm. Trotzdem wandte auch der Kaiser ihm wieder seine Gnade zu und belohnte ihn 1464 mit mehreren Gütern.

Hie und da kam freilich ein oder der andere allzu freche „Schnapphahn“ übel weg, so z. B. der Raubritter Hanns der Lichtenecker, der Wiens Bürger auf den Heerstraßen oft geplündert und verhöhnt hatte, und der sich eines Tages (22. Jänner 1387) tollkühn in die Stadt hineinwagte, aber nur bis zum hohen Markt kam, wo er, von einem Fleischhauer erkannt, von dessen Zunftgenossen angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr von einem Metzgerknechte mit der Axt erschlagen wurde.

Reichen Zuzug erhielten alle solchen Ritter aus den Trümmern der hussitischen Heere, die als „Zebraken“ (Bettler) oder „böhmische Brüder“ umherzogen und bald als Söldner, bald als Räuber sich fortbrachten. Wenn einzelne Theile derselben mit Jiskra von Brandeis im kaiserlichen Interesse fochten, so traten andere in ungarische Dienste, wo sie den Grundstock der „schwarzen Banden“ des Matthias Corvin bildeten, von denen alsbald die Rede sein wird; andere Schaaren desselben Herkommens verlegten sich unter eigenen Hauptleuten auf die Räuberei. Die Hauptleute Ludwenko und Pankraz von Galicz erhoben Steuern, verkauften eroberte Güter, wodurch heillose Verwirrung in allen Eigenthums- und Rechtsverhältnissen entstand. Namentlich der letztere, der von polnischer Abkunft war, richtete in der Marchgegend ein förmliches Staatswesen ein, indem er sich den Treueid schwören ließ, Steuern ausschrieb, Zölle einhob und Lehen vertheilte.

Niemand aber vermochte diesen heillosen Zuständen ein Ende zu machen, und endlich mußte sich die landesfürstliche Gewalt der unerhörten Demüthigung unterziehen, mit diesem Gelichter eine Art von Frieden zu schließen, indem namhafte Geldopfer gebracht und ein Theil ihrer Räubereien an liegenden Gütern anerkannt werden mußten. Trotzdem hörten die Räubereien nicht auf, und erst nach und nach wurde diesen Zuständen ein Ende gemacht, als die meisten dieser Freibeuter, insoferne sie sich nicht auf geraubten Gütern seßhaft machten und ehrsame Landherren wurden, in feste Kriegsdienste traten. Noch 1465 nahm Matthias Corvin die gleichfalls den „Zebraken“ entstammenden Schaaren der böhmischen Hauptleute Karatzki und Korbel — nebst dem schon erwähnten Ankelreuter — gegen hohen Sold in seine Dienste, nachdem es ihm nicht gelungen war, sie auf anderem Wege ganz unschädlich zu machen.

Auch auf der Südseite von Wien blieb der Verkehr nicht ungefährdet, und das liebliche Helenenthal bei Baden war lange Zeit der Tummelplatz ritterlicher Schnapphähne. Von Schloß Rauheneck aus unternahm gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der frühere landesfürstliche Pfleger von Mödling, Georg von Stickelberg, seine Raubzüge, die bis an den Wienerberg reichten. Rauheneck wurde von einer aus Ungarn eingebrochenen Räuberbande, welche sich die „ungarischen Brüder“ nannte, verwüstet, die sich dann in [illegible] legenen, schwer zug[illegible] lichen Felshöhle, dem sogenannten „Schelm[illegible] nd von dort durch Jahre die ganze Umgegend beunruhigte[illegible]

Im Jahre 1463 bemächtigte sich der Feste Rauheneck der Räuberhauptmann
anz Haag, ein Böhme von Geburt, am kaiserlichen Hofe erzogen, dann aber
rwildert und innig verbunden mit den zahllosen Räuberbanden eines Hinko,
ohrbacher, Ludwenko und den sogenannten „Cruciaten" (daraus später
s Wort „Kuruzen" entstand), letztere, vierhundert an der Zahl, meistens Böhmen,
ter ihren Hauptmann Sswehla (nicht Sluha, wie er stets unrichtig genannt
rd). Er beunruhigte von Rauheneck aus die ganze Umgebung, wobei ihm Wilhelm
n Puchhaim, Besitzer des Schlosses Rauhenstein, aufs getreueste half. Die Frech-



Feste Lueg. (Seite 59.)

eit der Räuber ging so weit, daß im Jahre 1466 die Kaiserin Eleonore (Gemahlin
Friedrich's III.), als sie eben von Heiligenkreuz zum Gebrauch des Bades nach
Baden fuhr, von den zuchtlosen Knechten Puchhaim's überfallen wurde, die mehrere
ihrer Kammerwägen ausplünderten. Da war denn doch endlich dem Fasse der Geduld
der Boden ausgestoßen; man schritt zu energischen Maßregeln, und der kaiserliche
Feldhauptmann Georg von Pottendorf, ein Mann voll Energie und eiserner
Beharrlichkeit, belagerte die beiden Festen, deren er sich endlich bemächtigte. Haag
und Sswehla wurden gehenkt, wobei man sich die ebenso sonderbare als interessante
Thatsache er[illegible]lt, daß sie — einem eigenthümlichen Privilegium der Badener Insassen
zufolge — [illegible] sechs Schimmeln zum Galgen gefahren wurden.

Puchhaim entfloh nach Oberösterreich, gesellte sich zu dem Räuberanführer Jör Stein, raubte und mordete in Verbindung mit ihm und wurde, als er 1467 die Vorladung nicht in Linz erschien, in die Acht erklärt.

Hier sei endlich noch einer berühmten Persönlichkeit erwähnt, die man ungern unter die zuchtlose Sippe der Raubritter gereiht sehen möchte, die auch bessere Eigenschaften nicht so unbedingt zu denselben gezählt werden darf und nach moderner Ausdrucksweise eine Art „Carl Mohr" genannt werden kann; dies Ritter Erasmus Lueger (Bild Seite 49), der beste Freund des unglückl Baumkircher, der als dessen Waffengefährte tapfer im kaiserlichen Heere foch

Unter all den Wackeren, welche Baumkircher's schmählichen Tod tief b erten, war keiner so sehr davon erschüttert als eben dessen einziger Freund Lue der in Folge seiner Heftigkeit wahrscheinlich dessen tragisches Geschick getheilt h wäre er nicht zufällig gerade zur selben Zeit in Geschäften des Kaisers ent gewesen. Als er nun bei seiner Rückkehr den Untergang seines heldenhaften Freu erfuhr, bemächtigte sich seiner Schmerz und Entsetzen. Von jeher war sein Geist Charakter düsteren Gepräges, seine Sitten höchst einfach, ja spartanisch, und Gemüth empfand nichts von den zärtlicheren Regungen, die das Glück des Ma ausmachen. Wohl wurde ihm, wegen Erhaltung seines Stammes, dessen letzter Sp er war, Katharina von Ungnad als Gattin aufgedrungen, allein die Ehe kinderlos und so auch seinem Herzen völlig fremd die zarten Gefühle des Vat Nur Einen Menschen liebte er, und das war sein einziger Freund Baumkirch sein Lehrer in der Kriegskunst, dessen Geist und kühner Heldenmuth sich ganz ihn vererbt hatte.

Sein Schmerz um den Freund war so tief, daß er beschloß, sich gänzlich aller Thätigkeit zurückzuziehen, und seinen Abschied begehrte. Kaiser Friedrich a der seine brauchbaren Dienste nicht missen wollte, bemühte sich, im Verein mit trefflichen Thronerben Maximilian, sein Gemüth zu beruhigen, was auch durch Milde und freundschaftlichen Vorstellungen gelang. Er blieb und erwarb sich n Verdienste um die Krone, aber nie mehr trat ein Lächeln auf sein Gesicht.

Da sollte ein Angriff auf die kaum verharschten Narben seines Gemüt eine bedeutsame Umwandlung seines Schicksals hervorbringen. In seiner Eigensch als Hauptmann der Leibwache begleitete er den Kaiser nach Frankfurt, wo sehr v Fürsten und hohe Würdenträger persönlich erschienen, weshalb große Festlichkei stattfanden. Bei einem Gelage, das die Ritter unter sich gaben, kam die Rede Baumkircher, und der Hofmarschall von Pappenheim, ein erbitterter Fe desselben, ergoß sich in Schmähreden gegen denselben, worüber Lueger so in A regung gerieth, daß er, als der Lästernde den Widerruf verweigerte, sein Schwert und den Gegner anfiel. Ehe es die Anwesenden zu hindern vermochten, war Gefecht im Gange, in welchem alsbald Lueger den Kopf des Hofmarschalls spalt so daß derselbe nach wenigen Minuten starb. Lueger wurde ergriffen und Gefängniß geführt, woraus ihn jedoch ein treuer Freund, der kaiserliche Hofmei Wilhelm von Baereneck, entweichen ließ. Drohte doch dem Un[illegible] als Stö des Landfriedens der Tod durch Henkershand. [illegible] bene [illegible] cht i Bann belegt, und die Freunde und Verwandte[illegible] n um Lueger zu verderben; unter Anderem bracht[illegible] daß Lueger ein Anhänger Matthias Corvi[illegible]

Lueger, erfüllt von Wuth und Menschenhaß, zog in sein festes Felsenschloß [illegible] ins Land in der Steiermark (zwischen [illegible] und St. [illegible] gelegen. Bild Seite 57) zurück und übte fortan, racheglühend, das furchtbare Gewerbe eines Raubritters. Bald hatte er Schrecken im ganzen Lande verbreitet; eine Unternehmung folgte der anderen, er trieb es sonder Ruhe und Rast. Aber blos reiche Wüstlinge, raubsüchtige Verwalter, tyrannische Grundherren oder Vögte und geldgierige Bürger waren die Gegenstände seiner Ueberfälle und Plünderungen, während niemals der fleißige Bauer, der redliche Handelsmann von ihm belästigt wurde. Während also die ersteren seinen Namen mit Entsetzen nannten, war er Wohlthäter für die Dürftigen, Unterdrückten und Verfolgten, die in ihm einen kräftigen Vertheidiger fanden. Durchglüht von edelmüthigen Grundsätzen, erfüllt von innigem Hasse gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung, bedachte er nicht, daß er kein Recht habe, sich gleichsam zum Oberrichter der Menschenhandlungen aufzuwerfen, daß Gesetze und Moralität laut das Verdammungsurtheil über ihn sprechen mußten, daß es kein Entschuldigungsgrund sei, daß er sein unedles Geschäft edel zu behandeln suchte, daß seine Unternehmungen nie von Grausamkeit oder Unmenschlichkeit begleitet waren, daß er kein Blut außer unter dem Zwange der Selbsterhaltung, vergoß.

Zwei Jahre hat Lueger es schon so getrieben; da wurde dem Freiherrn Caspar von Rauber, Hauptmann von Triest, der Executionszug gegen ihn übertragen. Bei Erblickung der fast unüberwindlichen, in einer Felsenhöhle erbauten Burg sah Rauber sofort ein, daß dieselbe blos durch Hunger bezwungen werden könne, und so lagerte er sich vor dieselbe. Lueger und seine Gefährten spotteten jedoch fortwährend den Bemühungen ihrer Feinde, welche Monate lang die Burg eingeschlossen hielten, ohne ein Haar breit Erfolg zu haben. Während die Belagerer den Krankheiten und dem Tode zahlreiche Opfer bringen mußten und die Ueberlebenden bei dem dürftigen Unterhalt allen Qualen des strengen Winters ausgesetzt waren, zeigten die Belagerten keinerlei Miene, als ob es ihnen schlecht ginge, ja zur Zeit des „Faschang“ (Fasching) ließ ihnen Lueger einen feisten Ochsen an Seilen hinabsenden, „um sich auch einen guten Tag anzuthun“, wie höhnend ein daran befestigter Zettel besagte. Rauber hielt dies für eine List der Belagerten, ihren Mangel zu verbergen und den Abzug zu beschleunigen, aber er hoffte vergeblich auf die Uebergabe. Im Gegentheile — als Ostern kam, erfolgte abermals ein ähnliches Geschenk, mit dem Bedeuten, die Mühe, die Feste auszuhungern, sei vergebens; ja es verlangte Lueger sogar — und das war die größte Thorheit, die er begehen konnte — freies Geleit für seinen Knappen Franz Stockgießer, „um den Hauptmann manchmal mit einigen Seltenheiten bewirthen zu können“. Dieser Uebermuth sollte gar bald bestraft werden.

Freiherr von Rauber bewilligte das freie Geleite und wunderte sich nicht wenig, als nun Lueger ihm die seltensten Fische und kostbarsten Früchte in einer Jahreszeit sandte, wo diese Früchte im Lande noch nicht einmal in der Blüthe waren. Jetzt verging kein Tag, wo nicht der Knappe mit einer neuen Gabe vom Felsenschlosse herabgeklettert gekommen wäre.

Das gab nun einem findigen Friauler Gelegenheit, seinem Hauptmann zu rathen, durch den Knappen Franz den Gegner zu bezwingen zu suchen. Rauber hörte mehr auf die Stimme der Rache als der Ritterlichkeit und willigte ein. Als der Knappe das [illegible] Mal wieder mit einem neuen Geschenke herabkam, [illegible] demselben die gl[illegible] Anträge, und der junge Mann, geblendet durch

den mächtigen Schimmer Gold und durch seine Liebe zu einem Mädchen in Wippach dessen Besitz wegen Mangels an diesem Metalle er nie hätte erhalten können, war der Verräther an seinem Herrn und Wohlthäter. Er entdeckte dem Hauptmann, da Lueger täglich Abends auf ein bestimmtes Plätzchen gehe, wo er kurze Zeit verweil daß das Gemach freistehend sei, der Fels von keinem besonderen Umfange an dies Stelle, und folglich einige Schüsse aus großem Geschütze ihre Wirkung nicht verfehl würden. Die Verabredung wurde demzufolge getroffen. Der Knappe sollte den O wohin man die Donnerbüchsen richten müsse, bei Tage durch einen aus dem d angebrachten schmalen Fensterchen hängenden weißen Lappen genau bezeichnen; we sich Lueger Abends an diesen Ort begeben würde, sollte ein in ein Fenster gestellt brennendes Licht das Zeichen sein.

Der Verräther erfüllte sein Versprechen nur zu genau. Die vier Donnerbüchs welche auf einmal losgebrannt wurden, knallten schrecklich, und der unglückliche Verrathe von zwei losgesprengten Felsenstücken mit ungeheurer Wucht am Kopf und Schei getroffen, stürzte todt zu Boden. Alle Reisigen des Schlosses, erfüllt von Schrecken u Verwirrung, eilten ihrem unglücklichen Herrn zu Hilfe. Diesen Augenblick benützte d Verräther und öffnete den Belagerern den Eingang, welche sofort in die Burg drang und die aus zwölf Reisigen bestehende Besatzung niederhieben. Jetzt erhoben d Sieger ein Freudengeschrei und ließen sich von dem Knappen im Schlosse heru führen. Er zeigte ihnen alle Gemächer, besonders aber den von der Natur sel gebauten heimlichen Gang, welcher im Felsen ausgehöhlt vier deutsche Meilen la in die Gegend von Wippach — mit Recht Krains Paradies genannt — führte, von sich die Belagerten freilich leicht alle ihre Bedürfnisse auf das reichlichste verschaffte

Als sie zur Mordstätte zurückkamen, sahen sie Konrad, den alten treue Diener Lueger's, weinend über dessen Leiche gebeugt. Bei ihrer Ankunft erhob sich, trat zu dem Knappen Franz, und unter dem Rufe: „Judas Ischkariot! I bin des Meisters Rächer!" riß er plötzlich den Dolch aus seinem Gürtel und stie ihn mit Jugendkraft dem Verräther mitten durchs Herz. In einem Augenblick war auch der Greis niedergehauen. Kein lebendes Wesen blieb im Schlosse Lueger' als dessen zwei Rüden, welche, als einige fromme arme Leute ihren Herrn begruben seinem Leichname folgten und bald auf dessen Grab verendeten.

Dies war das Ende von Baumkircher's einzigem Freunde, des letzten Spröß lings eines edlen deutschen Stammes, im Jahre 1484 und in seinem 54. Lebensjahr

Die Verhältnisse bezüglich des Raubritterthums besserten sich nur sehr allmäli und erst unter Kaiser Maximilian I., der wieder den Landfrieden erneuerte u mit eiserner Strenge durchführte, trat Ordnung und Sicherheit ein. Die letzten R präsentanten des stets kriegs- und beutelustigen Ritterthums hat uns Goethe in de vom vollen Glanz der Romantik umflossenen Götz von Berlichingen geschilde und Bauernfeld in seinem „Landfrieden" in der mit kräftigem Humor gezeichnet Figur des Ritters Bosesen von Bosesenburg.

Uebrigens sei hier erwähnt, daß die Strauchritter auch im Norden Deutschlan gediehen, wo

„Die Lüderitz und Köckeritz,
Die Quitzow[illegible] Itzenplitz"

noch heute im schlimmen Andenken [illegible] [illegible]rgie des grafen Joachim von Brandenb[illegible] den

solchen höchst unritterlichen Elementen zu säubern, die sich soweit vermaßen, ihm drohen:

> „Jochele, Jochele, hüthe Dich!"
> Wenn wir Dich fahen (fangen) hängen wir Dich!

dann ihrerseits den wohlverdienten Lohn erhielten. In Schlesien aber rühmte noch in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von der Statthalterschaft des ...gs Sigmund, eines Bruders des Königs Wladislaus IV.:

> „Daß dieses Land hat Fried und Ruh',
> Der Kaufmann sicher reist darzu,
> Herzog Sigmund wir zu danken han,
> Der Niemand hat gesehen an,
> Der Straßenräuber nachgetracht,
> Kein's Adels noch Reichthums geacht.
> Der Knecht muß sammt sein Herrn daran,
> Ein hänfen Strick zum Lohne han."

So stehen wir denn auch in Bezug auf die öffentliche Rechtssicherheit mit dem ...nden Mittelalter an der Schwelle einer neuen Zeit, in welcher es — wenn Unrecht und Gewaltthat nicht aus der Welt zu bannen waren — doch nicht ...ich war, sie unter dem Schein und Schutz einer entwürdigten Ritterlichkeit ...ren.



## Die Burgen und alten Festungen.

In dem Sinne, in welchem wir dieses Wort heute nehmen, gab es erst nach ...f dem zehnten Jahrhundert Burgen. Von keiner der alten deutschen Kaiser...n, wie deren eine auch in Eger bestand, wissen wir, daß sie befestigt war. Wenn ... häufig auf Anhöhen und dominirenden Punkten baute, so geschah dies gewiß ... um der Sicherheit willen als wegen des äußeren Ansehens und um einen ...k in die weite Landschaft zu haben. Die „Ethelings" jener frühen Zeit ...aren noch nicht bloße Krieger, sondern auch Grundherren, die inmitten ihrer ...annen und Besitzungen wohnten, welche sie selbst verwalteten.

Selbst dort, wo schon die Bezeichnung „Burg" angewendet wurde, die von ... (ein fester Verschluß) abstammt, darf man wohl noch an keinen befestigten Ort ... Ein Beweis dafür ist die Anesburg oder Ennsburg, an der Enns und ... Nähe des heutigen Sanct Florian in Oberösterreich gelegen, welche, obwohl ...em starken Heer gehalten, doch dem ersten Anlauf der Magyaren bei ihrem ... von 907 erlag, und doch wichen dieselben noch viel später dem Angriff auf ... gerne aus.

In den Magyaren-Einfällen lag eben der erste Anstoß zur E
Plätze an wichtigen, von der Natur selbst bestimmten Orten. N
n Blick auf die Karte, daß die ersten österreichischen Burgen
t auf die ungarischen Einfälle entstanden sind, und man kann an d
kirten Linien die im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte wiederholt we
n erkennen.

So finden wir an der Donau Melk, das schon im Nibelungenlied
nd 980 schon Grenzfeste gegen Ungarn war; Pechlarn, die alte Ha
den Namen von dem Neffen des in der Sage hochgefeierten Goth
rich tragend), an welcher das Andenken des wackeren Markgrafen R
m Nibelungenlied haftet; Hainburg, die alte Hunnenburg, welche
llen 898 König Arnolf seinem Mundschenken Haymo gestattete, d
arische Hände fiel und erst 1040 von Kaiser Heinrich II. rückerobert
Aggstein und die Leopoldsburg am Kahlengebirge, beide schon
100 erwähnt. Nach Süden aber finden wir Pitten, das uns schon
000 als eine gewaltige volkreiche Feste geschildert wird, in vielen Krie
Rolle spielte und später Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes wurde
ing, das um 1100 erwähnt wird, und Perchtoldsdorf, das spä
aber gleich jenem eine landesherrliche Feste war. Mödling war in der
eit sogar Sitz eines Zweiges dieser Herrscherfamilie.

Eine weitere Reihe von festen Plätzen, deren Entstehung indessen meist
und dreizehnte Jahrhundert fällt, begann bei Rabensburg
hen Grenze und dehnte sich längs des dichten Waldlandes bis zur Don
Leithagebirge. Ebenso konnten die Burgen an der Thaya und am Abha
n als Vertheidigungslinie gegen Böhmen und Mähren dienen, welc
laufenden Burgen im Kampthal, von der Rosenburg bis Rapp
als Rückendeckung und Verstärkung sich anschlossen. Auch gegen Stei
Natur solche fortificatorische Anlagen unterstützte, bildeten die Burgen
, Ziegersberg, Aspang, Feistritz und Klamm eine deutlich n
hinter welcher Seebenstein und Wartenstein, Starhember
stein als Soutiens lagen. Von Klamm aus trat das Hochgebirge mit
llen an die Stelle künstlicher Befestigungen, die sich aber im Norden,
nd gegen die Donau terrassirt, mit Lilienfeld beginnend, fortsetzten.
Wir sehen in diesen von der Noth aufgedrängten und instinctiv ausge
digungslinien eine Idee des modernen Fortificationswesens
, das wichtige Linien nicht blos durch einzelne Werke, sondern durc
von Befestigungen verstärken und zum Stützpunkt einer erfolgreichen De
sis einer kräftigen Offensive machen will.

Man darf eben bei Beurtheilung solcher Verhältnisse nie vergessen, welc
r Ostmark, die sich fast ganz mit dem heutigen Niederösterr[illegible]
nn nur daraus erklärt sich diese zusammenhängende Reih
ord, Ost und Süd, die bestimmt waren, Einbrüche i
wächen und abzuwehren.

Die fortschreitende Umwandlung der ehemaligen „
sadel war ein weiterer Anlaß zur Erbauung zahl
Terrain der Ostmark wie der meisten nach u

letzte der vier Burgen, im Volksmunde das „Schwalbennest“ geheißen, ist die Burg Schadeck, wie an einen Felsen angeklebt und unter ihren Schwestern am höchsten über dem schwindelnden, steilen Absturz eines Steinbruches liegend. Sie war das eigentliche Raubnest und die Warte, klein von Umfang, und zwei Thürme ragen noch in die Luft, wie von Epheu zusammengehalten. Von hier aus lief ein unterirdischer Gang unter dem Neckar, der nach dem gegenüber liegenden Dilsberge führte, und hier soll auch der Neckarpaß durch eine nach Dilsberg hinüber hängende Kette geschlossen gewesen sein.

Andere Burgen — und hierher gehörten viele der größten und festesten — boten dem mächtigen Adel Gelegenheit, der landesherrlichen Macht zu trotzen und in einem kleinen, von der Burg beherrschten Gebiete den selbstständigen Herrscher zu spielen.

Beides konnte nicht nach dem Sinne von Landesfürsten sein, die ihre Macht und Befugnisse wahrten und zum Besten aller ihrer Unterthanen geltend machen wollten. Diesen Bedenken entsprangen daher die nachfolgenden Bestimmungen im Landrecht des Herzogs Leopold des Glorreichen, durch welche die Erbauung neuer Burgen gehindert oder doch an Bedingungen geknüpft werden sollte, die geeignet waren, sie unschädlich zu machen.

„Näher als auf eine Meile darf niemand seinem Nachbar eine neue Burg hinbauen. Wird dawider gehandelt, so soll das Gebäude niedergerissen werden. Ueberhaupt darf niemand eine Burg oder ein festes Schloß aufführen, der sich nicht ausweisen kann, daß er von der nächsten Umgebung dreißig Pfund Geld beziehe, und auch dann muß es noch sicher sein, daß die übrigen Güterbesitzer von der neuen Burg keinen Nachtheil haben. Ohne Einwilligung der adeligen Güterbesitzer des Landes darf selbst der Landesfürst keine Erlaubniß zum Baue einer neuen Burg ertheilen. Doch steht es jedem Grundherrn frei, innerhalb seines Gebietes auf freiem Felde ein Haus von zwei Stockwerken aufzuführen und mit einem Graben zu umgeben, der neun Schuh breit und sieben Schuh tief ist; alle festungsartige Bauart bleibt aber sonst verboten. Ebenso ist verboten, Kirchen zu befestigen und in Vertheidigungszustand zu setzen. Wo dieses bereits geschehen ist, sollen die Wehren eingerissen werden.“

Aus diesen Bestimmungen leuchtet deutlich das Mißtrauen heraus, welches man gegen viele dieser Rittersitze hatte, die häufig bloße Raubnester waren. Eine noch unter Leopold dem Glorreichen erlassene Verschärfung dieser Bestimmungen des Landrechts gebot sogar, daß alle seit zwanzig Jahren erbauten Burgen und festen Schlösser niedergerissen werden sollten. Sie wurde zwar kaum ganz stricte ausgeführt, beweist aber, daß man die vielen Burgen als Hemmnisse für den Verkehr und Ursache vieler muthwilliger Fehden ansah. Im vierzehnten Jahrhundert war die Erlaubniß zum Bau einer Burg nur an die landesfürstliche Erlaubniß geknüpft.

„Wenn ein Edler sein Schloß einem Burggrafen (Vorsteher und Richter auf der Burg) anvertraut und dieser ohne Wissen und Willen seines Herrn dem Lande einen Schaden zufügt, so muß der Uebelthäter dem Richter ausgeliefert werden, in welchem Falle der Besitzer der Burg nicht weiter verantwortlich ist. Entflieht aber der Burggraf, so ist sein Herr verpflichtet, vollen Schadenersatz zu leisten; an der Burg selbst darf keine Genugthuung von dem Richter vorgenommen werden, sie bleibt unbeschädigt stehen. Erlaubt sich ein Burggraf in Abwesenheit seines Herrn ... aus der Burg, welcher er vorsteht, so soll der Landrichter die nächsten Um...

sammeln und das Schloß umzingeln. Entflieht ihm der Burggraf, so soll er diesen in die Acht erklären, alles Holzwerk aus dem Schlosse herausreißen und es vor demselben verbrennen lassen. Bekommt er aber den Burggrafen gefangen, so soll er über ihn nach Gewohnheit des Landes das Urtheil fällen oder mit anderen Worten ihn wie einen Räuber behandeln. Ist aber der Herr selbst in der Burg gegenwärtig, so soll mit derselben geschehen, was nach Gewohnheit des Landes recht ist, das heißt, sie soll gebrochen werden."

Die bauliche Einrichtung der Burgen war natürlich je nach Größe, hauptsächlicher Bestimmung, Reichthum des Erbauers u. s. w. sehr verschieden. Im Verlaufe



Eine mittelalterliche Burg. (Seite 66.)

der Zeiten trat durch den Wechsel der Stilarten auch in dieser Beziehung beim Burgbau eine gewisse Verschiedenartigkeit ein; an die Stelle der romanischen Rundbogen und gedrückten Gewölbe trat der Spitzbogen und das emporstrebende Rippengewölbe. Besonders von den Kreuzzügen, wo sich auf dem Heerzug und im Orient eine Fülle von Anschauungen aufdrängte, brachte man manche Anregungen mit heim, die dann mindestens im inneren und äußeren Schmuck der Burgen Verwerthung fanden.

Die eigentliche bauliche Construction, die Anordnung der einzelnen Theile blieb [illegible] [illegible]ssen im Allgemeinen gleich, denn sie war der damaligen Kriegsführung und [illegible]ungen an das Leben angepaßt, die, so lange das Ritterthum lebensfähig [illegible] [illegible]erte.

In der Hauptsache unterschied man bei jeder Burg zwischen jenen Theilen, die zu Vertheidigungszwecken dienten, und den Wohn-, Gast- oder Festräumen, deren größere Burgen selten ermangelten. Man kann recht wohl annehmen, daß sich, die Verschiedenheiten der Lage und Größe abgerechnet, ein allgemeiner Typus für die Burgen des zwölften bis fünfzehnten Jahrhunderts aufstellen läßt, und diesem dürfte unsere Illustration (Seite 65) ziemlich entsprechen. Für die auf derselben angebrachten Nummern dienen nachstehende Bezeichnungen: 1. Burgweg. — 2. Burgthor mit Fallgatter. — 3. Erkerthurm (Luginsland). — 4. Aeußerer Burghof (Barbaçon). — 5. Zwinger mit dem zweiten Thor. — 6. Thorthurm. — 7. Erker (Ueberzimmer). — 8. Schartenmauer (Zingel). — 9. Flacher Mauerthurm. — 10. Zwischenmauer mit Scharten. — 11. Das Wohngebäude (Palas). — 12 *a* und *b* Fenster mit Fallladen zur Vertheidigung. — 13. Wartthurm (Bergfried). — 14. Flankirender Thurm. — 15. Zinnen mit Schartenzeile für Schützen. — 16. Mantelmauer. — 17. Pechnase. — 18. Zwingerpförtchen. 19. Wie 15. — 20. Brustwehr mit Tragsteinen. — 21. Schußlöcher. — 22. Graben (das Gebück).

Wie es in der Natur der Sache liegt, nahmen die **Vertheidigungswerke** den äußeren Theil ein. Schon der Zugang zur Burg, der sich oft in Serpentinen (Schlangenwege) zur Höhe hinanzog, war oft auf einer oder auch auf beiden Seiten durch Mauern eingeengt, die in gewissen, dem Terrain angepaßten Abschnitten eine wirksame Vertheidigung gestatteten. Das äußerste Werk der Feste war meist ein Graben, der mit Wasser gefüllt war, wenn die Burg im Flachland lag, im anderen Falle aber an der inneren Seite durch Wegsprengen des Felsens künstlich vertieft war. An diesem inneren Rande erhob sich die Ringmauer, welche nur da fehlte, wo ein steil zu beträchtlicher Tiefe abfallender Fels jede Annäherung unmöglich machte. Bei sanft ansteigenden Höhen und wo der Raum es gestattete, machte man Graben und Ringmauer doppelt, wobei aber die äußere von der innern überhöht sein mußte, um eine wirksame Vertheidigung durch **Schützen** zu gestatten.

Die **Ringmauer** war mit Schießscharten durchbrochen und hinter derselben entweder ein schmaler Wallgang durch Verjüngung der Ringmauer gewonnen, auf dem die Schützen standen. War die Ringmauer gleich dick, so ersetzte den Wallgang ein hölzernes Bankett (Wall- oder Erdgang), das dann „Mordgang" hieß. Es kam auch vor, daß durch mächtige Tragsteine die **Brustwehr**, hinter welcher die Schützen standen, über die Mauer hinausragte. Dann war eine leichtere Bestreichung des Grabens möglich, und aus besonderen Oeffnungen in den Tragsteinen konnten die Stürmenden mit siedendem Pech und Oel begossen und mit Steinen beworfen werden. Zum gleichen Zwecke hatten auch die Thürme und festen Gebäude eine erkerartige Oeffnung, die sogenannte „Pechnase".

In späterer Zeit legte man die Ringmauern stets in derart gebrochenen Linien mit aus- oder einspringenden Winkeln an, um eine wirksame zwei- oder mehrseitige Beschießung zu ermöglichen. Größere gerade Mauern unterbrach man durch Thürme, welche die dazwischen liegenden Partien beherrschten.

Die eigentliche Burg theilte sich in die innere und äußere, von welchen die die Räume für Knappen und Knechte, Stallungen u. s. w. enthielt, jene das eigentliche Wohngebäude des Burgherrn, Kapelle, Waffenkammern und den oft sehr [illegible] Brunnen. Umfangreiche und große Festen theilte man in die Vor-, Mittel- [illegible] burg, die meist durch besondere Gräben und Ringmauern getrennt waren, [illegible]

rassenförmigen Erhebung des Terrains entspricht. Ein schönes Beispiel dieser Bauart
die Burg Trencsin in Ungarn, von welcher noch später die Rede sein wird.

Bei sehr steilen Bergen war die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen der
urg oft nur durch Treppen oder Leitern hergestellt, die im Falle eines Angriffes
nell zerstört werden konnten. Dieser Art ist die gleichfalls im Waagthal befindliche
urg Löwenstein, welche sich schneckenhausartig an einen isolirten steilen Felskegel
naufwindet, dessen Spitze nur ein Gemach trägt. Beispiele von Festen, wo das
uptgebäude eine den ganzen Berg dominirende Hauptmasse darstellt, sind die
rühmte Burg Karlstein in Böhmen, von welcher ebenfalls noch später die Red
n wird, und Hoch-Osterwitz in Kärnten.

Als letzte Zuflucht, oder, um den modernen technischen Ausdruck anzuwenden,
Reduit (Zufluchtsschanze), dienten sehr feste und oft sehr hohe Thürme, die zugleich
en weiten Ausblick gestatteten. Sie lagen stets auf dem höchsten Punkt des Terrains,
errschten das ganze Burggebiet und waren gegen die gefährdetste Seite desselben
kehrt. Die Wohngebäude lagen wenn möglich unter dem unmittelbaren Schutz
ses Thurmes, der im Innern nur sehr schmale Treppen oder gar nur Leitern
lte. Seine Zinnen hatten meist vorspringende Mordgalerien; in früheren Zeiten
r seine Decke flach, später kamen auch Steildächer vor. Einer der schönsten und
erhaltenen derartigen Wartthürme ist jener in Perchtoldsdorf (im Volks-
unde Petersdorf) bei Wien, der noch heute die ganze Umgegend beherrscht.

Dieser schöne Thurm ist ganz aus Quadersteinen aufgeführt und hat mit der
undfeste eine Höhe von vierzig und vom Boden eine Höhe von dreißig Klaftern,
oben mit einer Galerie versehen, die nach allen vier Weltgegenden sehr anziehende
verschiedenartigste Aussichten über die ganze herrliche Gegend mit ihren zahlreichen
ebten Ortschaften, Wald- und Gebirgspartien, weite Landflächen u. s. w. darbietet.

Dieser feste Thurm war vormals in jeder Feindesgefahr der Zufluchtsort der
arktbewohner, darum steht er frei, ist von starker Construction und im Innern
nz zum Bewohnen eingerichtet. Ganz unten ist eine geräumige Halle, die ehemals eine
pelle zu Ehren des heiligen Nikolaus gewesen. In der Mitte dieser Halle befindet
ein guter Ziehbrunnen, wodurch im Falle der Einschließung für ein Hauptbedürfniß
dahin Geflohenen gesorgt war. Ueber eine bequeme Treppe steigt man in die vier
theilungen oder Stockwerke des Thurmes, welche vormals ganz bewohnbar waren.

Besonders wichtig waren bei einer Burg die Thore, von welchen es regelmäßig
r Ein Hauptthor und an versteckten, schwer zugänglichen Stellen besondere Aus-
lspförtchen gab. Selbst dort, wo sich vor der Ringmauer kein Graben befand,
r das Erdreich vor dem Thore ausgehöhlt, so daß man nur mittelst einer Brücke
die Burg gelangen konnte. Und zwar waren dies Zugbrücken (ponts dormant),
mittelst Ketten, die über Kugeln liefen, aufgezogen wurden. Spuren dieser Vor-
tung sieht man noch heute an dem schönen Thore, das in den Schweizerhof
kaiserlichen Burg in Wien führt, wie denn auch der vor diesem laufende Graben
Ueberrest des alten Burggrabens ist und dort, wo der Schweizerhof mit dem
chtbau der sogenannten Reichskanzlei zusammenstößt, einer der vier Thürme erkenn-
ist, welche den ur[illegible]glichen Burgbau an den vier Ecken flankirten. Außerdem
en die Thore mei[illegible] mit schweren Fallgattern geschützt.

Diese Darstell[illegible] [illegible]elleicht nicht auf die besonderen Verhältnisse jeder Burg
en, im Allgemein[illegible] [illegible]rfte sie gewiß ein treffendes Bild der charakteristischen

baulichen Einrichtungen geben, wie wir sie heute noch in den bedeutenderen Ruin zu erkennen vermögen. Eine Eigenthümlichkeit der *ungarischen Burgen*, besonde der *siebenbürgischen*, war es, daß ihre Außenseiten oft ganz mit figuralen Dar stellungen in riesigen Größenverhältnissen bemalt waren.

Dieselben Ursachen, welche das Ritterthum aufhoben, wurden auch den Burge gefährlich. Vor den Feuerwaffen boten sie keinen Schutz mehr, der Brennpunkt all öffentlichen Lebens vereinigte sich ausschließlich in den Städten. So sanken denn di stolzen Mauern durch die neuen Zerstörungsmittel in Schutt zusammen, oder de rastlose Zahn der Zeit verrichtete langsamer dasselbe Werk, und wir betrachten ih Ruinen heute nur als willkommene Decorationen einer schönen Gegend oder al Erinnerung an eine glücklich überstandene gewaltsame Zeit, die nur im Schimmer einer falschen Romantik begehrenswerth erscheint.

Bevor wir aber zum nächsten Abschnitt übergehen, möge hier noch eines grau lichen *Aberglaubens* gedacht werden, dem manche Menschenleben zum Opfer fielen. Es ist dies die entsetzliche Meinung, durch *Einmauerung von lebenden Kindern oder Thieren* in die Baugrundfeste das Schloß oder die Festung un *überwindlich* zu machen; eine Art der sogenannten *„Festmachung"*, der wir später im Kriegerleben, nur glücklicherweise in weitaus unschädlicherer Art, noc begegnen werden.

Die Erfindung dieses ebenso abergläubischen als schändlichen Mittels wird dem Baumeister einer Burg in Deutschland zugeschrieben, der, als sein Werk fast zum Schlusse gediehen war, dem Bauherrn bedeutete, es müsse, um das Schloß unüber windlich zu machen, ein lebendes Mägdlein mit eingemauert werden; er möge deshal eines kaufen. Lange widerstrebte der gräfliche Bauherr, bis endlich der Baumeister den Vorschlag machte, es solle ein Kinderfest in den inneren Räumen der Burg stattfinden das erste Mägdlein, welches durch das Thor schreiten würde, möge als vom Schicksal zur Opferung ausersehen betrachtet und unverweilt eingemauert werden. Nach langem Zögern ertheilte der Graf die Einwilligung, aber siehe da! — das erste die Schwell überschreitende Kind war — *des Baumeisters einziges Töchterlein*. Kein Flehen des bestürzten, unglücklichen, wahngeblendeten Vaters half, *er selbst* mußt das Opfer vollziehen und stürzte dann vom Schlage getroffen todt zu Boden.

Diese Begebenheit hat nun allerdings wirklich stattgefunden, und zwar auf dem Schlosse Henneberg (bei Meiningen), auch weiß man urkundlich bestimmt ander Burgen, wo Kinder eingemauert wurden, welche unnatürliche Mütter zu diesem Zweck um schnödes Geld verkauften; aber der Aberglaube wurzelt in viel früherer Zeit, un zwar im *heidnischen Cultus*. Bei diesem wurde es oft für nöthig erachtet, i den Grund, auf welchem ein Gebäude errichtet werden sollte, lebende Thiere, selb Menschen *einzumauern*, gleichsam ein *„der Erde dargebrachtes Opfer weil sie die Last auf sich duldet"*. Nebstbei wähnte man durch diesen grausame Gebrauch unerschütterliche Haltbarkeit des Gebäudes zu erreichen. Es wurden als in erster Reihe Thiere eingemauert; daher verdanken auch viele Wahrzeichen vo Städten und Gebäuden dieser Sitte ihr Entstehen. Ferner haben aus diesem Gebrau alle jene Sagen ihren Ursprung, bei welchen der Teufel durch persönliche Mitwirkun oder durch Schenkung der zum Bau von Kirchen, Brücken u dgl. erforderliche Summen behilflich gewesen, unter der Bedingung, daß die Seele des ersten Wesens das in die Kirche oder über die Brücke [illegible] ihm gehören sollte, worauf man ab

dem Bösen dadurch ein Schnippchen zu schlagen wußte, daß man listigerweise zuerst ein Thier in die Kirche oder über die Brücke jagte. Als das kostbarste, den Göttern des Heidenthums willkommenste Opfer aber galt der Mensch, und mit je süßeren, heiligeren Banden ein solcher an die Erde gefesselt war, desto werthvoller und wirksamer mußte das Opfer sein, und so kam es, daß man zur Einmauerung unschuldige Kindlein, dann auch junge Frauen und Mütter zur blutlosen Opferung auserkor.

Es ist hier nicht am Platze, alle der Einmauerungs-Sagen zu gedenken, die sehr zahlreich in den alten Chroniken erwähnt erscheinen, man möchte ja auch gerne annehmen, der blutige Wahn grauer Jahrhunderte sei längst erloschen; leider ist dem nicht so, denn vor kaum vierzig Jahren noch wurde bei einem Brückenbau zu Halle in Sachsen allen Ernstes die Meinung im Volke laut, man bedürfe eines Kindes zum Einmauern in den Grund des neuen Baues.

Thatsächlich besteht heute noch die Sitte der Einmauerung bei großen öffentlichen Bauten jeder Kategorie, und dieselbe leitet sich auch wirklich von dem alten grausigen Wahne ab, nur besteht das Opfer nunmehr aus allerlei Urkunden, Schau- oder Geldmünzen, die zum Andenken an die Zeit der Erbauung in den Grundstein gelegt werden.



## Städtisches Kriegswesen im Mittelalter.

Die blühenden Städte der Römer waren zum großen Theile im wilden Gewoge der Völkerwanderungen zerstört worden. Durch nahezu sechs Jahrhunderte aber herrschte nicht jener Geist der Ruhe und des zielbewußten Strebens, durch welchen allein größere gemeinsame Werke geschaffen und erhalten werden können. Erst in der Mitte des zehnten Jahrhunderts fangen die Städte an, wieder eine bedeutende Rolle zu spielen, und zahlreiche neue entstanden nach und nach.

Eine ähnliche Bedrängniß wie jene, welche einst die Städte hinweggerafft hatte, sollte den ersten Anlaß zu deren Wiederaufleben werden.

König Heinrich I., der Vogelsteller (oder Finkler), sah klar ein, wie schwer es bei der bestehenden deutschen Wehrverfassung und den zerstreut liegenden einzelnen Wohnsitzen sei, den verheerenden Magyaren-Einfällen ein Halt zu gebieten. In einer offenen Feldschlacht von ihnen geschlagen, dankte er Leben und Freiheit nur den armseligen Mauern des kleinen Städtchens Bichin, in das er sich mit einigen Getreuen retten konnte. Denn so furchtbar der magyarische Angriff im offenen Felde war, so wußten sie doch nicht gegen geschlossene Orte vorzugehen, welchen sie noch lange nachher aus-

wichen. Darin lag ein Fingerzeig, welchen sich der kluge und tapfere *Heinrich* I. nicht entgehen ließ. Er beförderte von nun an das Entstehen geschlossener und befestigter Orte auf das eifrigste und scheute auch vor gewaltsamen Mitteln nicht zurück, wenn sie diesem Zwecke dienten.

So versetzte er z. B. jeden neunten Mann seines Lehengefolges, das zerstreut im Lande lebte, in eine der neuen Städte, während die übrigen acht das jenem gehörige Lehengut bewirthschaften und ihm den Ertrag abliefern mußten. So wurden die neuen Städte die Stützpunkte der *nationalen Vertheidigung*, denn bei drohender Kriegsgefahr retteten sich die Landbewohner mit ihrer Habe in dieselben und sie wurden bald die Mittelpunkte des Verkehrs, da *Heinrich* I. auch angeordnet hatte, daß alle Volksversammlungen und öffentlichen Feste in den Städten abgehalten werden mußten.

In der That zerschellte der furchtbare Ansturm des letzten und größten *Magyaren-Einfalls* an den schwachen Mauern der von ihren Bürgern vertheidigten Stadt *Augsburg*, wie wir später näher berichten werden.

Kriegsnoth war es also ursprünglich gewesen, welche die Fürsten lehrte, befestigte Städte und Burgen zu bauen. In der Zukunft aber drängte sie das finanzielle Interesse dazu, die Bevölkerung dieser Orte zu vermehren und zu schützen, ihnen werthvolle Privilegien zu schaffen, da der Reichthum der Städte eine nie versiegende Steuerquelle bot. So finden wir auch in späteren Zeiten, wo politische Wirren herrschten und die *Fürsten* sich oft trotzig gegen die Reichsgewalt auflehnten, daß die bedeutenderen *Städte stets treu zu Kaiser und Reich hielten*, weil sie von diesen allein Schutz und Förderung erwarten konnten.

Als Kaiser *Heinrich* IV. (geb. 1056, gest. 1106), mit dem Bannstrahl belastet, von ehrgeizigen Vasallen bedroht, wie ein Flüchtling durch das Reich irrte, da jagten die Bürger von *Worms* die Söldner des Bischofs aus der Stadt und öffneten ihre Thore dem bedrängten Reichsoberhaupt. Sie schwuren ihm unverbrüchliche Treue, gelobten ihn zu schützen und mit Geldmitteln zu versehen, und seine Bedenken beantworteten sie stolz mit dem Hinweis auf die Kriegsvorräthe und die Streitmacht, welche der reichen Stadt zur Verfügung standen. Bald folgten *Köln* und andere Städte diesem Beispiele, und wenn *Heinrich* IV. sich behaupten konnte, hatte er es nur den Städten zu danken.

Die meisten Städte schlossen sich an eine schon früher errichtete feste Burg an, die zum Schutze eines Bannstriches diente. Diese gewährten in kriegerischen Zeiten den einzigen Schutz, und es war nur natürlich, daß man sich desselben umsomehr erfreuen konnte, je näher man sich ansiedelte. Auch Bischofssitze, Klöster, Wallfahrtskirchen waren oft die Punkte, um welche sich dann eine Stadt ansiedelte. In diesem Falle war es das öftere Zusammenströmen größerer Menschenmassen, durch welches ein gewisser Verkehr sich entwickelte, dessen geschäftliche Ausbeutung zur Niederlassung einlud, da leichtere und mehrfache Art des Erwerbes möglich war.

So entwickelte sich endlich ein *städtisches Gemeinwesen*, man schützte sich durch Wall und Graben nach Außen, durch eine feste Rechtsordnung sicherte man Ordnung und Verkehr — *die Stadt war entstanden*. An Zuzug konnte es schon deshalb nicht fehlen, weil jeder *Unfreie* (Leibeigene) durch seine Ansiedlung in einer Stadt seine *Freiheit* erlangte; aber auch zwangsweise Versetzungen kamen noch später öfters vor. So verordnete H[illegible] *[illegible]eopold* in dem 1221 erlassenen

Stadtrechte für Enns, daß gewisse außerhalb der Mauern wohnende Gutsbesitzer wangsweise in den städtischen Verband einzuschließen sind.

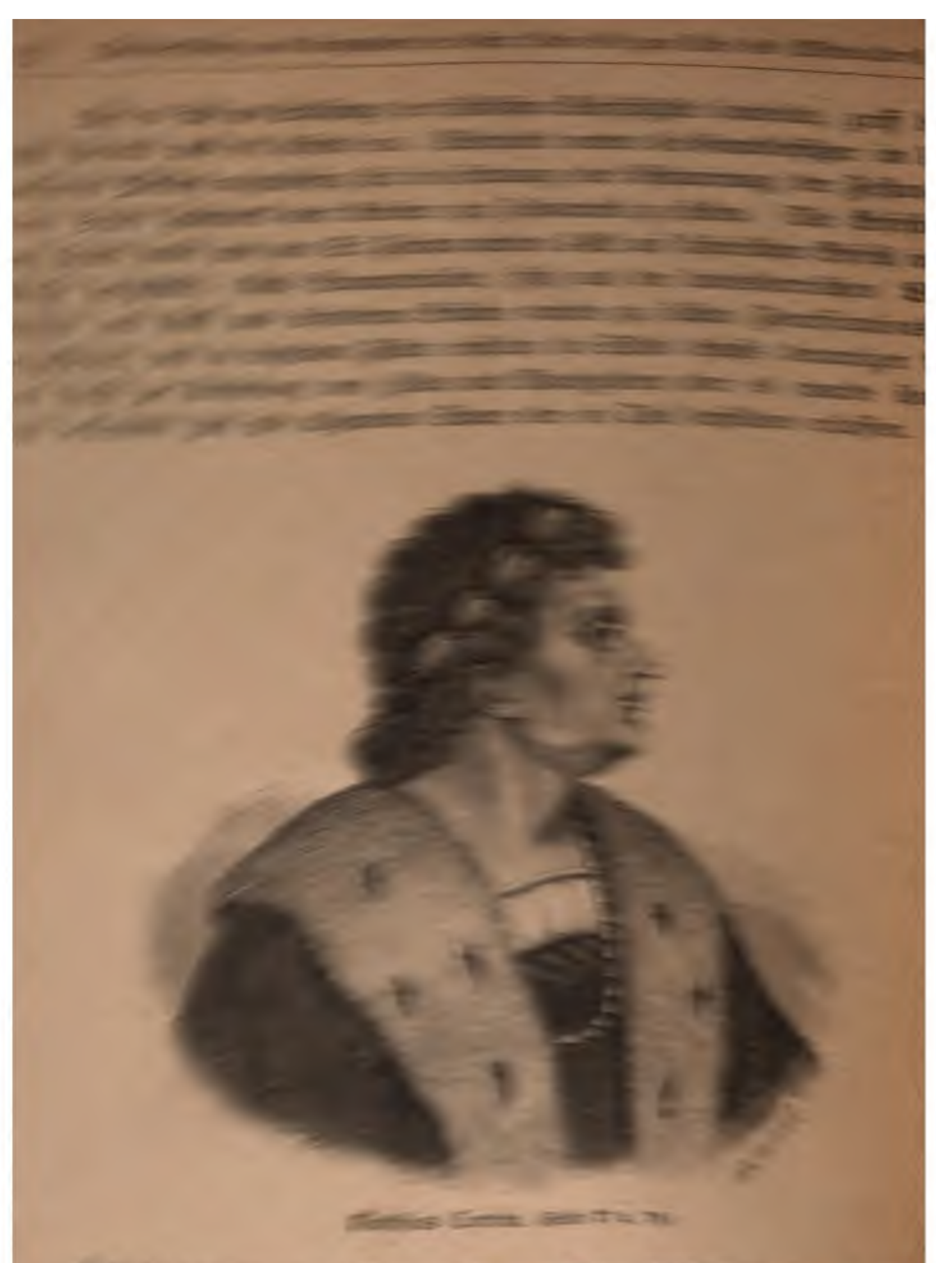
Begünstigt durch die Erwerbung werthvoller Privilegien blühten die Städte mpor und wußten sich bald als besondere Macht, als eigener Stand gegen den bermächtigen Adel geltend zu machen. Seit Kaiser Heinrich V. (geb. 1031 est. 1125) die Städtebürger auch von der Entrichtung des „Budtheiles“, der arin bestand, daß sich die Grundherrschaft beim Tode eines Unterthans das Beste us der Hinterlassenschaft wählen konnte, befreit hatte, waren sie auch des letzten Restes der Hörigkeit entkleidet und entwickelten sich als selbstständige Gemeinwesen, die sich durch gewählte Vorstände regierten und verwalteten und sich endlich auch eine besondere Kriegsmacht schufen.

Anfänglich bestand die städtische Kriegsmacht nur aus den Bürgern und Angehörigen der Städte. Durch die Verschiedenheit des Vermögens und der Stellung bildeten sich indessen hier bald große Unterschiede heraus, deren Grundlage daraus entstand, ob die Betreffenden reich genug waren, um zu Pferd dienen zu können oder nicht. Die ersteren hießen Constabel, Stabelmeister, was dem Wort, wenn auch nicht der Anwendung nach als Stallmeister (Comes stabuli) zu übersetzen ist. Und da in den Reihen dieser städtischen Reiter auch viele adelige Ritter dienten, die sich in der Stadt niedergelassen hatten, beanspruchten jene endlich auch einen gewissen Stammesvorzug, aus dem sich die städtischen Ritter- oder Patriciergeschlechter entwickelten.

Die größte Anzahl der Streitbaren einer Stadt gehörte natürlich jenen Handwerkerclassen an, die nicht vermochten, die theuere Ausrüstung und Erhaltung eines Pferdes zu erschwingen. Daher bestand der Kern der städtischen Truppen immer aus Fußvolk, worin in den späteren Zeiten des Mittelalters die Ursache vieler Erfolge der städtischen Waffen lag. Die Hauptbewaffnung bestand aus Spießen oder Lanzen, sogenannte „Glefen“ (von Glavea, Degen), wonach die zu Fuß Dienenden „Glefenbürger“ — im Gegensatz zu den Constabels — genannt wurden. Auch Pfeilschützen erscheinen früh neben den Spießträgern. Ebenso bedienten sich die Städte häufig der Streitwagen; besonders im fünfzehnten Jahrhundert wirkte das Beispiel der Hussiten so sehr, daß vielen Städten die Beistellung von solchen Wägen von den Landesfürsten aufgetragen wurde. Komisch genug nannte man die Leichtbewaffneten, welche zu vier oder sechs von einem solchen Wagen herab gegen die Feinde stritten, „Wagenreiter“ — „de rittent je sechste uf eine wagen“, heißt es in der Straßburger Chronik.

Die Reiter waren vollkommen ausgerüstet, trugen Helm, Harnisch und Speer und hatten stets ein Gefolge von zwei oder drei Knechten mit sich. In Kriegszeiten kam es nicht allein vor, daß befreundete Ritter sich freiwillig den städtischen Streitern anschlossen, sondern auch daß kriegserfahrene Ritter in Sold genommen wurden und dann sogar als Hauptleute der städtischen Schaaren fungirten.

Insoweit die Erhaltung der Wehrhaftigkeit der Städte im allgemeinen Interesse lag, hatten die Kaiser und Fürsten Vorsorge getroffen, daß dieselbe nicht vernachlässigt werde. Gewisse Steuern durften nur zur Verbesserung und Erhaltung der Festungswerke, zur Anschaffung von Waffen und Kriegsvorräthen verwendet werden. Herzog Leopold fügt der Mahnung, sich nach Kräften zu rüsten, im Ennser Stadtrecht das Versprechen bei, daß man dagegen nie Lieferung von Pferden oder Waffen für die landesfürstlichen Truppen verlangen werde.



Das leopoldinische Stadtrecht vom Jahre 1221 überträgt den Bür[illegible] [illegible] die Vertheidigung der Stadt Wien mit dem Beisatze, daß darunter [illegible] Aufrechthaltung des Friedens im Innern verstanden sei. In letzterer Bezieh[illegible] [illegible] Bürger gestattet, seine Waffen und Rüstung in eig[illegible] [illegible] Mit Ausnahme von feindlichen Angriffen durfte aber nur [illegible] getragen werden, lange und spitze, sogenannte St[illegible] [illegible] und noch 1340 wurde jedem, der damit betreten wur[illegible] [illegible] die Hand durchgeschlagen. Kein Fremder durfte aber [illegible] die Stadt betreten.

[illegible] Überwachung und Herstellung einer Art taktischer Gliederung war [illegible] in vier Viertel getheilt, und diese Eintheil[illegible] [illegible] auf die Bürger. Jedes Viertel hatte täglich die Thorwachen

, bei Alarm mußten die waffenfähigen Einwohner an bestimmten Plätzen sich
r, die Wälle und Thürme besetzen. Der Mannschaft jedes Viertels war ein
nann oder Viertelmeister vorgesetzt, die Oberaufsicht und Leitung aber
Bürgermeister und Rath zu, ohne deren Auftrag kein Ruf zu den Waffen
durfte.

chon sehr frühe gab es auch außer der Stadt einzelne befestigte Punkte, deren
ung und Vertheidigung den Bürgern oblag; so am rechten Donauufer ein
bei Nußdorf, am linken Ufer Schanzen, welche die Straße nach Ungarn deckten,
Marx.

is zu Kaiser Friedrich II. bestand, wenigstens nominell, die Verpflichtung



Georg Podiebrad. (Seite 77.)

ner Bürger, dem Landesfürsten Heerfolge zu leisten. Der gedachte Herrscher
sie davon, indem er anordnete, daß kein Bürger gezwungen werden könne,
n Kriegszug theilzunehmen, der länger als bis Sonnenuntergang währe. Aus-
en davon waren nur die Bogner und Pfeilschnitzer, die aber dafür
Steuerbefreiung genossen. Alle diese Privilegien wurden aber späterhin
dert und eingeschränkt, und im wohlverstandenen eigenen Interesse nahmen die
Bürger an den Zügen zur Brechung der adeligen Raubburgen eifrigen Antheil.
ene Bürger, welche nicht persönliche Kriegsdienste leisten wollten oder konnten,
schon früh zum Auskunftsmittel, bewaffnete Söldner zu stellen, welche an-
den nicht in Wien heimatsberechtigten Zunftgenossen entnommen wurden. Im
en und noch mehr im fünfzehnten Jahrhundert wurde das Söldnerwesen
den Städten stets häufiger, und die Bürger fungirten nur mehr als Anführer

der in der erforderlichen Anzahl aufgestellten Söldner. Die Wiener Stadtrechnungen ergeben, daß 1458 durch mehrere Wochen 5184 Mann mit 300 Pferden auf Kosten der Stadt erhalten wurden.

Nur wenn es die Vertheidigung der Stadt selbst galt, gab es auch später noch allgemeine Aufgebote, welchen sich kein Bürger entzog. So erfloß 1405 ein solches, als Einfälle der Ungarn drohten, und es rückten 105 Zünfte aus, deren Mannschaften in sieben von Stadträthen angeführten Compagnien eingetheilt waren.

Uebrigens kam es, da seit dem Ueberhandnehmen der Söldner weniger die Mannschaft fehlte als das Geld zum Bezahlen derselben, auch vor, daß die Landesherren, statt des Aufgebotes der Städte, sich mit Geldzuschüssen begnügten. Der Chronist Jans der Enenkel erzählt uns in launiger Weise, wie Herzog Friedrich II. eine solche Kriegssteuer repartirte. Da bei der Stimmung der Bürgerschaft kein besonderes Ergebniß zu erwarten war, so rieth der Schenkmeister des Herzogs, Wolfker von Parau, man solle die Bürger einzeln vorrufen und fragen, wie viel sie zu den Kriegskosten steuern wollten; der Schenkmeister werde sich hinter einem Teppich (Vorhang) verstecken und dem Herzog das Nöthige über das Vermögen und die Gesinnung der Bürger zuflüstern. Friedrich II. folgte dem Rathe und ließ die Bürger einzeln vor sich bescheiden. Bei den meisten wurde die Selbstschätzung zu gering befunden und der Herzog setzte sie nach den Einflüsterungen Wolfker's eigenmächtig fest; nur wer sich durch einen guten Scherz oder durch Opferwilligkeit empfahl, kam mit gelinderen Ansätzen durch.

Wenn ein allgemeines Aufgebot an die Bürger einer Stadt erging, so mußten sie nicht allein die Ausrüstung beistellen, sondern während der Dauer des Kriegszuges auch den Unterhalt bestreiten. Im Jahre 1377 erließ Herzog Leopold an die Linzer den Auftrag, Harnische und Waffen in Stand zu setzen und sich mit Lebensmitteln zu versehen, „daz ir ew mit Harnasch vnd anderen Dingen zu wehr (Wehr) richtet, vnd kost vnd speis in der Statt bestellet, als ir maist mugt (möget)“, damit sie, wenn der Landeshauptmann Heinrich von Wallsee den Aufruf ergehen lasse, zu pünktlichem Gehorsam bereit seien. Im Jahre 1427 mußten die Städte Krems und Stein achtzig gerüstete Männer stellen und unterhalten, dagegen forderte Herzog Albrecht 1431 keine Mannschaft von Krems, sondern einen Kriegsbeitrag von 300 Pfund Pfennigen.

Die zu einem Kriegszug aufgebotenen Städtebürger vermengten sich nie mit der vom übrigen flachen Land gestellten Mannschaft; sie kämpften unter ihrer eigenen Fahne und einem von der Stadt bestellten Unteranführer. Viele solche Bürger machten auf alle Vorrechte des Ritterthums Anspruch und erschienen, trotz einschränkender Bestimmungen früher erlassener Stadtrechte, auch im Frieden mit vollem Waffenschmuck. Wenn einem Bürger vom Stadtgericht verboten wurde, während einer bestimmten Zeit die Waffen zu tragen, so galt dies als eine schwere Strafe, die dem Ehrverluste gleichkam.

Mit der Zeit mehrte sich die Zahl der in den Städten ansässigen Ritter, welche zu keiner Steuerleistung verpflichtet waren, so sehr, daß die Einkünfte der Stadtgemeinden dadurch beeinträchtigt und die übrigen Bürger über Gebühr belastet wurden. Mit besonderer Hinweisung auf die Wehrfähigkeit der Städte hielt man es endlich für nöthig, diesem Uebelstande entgegen zu treten, und es wurde den Bürgern direct untersagt, Häuser oder Liegenschaften an Adelige zu verkaufen.

Kaiser Friedrich III. gebot 1488 den adeligen Hausbesitzern zu Enns, sie sollten „mit den Bürgern der Statt Ewer Heuser halben in Stewern Robat Wacht vnd andern sachen mitzuleyden vnd zu hilff kommen".

Was die Verpflegung der Bürger im Felde betraf, so scheinen es die Städte nicht an Fürsorge haben mangeln lassen, im Gegentheil ward in dieser Richtung nach unseren modernen Anschauungen eher des Guten zu viel gethan. Den Aufgeboten der Wiener, die im fünfzehnten Jahrhundert zur Niederbrechung der Raubnester wiederholt auszogen, wurden vom fürsorglichen Rath nicht blos Fastenspeisen und gesalzene Fische, Reis und Käse, sondern auch Gewürze, Mandeln, Wildpret, „Feigen und Weinber", dann edle Weine, wie Malvasier und Rainfal, nachgesendet, wie die Stadtrechnungen aus jener Zeit nachweisen.

Mit dem Ueberhandnehmen des Solddienstes steigerten sich die Ausgaben sehr bedeutend. Der gewöhnliche Söldner bekam außer der Verpflegung und Armatur 1486 einen wöchentlichen Sold von einem halben Gulden, ein Betrag, der nach dem damaligen Geldwerth mindestens das dreißigfache der gleichen Summe von heute galt. Dazu kamen noch höher entlohnte Chargen, Hauptleute zu Fuß und zu Roß und „Rottmeister", welche über acht bis zehn Mann gesetzt waren, diese in den Waffen übten, also ungefähr den heutigen Unterofficieren entsprachen.

Fast jede Stadt unterhielt ein Zeughaus, in welchem die Kriegsmaschinen und Belagerungsgeräthe, dann später, als die Bürger selbst seltener in das Feld zogen, die zur Ausrüstung der Söldner bestimmten Waffen verwahrt wurden. In Wien bestand der älteste „Zeugstadl" im vierzehnten Jahrhundert an Stelle des heutigen Hauptpostamtes am alten Fleischmarkt; ein anderer „Zeughauskasten" entstand am hohen Markt bei der Bürgerschranne (heute Nummer 5, alt 545); große eigentliche Zeughäuser aber wurden gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beim Werderthor (zu Ende des tiefen Grabens beiläufig gelegen) erbaut.

Zur Aufsicht war ein von der Stadt besoldeter Zeugwart und nach Einführung der Feuerwaffen ein Büchsenmeister bestellt. Schon sehr früh scheinen selbst kleinere Städte ansehnliche artilleristische Mittel besessen zu haben. So mußte z. B. 1457 auf Befehl des Königs Ladislaus die Stadt Krems zur Berennung der Burg Burgstall außer sechzig Mann auch „die groß Büchs" (Kanone) beistellen, Enns aber 1490 zwei Kanonen, fünfzig Hakenbüchsen, einige Centner Pulver, Kugeln, Steine und schließlich auch „ain gut Aetzel (etliche) pfeill" liefern. In Wien aber wurde — wie die Stadtrechnungen ausweisen — 1444 ein besonderer Kriegskundiger vom Stadtrath bestellt, der „eine Prob zu Wagenburgen auf Pergament entworfen und gemalt und ein andere Form zum Steigen" (Ersteigen der Mauern) anfertigen mußte.

Den kriegerischen Uebungen wendete man gleichfalls in den Städten das Augenmerk zu. Der „Fechterstübel" wurde schon gedacht, aber auch an öffentlichen Kampfspielen fehlte es nicht. In Wien z. B. wurden im fünfzehnten Jahrhundert am Faschingsdienstag auf der Brandstätte am Stefansplatz Bürgerstechen abgehalten, welche gewiß den Turnieren nachgebildet waren und den hauptsächlichen Zweck hatten, die jungen Bürger in den Waffen zu üben. Das letzte solche Stechen wird im Jahre 1444 erwähnt.

Auch zur Uebung im Armbrustschießen wurden die Bürger angehalten, und Herzog Albrecht I. ließ in Klosterneuburg, um den Bürgern seinen Dank auszu-

drücken, eine Schützen-Gesellschaft stiften, deren es auch in anderen Städten gab. Der älteste, bekannteste Bürgerschießstand in Wien lag beim Kärntnerthor, ein zweiter ward in den oberen Werd (spätere Roßau) errichtet.

Um den Gebrauch der Feuergewehre einzuführen, stiftete Maximilian I. (geb. 1459, gest. 1519) in vielen Städten Schützen-Gesellschaften, die besondere Rechte und Privilegien erhielten. Indessen sehen wir aus der Schützenordnung von Steier aus dem Jahre 1506, daß neben den Feuerwaffen noch immer die Armbrust im Gebrauch war, denn es heißt in derselben, daß „ein Sontag die Büchsenschützen und jedesmal über vierzehn Tag hernach die mit der Armbrust schießen mögen".

Die persönliche Theilnahme an den zahlreichen Kämpfen jener Zeiten blieb auch auf die Bürger nicht ohne Einfluß. Ward ihnen dadurch auch kriegerischer Sinn und eine gewisse Selbstständigkeit zu eigen, so gewöhnten sie sich auch an eine Rauheit und Unfriedfertigkeit, die nun einmal schlecht zu den bürgerlichen Hantirungen passen und deren Gedeihen nicht fördern. Diese minder lobenswerthen Folgen der bürgerlichen Wehrhaftigkeit kamen recht oft zu ungeschlachtem und derbkomischem Ausdruck. So ließen sich z. B. die Angehörigen der Wiener Schusterzunft im Jahre 1296 anläßlich der Zerwürfnisse mit Albrecht I. vernehmen: „sie hätten so viele hölzerne Leisten, daß sie in kurzer Zeit den Graben vor der Burg damit anfüllen und darüber steigen könnten, wenn der Herzog die Bürger nicht in ihren Rechten belassen wolle."

Noch interessanter für die Charakteristik des wehrfähigen Bürgerthums ist eine spätere Episode aus der Geschichte Wiens, die freilich in eine Zeit fiel, wo politisches Wirrsal, Recht- und Gesetzlosigkeit die Geister verwildern machte. Während des schon mehrfach erwähnten Zwistes zwischen Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht VI. war die Haltung der Wiener eine widerspruchsvolle und schwankende. Sie standen unter dem Einfluß des herzoglichen Münzmeisters und späteren Bürgermeisters Wolfgang Holzer, eines Mannes von Talent und agitatorischen Gaben, aber noch größerer Ränkelust und Ehrgeiz. Allerdings muß dabei erwähnt werden, daß das unklare Benehmen Friedrich's, der gewaltthätige und rasch zufahrende Charakter des Herzogs Albrecht, das Anspinnen solcher Intriguen geradezu beförderten.

Schon im August 1462 verweigerte man unter dem Einfluß Holzer's dem Kaiser den Eintritt in die Stadt und setzte diese in Vertheidigungsstand, während vierhundert Söldner des Herzogs Albrecht die Burg besetzten, wo die Kaiserin Eleonor (Tochter des Königs Emanuel von Portugal, geb. 1434, gest. 1467) und ihr vierthalb Jahre altes Söhnlein Max sich aufhielten. Statt nun mit seinen 4000 Reitern den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen, ließ sich der Kaiser zu Unterhandlungen herbei, bis man ihm unter demüthigenden Bedingungen gestattete, in die Stadt einzuziehen. Bei diesem Anlasse rief die Kaiserin, eine hochgesinnte, entschlossene Frau ihrem Sohne zu: „Portugals Könige zeigen sich gnädig dem Demüthigen, dem Ueberwundenen; — dem hartnäckigen und stolzen Missethäter schmeicheln sie nicht. Wüßt ich, mein Sohn, daß Du wie Dein Vater handeln würdest, so müßte ich bedauern Dich für einen Thron geboren zu haben!"

Aber es kam noch schlimmer. Friedrich III. konnte die Beschwerden der Wiener über die Gewaltthätigkeiten der steierischen Söldner nicht beheben, da es ihm an allen Mitteln fehlte, diesen den rückständigen Sold zu zahlen. Diesen Vorwand benützte der vollkommen von Holzer beherrschte Stadrath, um am 6. October 146[illegible] einen förmlichen Absagebrief an den Kaiser zu richten. Man ging sofort daran, ib[illegible]

in der eigenen Burg zu belagern, nachdem ein Erbieten, der Kaiserin und dem Prinzen Max freien Abzug zu gestatten, von Friedrich mit ungewohnter Festigkeit abgelehnt worden war, wobei er sagte: „Ich werde Frau und Kind nicht von mir lassen und mit ihnen entweder den Tod erleiden oder die Verräther strafen. Dies Schloß mag entweder in Wahrheit meine Burg (Birge, Bergung) oder mein Friedhof werden!“

Michael Behaim (geb. 1416, gest. 1478), ein echter Sohn seiner Zeit, fahrender Sänger und Kriegsknecht zugleich, stand während dieser merkwürdigen Belagerung, die volle acht Wochen währte, im Dienste Friedrich's III. und hat uns viele charakteristische Züge aus derselben aufbewahrt.

Man faßte die Sache von Seite der Holzer'schen Partei ganz energisch an; am Kohlmarkt und in der Nähe wurden die Häuser abgedeckt, um die Burg beschießen zu können, was uns freilich keine besondere Meinung von der Tragweite der damaligen Geschütze beibringen wird. Indeß wurde „aus groß und klein Büchsen“ doch ein so lebhaftes Feuer unterhalten, daß die kaiserliche Familie genöthigt war, die nach Innen gelegenen Gemächer aufzusuchen. Aber trotz des blutigen Ernstes fehlte es weder den Belagerten noch den Belagerern an gutem Humor, und während der Pausen des Kampfes ergötzte man sich, wie Behaim berichtet, gegenseitig mit „süßer sanfter Melodien lieblich Jubiliren“.

Ein Wiener sang, während man auf die Burg schoß, die Parodie eines Minneliedes und bezeichnete die Kugeln als Liebesgrüße an die „zarten Jungfräulein“ in der Burg. Aber er erhielt von dem kaiserlichen Schützen Hans Rettinger einen wohlgezielten Pfeilschuß in den Leib, mit den Worten: „Nimm hin, das ist der Gruß, denn ich Dir schenke, den schickt Dir eine schöne Jungfrau aus der Kaiserin Zimmer!“ — Aber auch jetzt noch, obwohl schwer verwundet, verließ die Spottlust den kecken Sänger, einen Bürger, Namens Pfirter, nicht, denn er rief zurück: „Es dankt Dir der Teufel solchen Gruß. Sind Eurer Fräulein Grüße so ungeschlacht, so hab' ich deren bald genug!“

In den letzten Wochen der Belagerung trat großer Mangel an Lebensmitteln in der Burg ein, so daß selbst auf den kaiserlichen Tisch nur ausgedorrtes schwarzes Brot, Gerste und Erbsen kamen. Es ist bezeichnend, daß selbst Holzer, so rücksichtslos er war, sich des dynastischen Gefühls nicht ganz entschlagen konnte und die Zusendung von Eiern, Mehl und Milch zu einem Brei für den kleinen Prinzen Max, „das edle junge Blut von Oesterreich“, gestattete.

Die Unterhandlungs-Anerbieten der Vertreter der Wiener Universität blieben erfolglos, und erst das Erscheinen eines starken böhmischen Heeres und der Steirer und Kärntner unter Andreas Baumkircher machte die aufständischen Wiener der Vermittlung des Königs Georg Podiebrad (Bild Seite 73) zugänglich. Ein Friedensschluß vom 2. December 1462 machte dieser wunderlichen Belagerung ein Ende und legte dem Kaiser das schmerzliche Opfer auf, formell wenigstens zu Gunsten des Herzogs Albrecht VI. auf Niederösterreich gegen ein Jahrgeld von 4000 Gulden zu verzichten.

In militärischer Beziehung interessant ist die in das Jahr 1477 fallende Belagerung der Stadt Krems durch den Ungarkönig Matthias Corvin. (Bild Seite 72.)

Schon beim Herannahen des feindlichen Heeres traf man in Krems alle nöthigen Vertheidigungsanstalten. Alle umliegenden Marktflecken und Grundherrschaften wurden

um Zusendung von Arbeitsleuten zur Verstärkung der Festungswerke ersucht, da ma
sich in Krems „mannhaft entschlossen habe“, dem Feind Widerstand zu leisten. Kaise
Friedrich III. wurde um einen Hauptmann, des Büchsenwesens kundigen Meiste
und etliche hundert Söldner zu Fuß ersucht, für welche die Stadt die Löhnung zu leiste
versprach. Seiner Gewohnheit nach antwortete der Kaiser mit Anerkennung dies
Haltung und Aufmunterung zu weiterem Widerstand, aber von werkthätiger Unte
stützung der wackeren Kremser verlautet nichts. Auch ein Versuch in Baiern, Söldne
anzuwerben, scheint erfolglos geblieben zu sein.

Von zwei Seiten nahte sich im October 1477 das ungarische Heer; die Stad
wurde ganz umzingelt und zahlreiche Schanzkörbe (zur Deckung der Artilleristen
aufgestellt. Ein Bericht vom 12. October an den damals zu Steier residirende
Kaiser sagt: „Wir tun ewre kaiserlichen gnaden (den Titel „Majestät“ kannte ma
damals noch nicht und wurde derselbe erst von Karl V. angeordnet) ytz aber zu wisse
daz wir vnden vnd oben auch neben an den seitten allenthalben gancz in nehent a
den Stadtgreben swerlich belegert vnd anheint wol achtzig Korib Im Wartper
gegen Frawnhaus vber für vns gesetzt sein. Vnd werden mit schiessen aus mitter
Zeug vnd Fewrpheillen enmitten auf beden seitten vnd sunst allenthalben in bede
Steten also gearbaitt.“

Spätere Briefe an den Kaiser und seine Räthe betonen, daß man der Stad
weder einen Commandanten noch Soldaten oder Pulver geschickt, sondern sie i
dieser großen Noth ganz sich selbst überlassen habe, und dabei schlüpft trotz alle
Devotion manch recht derbes Urtheil über dieses Verhalten durch.

Das Eintreffen des schweren Geschützes vermehrte die Bedrängniß der Stad
— „Wir seyn wol aus fünff Haubtpüchsen nach dem sweristen gearbait worden“ —
zumal die Ungarn nun auch Feuerkugeln warfen, von welchen jedoch nicht zu ent
scheiden ist, ob es schon wirkliche Brandraketen, glühende Steinkugeln oder Ballen vo
zündenden Stoffen waren. Bei einem glücklichen Ausfall zerstörten die Kremser einig
Schanzen, die aber von der zahlreichen Mannschaft der Ungarn sofort wieder au
gebessert wurden.

Endlich sendete der Kaiser für Krems und Stein je einen Hauptmann u
vermittelte einen Waffenstillstand von fünfzehn Tagen. Aber von letzterem hatte m
keinen Nutzen, da die Ungarn sich nicht daran hielten, sondern diese Frist benützt
um ihre Werke auszubessern, sich der Stadt zu nähern und neue herzustellen. M
wies daher in Krems eine unter ungünstigen Bedingungen vorgeschlagene Verlängeru
zurück und zog den offenen Krieg vor.

Mit neuer Wucht begann der Angriff der Ungarn, deren Feldherr Zeler
sechs Kanonen erster Größe hatte bringen lassen, aus welchen im Tag an dreiß
Schüsse gegeben wurden, was als ein Beispiel besonders schneller Bedienung gegolt
zu haben scheint. „Nu hört Jr wol die groß swer arbait des schiessens mit dem v
die veint tag vnd nacht wol aus Sechs Haubtpüchsen nach dem sweristen arbait
die vns die Turn, Mewr vnd Zwinger schier ganz Sturmmeßig zeschossen haben.“

Jetzt erst raffte man sich am kaiserlichen Hoflager auf, aber es war zu sp
Die Ungarn hatten beide Donauufer besetzt, so daß die Büchsenmeister, zweihunde
Soldknechte mit Munition, welche man nach Krems senden wollte, nicht mehr dah
gelangen konnten. Eine Anzahl Hakenbüchsen (Feuergewehr, dessen Schaft ein
Haken hatte, vermittelst dessen es auf einem Gestelle ruhte, das in die Erde gest

urde) und viel Pulver fiel sogar den Ungarn in die Hände und nur 3000 Pfeile
lang es in die bedrängte Stadt zu schicken. Durch den Zustand der Mauern sahen
h die tapferen Kremser jeden Tag vor die Möglichkeit des so sehr gefürchteten
turmes gestellt, als ein zwischen dem Kaiser und Matthias Corvin geschlossener
riede sie vor dem Schlimmsten bewahrte.

Sechs Jahre später finden wir das ungarische Heer vor den Mauern Wiens.
chon 1482 traf Matthias Corvin (Bild Seite 72) große Vorbereitungen zu
nem Feldzug, welcher den seit Jahren schwebenden Zwist mit dem Kaiser endgiltig
ntscheiden sollte. Im November 1482 fiel Haimburg in seine Gewalt, und im
rühjahr 1483 begann die Belagerung Korneuburgs und gleichzeitig auch die Ein-
schließung Wiens, das der Kaiser erst anfangs April verließ.

In Wien herrschte unbestritten die Fridericianische Partei, und man zeigte sich
reit, die Stadt bis auf das äußerste zu vertheidigen. Mit der erbetenen kaiserlichen
Hilfe sah es freilich so schlimm aus wie gewöhnlich. Außer einigen Privilegien, die
im Moment ohne Werth waren, bestand der kaiserliche Beistand in der Anweisung
von 6000 Pfund Pfennigen auf das Forstamt des Wienerwaldes und Gmundner
Salzamt, die aber — nie ausbezahlt wurden. Im Gegentheil verlangte Friedrich III.
noch, daß die Wiener Korneuburg beistehen sollten, und als der Stadtrath durch
eine Art Tribut von den Ungarn die Schonung der Weingärten erkaufte, tadelte der
Kaiser diesen Vorgang auf das heftigste. Unter solchen Umständen war es nicht zu
wundern, daß die sehr eifrig geführte Correspondenz zwischen dem Kaiser und dem
Stadtrath endlich einen ziemlich gereizten Ton annahm.

So lange Korneuburg nicht gefallen war, begnügte man sich von Seite
der Ungarn mit der engen Einschließung der Stadt, in welcher bald fühlbarer Mangel
an Lebensmitteln eintrat. Schon lagen die Ungarn ein Jahr vor der Stadt, und der
Rath stellte nochmals dem Kaiser die große Bedrängniß vor, endliche Hilfe oder die
Erlaubniß zum Friedensschluß verlangend. Nun bewog Friedrich die Städte Krems
und Stein und einige andere, den Wienern beizuspringen. Es wurden sechzehn Schiffe
mit Lebensmitteln beladen (1000 Muth Getreide, 2000 Seiten Schweinefleisch, Mehl,
Schmalz u. s. w.) und dieselben auf der Donau nach Wien gesendet. Die Ungarn
geboten über keine Flotille und mußten sich damit begnügen, die Proviantschiffe aus
den rasch errichteten Strandbatterien zu beschießen, wobei eines stark beschädigt wurde
und einen Theil der Bemannung einbüßte. Indessen kamen sie doch glücklich in Wien
an, und unter großem Jubel wurde sogleich die Vertheilung vorgenommen. „Gelobt
sei Gott! dessen Barmherzigkeit über uns ist!“ schreibt Doctor Tichtel, der Chronist
dieser Belagerung mit einem Stoßseufzer der Erleichterung in sein Tagebuch.

Ende November 1484 war Korneuburg in den Händen der Ungarn, und
sofort rückte das ganze Heer vor Wien, das nun erst die wahren Leiden der Bela-
gerung zu kosten bekam. Schon am 4. December drangen die Ungarn über das Eis
bis in den unteren Werd (Leopoldstadt), so daß die Stadt von den drei Heeren
des Ungarkönigs bis an die Mauern eingeschlossen war. Vom rechten Donauufer bei
Döbling stand in weitem Bogen das ungarische Heer über den Wienerberg, auf dem
das Hauptheer unter Stefan Zapolya lagerte, bis zum Ufer des Stromes bei
Fischamend, von wo sich das Lager des Königs Matthias Corvin mit den
Kerntruppen der „Schwarzen Bande“, über welche noch eingehender gesprochen
werden soll, bis nach Sanct Marx herein erstreckte.

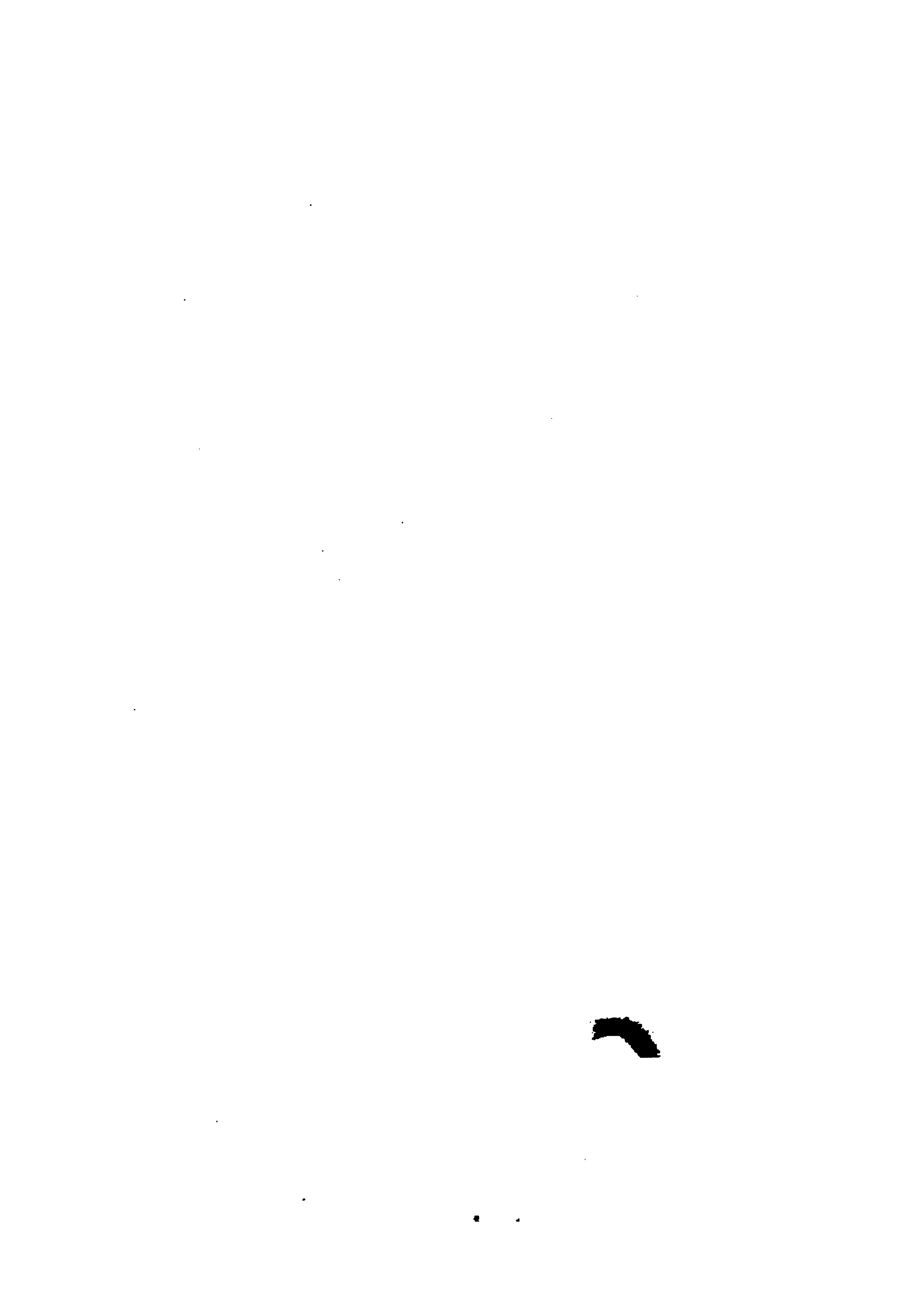
Noch zögerte der König, der sich Wien zur künftigen Residenz ersehen hat
mit einer ernstlichen Beschießung. Als es aber dem vom kaiserlichen Hoflager in G
rückkehrenden Bürgermeister Stefan Oen gelang, das ungarische Lager mit hund
Reitern zu durchbrechen und die Kunde von einem durch den jungen Erzherzog M
gesammelten Entsatzheer sich verbreitete, war die Schonung vorüber. Mit stürmen
Hand wurden die Schanzen beim Nicolauskloster (Landstraße, Hauptstraße, gegenü
der heutigen Rochuskirche) genommen, die Verhaue durchbrochen, und man stand n
auch auf dieser Seite knapp vor der Stadt.

Indessen war die Nothlage wieder auf das höchste gestiegen, und Matthi
Corvin hatte ganz recht, als er auf das Drängen seiner Hauptleute nach ein
entscheidenden Schritt lächelnd antwortete: „es bedürfe eines solchen nicht, denn in d
Stadt seien zwei Bürger, welche ihm dieselbe bald überliefern würden.“ Und auf d
Frage nach den Namen derselben, erwiderte der König höhnisch: „Der Eine hei
Hunger, der Andere Zwietracht.“ Auf diese Aeußerung basiren sich wohl d
später aufgetauchten abenteuerlichen Erzählungen von einem nächtlichen persönlich
Besuch Matthias Corvin's in der belagerten Stadt und von einem förmlich
Einverständniß mit einem Theil der Bürger — obwohl nicht zu leugnen ist, daß
gewissen Kreisen der Bevölkerung noch aus der Holzer'schen Periode her eine
Kaiser nicht sehr günstige Stimmung anhielt.

Im Frühjahre 1485 — nach fast zweijähriger Einschließung — machte Matthi
Corvin endlich Ernst mit dem Angriff. Die Vorstädte und naheliegenden O
wurden in Brand gesteckt, leichte ungarische Truppen trugen Verwüstung und Ra
durch das Land, der geängstigten Stadt ein Vorbild ihres eigenen Schicksals im Fa
einer Einnahme mit stürmender Hand zeigend. Aus den längs der Wien und
unteren Werd errichteten Schanzen wurden die Kugeln bis in die Mitte der Sta
geschleudert, und die häufig versuchten Ausfälle hatten bei der Wachsamkeit und Uebe
macht der Ungarn keinerlei Erfolg.

Als nun die Noth auf das höchste gestiegen war und Matthias Corv
für den Fall weiteren Widerstandes offen mit der Plünderung drohte, die Hoffnu
auf einen Entsatz aber noch immer in nebelhafter Ferne schwebte, begann man
im Stadtrath mit dem Gedanken an eine Capitulation vertraut zu machen, und a
die kaiserlichen Hauptleute konnten nicht mehr widerstreben. Selbst der directe V
treter des Kaisers, Doctor Johann Keller, gab in einer freilich unklaren u
gewundenen Erklärung seine Zustimmung.

Der Rector der Universität wurde vom Stadtrath mit der Anknüpfung
Friedensunterhandlungen betraut, da, wie ein bezeichnender und für Matthi
Corvin gewiß ehrenvoller Beisatz lautete: „der König den Gelehrten so geneigt
daß er einem solchen nichts abschlagen könne.“ Aber der langsame Gang in der E
scheidung der Universität, diese Vermittlung zu übernehmen, welche leicht vom Kai
als Verrath gedeutet werden konnte, entsprach weder dem Interesse des ungarisch
Königs noch der Majorität der in größter Noth befindlichen Bürgerschaft, m
drängte den Stadtrath zur schleunigsten Uebergabe, vermeinend, dadurch bessere B
dingungen zu erhalten, und so sandte der städtische Magistrat, ohne die Mitwirku
der Universität abzuwarten, Abgeordnete ins feindliche Lager. So wurde denn in d
That am 23. Mai im Sanct Niklas-Kloster ein ehrenvoller Friede geschlossen, wobei
Stadt dem Kaiser das Vorrecht wahrte, selbst mit dem König in Unterhandlungen zu tret



n Ladislaus war ermordet worden (1290) und Andreas hatte hron Ungarns zu besteigen, was ihm auch in der That gelang.

König forderte nun vom Herzog Albrecht mehrere Orte zurück, unruhigen ungarischen Grafen von Güssing abgenommen hatte; igerte die Zurückgabe, und dies bewog Andreas zu einem Einfall Achtzigtausend Mann drangen ins Land und verheerten dasselbe bis Wiens. Der Gefahr trotzend, spotteten „die Schwaben", wie ünstlinge allgemein genannt wurden, des neuen Königs, nannten ihn wegen stets spöttisch den „Krämer von Venedig", und unterließen oge dessen Macht als unbedeutend zu schildern.

auch gegentheilige Nachrichten an das Ohr des Herzogs drangen, lag über diesen Punkt Gewißheit zu erlangen, und er beschloß, einer igen Persönlichkeit die Aufgabe zu übertragen, die Stellung und Waffen- arn auszuforschen und darüber zu berichten. Die Wahl traf einen dazu en Mann, einen possenhaften Kriegsknecht, Gämperl mit Namen, er Wiener Pfeifer", eine Art von Leibspaßmacher der Truppe, äter die Bezeichnung des „Lustig" bekam, von der seinerzeit die Rede ilb Seite 81.)

ustigmacher und nebstbei Virtuose auf seinem Instrumente, der Pfeife, önig Andreas von der Zeit seiner Zuflucht in Wien aus; hatte er übe Stunden oft durch fröhliches Musiciren und allerlei Schwänke er- so wagte er sich getrost durchs Ungarlager an der Schwechat bis zum nigs. Andreas erkannte ihn sogleich, begrüßte ihn als seinen einst- eren Tröster im Trübsal und fragte ihn um seine Wünsche.

ol, hoher Herr, daß ich Euch im Auftrage meines gnädigen Herrn Herzogs uspionire!" war seine launige Antwort, welche den König sofort zum Gämperl gab ferner Red' und Antwort und benahm sich dabei so andt, brachte so stichhältige Gründe für eine Versöhnung vor, daß König ndlich sagte: „Nun, wenn mein ehemaliger Gastfreund, den ich als mmer hoch ehre, einen Schritt zur Versöhnung macht, will ich gern zwei gen thun."

ließ er dem Pfeifer ein kostbares Kleid, Geschmeide, Geld und ein es Pferd geben und durch das ganze Lager begleiten, „damit er es so iren könne", wie der König lachend versicherte. Als Gämperl diese lt hatte, wurde er freigelassen und nach Wien begleitet. Hier staunte in über dessen glänzende Equipirung, und als er vor dem Herzoge er den Muth, den ihn umgebenden schwäbischen Räthen die Warnung „Erdenket ja rasch eine recht tüchtige List, denn sonst fangt Ihr den reichsten Welt sammt seinem Kram an der Schwechat nimmermehr." Er schilderte rchtbare Heeresmacht, und die Folge dieser Erläuterung war, daß an ine Zusammenkunft der beiden Herrscher stattfand, welche mit einem rutzbündniß und der Vermählung des Königs Andreas mit Agnes, erzogs Albrecht, endete (1291).

erl verließ die Kriegstruppen bald darauf, heiratete die Tochter eines ner Bürgers und erfreute nunmehr die Bürgerfamilien seiner Bekannt- schaft mit seinen Liedern und Schnurrpfeifereien; auch in die Herbergen

wurde er oft geholt, um irgend einen Fremden mit seiner Laune zu erheitern, und so gilt Gämperl auch für den ersten Sänger des Volkes, wie Fürsten und Adel ihre lustigen Räthe und Minnesänger hatten. Die bekannte industrielle Wiener Familie Gemperle soll von diesem lustigen Soldatenpfeifer abstammen. Der Name selbst soll von dem altdeutschen Worte Gam (Mann) hergeleitet sein, also Gamperl — Männlein; richtiger indeß wäre wohl die Ableitung von gampffe, gaemsen — lustige Sprünge machen.



## Das Heereswesen Ungarns bis zur Vereinigung mit Oesterreich.

Die Wehrverhältnisse eines Volkes sind zu allen Zeiten vollkommen abhängi von den staatlichen und culturellen Zuständen. Aber noch viel mehr als i der Gegenwart, trifft dies für jene früheren Perioden zu, wo Kampf und Krieg fa die einzige Kraftäußerung eines Volkes waren und die staatliche Gemeinsamkeit nu dann zum energischen Ausdrucke kam, wenn Angriff oder Abwehr zu den Waffen rief

Darum fußen auch, wie wir dies schon im vorigen Abschnitt sahen, die älteste Wehreinrichtungen vollkommen auf den sich langsam entwickelnden staatlichen un bürgerlichen Zuständen. Noch viel schärfer wird dies aber hervortreten bei einem Volke, das nach Abstammung und Lebensgewohnheiten ein rein kriegerisches genann werden muß und das genöthigt war, in dem Wirrsal der Völkerwanderungen meh als einmal einen festen Wohnsitz mit dem Schwert in der Hand zu erobern — selb bedrängt und darum wieder Andere bedrängend.

Dies war das Los der Ungarn, die, aus der großen Völkerwiege Asie stammend, nach und nach von den Ufern der Wolga immer mehr nach Südoste gedrängt wurden und auch aus ihrer ersten europäischen Niederlassung Atelköz (da Land zwischen den Flüssen), dem heutigen Bessarabien und Moldau, zwische Sereth und Pruth, durch die nachdrückenden Bulgaren und Petschenegen vertriebe weichen mußten.

Da ergossen sie sich im Jahre 895 unter Führung eines der Stammes-Oberen des kühnen Arpad, in das Tiefland der Theiß, vermengt und gefolgt von alle Völkersplittern, Petschenegen, Kumanen und russisch-slavischen Wandervölkern, üb welche alle die Magyaren, wie sie sich selbst nannten, oder Ungarn, wie d slavische Name lautete, die Herrschaft behaupteten.

Die spärlichen Nachrichten, welche aus jener ersten Zeit ihres Auftretens Europa auf uns gekommen sind, lauten nicht eben sehr günstig, sind aber wohl zu Theil aus ihrer Eigenschaft als kriegerisches Nomadenvolk zu erklären. Daß sie de Ackerbau nicht kannten, sondern Jagd und Fischerei vorzogen, ist nur ganz natürlic

wenn man auch die Angaben eines gleichzeitigen Chronisten, daß sie „rohes Fleisch aßen und Blut tranken“, in Zweifel ziehen darf oder es als etwas kühne Redefigur anzusehen ist, daß „sie wie Wölfe heulten“, wie der Slavenapostel Constantin berichtet.

Das Ungewohnte ihres Auftretens und ihrer Kampfweise, durch welche sie sich so furchtbar zu machen wußten, daß sie noch nach einem Jahrhundert die „Pest des Reiches“ genannt wurden, mochte wohl die Phantasie der ersten Chronisten, welche ihrer erwähnten, beflügeln. Die kriegerischen Vorzüge der Ungarn werden aber von Anbeginn auch von ihren Gegnern anerkannt. Stürmisch im Angriff, gegen alle Entbehrungen gestählt, geschickt im Ausspähen und Benützen der feindlichen Blößen, wurden sie der Schrecken aller Nachbarn. Mit den Ungarn trat ein neues oder doch bisher wenig beachtetes Element in die abendländische Kampfweise: die Reiterei, welche bisher selbst im römischen Heere nur eine Nebenrolle gespielt hatte. Meister in der Führung ihrer kleinen ausdauernden Pferde, die durch Panzer oder Thierfelle gedeckt waren, überraschten sie den Gegner ebenso durch die blitzartige Schnelligkeit, mit welcher sie große Entfernungen durchmaßen, wie durch die Wucht und Kühnheit ihres Angriffes. Sie führten denselben nicht in großen Massen, sondern in kleineren Abtheilungen aus, die aber nach gemeinsamen Anordnungen handelten, und immer war ein Theil des Heeres im Rückhalt, um die geworfenen ersten Colonnen aufnehmen oder im Falle des Gelingens mit frischen Kräften den Feind bis zur völligen Vernichtung verfolgen zu können.

Diese Kampfweise entsprach den weiten Ebenen ihrer asiatischen Heimat und auch ihres neuen Wohnsitzes, die Stätte ihrer Siege war das Blachfeld. Wo sie kein solches fanden und daher weder die Güte ihrer Rosse, noch ihre nationale Kampfweise verwerthen konnten, pflückten die Ungarn anfänglich keine Lorbeeren. Dies bewies sich schon bei ihrem ersten Auftreten im Westen, da sie als Bundesgenossen des deutschen Königs Arnulf (gest. 899) unter Führung ihres Feldherren Brazlaw in das großmährische Reich einbrachen. In den Pässen und Schluchten der Karpathen kamen sie nicht vorwärts, erlagen der geschickten Vertheidigung der Slaven und mußten mit großen Verlusten weichen.

Als Hauptwaffe diente den Ungarn anfangs der Pfeil, obwohl sie sich auch des Schwertes und Wurfspießes bedienten. Indessen werden wir bald sehen, daß sich in das ungarische Kriegswesen abendländische Elemente mischten, während ihre Art nicht ohne Einfluß auf die deutsche und slavische Kriegsführung blieb.

Eine charakteristische Schilderung der ungarischen Krieger während der ersten Zeit ihres Auftretens in Europa gibt der byzantinische Kaiser Leo VI., der Weise (gest. 911), der umso unbefangener urtheilen durfte, als er sie nicht als Feinde kennen lernte, sondern sich ihrer sogar als gemiethete Hilfstruppen bediente. Er sagt von ihnen: „Die Magyaren sind von Jugend auf Reiter und scheuen das Zufußgehen. Auf den Schultern tragen sie Spieße und in der Hand führen sie einen Bogen, den sie besonders geschickt zu gebrauchen wissen, um den Rücken des fliehenden Feindes mit Pfeilen zu durchbohren. Ihre Brust und den Vordertheil ihres Pferdes deckt ein Harnisch von Eisen oder dichtem Filz. Gewöhnt mit Pfeil und Bogen zu streiten, lieben sie jene Gefechte nicht, in welchen sie handgemein werden müssen, wohl aber jene, wo sie von weitem schaden können. Sie verstehen sich daher vorzüglich gut auf Beunruhigung des Feindes durch Scharmützel, durch plötzliche Ueberfälle, durch Wegnahme des Proviants, durch Ueberflügelung und Hinterhalte.“

„Auf diese Art wissen sie durch eine verstellte Flucht den Feind anzulocken, sich dann plötzlich umzuwenden und in seine getrennten Glieder einzubrechen. Kommt es jedoch auf eine förmliche Schlachtordnung an, so stellen sie sich in kleinen, nahe aneinander gestellten Haufen von etwa tausend Reitern, und einen hinter dem andern auf, wodurch sie Festigkeit in ihre Stellung zu bringen suchen. Den fliehenden Feind verfolgen sie rastlos, und erst wenn er ganz aufgerieben ist, denken sie an die Beute.“

„Um dem Entweichen im Kriege vorzubeugen, das aus der Uneinigkeit der verschiedenen Stämme und Geschlechter entstehen könnte, haben sie eine strenge Kriegszucht und den Oberbefehl eines Feldherrn eingeführt, auch sich strengen Kriegsgesetzen unterworfen.“

Kennzeichen der asiatischen Abstammung waren unter Anderem das Antreiben der Widerstrebenden zum Kampf mit Peitschenhieben, wie es später auch im türkischen Heere üblich war, und das Uebersetzen von Flüssen auf luftgefüllten Schläuchen aus Thierfellen, wie es noch heute bei den Nomadenvölkern Central-Asiens vorkommt.

Die Grundlage der ältesten ungarischen Wehrverfassung beruhte, entsprechend ihrem primitiven Culturzustand, auf der einfachsten Grundlage: der Familie. Der Stamm die Blutsverwandtschaft war, wie bei den meisten morgenländischen Völkern, der Boden, auf dem sich die bürgerlichen Verhältnisse, das Besitzthum und die Wehrverfassung aufbauten. Die einzelnen ungarischen Stammgeschlechter hatten gewisse gemeinschaftliche Besitzthümer, genossen allgemeine Rechte und bildeten, wenn ein kriegerisches Aufgebot erfolgte, eine gesonderte Abtheilung, die unter dem Befehl des Stammesoberhauptes zum Kampf zog. Diesen Geschlechtern, welche unbeschadet ihrer Zusammengehörigkeit in einzelne Gruppen oder Familien zerfielen, schlossen sich im Kriegsfalle auch die Diener an, von welchen es Erbknechte und gemiethete gab, endlich auch Gefangene, welche durch kriegerische Verdienste ihre Freiheit erlangen konnten und dadurch berechtigt zu einem Beuteantheil wurden.

Da solcherart eine solche Stammesgruppe fast die gesammten wehrfähigen Männer umfaßte, erreichten dieselben nicht selten eine sehr bedeutende Kopfzahl, die nach der Angabe eines der ältesten ungarischen Chronisten oft 10.000 waffentragende Streiter erreichte, was nach der ältesten Eintheilung in 108 Stammesgeschlechter die indessen sichtlich übertriebene Zahl von 1,080.000 Streitern betrug. Sehr frühe nahm man auch fremde Krieger auf, die dann im Falle großer Verdienste für sich und ihre Nachkommen die Rechte eines Stammgeschlechtes erhielten. Umgekehrt fochten aber auch die Magyaren bald als Hilfsvölker in fremden Heeren, namentlich als gemiethete Truppen der griechischen Kaiser oder als Bundesgenossen, wie z. B. des Königs Arnulf gegen Swatopluk.

Der ausschließlich kriegerische Sinn der Ungarn wies sie jedoch vornehmlich auf eigene Eroberungszüge, und nicht ganz ohne Grund machte man Arnulf den Vorwurf, daß er sie auf den Weg nach Westen gewiesen und dadurch eine furchtbare Gefahr heraufbeschworen habe, unter welcher wiederholt ganz Deutschland, namentlich aber der südöstliche Theil desselben zu leiden hatte, der später die Ostmark bilden sollte.

Nachdem sie 899 bis an die Brenta nach Italien eingedrungen waren, überflutheten die Ungarn im nächsten Jahre Süddeutschland. Mit fabelhafter Geschwindigkeit durchmaßen sie weite Strecken und sollen an einem Tage ein Gebiet von zehn Quadratmeilen besetzt und verheert haben, so daß die bairischen Bischöfe dem Papst klagten, es sei auf vielen Tagreisen kaum eine Kirche unzerstört geblieben. Diese

Schnelligkeit machte nicht allein ihren Angriff so furchtbar, sondern entzog sie auch der rächenden Vergeltung, denn bis der bairische Heerbann zusammenkam, waren die Ungarn schon über die Raab zurückgewichen.

Nachdem 906 einzelne Schwärme der Ungarn plündernd und sengend bis nach Sachsen gedrungen waren, rüsteten sie sich im folgenden Jahre, in welchem ihr großer Führer Arpad starb, zu einem gewaltigen Kriegszug. Verhältnißmäßig rasch warf sich unter Führung des Markgrafen Luitpold der bairische Heerbann entgegen, und an der Donau, in der Nähe von Preßburg, kam es am 28. Juni 907 zur Schlacht, in welcher die Ungarn nicht allein die Ueberzahl, sondern auch das ihrer Ausrüstung und Kampfweise günstige Terrain für sich hatten. Anschaulich schildern die Chroniken das grausige Gewirr dieses Kampfes, in dem trotz aller Tapferkeit das bairische Heer dem sarmatischen Ansturm erlag.

Wie auf geflügelten Rossen sausten die Ungarn um die deutschen Schlachthaufen, diese mit ganzen Wolken von Pfeilen überschüttend. Durch Scheinangriffe ermüdeten sie den Gegner und vernichteten einzelne Abtheilungen, welche sich zu einer Verfolgung verleiten ließen. Immer enger zog sich der Kreis um das bairische Heer, bis nirgend ein Ausweg, bis überall die zusammengekeilten Haufen dicht an den Gebissen und wallenden Mähnen der Rosse, unter den zischenden Schwertern und zermalmenden Hufen und Streitäxten standen und sanken. Fast das ganze deutsche Heer deckte die Walstatt, darunter Markgraf Luitpold selbst, Erzbischof Dietmar (Thimo) von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Seben und noch viele Große. Ein zweites an der Enns unter Befehl des deutschen Königs Ludwig (genannt das Kind) stehendes Heer wurde durch einen kühnen nächtlichen Ueberfall der Ungarn überrascht und in die Flucht geschlagen.

Auch in den folgenden Jahren trugen die Ungarn den Schrecken bis tief in das Herz von Deutschland und drangen wiederholt nach Franken und Thüringen vor, und erst nach und nach lernte man durch Anlegung befestigter Plätze den bedrohten Ländern wenigstens einigen Schutz zu verleihen, da die Ungarn sich noch immer nicht an die Belagerung von Festungen wagten und an ihrer nationalen Kampfweise festhielten.

Aus den Chroniken und Urkunden jener Zeit tönt der Ausdruck panischen Schreckens ergreifend heraus, welchen die Einfälle der Ungarn hervorriefen, von welchen Bischof Salomo von Constanz klagt, daß sie schonungslos Alles niedermachen, bis Kinder und Greise sich sterbend über einander wälzen und die Felder weiß werden von den modernden Gebeinen Erschlagener. Der deutsche Chronist Regino vergleicht sie mit den wilden Thieren des unwegsamen Waldes, die sie noch an Grausamkeit übertreffen, und in einer anderen Schrift heißt es: „Gott wolle unsere Sünden durch solche Ungeheuer von Menschen bestrafen, deren Namen man verfluche, wenn man ihn höre."

Die schon damals unheilvoll wirkende Schwäche der Kaisergewalt und die Zerfahrenheit der kleinen deutschen Gebiete machte eine wirksame Abwehr unmöglich. König Heinrich, der Finkler, ergriff daher begierig die Gelegenheit, selbst um einen demüthigenden Preis wenigstens einen zeitweiligen Frieden zu erkaufen. Bei einem Ausfall aus der Burg Werla in Thüringen wurde im Jahre 925 der Oberfeldherr der Ungarn, Zoltan, gefangen. Heinrich wies die Schätze und Kostbarkeiten, die man als Lösegeld bot, zurück, und erbot sich sogar, nebst der Freilassung Zoltan's, selbst noch einen Tribut zu zahlen, wenn dem Reiche ein neunjähriger Friede von den

Ungarn gesichert würde. Die Ungarn nahmen diese Bedingungen an und zogen in ihre Heimat ab. Heinrich aber und nochmehr sein Nachfolger Otto, den man mit Recht den Großen nennt, sorgten durch Befestigungen der größeren Orte, Neugestaltung des Heerbannes und Schaffung einer kriegsgeübten Reiterei dafür, daß künftige Angriffe der Ungarn entsprechend zurückgewiesen werden konnten.

Erst im Jahre 955 ergab sich die Gelegenheit hiezu, als die Ungarn neuerdings in großen Heeresmassen nach Deutschland einbrachen, rasch bis an den Lech vordrangen und, während das Hauptheer vor Augsburg lagerte, alles Land zwischen Donau und Schwarzwald verheerten. Das nur ganz ungenügend befestigte Augsburg leistete aber tapferen Widerstand, der von dem ausgezeichneten Bischof Udalrich geleitet wurde. Als Priester und Lehrer erhob und tröstete dieser die Bevölkerung, als Feldherr und Krieger kämpfte er auf den Schanzen und feuerte seine Streiter auch im dichtesten Pfeilregen an.

Schon wurden die ungarischen Streiter, welche an solchem Kampf keinen Gefallen fanden, schwierig, und die Geißel mußte beim Stürmen die sinkende Kampflust rege erhalten, als sich König Otto I. mit dem Reichsheer nahte. Sofort hob Bultzu, der Oberfeldherr der Ungarn, die Belagerung auf und zog den Lech aufwärts, um in der Ebene, auf gewohntem Terrain, dem deutschem Heer in offener Schlacht entgegenzutreten, ja er hatte es dabei so eilig, daß er die Vereinigung der tapferen Besatzung Augsburgs mit dem deutschen Heere gar nicht hinderte.

Am 10. August, dem Tage des heiligen Märtyrers Laurenz, stießen die Heere zusammen. Das deutsche bestand, obwohl an Zahl weit geringer als das ungarische, doch aus der Blüthe der Ritterschaft und zählte nun auch schon mehr Reiter als Fußvolk, war auch viel besser bewaffnet. Ein gemeinsamer Gottesdienst hob den Muth der deutschen Streiter, König Otto ließ sich im Angesicht des Heeres von Bischof Udalrich das heilige Abendmahl reichen und legte das Gelübde ab, im Falle eines Sieges ein Bisthum in Merseburg zu gründen. Unter Fahnenschwenken und freudigen Zurufen leistete das Heer den Eid der Treue und rückte dann in die Kampfstellung ein. (Bild Seite 89.)

Von allen Seiten drangen die Reiterhaufen der Ungarn auf die Deutschen ein, da eine ihrer Abtheilungen zur Nachtzeit den Lech überschritten hatte und in den Rücken der deutschen Stellung gelangt war. Tausend böhmische Reiter, welche als Nachhut das Gepäck deckten, wurden geworfen, ebenso zwei schwäbische Abtheilungen, worauf sich die Ungarn ans Plündern machten — auch ein Beweis, daß sie nicht mehr alle von Kaiser Leo gerühmten kriegerischen Tugenden besaßen. Da warf sich der tapfere Lothringer Herzog Konrad mit dem fränkischen Aufgebot auf sie und zersprengte nach hartem Kampf die Ungarn, eroberte das Lagergepäck zurück, befreite die gefangenen Böhmen und kehrte als Sieger zum Hauptheere wieder, das nun erst die eigentliche Schlacht begann.

König Otto selbst, mit der heiligen Lanze bewaffnet, vom Banner mit dem heiligen Michael überflattert, sprengte der weit ausgebreiteten deutschen Schlachtordnung voran, deren wuchtigen Stoß die leichten ungarischen Schaaren nicht aushalten konnten. Bald war der Sieg entschieden, aber noch währte der Kampf bis spät in den Abend, und die deutschen Schwerter wütheten furchtbar in den Reihen der Ungarn. Ihre Niederlage war eine entscheidende, das Heer zersprengt und in wilde Flucht gejagt. Die Zahl der Gefallenen war so groß, daß gleichzeitige Berichte erzählen, es thürmten

sich die Leichen zu Bergen auf und der Lech färbte sich roth vom Blute der Erschlagenen. Mögen auch manche solche Erzählungen der Chroniken übertrieben und mehr als



Vor der Schlacht am Lech, 955. (Seite 88.)

blos sieben Mann des ungarischen Heeres in die Heimat zurückgekommen sein, so ist doch gewiß, daß der Verlust ein furchtbarer war und viele der Flüchtigen unter den Streichen der erbitterten Landbewohner fielen. In Regensburg hielt König Otto

strenges Gericht und ließ Bultzu und zwei der Unterbefehlshaber „zur Schande für ihr ganzes Volk“, wie er sagte, aufhängen.

Die Niederlage am Lechfelde war von entscheidendem Einfluß auf die ungarischen Verhältnisse, denn es wurden diesen kriegerischen Nomaden alle weiteren Einfälle in die westlichen Länder verleidet und sie dadurch zum Einlenken in die allgemeinen Bahnen abendländischer Cultur gezwungen.

Die ersten Schritte auf denselben machte König Stefan der Heilige (gest. 1038) mit Kraft und Geschick. Er unterwarf sich nach und nach die mächtigsten Stammesoberhäupter, deren Macht beinahe eine unabhängige und fürstliche geworden war, namentlich Achtum, den Herrn von Chanad. Im Interesse der neugeschaffenen königlichen Macht zerstörte Stefan I. den bisherigen Stammesverband und schuf eine neue Eintheilung des Landes in Gaue (Comitate), an deren Spitze er mit weiser Schonung persönlicher Vorrechte meist die Häupter der früheren Stämme als Grafen stellte. Indessen war deren Wirkungskreis ein ganz anderer; sie waren nunmehr blos Verwalter der königlichen Macht, und König Stefan war sorgfältig bemüht, sie in ihren Befugnissen einzuschränken. „Von nun soll kein Graf oder Gefolgsmann es wagen, eine freie Person zu knechten“, bestimmte das neue Landesrecht, bei Todesstrafe war es den Grafen verboten, in ein fremdes Haus einzudringen, auch Wegelagerer wurden mit dem Tode, Verschwörer gegen die königliche Macht aber mit schwerer Verstümmelung bestraft.

König Stefan, der auch das Christenthum in Ungarn vollkommen einführte, war abendländischer Sitte und Cultur geneigt. Sowie er daher in der Neuorganisirung seines Landes vielfach die westlichen Vorbilder, namentlich jenes von Deutschland benützte, suchte er auch in die Kriegsverfassung andere Gesetze einzuführen. Der Form nach wurde zwar die Stammesgenossenschaft beibehalten, aber mehr und mehr knüpfte sich das Recht und die Pflicht zum Kriegsdienst an den Bodenbesitz, ähnlich wie in Deutschland, statt früher nur auf der Stammeszugehörigkeit zu beruhen. Der Spruch: Quot gentes, tot vexilla (so viele Geschlechter, so viele Paniere) blieb zwar in Wirksamkeit, und die zusammengehörigen Geschlechter sammelten sich im Kriegsfalle unter ihren Fahnen (Banderium), an deren Spitze die Barone oder Bannerherren (zászlós urak) standen.

Aber diese Bannerschaft war nach den Gesetzen König Stefan's an einen bestimmten Grundbesitz geknüpft, und es war vorgeschrieben, wie viele Edle und Gefolgleute ein solches Banderium bilden mußten. Wessen Eigenthum daher nicht groß genug war, um die erforderliche Zahl stellen zu können, durfte kein eigenes Banderium aufstellen, sondern mußte sich dem eines anderen Bannerherrn anschließen, woraus sich die verschiedenen Adelsgrade entwickelten.

Neben dieser immerhin noch auf der alten Stammesgefolgschaft fußenden Heeresfolge führte aber König Stefan noch eine andere Art der Heeresaufstellung ein, welche auf der von ihm geschaffenen Comitats-Eintheilung beruhte. Theils lag der Grund für diese Neuerung darin, daß die Banderien allein keine ausreichende Mannschaftszahl mehr ergaben, die Hauptursache aber war gewiß in dem consequenten Streben König Stefan's, die königliche Macht zu stärken und sich eine vom Einfluß der Barone unabhängige Kriegsmacht zu schaffen. Zu diesem Behufe wurden die keinem Banderium zugehörigen Wehrfähigen jeden Comitates in besondere Banner (Comitatsbanner) vereinigt. Sie bilden mehrere Rangstufen, unter welchen die Burg-

Jobagyen (von Jobbagy, ein Mensch von freier Geburt) am höchsten standen, und eine Art niederen Kriegsadel bildeten. Aus ihnen wurden im Falle besonderer Verdienstlichkeit die königlichen Ritter (servientes regis), die Hofritter (equites aulici) und die Vertrauten des Königs (familiares regis) gewählt.

Der Mittelpunkt der Comitats-Banderien war die Burg, in welcher der vom König ernannte Graf residirte und die Kriegsvorräthe aufgespeichert waren. Diese Burgen waren zugleich die ersten festen Plätze des Landes und Stützpunkte der königlichen Macht, welche über sie viel unumschränkter gebot als über die Banderien der Erbbegüterten, welche z. B. die Ausrüstungskosten bei einem Kriege außer Landes selbst tragen mußten, während die Comitats-Banderien auf königliche Kosten unterhalten wurden.

Die Unterordnung unter die Eine königliche Macht war der große Vorzug dieser den nationalen Verhältnissen angepaßten und im Frieden möglichst wenig fühlbaren ungarischen Wehrverfassung. Das Land blieb daher auch viel länger von dem kostspieligen und im Frieden oft dem eigenen Lande gefährlichen Zwang, Söldnerheere anzuwerben, befreit als Deutschland, wo die eifersüchtig aufstrebende Macht der Theilfürsten sehr häufig jedes allgemeine Kriegsaufgebot vereitelte und zuerst den Kaiser, dann auch die anderen Fürsten zwang, Miethsoldaten anzuwerben.

Sollte das Aufgebot erfolgen, so gab ein an alle Verpflichteten herumgesendeter blutiger Säbel die Weisung, sich zu rüsten und am bestimmten Sammelplatz einzufinden.

Die Ritterschaft stand unter dem Banner des Königs, von diesem selbst oder seinem Stellvertreter, dem Palatin angeführt. Zu den Comitats-Banderien stießen außer den Jobagyen und den zur Burg Dienstverpflichteten (Conditionarii) auch noch von den Bauern und freien Gemeinden je nach Bedarf jeder achte oder zehnte Mann. Auch die Bischöfe stellten von ihren Gütern eigene Banderien und führten dieselben häufig selbst in den Krieg.

An den in den ersten Zeiten des ungarischen Staatswesens häufig wechselnden Grenzen war eine besondere Einrichtung getroffen, um plötzlichen Ueberfällen vorzubeugen. Es standen nämlich unter einem besonderen Grenzgrafen eigene Grenzwächter, die an geeigneten Orten angesiedelt waren und alle Bewegungen in den Nachbarländern zu beobachten hatten. Sie theilten sich in Speculatores und Veloces (Späher und Renner), erstere hatten die Aufgabe, den Feind zu erspähen und in den ersten Maßregeln gegen das Land zu hindern und aufzuhalten, letztere brachten die Kunde vom Angriff in das Land.

Ein weiterer Vortheil der Wehrverfassung König Stefan's lag in der Vermehrung von festen Plätzen (Castellen), deren Erbauung zwar an eine königliche Erlaubniß gebunden war, die aber nie verweigert, sondern im Gegentheil oft gegen den Wunsch des Gutsbesitzers aufgetragen wurde. Sehr früh schon erscheinen als ungarische Burgen Vissegrad (Plintenburg), Theben, Komorn, Martinsberg, die Zipserburg bei Kirchdrauf, Leva im Waagthale u. s. w.

Die unter König Stefan's unmittelbaren Nachfolgern ausbrechenden Zwistigkeiten waren die erste Ursache, daß dessen kluge Maßregeln zur Stärkung der königlichen Macht und der Wehreinrichtungen des Landes nicht Bestand hatten. Die ungarische Tapferkeit verleugnete sich freilich nie, wie ein Beispiel aus dem Ende des elften Jahrhunderts beweist. Als um 1070 Geysa I. (geb. 1050, gest. 1077) und Salomo (gest. 1087) um die Königswürde stritten, zog der deutsche Kaiser

Heinrich IV. dem letzteren, seinem Schwager, zu Hilfe und belagerte Neutra. Bei einem Ausfallsgefecht drang ein Edler aus Salomo's Lager, Kühne (Bathor Opos), bis zu den Stadtthoren vor, erlegte viele Feinde vielfacher Uebermacht. Verwundert sah Heinrich IV. solche Tapferkeit Schwager, ob auch Geysa Männer von gleichem Heldenmuth in seinem „Gewiß", erwiderte Salomo, „denn auch in Neutra sind ja Magyaren". der Kaiser: „Nun, dann ist es besser, wir geben unser Vorhaben auf, denn Helden werden wir nichts erreichen." In der That wurde die Belagerung

Durch solche Kämpfe und die Schwäche der Könige stieg aber die Großen immer mehr, und König Andreas II. (geb. 1170, gest. 1235) seiner Krönung schon gezwungen, zu beschwören, daß er die Rechte und die des Adels stets aufrecht erhalten werde. Derselbe Herrscher begann auch Besitzungen als Lehengüter oder freies Eigenthum zu verkaufen, wodurch wo der Grundbesitz allein Einfluß verlieh, die Machtverhältnisse noch mehr gunsten des Königthums verschoben wurden.

Im Jahre 1222 wurde ihm von den Magnaten die „goldene Bulle erste Grundlage der ungarischen Verfassung, abgezwungen, welche den auch bezüglich der Wehrkraft fast ganz vom Adel abhängig machte. Nach ging die Verpflichtung zum Waffendienst auf eigene Kosten nicht weiter, als bis Grenzen des Landes, jenseits derselben mußte die Krone die Kosten tragen, dann konnte der Adel außer dem Lande zur Heeresfolge nicht gezwungen Damit war die alte nationale Wehrverfassung, die dem kriegerischen, erob Sinn der Ungarn entsprach, vollkommen beseitigt, die Entscheidung über Krie Frieden lag in der Hand der mächtigen Adelsgeschlechter, welche sich Erleichter und Befreiungen von der Heerfolge zuzuwenden wußten. Nur die auf köni Gütern seßhaften Adeligen waren zur unbedingten Heeresfolge verpflichtet, denn massenhafte Begabungen mit freien Besitzungen entzogen sich auch die von Ste geschaffenen Gespannschafts-Banderien, deren es zur Zeit Andreas II. dreiun gab, immer mehr dem directen königlichen Einfluß.

In jener Zeit wurde der Grund zum Emporkommen jener Magnat schlechter gelegt, welche sich der landesherrlichen Macht ganz entzogen, ja oft gegenüberstellten und dadurch in verhängnißvollen Momenten die Kraft des ung Staates lahmlegten. Man darf nur an die Grafen von Güßingen an der reichischen und steierischen Grenze denken, die ganz auf eigene Faust Kriege Herzogen von Oesterreich führten, an die Grafen Csáak, deren bedeutendst „große Matthäus", im Nordosten Ungarns wie ein Souverän herrschte u Gebiet das „Matthäusschakerland" hieß, an die Zapolya, die nach der Krone und kein Mittel, kein Bündniß scheuten, das sie an das Ziel zu bringen ve

Solche Aenderungen in der Wehrverfassung blieben natürlich auch nic Einfluß auf die Kampfweise und Bewaffnung, welche, bei Beibehaltung ei orientalischer Aeußerlichkeiten, sich nach abendländischem Muster umgestaltete Leichtigkeit, ursprünglich das charakteristische Kennzeichen der alten nationalen schaaren, verschwand nach und nach. Der Adel zog, so wie die deutschen Ritte kommen gepanzert in das Feld, ja auch die Pferde waren an Kopf, Hals, und Vorderbeinen mit Eisenschienen bedeckt, wodurch man genöthigt war, a ausdauernden kleinen Pferde zu verzichten un[illegible]es schwereren Schlages zu be

Die Aenderung in der Kampfweise ersieht man aus der Schilderung einer cht, welche 1167 zwischen Ungarn und einem griechischen Heere in Syrmien stattfand. von Dionys Banffy geführte Heer der Ungarn war in eine lange Schlacht- gestellt, deren Centrum aus den erlesensten Truppen bestand. Dem entsprechend tte der Heerführer der Griechen, Andronikos, seine Schaaren zu einer gewal- compacten Masse, die er mit wuchtigem Stoße gegen das ungarische Centrum t. Man bediente sich zuerst der Lanzen, und lange drängten und schoben sich die ner hin und her, bis frische griechische Fußtruppen mit eisernen Keulen auf die erschöpften Ungarn einhieben und die Schlacht zu Ungunsten derselben entschieden. n sieht also, daß von jener Beweglichkeit, von jener Kampfweise, welche einst die arn so furchtbar gemacht hatte, keine Spur mehr war, im Gegentheile eine gewisse erfälligkeit in Bewegungen und Formationen eingerissen hatte.

Der Verlust der nationalen Kampfweise wurde um so bitterer empfunden, als sich rn bald einem Feind gegenübergestellt sah, der aus der alten asiatischen Heimat kam ebenso manövrirte und focht, wie einst die Magyaren auf ihren ersten Kriegszügen.

Im Jahre 1241 ergossen sich die Mongolen in ungeheueren Reiterschwärmen das östliche Europa. Rußland, Polen und Schlesien wurden überfluthet und bei itz erlag ein starkes deutsches Heer der Ueberzahl und dem Ungestüm der Mon- n. Nichts schien dem Angriff dieses wilden Steppenvolkes widerstehen zu können, dem echten Krieger eine ganze Reihe thierischer Vorzüge zuschrieb, nämlich die erkeit des Hahns, die Milde der Henne, das Herz des Löwen, die Wucht des s, die Geduld des Hundes, die Behutsamkeit des Kranichs, die List des Fuchses, Vorsicht des Raben, die Raubsucht des Wolfes und die spähende Ruhe der Katzen.

Als im Frühjahr 1243 ein starkes Mongolenheer unter Batu über die Karpathen rach, war Ungarn fast wehrlos. Die ungenügenden Vertheidigungsanstalten fruchteten s, und als es auf der Heide von Mohi zur Schlacht kam, erlitten die Ungarn vollkommene Niederlage. Sie hatten versäumt, den Uebergang über den Sajofluß zu n, sondern zogen sich in eine dichtgedrängte, durch eine Wagenburg umschlossene lung zurück, die ein nicht zu verfehlendes Ziel für die massenhaft geschleuderten e der Mongolen bot. Von allen Seiten eingeschlossen, wurde den Ungarn gerade ermeintliche Sicherheit ihrer Stellung verderblich, da sie an jeder Offensivbewegung dert waren. Trotz Beweisen glänzender Tapferkeit wurde fast das ganze Ungar- vernichtet. Bis nach Siebenbürgen drangen die Mongolen vor, und nicht Waffen- lt, sondern der Tod ihres Großchans Ogotai veranlaßte am Ende des Jahres 2 ihren Rückzug aus Europa.

Die große Mehrzahl der alten Geschlechter und des neu entstandenen Adels den vielen Kriegen zum Opfer gefallen und die Wehrverfassung in argem Verfall, im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts die Nachkommen Arpad's ausstarben das Haus Anjou den ungarischen Thron bestieg. König Karl I. (geb. 1220, 1285), ein kraftvoller und kluger Herrscher, ließ es seine erste Sorge sein, die rkraft des Landes zu heben, und er wußte den Patriotismus und Ehrgeiz der naten und Bischöfe so zu befeuern, daß ein förmlicher Wetteifer entstand, mög- große und gut ausgerüstete Banderien in das Feld zu stellen. Dabei traf er luge Maßregel, daß die Barone und Bischöfe mit ihrem unmittelbaren Gefolge seinem Banner auszogen, ihre Banderien aber dem Grafen jener Gespanschaft standen, zu dem sie gehörten.

König Karl suchte überhaupt, so trefflich er auch den Ehrgeiz der Magnaten auszunützen wußte, doch deren Macht einzuschränken und scheute zu diesem Zwecke auch vor der Strenge nicht zurück. Sein Versuch, auch den mächtigen Matthäus Csáak der königlichen Gewalt zu unterwerfen, mißlang indessen, obwohl er ihn in der Schlacht bei Rozgony schlug. In dieser Schlacht zeichneten sich die Zipser Deutschen unter ihrem Grafen so sehr aus, daß König Karl ihnen viele Privilegien verlieh, deren werthvollstes in der Befreiung von allen Kriegslasten und der Beschränkung ihrer Wehrpflicht auf das Zipserland bestand.

Der vorgenannte Matthäus Csáak (nicht Csaky, wie er oft unrichtig genannt wird, denn diese letztere Familie ist von der des Trentschiner Grafen eine vollkommen verschiedene) stammt aus dem tapferen Geschlechte der Csáak, so genannt von Szabolcs' Neffen, blühte schon im Jahre 1000 und stammte eigentlich aus Csáakvár, es nahm jedoch nach damaliger Sitte jeder einzelne Sprosse das Prädicat seines Wohnortes, z. B. Csáak von Ugud, Kisfalu u. dgl. an. Das Prädicat wurde auch in den Zunamen verwandelt, der Sohn erhielt den Taufnamen des Vaters als Zunamen, wie z. B. der Sohn des Demeter Csáak von Ujut Ugrin Nikolaus Ugrini hieß. Diese althergebrachte Sitte erschwert selbstverständlich nichtungarischen biographischen Forschern die Genealogie.

Schon im Jahre 1278 kämpfte Matthäus als Trentschiner Graf mit in der Schlacht auf dem Marchfelde; im Jahre 1302 eilte er dem bedrängten Könige Wenzel zu Hilfe, wurde Oberststallmeister desselben, Preßburger Graf und Palatin; 1304 bestätigte ihn König Wenzel im Besitze Trentschins und schenkte ihm das ganze gleichnamige Comitat, welches Matthäus von da an das „Matschakerland“ (Abkürzung von Matthäusschakerland) nannte. Er genoß auch den Schutz der Herzoge von Oesterreich, Söhne Albrecht's I., welche damals im Besitze des Preßburger Comitates waren, und dieser Lehensverband sollte sogar durch eine Vermählung dauernd befestigt werden; dem Sohne des mächtigen Palatins, Namens Johann, wurde eine Herzogin von Oesterreich zur Gemahlin bestimmt. Einer der gewiegtesten Forscher in Ungarns Geschichte, Domherr Ludwig Starek, hielt sogar dafür, daß der Palatin in Wien Hof hielt und sich einen eigenen, nach ihm benannten Palast gebaut, welcher Matschakerhof (Matthäusschakerhof) genannt wurde. Allerdings befindet sich auch der Trentschiner Burg nordwärts angebaut ein Thurm, der seit jener Zeit bis heute das „Matschakergebäude“ (Matthäusschakergebäude) genannt wird.

Die projectirte Vermählung Johann's zeigt genügend von des Grafen Bedeutung, und es ist eine arge Verunglimpfung, wenn man ihn für wenig besser als einen Raubritter hält. Gefürchtet war er wohl in Ungarn, so daß noch jetzt sein Name bei den Kindern sprichwörtlich für „Krampus“ angewen[illegible]d; damit ist aber seine Macht gemeint, und daß er niemand ungerechten Sch[illegible] gibt uns der Reimchronist Seifried Helbling den Beweis, welcher über [illegible]reichischen Ritter, der dem Herzog Albrecht zu Hilfe zieht und bei di[illegible]heit die eigenen Landsleute plündert und brandschatzt, sagt:

> „Tzentschin der Valwe
> der taet im nimmer alsô we
> wan er waere gewarnet ê“,

das heißt, ohne daß er ihm früher einen Absagebrief geschickt hätte.

Unter dem Schwiegersohne Ludwig's des Großen, dem König von Böhmen und späterem deutschen Kaiser Sigismund (geb. 1368, gest. 1437), der keinem der vielen Länder, die er regierte, zum Heile gereichte, verfiel das ungarische Heerwesen wieder ganz. Vergeblich versuchte dieser Herrscher aus dem Hause Luxemburg das Heer in den Stand zu setzen, um der stets drohender auftretenden Türkengefahr begegnen zu können; er besaß keinerlei Autorität, die zu erwerben er in der That auch nicht angelegt war, und seine eigenen Heerzüge gegen die Türken verliefen — unkriegerisch, wie er war — so unglücklich, daß er nach der blutigen Schlacht

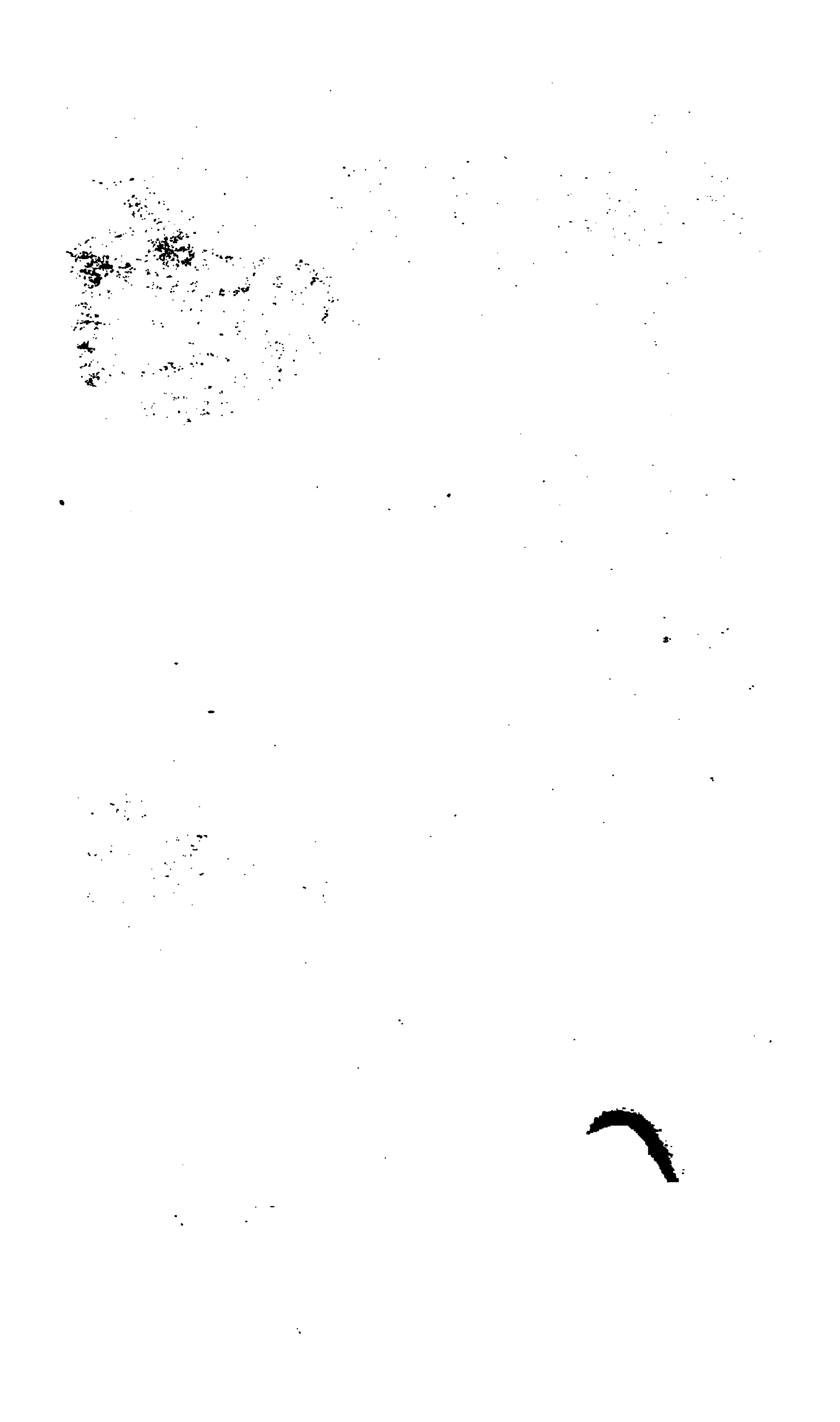


Johann Hunyady. (Seite 98.)

bei Nikopolis nach Dalmatien fliehen mußte und nur über das Meer nach Ungarn zurück gelangen konnte.

Der Reichstag von 1435, weniger durch die drohende Gefahr als durch die Abneigung gegen Sigismund und die Sorge um das Uebergewicht des Adels beeinflußt, lehnte alle Vorschläge des Königs zur Stärkung der Heeresmacht ab, und als er zum Befehl schritt, fand er keinen Gehorsam. Seine Bemühungen, statt der vom Adel abhängigen persönlichen Insurrection (Aufgebot, Landmiliz) die Heeresfolge gegen Sold zu setzen, waren ebenso vergeblich als sein Bestreben, das Privilegium, nur im Lande kämpfen zu dürfen, zu beseitigen. Mit Mühe konnte Sigismund die Genehmigung einer neuen Insurrections-Ordnu[illegible] durchsetzen, durch welche die nominelle Stärke des Heeres auf 93.425 Mann festg[illegible]





Albrecht V. (geb. 1397, gest. 1439), der erste Habsburger auf dem ungarischen Throne, den er als Schwiegersohn Sigismund's im Jahre 1438 bestieg, vermochte bei aller Tüchtigkeit nicht, den Dingen einen anderen Lauf zu geben. Der Landtag von 1439 beschloß sogar, daß alle Maßregeln in Bezug auf Heereseinrichtungen nur mit Zustimmung der Magnaten und Stände getroffen werden sollen und keine allgemeine Insurrection ausgeschrieben werden dürfe, so lange das königliche Banderium und die königlichen Soldtruppen allein genügend stark zur Bekämpfung des Feindes seien. Die Entscheidung darüber lag natürlich in der Hand der Stände und so kam es, daß König Albrecht (als deutscher Kaiser Albrecht II., seit 1438) nur 24.000 Mann zur Verfügung hatte, um den Verlust der wichtigen Festung



Die Schlacht bei Varna, 1444. (Seite 99.)

Semendria zu verhüten, was angesichts der riesigen Heeresmacht des Sultans Murad ganz unmöglich war. Mit dem frühen Tode Albrecht's (1439) wurden die Dinge noch schlimmer, da das Land von Parteikämpfen zerrissen wurde, zwischen den Anhängern seines nachgeborenen Sohnes Ladislaus und des von den Ständen gewählten Königs Wladislaw von Polen.

Immer drängender wurde die von den Osmanen drohende Gefahr und bereits schien damals Ungarn vom Schicksale dazu erkoren, ganz eine Beute derselben zu werden, als die Tapferkeit und Kriegskunst eines einzelnen Mannes den türkischen Schaaren, vor welchen der ganze Westen zitterte, Halt gebot. Und sein Beispiel wirkte so sehr, daß ganz Ungarn in Kriegsbegeisterung und Opferwilligkeit aufflammte, obwohl noch vor Kurzem der Ruf: „Farkas kiáltvani!“ (der Wolf kommt) beim Nahen der Türken genügt hatte, um panischen Schrecken zu verbreiten und die Truppen in die Flucht zu jagen.

## Johann Hunyady, der ungarische Nationalheld.

Ueber die Herkunft dieses außerordentlichen Mannes besitzen wir keine sicheren Nachrichten. Er soll ein natürlicher Sohn König Sigismund's und der edlen Venetianerin Elisabeth Morsini gewesen sein, welche sich später mit dem walachischen Bojaren Woik Buti vermählte, trotzdem aber mit ihrem Sohn an Sigismund's Hof nach Ofen zog, der diesen mit reichen Gütern, unter Anderem mit dem siebenbürgischen Flecken Hunyad beschenkte, von welchem er den Namen annahm. Gewiß ist nur, daß Johann Hunyady (Bild Seite 96), wie aus späteren Beziehungen hervorgeht, unter den walachischen und serbischen Bojaren Verwandte hatte.

Er machte in seiner Jugend weite Reisen, galt früh als ausgezeichneter Kriegsmann und entschied mit seinem Banderium im Juli 1437 auf dem später so oft blutgetränkten Boden von Belgrad eine Schlacht gegen Sultan Murad II. zu Gunsten der Ungarn.

Sein Ansehen war bereits beim Tode des Königs Albrecht so groß, daß er eine bedeutende politische Rolle spielte, mit der wir uns jedoch hier nicht zu befassen haben. Wir wollen nur seine heldenmüthigen Kämpfe gegen die erdrückende Uebermacht der Türken verfolgen, um deren Willen sein Name so hochberühmt und noch heute in ganz Ungarn gefeiert ist.

Im Jahre 1441 wälzte sich ein ungeheueres türkisches Heer gegen Ungarn heran. Während der tapfere Thallócz heldenmüthig Belgrad vertheidigt, greift der zum Grafen von Temesvar ernannte Johann Hunyady mit einem kleinen, für Vaterland und Glauben begeisterten Heer die Türken im offenen Felde an und erringt zum Jubel des ganzen Abendlandes eine Reihe fast wunderbarer Siege. Bei Emerichsdorf in Siebenbürgen schlägt er den besten Feldherrn des Sultans Murad II., Mezet Bei, in welcher Schlacht Simon Kemenyi ein Beispiel seltener Opferwilligkeit gibt, indem er den Harnisch Hunyady's anlegt und in ihm fällt, um die Aufmerksamkeit der Feinde vom Feldherrn abzulenken. Ergrimmt über diese Niederlage sendet ihm der Sultan ein zweites Heer von 80.000 Mann entgegen; aber Hunyady zwingt es in der Nähe des Eisernen Thores zum Kampf, erringt durch meisterhafte Maßregeln den Sieg, und was der Schlacht entrinnt, wird auf der Flucht in den unwegsamen Pässen vernichtet.

In der Schlacht bei Vasag (1442) hatte Hunyady dem sechsfach überlegenen Türkenheere nur fünfzehntausend Mann entgegenzustellen. Aber seine wohlüberlegte Schlachtordnung und die Tapferkeit seiner Streiter gleichen diese riesige Uebermacht aus. Das Centrum seiner Stellung bildete er aus geharnischten Reitern, zwischen welche Fußvolk vertheilt war. Die Flügel bestanden aus Doppelreihen schwerer Reiterei und hinter diesen standen berittene Steinschleuderer. Gesichert waren die Flanken durch die von Leichtbewaffneten besetzte Wagenburg und in der Nachhut standen Lanzenträger und Pfeilschützen.

Keilförmig vordringend durchbricht das ungarische Centrum die beiden Treffen der türkischen Stellung, und als sich die v[illegible] leichten türkischen Reiterei geworfenen Flügel auf das ungarische Centrum zurück[illegible]icht sich an den Lanzenreihen der

schweren Reiter der Anprall der regellosen Spahis. Immer wiederholen sich die Angriffe der auf ihre Uebermacht zählenden Türken, aber Hunyady spart seine Truppen so weise, daß er ihnen stets neue entgegenstellen kann, und als die Feinde Ermüdung zeigen, dehnen sich die ungarischen Flügel umklammernd aus, die Leichtbewaffneten der Wagenburg fallen in den Rücken der Türken, und deren Niederlage ist eine vollständige.

Im Spätherbst des nächsten Jahres führte eine Reihe von Siegen, deren glänzendster jener bei Nissa (3. November 1443) war, das ungarische Heer unter Hunyady's Befehl bis an den Balkan, der unter furchtbaren Schwierigkeiten überschritten wurde, und erst die Strenge des Winters, der Mangel an Mundvorrath erzwang den Rückzug. Sultan Murad mußte sich entschließen, unter demüthigenden Bedingungen einen Frieden auf zehn Jahre abzuschließen.

Aber der schwache König Wladislaw ließ sich durch den päpstlichen Cardinal-Legaten Julian unter dem Vorgeben, man sei nicht gezwungen, Ungläubigen Wort zu halten, schon im Jahre 1444 bewegen, diesen Frieden zu brechen. Johann Hunyady behagte ein solcher Treubruch nicht und er rieth eifrig ab, übernahm aber doch das ihm anvertraute Commando über das Heer, das nur 15.000 Mann zählte und bei dem sich der König und der Cardinal-Legat befanden.

Hunyady's Befürchtungen waren nur zu gerechtfertigt. Die versprochenen Bundesgenossen zeigten sich unverläßlich oder säumig, und nachdem das ungarische Heer mühelos bis Varna vorgedrungen war, sah es sich plötzlich dem riesigen, vom ergrimmten Sultan aufgebotenen Heer gegenüber, dem dieser zum Hohn den zerrissenen Friedensvertrag vortragen ließ. Am 10. November kam es zur Schlacht, die sich trotz Hunyady's trefflichen Anstalten und der ungarischen Tapferkeit in eine furchtbare Niederlage verwandelte, welche Hunyady in eine kurzwährende Gefangenschaft der Serben brachte, dem König und dem Cardinal-Legaten aber das Leben kostete. (Bild Seite 97.)

Nicht minder verlustreich war ein Jahr später die dreitägige Schlacht am Amselfeld (bei Kossowa 17., 18. und 19. October 1445), in welcher Hunyady ein Heer von 24.000 Mann befehligte, von welchen 17.000 die Wahlstatt deckten, während der Verlust der Türken nahezu das doppelte betrug.

Trotz dieser Niederlagen blieb Hunyady das Vertrauen der Nation ungeschmälert bewahrt und er wurde 1446 zum Reichsverweser während der Minderjährigkeit des nunmehr unangefochten zum König berufenen Ladislaus, des Sohnes Albrecht I., gewählt. Als dieser nach sechs Jahren die Regierung selbst antrat, legte Hunyady freiwillig seine Würden nieder und trat schon 1454 seinen alten Feinden gegenüber, die nach dem Fall Constantinopels die Ausbreitung der türkischen Macht nach Nord und West mit voller Kraft wieder aufnahmen. Hunyady drang bis Tirnova vor, schlug bei Kragujevac ein starkes türkisches Heer unter Firuz Beg, so daß Sultan Mohammed II. vorderhand seine weitreichenden Pläne aufgeben mußte.

Noch einmal sollte der volle Ruhmesglanz sich über das Haupt des alternden, aber unermüdlichen Helden ergießen.

Im Beginne des Jahres 1456 verbreitete sich die Schreckenskunde von umfassenden türkischen Rüstungen. Sultan Mohammed II. stellte ein Heer von 150.000 Mann mit 300 Geschützen auf, das bestimmt war, wie der Sultan etwas

ruhmredig gesagt haben soll, „am Morgen Belgrad zu nehmen und das Abendbrot in Ofen zu essen“. Nur mit Mühe und meist auf seine eigenen Kosten brachte Johann Hunyady ein Heer auf die Beine, wobei ihm der begeisterte Mönch Johann von Capistran, der schon lange in schwungvollen Predigten auf die Nothwendigkeit neuer Kreuzzüge zur Abwehr der Türkengefahr hinwies, von großem Nutzen war.

Kaum gelang es noch Hunyady's Schwager, Michael Szilagyi, sich mit einer kleinen Schaar von Tapferen nach Belgrad zu werfen, denn schon am nächsten Tage traf der Vortrab des unabsehbaren Türkenheeres ein und Mitte Juni war die Festung von allen Seiten eingeschlossen. Hunyady's Heer war unterdessen, meist durch Capistran's Bemühungen, auf fast 60.000 Mann angewachsen, und obwohl dasselbe meist aus kriegsungewohnten Leuten bestand, wußten Hunyady und Capistran ihnen solche Begeisterung einzuflößen, daß der Angriff auf die riesige Türkenmacht gewagt werden konnte.

Zuerst wurde mit leichten Schiffen die vor Belgrad liegende türkische Flotille angegriffen und nach kurzem blutigen Kampfe in die Flucht geschlagen, wodurch die Verbindung mit den Vertheidigern der Festung hergestellt war und Hunyady's Kerntruppen in die Festung geworfen werden konnten, während die übrigen am linken Donauufer bei Semlin lagerten.

Desto eifriger betrieb der Sultan die Belagerungsarbeiten zu Lande und am 21. Juli erfolgte ein Hauptsturm, der trotz wüthender Gegenwehr die untere Stadt in türkische Hände brachte. Am nächsten Tage wurde der Kampf fortgesetzt und schien gegen die erdrückende Uebermacht aussichtslos.

Schon lag die obere Stadt in Trümmern, die Brücke zum Hauptthor ist in den Händen der Türken, der Wall der Festung wird von allen Seiten berannt und einen Moment flattert sogar der Roßbusch mit dem Halbmond auf einer Zinne, bis ihn der tapfere Ritter Titus Dugovics wieder ausreißt und sich mit dem Türken, der ihn aufpflanzte, in die Tiefe stürzt. Hunyady leitet die Vertheidigung mit der Ruhe des erfahrenen Feldherrn, mit dem Feuer des tapferen Kriegers, während Capistran, mit dem Kreuz in der Hand, den schon sinkenden Muth der Streiter anfeuert.

Schon scheint jeder weitere Widerstand vergebens, als es Hunyady's erfinderischem Geiste gelingt, im Momente der höchsten Noth die Situation zu ändern. Er läßt die tausende von Reisigbündeln, die zur Ausfüllung von Breschen auf den Wällen lagen, mit Pech begießen, anzünden und den in den Gräben und an den Abhängen zusammengedrängten Feinden entgegenschleudern. Im Augenblicke verwandelt sich der siegesgewisse Schlachtruf der Türken in ein Jammergeheul, in Flammen gehüllt stürzen die Klumpen der Stürmenden hinab und verbreiten den Schrecken, so daß sie in kurzer Zeit bis zu den Lagerschanzen fliehen.

Vergebens sucht Hunyady, der einen Hinterhalt und die frischen Truppen des Sultans fürchtet, die Kampfbegierde seiner Krieger zu zügeln, er wird nebst Capistran zu einem Angriff auf das türkische Lager fortgerissen, dem die schon erschütterten Feinde nicht Stand zu halten vermögen. Vergebens sucht der Sultan, tapfer kämpfend, seine Schaaren zum Stehen zu bringen und die Geschütze zu retten, er wird, verwundet, in die wilde Flucht mitgerissen und kann erst in Sophia die Trümmer seines stolzen Heeres sammeln. [illegible] das Bild.)



Das ganze Lager mit unermeßlicher Beute fiel in die Hände der Sieger, deren Erfolg eine unberechenbare Gefahr — leider nicht für immer — von Ungarn und vom Abenlande abgewendet hatte.

Johann Hunyady sollte diesen glänzendsten unter seinen vielen Siegen nicht lange überleben. Am 11. August starb er, von der Lagerseuche ergriffen, in den Armen seines Freundes und treuen Helfers Capistran, noch in der Todesstunde die Mahnung an sein Volk richtend, es möge nicht ruhen, bis die Türkengefahr abgewendet sei. Bald darauf — am 23. October 1456 — starb im 70. Lebensjahre zu Illok auch Johann Capistran, der, wie Papst Pius II. rühmt: „es vermochte, sein Erbtheil und alle Güter zu verschmähen, den Genuß mit Füßen zu treten und die Begierde zu verachten, aber nicht, den Ruhm zu mißachten!" Er wurde 1690 heilig gesprochen. Sein Leichnam wurde im Franziskanerkloster zu Illok beigesetzt. In Wien erhält sein Andenken die Capistran-Kanzel auf dem Stefansplatze, von welcher aus er die hinreißendsten Predigten behufs Abwehr der Türkengefahr gehalten hatte.

Die Größe Hunyady's bestand nicht blos in seiner Tapferkeit und in der wunderbaren Gabe, seine Krieger zu beherrschen und zu begeistern, sondern er war in der That ein militärisches Genie. Mit einer kleinen Macht wußte er durch kluge Anordnung und Ausnützung des Terrains bedeutende Erfolge zu erringen, immer ist er tapfer, aber nie tollkühn, und so versteht er es, sich für den entscheidenden Augenblick noch frische Kräfte zu sparen. In der zweckmäßigen Verwendung und Aufstellung der verschiedenen Waffengattungen ist er eines der frühesten Beispiele und findet höchstens an Žižka seinesgleichen.

Johann Hunyady war der Gründer des Geschlechtes der Corvin (nach dem Wappen, das einen Raben mit dem Ring im Schnabel zeigt), das Ungarn zwar nur einen, aber einen seiner bedeutendsten Könige gab.

Mit diesem, König Matthias Corvin, dem Sohne des Helden, werden wir uns im nächsten Abschnitte beschäftigen, da er maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der ungarischen Heeresverhältnisse nahm.



## König Matthias Corvin und seine „schwarzen Banden“.

Als Matthias Corvin (Bild S. 72) im Jahre 1458 durch die Wahl der Nation den Thron bestieg, lag das Kriegswesen so im Argen, daß es eine seiner ersten Sorgen sein mußte, demselben wieder eine gesetzliche Basis zu geben. Seinem Ansehen gelang es auch, einen Gesetzartikel durchzusetzen, welcher also lautete: „Der Landesfürst ist verbunden, das Königreich Ungarn gegen alle Feinde und Verwüster aus dem königlichen Einkommen (worunter die Heersteuer der Unadeligen verstanden wurden) zu schützen und zu vertheidigen, jedoch so, daß, wenn zur Abwendung des feindlichen Einfalles die königlichen Mittel nicht hinreichen, sodann die Prälaten und Barone nebst der sonstigen Geistlichkeit dieses Landes gehalten sein sollen, ihre Banner (Banderien) oder ihre Mannschaft nach der Limitation weiland unserer Könige ins Feld rücken zu lassen. Wenn aber auch mit dieser Streitmacht dem Feinde nicht widerstanden werden könnte, alsdann muß der gesammte Adel und alle Grundbesitzer, welches Standes sie immer sein mögen, auf die Art, wie es unter den vormaligen Königen Ungarns gebräuchlich gewesen war, unter die Waffen treten und in das Feld ziehen.“

Zur Grundlage der zu stellenden Banderien wurde bestimmt, daß auf allen königlichen Gütern sowie jenen der Prälaten, Barone und Landherren jeder zwanzigste Mann (früher wurde nur der dreiunddreißigste Mann gefordert) ausgehoben und als Reiter mit Schwert, Schild und Bogen oder Lanze ausgerüstet werden müsse. Von dieser Einrichtung leitet man gewöhnlich den Namen der nationalen ungarischen leichten Reiterei, der Hußaren, ab, die aber später dem Namen und der Equipirung nach in fast allen europäischen Heeren Eingang fand. Man nimmt nämlich an, daß dieser gestellte zwanzigste Mann Huszár genannt wurde, vom ungarischen Zahlworte husz (zwanzig) und ár, was Löhnung oder Sold bedeutet. In neuester Zeit erklärten ungarische Geschichtsforscher jedoch, daß das Wort mit Corsar (von Cursus, Lauf, Zug, also Durchstreifung) etymologisch verwandt sei und daß es schon vor Matthias Corvin Hußaren gegeben, wie eine Urkunde vom Jahre 1449 beweist. Wieder andere leiten es aus dem Türkischen her, indem unter den türkischen Hofbeamten ein Kem Huszar Aga (Hofgarderobier) vorkomme und sich der Name also wahrscheinlich auf ihre eigene kurze, enge Kleidung, im Gegensatz mit der gewöhnlich magyarischen, welche nach orientalischer Sitte weit, lang und gemächlich ist, bezöge.

Auf diese allgemeinen Anordnungen drang man mit nöthiger Strenge, da es lange Zeit damit sehr lax gehalten wurde. Wer dem Rufe nicht folgte oder nicht die bestimmte Zahl stellte, unterlag schweren Strafen, wer sich aber heimlich vom Reichsheer entfernte, war, ohne Unterschied des Standes, dem Tode verfallen.

Indessen war damit den Absichten des Königs nicht entsprochen, der weittragende Pläne verfolgte, zu welchen ein so langsam entstehendes, größtentheils kriegsunkundiges und auch nicht leicht lenksames Heer nicht zu verwenden war. Von allem Anfang strebte er daher darnach, sich eine nur von ihm abhängige, stets bereite Waffenmacht zu schaffen, wie nur ein stehendes Heer sie bieten konnte. Seinem Ansehen und seiner Klugheit gelang es, auch das schwierigste Bedenken, die Kostenfrage, zu lösen.

Matthias Corvin verfolgte die Entwicklung des Heerwesens in anderen Ländern aufmerksam und wendete dem Fußvolk besondere Fürsorge zu, so daß sie auch

die Hauptwaffe im ungarischen Heere wurde. Die Reiterei theilte er in leichte und schwere, von welchen die erste so ziemlich dieselbe Aufgabe erhielt, die ihr noch heute zufällt. Um das Zusammenwirken der einzelnen Waffengattungen zu sichern, führte Matthias Corvin allgemein und periodisch wiederkehrende Waffenübungen ein — gewiß eine interessante Vorwegnahme einer erst nach Jahrhunderten wieder gepflegten Idee.

Soweit er das eigentliche königliche Heer im Lande selbst aufbrachte, bestand es aus ungefähr 30.000 Mann, unter welchen jedoch der Troß, Schanzgräber, Feuerwerker, Schmiede, Feldbäcker und die Bedienung der dazu gehörigen 9000 Kriegswagen nicht gerechnet waren.

Den Kern seines Heeres aber bildete die berühmte „schwarze Bande", auch „schwarze Legion" genannt, die zumeist aus Ausländern bestand. In der Mehrzahl waren es ursprünglich Böhmen, Ueberbleibsel der hussitischen Heere, die wir schon als „Zebraken" erwähnten. Mochten unter diesen und anderen Zuzüglern viele recht fragwürdige Individuen, allerhand Raubgesindel, Wegelagerer und verwilderte Söldner sein, so wußte sie Matthias Corvin doch durch reichliche und pünktliche Soldzahlung, Belohnung jedes Verdienstes, militärische Uebung und stramme Disciplin zum werthvollsten Theil seiner Armee zu machen. In allen seinen Kriegszügen, gegen die Türken, Kaiser Friedrich III. und den König Georg Podiebrad von Böhmen (Bild Seite 73), war die „schwarze Bande" der Kern seines Heeres, dem er seine schönsten Siege dankte.

Sie bestand zum größeren Theile aus Fußvolk, das gleichfalls in leichtes und schweres getheilt war und sehr viele Schützen zählte. Den Namen soll diese Truppe von der Farbe ihrer Rüstung erhalten haben, wahrscheinlicher indeß von den wettergebräunten dunklen Gesichtern. Uebrigens gab es gleichzeitig auch in Frankreich und Italien Truppen mit demselben Namen und gewiß auch ähnlicher Herkunft.

Auf eine hohe Stufe brachte Matthias Corvin auch die Belagerungskunst und die Geschütze, wovon die erfolgreichen Berennungen „Schabatz", „Wien" und „Krems", wovon wir noch hören werden, Zeugniß ablegten.

Die Unterhaltung dieser Heeresmacht verschlang sehr große Summen. Es wurde schon erwähnt, daß Matthias Corvin 1465 die böhmischen Freibeuterführer Nabuchodonosor Ankelreuter, Korbel und Karaszki gegen einen vierteljährigen Sold von viertausend Gulden — eine für jene Zeit horrende Summe — anwarb. Man schlug die Kosten der „schwarzen Legion" für drei Monate mit hunderttausend Gulden an; ein Panzerreiter kostete fünfzehn, ein Schütze zehn, ein Schildträger acht und ein gewöhnlicher Fußsoldat sechs Ducaten, das ganze Heer aber erforderte jährlich 1,600.000 Ducaten. Bis zu dieser Summe reichte weder das königliche Einkommen noch die von den Ständen zu erhoffende Subsidie und der König setzte daher auf dem Landtag von 1472 durch, daß die Geistlichkeit, die sonst von aller Besteuerung frei war, mindestens zu den Kriegslasten im Verhältnisse ihrer Besitzungen beitragen sollte.

In wahrhaft königlicher Weise belohnte Matthias Corvin erfolgreiche Kriegsdienste. So verlieh er z. B. Schloß und Herrschaft „Leva" im Waagthale dem tapferen Führer der „schwarzen Bande", Blasius Orban, dessen Tochter die Gattin eines berühmten ungarischen Kriegers, des riesigen Paul Kinisi, war. Von des letzteren riesigen Kraft erzählte man sich, daß er nach einem 1479 über die Türken erfochtenen Sieg am Brodfeld bei Karlsburg, als sich die Ungarn noch am Schlachtfeld

einem Zechgelage überließen, einen todten Türken mit den Zähnen aufgehoben und so getanzt habe. Durch eine der nicht seltenen Ironien der Geschichte war gerade Kinifzi auserfehen, der Truppe ein Ende zu machen, welche sein Schwiegervater so oft zum Siege geführt hatte, der er Ruhm und Reichthum verdankte.

Unter dem Nachfolger des Königs Matthias Corvin, der 1490 kinderlos starb, dem Jagellonen Wladislaw II. (geb. 1415, gest. 1516), verfiel nämlich die Manneszucht der „schwarzen Bande" hauptsächlich in Folge mangelhafter Soldzahlung so sehr, daß sie wieder in ihr altes Metier, Raub und Plünderung, zurückfiel. Paul Kinifzi, Graf von Temesvar, rückte 1492 gegen sie, brachte ihr eine Niederlage bei und löste sie auf. Ein kleiner Theil trat in das königliche Banderium, andere in die Dienste des übermächtigen Palatin und Kronprätendenten Stefan Zapolya oder des Siebenbürger Fürsten Bathory; jene aber, die beim altgewohnten Räuberhandwerk verblieben, wurden nach und nach aufgerieben, hingerichtet oder zur Strafarbeit in Bergwerken verwendet.

Unter der schwachen Regierung des Königs Wladislaw II. verfielen auch die übrigen Heereseinrichtungen wieder ganz, zumal der Unfug einriß, sich von der Banderialpflicht loszukaufen. Und trotz dieser Zuflüsse blieb die königliche Casse oft so leer, daß eben angeworbene Söldnerhaufen wegen Ausbleiben des Soldes noch auseinderliefen, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gekommen waren. Zwar wurden im Jahre 1500 auf dem Rakoser Felde die Corvin'schen Bestimmungen über die Heerfolge erneuert, aber Wladislaw II. war nicht der Mann, dem trotzigen Adel gegenüber, der sich auch größtentheils aller kriegerischen Neigungen entschlagen hatte, mit Strenge auf die Erfüllung dieser Bestimmungen zu dringen. Kam es doch so weit, daß König Wladislaw II. den Häuptling eines großen Zigeunerstammes, Thomas Bolgár, in seinen Sold nehmen mußte, da es im Heer und im Lande an Leuten fehlte, welche Kugeln und Pulver anzufertigen wußten.

Diese Verhältnisse konnten nicht besser werden, als 1516 Ludwig II. (geb. 1506, gest. 1526), noch im Kindesalter, den Thron bestieg, ohnmächtig gegenüber den ehrgeizigen Großen, von welchen manche ebensogut Ansprüche an die Krone zu haben glaubten wie einst Corvin.

Unter solchen Umständen zog sich eine furchtbare Wolke über Ungarn zusammen. Nach langen Vorbereitungen zog der kriegerische Sultan Soliman, einer der größten türkischen Herrscher, mit einem erlesenen Heer von 100.000 Mann und 300 Geschützen gegen Ungarn heran. Auch jetzt verstummte der Parteihader nicht und auf dem Landtage schoben der König und die Stände sich gegenseitig die Schuld an der Verwahrlosung des Heeres zu. Mit berechtigtem Aerger berichtete der päpstliche Legat: „Eine so nutzlose Comödie spielen der König und die Unterthanen mit gegenseitigen Verwahrungen". Der Papst aber klagte, „nun schlage die Stunde, in der das arme unglückliche Ungarn zu Grunde gehe!"

Damit ging es zwar bei einem Volke von so unverwüstlicher Lebenskraft nicht so leicht, aber eine furchtbare Katastrophe brach herein, welche den größten Theil des Landes für anderthalb Jahrhunderte unter die osmanische Macht beugte.

Nichts schien den raschen Siegeszug des Sultans mehr hemmen zu können, nachdem am 27. Juli 1526 auch Peterwardein gefallen war und das türkische Heer auf Essek zuzog. Nun begab sich König Ludwig II. selbst zur rasch zusammengerafften Armee, fand aber bei den Magnaten [illegible]s Opferfreudigkeit, daß er

entrüstet ausrief: „Ich sehe, daß jeder hinter meinem Rücken seinen eigenen zu sichern sucht! Ich werde persönlich dahin ziehen, wohin die Andern nicht gehen wollen!“

Von mehreren Seiten rieth man dem König zu Unterhandlungen mit dem Sultan und zum Anerbieten einer Tributzahlung, aber diese Einsichtigen wurden von einer Mehrheit, die von der Wiederkehr der Tage des Johann Hunyady träumte, überstimmt, da das Heer ja schon 20.000 Mann zähle. Das waren die Leute, die, wie ein Augenzeuge witzig schrieb: „fliegen wollten, ohne Flügel zu haben.“

Durch kleine Zuzüge war das ungarische Heer auf 28.000 Mann angewachsen, als es in der Mitte August bei Mohacs anlangte, wohin auch der Sultan nach



Johann Žižka. (Seite 118.)

der Zerstörung Esseks sich wandte. Am 29. August Nachmittags rückte das Ungarheer den Türken entgegen, nachdem noch der Tag vorher unter widerlichen Zänkereien der Großen über die Schlachtordnung verflossen war.

In kaum zwei Stunden war die Entscheidung gefallen, die eine furchtbare Niederlage des christlichen Heeres brachte. Zwei Dritttheile desselben lagen auf der Wahlstatt oder gingen in den Sümpfen zu Grunde, unter den letzteren auch der jugendliche König, dessen Pferd sich beim Uebersetzen eines Wassergrabens überschlug und ihn in den unergründlichen Morast schleuderte.

Bis an den Plattensee drangen die Türken vor, von welchen indessen einzelne Schwärme schon 1469 auf deutsches Gebiet in Steiermark eingefallen, wo sie als

„Renner und Brenner“ und „Sackmann“ (vom ungarischen Zsakmány, so viel wie Beute, oder auch von „Sacken“, gierig einfüllen) furchtbar hausten.

Von einem Aufstand in Asien wurde der Sultan genöthigt, 1526 vom weiteren Vordringen abzustehen, aber nur, um zwei Jahre später mit vermehrter Macht rückzukehren.

Doch dies fällt in eine Periode, wo Ungarn nicht mehr allein stand, sondern durch die Person des Herrschers schon mit den österreichischen Erblanden vereinigt war. Durch hundertfünfzig Jahre seufzte es unter dem türkischen Joch, bis deutsche Waffen es davon befreiten und die Kraft des Ungarlandes wieder frei wurde für jene gemeinsamen Aufgaben, welche die Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie zuweist.



## Altböhmisches Kriegswesen.

Viel kräftiger und länger andauernd prägte sich die nationale Eigenart im Kriegswesen der Czechen aus, als dies bei anderen Volksstämmen der Fall war. Zwar erlagen auch sie von Zeit zu Zeit den Einflüssen, welche der kriegerische und friedliche Verkehr mit anderen Völkern ausübte, aber stets blieb ein fühlbarer Rest der alten nationalen Kampfweise und Kriegführung zurück, und als in der furchtbaren Katastrophe des hussitischen Kampfes das ganze Volk in wilder kriegerischer Begeisterung aufflammte, griff man unter dem Impulse eines genialen Kriegers wieder ganz auf die alte nationale Kampfweise zurück. Denn wir werden Gelegenheit haben, nachzuweisen, daß die Kriegführung Žižka's keineswegs von ihm erfunden wurde, sondern in der Hauptsache nur ein Wiederaufleben alter kriegerischer Gewohnheiten war, die dann freilich jener gewaltige Mann mit angeborenem Feldherrntalente der Zeit und den wechselnden Verhältnissen anzupassen wußte.

Die bekannte älteste politische Verwaltung Böhmens beruhte auf einer Art von Gaueintheilung, die sich gewiß aus den verschiedenen Stämmen entwickelte, welche zuerst das Land unter sich theilten. An der Spitze dieser Gaue (Zupa), deren es 42 gab, stand ein Zupan, der vom Herzog ernannt und meist den früheren Stammeshäuptern entnommen wurde; aus ihnen entstand der hohe Adel, zu dem sich dann durch die schon anderwärts geschilderte Entwicklung des Lehenwesens bald ein Kriegs- oder Ritteradel gesellte. Je höher, namentlich unter dem kraftvollen Boleslaus I. (geb. 909, gest. 967), dem Mörder seines [illegible]rs, des heiligen Wenzel, die herzogliche Gewalt stieg, desto mehr verfiel die a[illegible]rfassung und die Macht der Zupane, und schon im elften Jahrhundert theilt[illegible]nische Adel in Edle (slechtic), die aus den alten Stammeshäuptlingen nac[illegible] Ritter (wladyka), die den niederen Adel ausmachten.

Wie anderwärts beruhte auch in Böhmen die Wehrpflicht auf dem Grundbesitze; jeder freie Grundbesitzer war verpflichtet, in das Feld zu ziehen und — vom Sammeltage an — vier Wochen auf eigene Kosten zu dienen. Ueber diese Zeit hinaus und außer den Landesgrenzen trug der Landesfürst die Kosten. Die Einberufung und Führung der einzelnen Contingente oblag dem Zupan, an die Spitze des gesammten Heeres trat in den älteren Zeiten immer der Landesfürst, später ein von diesem ernannter Feldherr.

In der Art des Aufgebotes und der Zusammensetzung finden wir also so ziemlich die allgemein übliche Form des Heerbannes. Auch die Sitte, den Heerbann durch Umhertragung eines Schwertes aufzurufen, haben wir schon anderwärts gefunden (S. 91). Aber einzelne Gebräuche dabei lassen uns bei den alten Böhmen eine viel vorgeschrittenere militärische Einsicht vermuthen. Der berühmte Chronist Cosmas (der älteste bekannte Geschichtsschreiber Böhmens, Domherr zu Prag, geb. 1045, gest. 1125), erzählt, daß Herzog Wratislaw I. (gest. 916) ein Schwert von bestimmter Länge herumsendete, mit dem Befehle: jedermann, dessen Körpermaß dem Schwerte entspreche, habe bei Todesstrafe Heerfolge zu leisten, kleinere Männer waren davon befreit. Darin liegt ein erst viel später in anderen Ländern zum Durchbruch gekommener militärischer Grundsatz: daß nämlich nur Individuen von entsprechender Körperbeschaffenheit mit Nutzen Kriegsdienste leisten können, woraus dann das „militärische Maß“ entstand. Der deutsche Heerbann wie die ungarische Kriegsordnung nahmen darauf keine Rücksicht, die Heerfolge mußte geleistet werden, wie auch die Körperbeschaffenheit sein mochte.

In solchen Bestimmungen drückt sich eine sehr früh entwickelte kriegerische Einsicht aus. Ein weiterer Beweis derselben ist gewiß die Thatsache, daß die drei ältesten förmlichen Kriegsordnungen, welche fast alle Theile der Kriegsführung umfassen und vielfach nachgeahmt wurden, von böhmischen Feldherren herrühren. Dieser frühen militärischen Entwicklung entsprach auch der kriegerische Geist der Nation; vom elften Jahrhundert an finden wir böhmische Hilfstruppen fast auf allen Schlachtfeldern, bis nach Unteritalien zogen sie auf den Heerfahrten der deutschen Kaiser mit. Ueberall rühmte man ihre Tapferkeit und ihr militärisches Geschick in Kampfweise und Befestigung, aber häufig wurde auch gerügt, daß sie in ungezügelter Beutelust zu früh die Früchte des Sieges einheimsen wollen und dadurch oft diesen selbst wieder gefährden. Eine glänzende Schilderung der Tapferkeit eines czechischen Helden, Jaroslaw von Sternberg (gest. 1277), findet sich in der Beschreibung einer Schlacht gegen die Mongolen (1241) bei Olmütz, welche der allerdings bezüglich ihrer Echtheit vielbestrittenen „Königinhofer Handschrift“ entnommen ist.

„Ueberall Geschrei und kläglich Stöhnen,
Und zur Flucht schon wenden sich die Christen,
Nach der Tataren wilde Haufen drängen;
Da fleugt Jaroslaw herzu, der wilde Adler,
Harter Stahl umhüllt die Brust des Starken,
Unterm Stahl wohnt Heldenkraft und Kühnheit,
Unterm Helm das scharfe Feldherrnauge,
Kriegszorn spricht aus den glüh'nden Blicken.
Wuthentbrannt, wie der gereizte Löwe,
Wenn er irgend frisches Blut erblicket,
Wenn er wund nachstürzt dem kühnen Jäger,

So ergrimmt stürzt jener in die Tatar'n,
Ihm wie Hagelwetter nach die Böhmen.
Furchtbar sprengt er auf den Sohn des Kublai
Und ein grausam wilder Kampf beginnet.
Mit den Speeren stoßen sie zusammen,
Die zerstoben mit Gerassel beide.
Jaroslaw mit seinem mächt'gen Rosse,
Ganz in Blut gebadet, faßt den Sohn des Kublai,
Spaltet ihn mit einem starken Hiebe,
Von der Schulter durch bis an die Hüfte,
Daß er leblos zu den Leichen sinket.
Und es tönt der Köcher und der Bogen,
D'rob erschrickt das wilde Heer der Tatar'n,
Wirft von sich die lachterlangen Spieße,
Jeder läuft, wer nur vermag zu laufen,
Lauft dahin, woher die Sonne aufgeht:
Frei von Tatar'ngrimm war die Hanna."

Neben Schwert und Speer, Bogen und Spieß finden wir bei der altböhmischen Bewaffnung noch große mit Thierhäuten überzogene Schilder, Kolben und Streitäxte, welch letztere mit besonderer Vorliebe gebraucht wurden. Eigenthümlich ist die Kampfweise beim Angriffe auf befestigte Plätze; man wird dadurch einerseits an Kriegsgebräuche der Römer, z. B. an die durch hochgehaltene Schilder gebildete „Schildkröte" (testudo) erinnert, andererseits ist dadurch der um zwei Jahrhunderte später liegenden Taktik der Hussiten das nicht zu verkennende Vorbild gegeben. Auch die Gliederung des altböhmischen Heeres scheint zweckmäßiger gewesen zu sein, denn wir hören schon von Reihen und Geschwadern zu einer Zeit, wo sonst noch in ziemlich regellosen Haufen gekämpft wurde. So heißt es z. B. in der schon vorhin angegebenen Quelle:

„Fort im Rückschritt, fort hinan den Hügel,
Stellen sich in breit'ren Reih'n am Berghang,
Engen unten sich zu scharfem Keile,
Decken links und rechts sich mit den Schilden,
Legen auf die Schultern scharfe Speere,
Hintermann dem Vormann, dem der Dritte."

Besonders interessant ist aber die nachfolgende Schilderung der Berennung einer Feste, die auf eine ganz eigenthümliche Belagerungsmethode schließen läßt, selbst wenn man manches allzu kühne Bild nur der poetischen Begeisterung zuschreiben will:

„Cestmir*) heißt die Burg von rückwärts stürmen,
Heißt von vorwärts sie den Wald berennen,
Siebe hochgewachs'ne Stämme,
Dichtgereiht am Felsen,
Beugen sie zum festen Walle,
Daß die Stämm' hinab, die Balken rollen
Ob der Krieger Häuptern.
Unter ihnen reihen sich die stärksten Männer,
Mann an Mann mit ihren breiten Hüften,
Aneinander dicht gedrängt.
Legen Balken quer sich auf die Schultern,
Festen sie der Länge nach mit Wieden (Weidenzweige),
Stemmen d'ran geschultert ihre Speere,

*) Ein etwas sagenhafter Held.

Und es springen Krieger auf die Balken,
Legen auf die Schultern sich die Speere,
Festen auf den Schultern sie mit Wieden,
Auf den zweiten springt der dritte
Und auf den der vierte Haufe,
Und ein fünfter bis zur Schlosses Zinne,
Wo die Schwerter flammten,
Wo die Geschosse zischten,
Von woher die Balken tosend rollten."

Unter den letzten Königen des nationalen Przemyslidenstammes, namentlich unter Ottokar II., dem großen Förderer deutschen Wesens, schien die alte, nationale Kampfweise ganz erlöschen und sich nach den westlichen Mustern gestalten zu wollen. Wie die bedeutenden Fürsten aller Länder in jener Periode, empfand er das Uebergewicht des trotzigen Hochadels bitter und suchte denselben durch eine geänderte Heeresgestaltung zu beschränken. Namentlich vom „königlichen Grund und Boden" nahm er seine Truppen, um nicht auf die widerwillig geleistete und oft sehr kostspielige Heerfolge der großen Barone angewiesen zu sein. Mit furchtbarer Schwere lastete sein „eiserner Arm" auf jenen, die sich ihm unbotmäßig erwiesen oder das Räuberhandwerk trieben, und in Böhmen, Mähren und Oesterreich sank eine ganze Reihe von Burgen vor seinen Kriegsschaaren in Trümmer.

Dagegen wußte er durch Freigebigkeit und Entfaltung höfischen Prunkes den niederen Adel an sich zu fesseln. Dadurch nahm das schon lange auch in Böhmen entwickelte Ritterthum ganz den deutschen Charakter an, was übrigens der wirklichen Kriegstüchtigkeit vielleicht nicht zum Vortheil dienen mochte. Am gastfreien Hofe Ottokar's II. wurden glänzende Turniere abgehalten, die sich in nichts von deutschen unterschieden; auch dort rennen die Ritter mit „scharfgespitzten Speeren" gegen einander, heben sich aus dem Sattel, kämpfen zu Fuß mit dem Schwert weiter, „Schlag auf Schlag auf schwarze Schilde" tauschend und schließlich reicht die Fürstin dem Sieger einen Eichenkranz.

Unter der kriegerischen Regierung des ersten Herrschers aus dem Hause Luxemburg verschwand der nationale Kriegsbrauch fast ganz, obwohl die Böhmen auf allen Schlachtfeldern Europas kämpften und ihr militärischer Ruf allgemein anerkannt wurde.

König Johann von Böhmen (geb. 1295, gest. 1346) ist eine der interessantesten Erscheinungen seiner unruhigen, mehr dem Zerstören als dem ruhigen Bauen zugeneigten Zeit, und nicht ohne Berechtigung nannte man ihn einen „königlichen Söldnerführer". Durch die Heirat mit der letzten Przemyslidin auf den böhmischen Thron gelangt, vermochte er doch nie seine Regentenpflichten zu erfassen oder zu erfüllen, soweit sie nicht in einer unsteten Ländergier und kriegerischer Neigung zum Ausdruck kamen. Wo Schwerter klirrten, da zog es ihn hin, ohne Rücksicht auf das wahre Interesse seines Landes.

So focht er mit seinen Böhmen bald für, bald gegen Ludwig den Baier, bald für, bald gegen die Habsburger; in den Niederlanden, an der Ost- und Nordsee und in Italien flatterte sein Banner, ohne daß sein Haus oder sein Land greifbare Früchte dieser unsteten abenteuernden Tapferkeit geerntet hätten. Fortwährend auf das Erobern bedacht, wußte er nichts zu erhalten; er fühlte sich in Böhmen, das er für seine Freibeuterpolitik aussog, nach seinem eigenen Geständniß nie heimisch, dachte einmal daran, es an Kaiser Ludwig gegen die Rheinpfalz zu vertauschen, dann

wollte er sich wieder ein Königreich in Oberitalien gründen, Tirol erwerben, Polen und Ungarn erobern. Trotz seiner blendenden ritterlichen Vorzüge empfand ihn Böhmen als „Landplage", und in den letzten Lebensjahren mußte er es ganz meiden und sich mit 5000 Mark jährlichen Einkünften begnügen. Als sein Sohn Karl die Reichsverweserschaft antrat, brach er in die bittere Anklage aus: „Als ich nach Böhmen kam, fand ich weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, noch sonst einen Bekannten, sogar die böhmische Sprache mußte ich erst lernen. Das Königreich aber traf ich in solchem Verfalle an, daß auch nicht ein königliches Schloß und nicht ein Gut der Krone unverpfändet geblieben war; selbst die Pragerburg lag in Trümmern und ich mußte in einem Bürgerhause meine Wohnung nehmen. Die Landes-Barone waren größtentheils arge Zwingherren geworden, welche keine Furcht vor dem König kannten, da sie dessen Macht und Gut unter sich getheilt hatten."

Das waren die Resultate der fünfundzwanzigjährigen Regierung eines Fürsten, dessen glänzende ritterliche Eigenschaften von seinen Zeitgenossen bewundert und — ausgenützt wurden. Stets in Geldverlegenheiten, war er rücksichtslos in der Weise, sich neue Einnahmsquellen zu erschließen und Böhmen erlag fast unter der Last der von Johann auferlegten Steuern. Für seine unfruchtbaren kriegerischen Abenteuer spannte er die Kräfte des Landes auf das äußerste an und stampfte immer neue Heere aus dem Boden. So zwang er 1328 die Prager binnen drei Tagen ein Heer von 10.000 Mann mit 740 Wagen aufzustellen, da indessen der beabsichtigte Feldzug gegen Oesterreich durch einen Friedensschluß unnöthig wurde, entließ er trotzdem das Heer nicht, sondern zog in einen Kreuzzug gegen die heidnischen Lithauer. Im Kriege gegen Polen zog er mit nur 700 Reitern und einigen Belagerungsmaschinen 1331 bis vor Glogau, während sich ein starkes böhmisches Heer von 2000 Fußgängern und 1500 Reitern erst sammelte.

Das Ende dieses merkwürdigen Mannes war seines Lebens würdig. Seit 1339 auf beiden Augen erblindet, sein eigentliches Land seit Jahren meidend, gab er seine abenteuerlichen Kriegszüge nicht auf. Eben erst aus einem resultatlosen Krieg mit Polen kommend, erhielt er die Nachricht vom Angriffe der Engländer auf König Filipp von Frankreich. Sofort eilte er mit seinen Schaaren von abenteuernden Rittern und kriegsgewohnten Söldnern dem letzteren zu Hilfe und erfocht auch anfänglich einige kleine Vortheile. Bei Crecy (26. August 1346) kam es zu der berühmten Schlacht, in welcher Eduard von Wales, der „schwarze Prinz" (so genannt von seinem dunklen Gesichte), nach blutigem Kampfe einen vollständigen Sieg erfocht. Schon war die französische Sache verloren und man mahnte den blinden König Johann, er möge das Schlachtfeld verlassen. Aber er weigerte sich, dies zu thun, ohne daß er einen Schwertstreich geführt habe. „Das wolle Gott nicht, daß ein König von Böhmen so aus der Schlacht fliehe!" rief er, ließ sein Pferd zwischen die Rosse zweier Ritter koppeln und bestand darauf, gegen den Feind geführt zu werden. Tapfer dreinhauend, sank er endlich mit Wunden bedeckt vom Pferd und verschied kurz darauf im Zelt des Königs von England — ein echter Ritter seiner Zeit, mit allen Vorzügen und Mängeln dieser rauhen, unruhigen Tage ausgestattet.

Obwohl sein Sohn Karl, der nachmalige deutsche Kaiser Karl IV. (geb. 1316, gest. 1378), an mehreren Heerzügen seines Vaters theilgenommen und wacker mitgestritten hatte, fehlte ihm doch die Kriegslust des Vaters vollständig. Wie dieser durch glänzende Kriegsthaten Böhmen einen kostspieligen, rasch erblassenden Ruhm zu

erwerben trachtete, so war Karl durch Bewahrung des Friedens, Hebung der geistigen und materiellen Kraft des Landes bemüht, demselben die nachhaltige Grundlage des Wohlstandes zu sichern. Karl's Verdienste um Böhmen sind noch heute im Volke nicht vergessen.

Wenn er aber auch durch eine vorsichtige versöhnliche Politik Kriegen vorzubeugen suchte, so wußte er doch die Wehrmacht des Landes zu schätzen und suchte sie auf einen Stand zu bringen, der ihre erfolgreiche Anwendung sicherte. Diesem Zwecke wendete er freigebig reiche Mittel zu, welche Sparsamkeit und weise Verwaltung ihm zur Verfügung stellten. Im Kloster Strahow bei Prag, in Laun, Pilsen, Policz, Pisek, Wodnian, Chrudim, auf der Prager Kleinseite, zu Czaslau, Brüx und Melnik legte er Magazine mit reichen Proviant- und Waffenvorräthen an — wieder Vorbilder der erst viel später allgemein eingeführten „Augmentations-Magazine". Zur Ausrüstung der von den königlichen Gütern zu stellenden Truppen wurden aufbewahrt in Königgrätz und Pilsen je 400, in Hohenmauth, Leitmeritz und Nimburg je 300, in Brüx 250, in Kaurzim 200, in Laun und Policz je 150 und so weiter in kleineren Orten entsprechend viel vollständige Rüstungen, bestehend aus Brustharnischen mit Schulter- und Armstücken, Blechhauben, Koller und Handschuhen.

Um die durch König Johann's willkürliche Aushebungen und den Widerstand der großen Barone ganz in Vergessenheit gekommene Grundlage der Wehrpflicht gesetzlich zu regeln, bestimmte das 1350 erschienene Gesetzbuch Karl IV., die „Majestas Carolina", Folgendes: „Bei einem feindlichen Einfalle werden die Fürsten, Herren, Ritter, Bürger und das ganze Volk, ‚so wie es vor Alters gewöhnlich war', zu den Waffen greifen und zur Vertheidigung des Vaterlandes Kriegsdienste thun, — vier Wochen auf eigene Kosten, bei längerer Dauer auf jene des Königs. Wenn das Reich oder der Landesherr in Krieg verwickelt sind, soll Niemand ohne besondere Erlaubniß des Königs aus dem Lande gehen, bei Verlust seiner Güter, kein Herr soll seinen Leuten zu solcher Zeit bei eigener Verantwortung erlauben, sich zu entfernen. Wer wider das Vaterland dient, soll seiner Güter entäußert und am Leben bestraft werden."

Im Stadtbuche von Alt-Prag befindet sich eine Verordnung vom Jahre 1370, welche die Stadt behufs des Aufgebotes in Viertel theilt, jedermann die persönliche Heerfolge zur Pflicht macht und jede Stellvertretung ausschließt. Weiter aber heißt es: „Dieselben aber sollen frei und ledig sein zweier ganzer Losungen." Daraus geht hervor, daß nur ein durch das Los bestimmter Theil der wehrfähigen Bevölkerung ausrückte, — wieder eine merkwürdige Vorwegnahme späterer Einrichtungen im Heere. „Die aber daheim bleiben, müssen die Dienste verrichten zu der Stadt Nothdurft. Aus denselben zwei Vierteln, die ausziehen, soll man kiesen zwei Hauptleute, — aus einem Viertel einen Schöppen (Rechtsberather), aus dem anderen einen gemeinen Mann, — und sie haben von der Stadt monatlich hundert Schock Groschen."

Wenzel IV. (geb. 1361, gest. 1419), mit dem ominösen Beinamen „der Faule", der dem Vater so unähnliche Sohn Karl's IV., war trotz aller sporadisch hervorbrechenden Gewaltsamkeit keine kriegerische Natur und vernachlässigte daher im Kriegswesen wie in allen Zweigen der Staatsverwaltung die wohlthätigen Einführungen seines Vorfahren, und da die Noth der Zeit dem Volk das Schwert in die Hand drückte, handhabte es dasselbe sofort wieder in der alten längst vergessenen Weise.

Das unter König Wenzel IV. stets reger auftretende Bestreben, die alt nationalen Sitten wieder zu erwecken, blieb natürlich in so stürmischen Zeiten a nicht ohne Einfluß auf das böhmische Kriegswesen. Man griff in Bewaffnung u Kampfweise auf die alten nationalen Einrichtungen zurück und entflammte dadu den Enthusiasmus der Masse in jener Weise, wie er sich zum Entsetzen von be Europa in den Hussitenkriegen zeigte, die im nächsten Abschnitte eine ihrer militärisc und politischen Wichtigkeit entsprechende Darstellung finden werden.

Unter König Wenzel IV. erschienen die ältesten böhmischen Kriegsartik in welchen — um einen modernen und jedermann geläufigen Ausdruck zu gebrauc — eine Art von „Dienst-Reglement und Feld-Instruction" steckte. Anläß eines Kriegszuges gegen die von dem unbotmäßigen böhmischen Großen Herrn Put von Risenberg besetzte Bergfeste Skal ließ König Wenzel 1413 von sein vertrauten Unterkämmerer Herrn Havel von Hodětin diese Kriegsartikel verfass im Angesichte der zu belagernden Burg dem königlichen Heere kundmachen und i Beobachtung unter schweren Strafen einschärfen.

Dieses Document ist nicht blos in Beziehung auf den Kriegsbrauch u die Kampfweise jener Zeiten hochinteressant, sondern wirft auch so pikante Str lichter auf die allgemeinen culturellen Verhältnisse, daß wir uns nicht versagen könn es in seinen Hauptbestimmungen mitzutheilen, wie es nach einer im Prager Ar befindlichen czechischen Handschrift lautet:

„Zum Ersten sollen Alle, die Hauptleute wie ihre Untergebenen, dem Gott dienste fleißig nachkommen und keinerlei Unziemlichkeiten begehen, damit Gott dadu nicht erzürnt werde."

„Alle unanständigen und schändlichen Spiele sollen eingestellt, besonders a das Würfel-, Karten- und Kegelspiel beim Heere nicht gestattet sein; denn hier entspringt viel Böses, als Vernachlässigung der Wachen und Nachtwachen, sowie and schädliche Dinge für die Kriegsleute und andere spielende Personen. Wer demungeac spielt, der soll vier Tage in Ketten vor dem Heer herumgeführt werden und d hiezu vom König bestimmten Beamten zehn Groschen unnachsichtlich zahlen müsse

„Alle Lügen und unverschämten Reden sollen aufhören; wer lügt und de überführt wird, der soll vier Tage in Ketten beim Heere gezeigt werden."

„Unzucht soll beim Heere nicht gestattet sein, weder im Heer selbst, noch der Nähe desselben; vielmehr sollen liederliche Weiber ohne Gnade hinweggejagt vom Kriegsrichter entfernt werden, und wenn er dies unterließe, so soll er als Ungehorsamer angesehen und bestraft werden. Wer sich der Unzucht schuldig ma dem soll unnachsichtlich ein Schilling von dem Zuchtmeister gegeben werden."

„Wer sich der Nothzucht schuldig macht und dessen überführt wird, soll Leben gestraft werden ohne Gnade."

„Kirchen und Klöster sollen nicht geplündert und angezündet werden, genommen es geschähe auf Befehl des vorgesetzten Hauptmannes. Und deshalb so heilige Gegenstände, als Ornate, Kelche, Glocken, Kirchengüter, besonders aber Leib Gottes, nie berührt und geraubt werden. Wer eine Kirche plündert, dem w die Hand abgehauen, wer aber den heiligen Leib Gottes aus seinem Behältniß nä und verunehrt, der soll unnachsichtlich verbrannt werden."

„Wenn Jemand einen Altar zerstört oder Bilder in Kirchen und Klös zertrümmert, oder die am Wege stehenden Säulen und frommen Bildwerke



Waffen der Hussiten. (Seite 123.)

stört und verdirbt, soll zu einer angemessenen kriegsrechtlichen Strafe verurtheilt werden."

„Wer im eigenen Lande oder dem eines Bundesfreundes Anderes und mehr als die ihm nothwendige Nahrung und das erforderliche Futter für die Pferde nimmt, soll wie ein Dieb angesehen und behandelt werden."

„Wer Zänkerei und Streit unter den Kriegsleuten beginnt oder befördert, soll angemessen bestraft werden."

„Wer seine Waffen gegen einen Heeresgenossen erhebt, dem wird ohne Gnade die Hand abgehauen."

„Wer um eines Streites willen beim Heer einen Anderen erschlägt, wird unnachsichtlich enthauptet."

„Alles Fußvolk soll bei seinen Abtheilungen, unter seinen Fahnen und Feldzeichen einherziehen, wo und wie es ihnen von den dazu bestimmten Hauptleuten befohlen werden wird. Wer sich ohne Auftrag dieser Vorgesetzten der Ordnung auf dem Marsche entzieht, wird angemessen zu strafen sein."

„Die Reiterei soll sich auch nirgendhin entfernen, sondern ordentlich bei ihren Abtheilungen einherziehen, so wie es die Hauptleute bestimmen. Wenn Jemand eigenwillig gegen dieses Gebot handelt und deshalb gefangen genommen wird, dessen wollen Wir uns nicht annehmen, oder ihm den erlittenen Schaden zahlen. Auch andere Edle und Unsere Getreuen sollen gegen ihre Diener so verfahren; nur wenn die Hauptleute Jemanden allein auszureiten befehlen, der soll schuldlos gelten." (Daher die Bezeichnung „Einspanier", d. h. einzelner Gespan, für berittene Wachen, Boten &c.)

„Diejenigen, welche voran als leichte (schwarze) Reiter ziehen sollen, haben dies in guter Ordnung zu thun, damit sie von ihren Abtheilungen nicht versprengt werden. Versprengt sich Einer, so soll ihm von den Pferdefängern das Pferd abgenommen und erst bei der Truppe wieder gegeben werden, wofür er ohne Nachsicht und Gnade zehn Groschen zahlen muß. Auch dem Fußvolk sollen die Handbüchsen abgenommen werden, wenn es sich von seinem Haufen entfernt, ohne Bewilligung der Hauptleute und sie sollen sie erst bei der Truppe gegen Zahlung von fünf Groschen wieder bekommen."

„Wenn irgend ein Haufe hinter den Wägen zu ziehen oder zu Fuß zu gehen hat, so sollen sich die Leute nicht zerstreuen, sondern so lange auf ihrem Platz bleiben bis sich das übrige Volk sämmtlich gelagert hat. Wer diesem Auftrage zuwider handelt soll so bestraft werden, wie es den Hauptleuten befohlen wird, denn durch solchen Ungehorsam könnte Schimpf und Schande verursacht werden, den wir gerne vermeiden wollen."

„So lange, als das voranziehende Kriegsvolk seine Wägen nicht geordnet hat soll das nachfolgende sich nicht fortbewegen. Wer sich mit seinen Wägen in Unordnung bringt und die gute Ordnung Anderer durch Andrang stört, der wird angemessen kriegsrechtlich bestraft werden."

„Wenn Jemand, ob Reiter oder Fußgänger, ohne Unsere Bewilligung auf Beute ausginge oder es da hindern wollte, wo Unsere Hauptleute bereits beuten der soll von dem Rathe der Edlen, die Wir bei Uns oder dazu bestimmt haben entfernt und ausgeschlossen werden."

„Keiner soll Brand legen, außer auf Befehl der Hauptleute. Besonders soll bei der Einnahme eines Schlosses ohne Befehl der [illegible]leute nicht angezündet werden. Wer dem zuwider handelt, wird ohne Gnade ver[illegible]

„Wenn vom Feinde im offenen Feld oder bei Erstürmung einer Feste Etwelche fangen genommen werden, so müssen sie Alle zu Unseren königlichen Händen an die uptleute abgeliefert werden."

„Wenn Jemand mit Wissen und Zulassung der Hauptleute einen Gefangenen cht, dem werden Wir die Anerkenntniß nicht verweigern."

„Wenn Jemand beim Scharmutziren (zerstreutes Gefecht, soll vom böhmischen ermir, ein Fechter, stammen) einen Feind tödtet, dem soll sein Feind gegeben werden, d wer das Pferd fängt, der soll ein Schock Groschen erhalten von demjenigen, lcher den Feind tödtete, gleichviel ob er das Pferd behalten will oder nicht."

„Wird Jemand betreten, daß er gemachte Gefangene entwischen läßt oder Beute zueignet, ohne Erlaubniß der betreffenden Hauptleute, der soll kriegsrechtlich traft werden."

„Zur Besetzung der Nachtwachen bei den Wägen soll von jedem Wagen je Mann gestellt werden, und wenn es erforderlich wäre, sollen ihrer, auch ohne ssen des Hauptmannes, noch mehr gestellt werden. Wer dieses zu thun unterließe, dem Hauptmann, welcher diese Wachen besorgt, einen Strafbetrag von zwei oschen bezahlen."

„Nach Anordnung soll Wein, Bier und andere Erfordernisse dem Heere zuge- rt und zugetragen werden, und Wir befehlen, daß denen, welche dies besorgen, er auf dem Wege noch beim Heere etwas ungebührlich abgenommen oder ein derniß gelegt werde. Wer ihnen etwas nimmt, oder sie an der Zufuhr hindert, d als Dieb bestraft werden."

„Den über die Reiterei und das Fußvolk zu bestellenden Hauptleuten, sowie en, welche zur Leitung der Wägen ernannt werden, soll von Jedermann Gehorsam leisten sein, und kein Untergebener darf sich ihnen widersetzen oder sich durch Worte Thaten an ihnen vergehen. Sollte Jemand den Gehorsam gegen seinen Vor- tzten wissentlich unterlassen, so haben die anderen Hauptleute kriegsrechtlich über zu urtheilen."

„Weiters wollen Wir, daß Niemand einem Kriegsschreiber hinderlich sei, r auf irgend eine Weise ihn belange, außer wenn er bei etwas Unwürdigem eten würde, wo sodann der Hauptmann einzuschreiten und zu urtheilen hätte."

„Wenn was immer für ein Kriegsschreiber von welchem Herrn oder Hauptmann r welcher Stadt immer eingesetzt worden ist, so soll er, wenn den Söldnern der Sold hlt wird, von jedem Schock einen Groschen beziehen, es mag nun die Auszahlung n im offenen Felde, in einer Festung und Stadt vor sich gehen, im Lager oder hrend Belagerungen; hiebei soll ihm Niemand, so lange der Krieg dauert, hinderlich , außer bei Zahlung von Strafen und Schadenersätzen, von denen er nichts zu dern berechtigt ist."

„Bei was immer für einer Beute soll der Hauptmann mit dem Kriegsschreiber Theilung vornehmen, und dieser als Antheil einen Groschen vom Schock erhalten."

„Wenn ein Söldner aus wichtigen Ursachen Urlaub nimmt und statt seiner en anderen tauglichen Mann stellt, so soll der Abgehende dem Schreiber einen roschen und der Eintretende einen halben Groschen als Schreibgebühr zahlen."

„Jeder Befehlshaber von Hundert und von Fünfzig, oder jeder Rottenmeister, e viel er immer Mannschaft unter sich haben mag, soll dieselbe bei der Soldzahlung m Schreiber vorführen und Jeden persönlich dem Schreiber zeigen, so auch bei

Bestimmung der Wachen. Wer dies dem Schreiber verweigert, soll von den Hauptleuten als Widerspenstiger bestraft werden."

„Der Kriegsschreiber hat die Waffen und Hand-Geschütze jeden Monat einmal zu untersuchen, damit sie in solchem Zustande befunden werden, wie beim Ausmarsch. Ein dieses Verweigernder soll als Widersetzlicher bestraft werden."

„Bei *Fouragirungen* oder andern wie immer gestalteten Begegnungen stärkerer oder schwächerer Heeresabtheilungen soll die stärkere der schwächeren nichts abnehmen, sondern sie ungehindert ziehen lassen. Wenn gegen diesen Befehl eine stärkere Abtheilung einer schwächeren etwas abnehmen oder sie an der Ausführung ihres Vorhabens hindern sollte, so werden die erstern als Diebe betrachtet werden."

„Wo sich bereits Mannschaft gelagert hat, soll Niemand sie mit Graben oder anderem Unfug necken, sonst müßte er deshalb gestraft werden."

„*Bienen* soll Niemand verderben oder verjagen, er würde nicht ungestraft bleiben."

„Wenn das lagernde Heer in der Nacht aufgerufen oder zusammengeblasen würde, so soll Jeder mit seinen Waffen auf den *Lärmplatz* zulaufen und nicht anderswohin. Sollten die Feinde irgendwo bei den Wägen eindringen wollen, so soll Jedermann sich dahin wenden."

„Zwischen den Wägen soll man nur mit äußerster Vorsicht das Feuer brauchen und brennen, damit Niemandem ein Schaden zugefügt werde."

„Wo immer, in Feindes- oder Freundeslande, die *Weiber* sich Bündel oder Kleider forttragen, so soll Niemand es anrühren oder diesen Weibern es wegnehmen oder sie durchsuchen. Wer dies nicht befolgt, wird wie jeder andere Dieb bestraft werden."

„Sollte unter den Herren, Rittern, Edlen und Freien oder Städten oder wem immer eine Feindschaft, ein Haß oder Uneinigkeit herrschen, welche entweder während des Feldzuges ausgebrochen wäre oder schon früher bestanden hätte, so soll sie gleichwohl aufhören und keiner derselben gedenken oder dieserhalb sich rächen, bis nach Zurückkehr aus dem Feldzuge, und wäre es beim Scharmutziren, Stürmen oder sonst nothwendig, so sollen sie vielmehr einander treulich beistehen und der gegenseitigen Gehässigkeit keineswegs eingedenk sein. Wer einer Uebertretung dieses Gebotes überführt wird, der wird nach dem Kriegsrechte bestraft werden."

„In Betreff der *Mühlen* befehlen Wir, daß keine verbrannt, zerstört und unbrauchbar gemacht, oder eisernes Mühlengeräth genommen, sondern vielmehr zum Gebrauch für unsere Mannschaft erhalten werden sollte. Wer dagegen handelt, dem wird unnachsichtlich die Hand abgehauen werden. So sollen auch an anderen Orten, wie in Höfen und Hütten, besonders in Freundesland, keine Schlösser, Ketten und anderes Eisengeräth, auch Radschienen oder Thornägel ausgeschlagen, zerstört und genommen werden, so auch nicht auf dem Felde von den Pflügen und anderen Wirthschaftsgeräthen."

„Wo man durch *Freundesland* zieht, sollen dergleichen unchristliche Ausschreitungen an armen Leuten nicht verübt, noch sie in ihrem Verkehr gehindert, die Hütten nicht ausgeplündert, das Rindvieh und die Pferde nicht weggeführt, die Weiber nicht beunruhigt werden. Wo die Truppen sich lagern, sollen die Höfe und Hütten nicht niedergerissen und zerworfen, sondern in All und Jedem sich unchristlicher Verfahren gegen die Menschen unterla[illegible]den."

„Entläuft Jemand ein Reitpferd im Feld oder sonstwo, so soll dann, der es fängt, ein Groschen bezahlt werden und von einem Wagenknecht ein halber Groschen."

„An Teichen, groß oder klein, an Fischhältern soll Niemand graben, auch darin ht fischen oder sie ablassen, außer die Hauptleute befehlen es."

„Getränke sollen beim Heere gereicht werden von durch die Hauptleute hiezu timmten Leuten und nur gegen bestimmte Preise. Nicht blos Getränke, sondern h Brot und andere Erfordernisse, als Pferdefutter, sollen im Preise so bestimmt n, daß Alle gewissenhaft betheilt werden mögen."

„Wenn Jemand gegen das, was hier anbefohlen wird, handeln, sich gegen die nen Leute vergehen, oder die bezeichneten Gegenstände entwenden, verbergen, den ündlern versetzen, schenken oder verkaufen sollte, so soll er, so gut wie jene, welche rgleichen Sachen vom Kriegsvolke an sich bringen, wie Diebe bestraft werden."

„Bei jedem Wagen sollen zwei Knechte sein und jeder Schild und Lanze ben, unter dem Wagen soll ein Brett und eine Kette hängen. Bei jedem Wagen ll ferner eine Hakenbüchse mit allem Zubehör, zwei Beile, zwei Schaufeln, zwei rte, zwei Radehauen und ein spanischer Reiter (große sechseckige Balken, durch lche mit spitzigem Eisen beschlagene Stäbe gesteckt werden, um der Reiterei den ngang zu einem Orte zu wehren), eine Lanze mit Haken und Fahne sich befinden."

„Vor jeder Wagenreihe sollen während des Zuges Arbeiter mit Aexten, Rechen, adehauen, Schaufeln und Beilen einhergehen, um, wo nöthig, die Wege zu repariren d sollen sich von da, bei Kettenstrafe von drei Tagen, nicht entfernen."

Diese höchst merkwürdigen Kriegsartikel sind wohl als der erste Versuch einer dification des Kriegsbrauches zu betrachten. Erst um die Mitte des fünfzehnten hrhunderts stellte man in einzelnen deutschen Staaten ähnliche Reglements auf, lche jedoch unverkennbar auf diesen böhmischen Kriegsartikeln fußen und en nachgebildet sind. Aus den detaillirten und alle Zweige der Heeresverwaltung fassenden Vorschriften muß man schließen, daß das böhmische Kriegswesen viel her vollkommen organisirt war und auf Principien fußte, welche theilweise noch heute allen modernen Armeen Geltung haben. Es wird darin Vorsorge für Marsch- dnung und Marschdisciplin, für unbedingte Subordination und ein stehendes Strafverfahren getroffen; die Vorschriften über Beutevertheilung, rproviantirung, Requisitionen, Schonung der Culturen u. s. w. lassen unschwer streben erkennen, die Lasten des Krieges zu mildern und dessen unvermeidliche Uebel ht bis zu Verwüstungen ausarten zu lassen.

Wenn einzelne Bestimmungen dieser Kriegsartikel in ihrer Anwendung unschwer der Kriegführung der Hussiten erkannt werden können, so werden wir leider sehen, ß gerade jene, welche den humanen Anschauungen unserer Zeit entsprechen, von den reitern jenes Volkes ganz mißachtet wurden, welches sich rühmen kann, denselben rst gesetzlichen Ausdruck gegeben zu haben.

Wir werden uns davon im nächsten Abschnitte überzeugen, der einer kurzen arstellung der Hussitenkriege gewidmet ist, die nicht allein für das böhmische, sondern r das ganze gleichzeitige Kriegswesen von höchstem Interesse sind.



## Die Hussitenkriege und ihr Held Johann Žižka von Troczuow.

Für unseren Zweck kann es sich nicht darum handeln, eine eingehende Schilderung der Ursachen und des Verlaufes jener gewaltigen Episode der böhmischen Geschichte zu geben, welche das dritte und vierte Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts zu einer Periode von Heldenthaten und furchtbaren Greueln machte. Es darf ja im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden, daß den Hussitenkriegen eine lange dauernde und tief eingreifende religiöse Bewegung vorausging, die auch andere Länder ergriff, in Böhmen aber durch den gelehrten Magister Johannes Huß (geb. 1373, gest. 1415) zum offenen Ausdruck kam. Der auf dem Concil zu Constanz (1415) verhängte Feuertod des Reformators war umsoweniger geeignet, diese Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, als sich nun ein schon von Huß selbst gepflegter reinnationaler Standpunkt bei den Czechen geltend machte, der in der Vertreibung der Deutschen aus Prag seine Befriedigung suchte. Zum Unglück saß in König Wenzel IV. ein Herrscher auf dem böhmischen Throne, der so schwieriger Zeit durchaus nicht gewachsen war; schwankend und unselbstständig, dabei aber doch gewaltthätig und starrsinnig, gab er jener nationalen Richtung oft nach und pflegte sie sogar, während er zu anderen Zeiten, erschrocken über die sichtbar zu Tage tretenden Anzeichen der allgemeinen Gährung, an deren Unterdrückung dachte.

Nur aus dem Zusammentreffen so tiefgehender religiöser und nationaler Motive, die auch eines communistischen Beigeschmackes nicht entbehrten, läßt sich eine Bewegung von so elementarer Heftigkeit erklären, wie sie unter den Hussiten zu Tage trat. Die mächtigste Förderung aber erhielt deren Sache dadurch, daß ein Mann an die Spitze trat, der alle Eigenschaften besaß, um ein erregtes Volk weiter und weiter auf der Bahn des Fanatismus zu führen.

Mit König Wenzel's Tod, der in Folge der Ermordung der Prager Rathsherren durch hussitische Schaaren unter Žižka's Führung (30. Juli 1419) eintrat, sagte sich das Hussitenthum von der königlichen Gewalt los, und wenn von einer landesherrlichen Macht in Böhmen gesprochen werden konnte, so lag sie weder in der Hand Sigismund's, des Bruders von König Wenzel, noch in der des gewählten Schattenkönigs Korybut, sondern es übte sie Johann Žižka von Troczuow (Bild Seite 105) aus.

Von der Abstammung und den frühesten Schicksalen dieses merkwürdigen Mannes ist wenig mehr bekannt, als daß er einer mäßig begüterten Grundbesitzer-Familie entstammte und seine Jünglings- und ersten Mannesjahre auf fremden Kriegszügen zubrachte. Sogar die Nachricht, daß seine Schwester von einem Mönch entehrt wurde und daher sein grimmiger Haß gegen alle katholischen Priester stamme, ist durch nichts nachgewiesen und wahrscheinlich nur die romantisch klingende Erklärung und Verbrämung späteren Thuns. Von ernster, fast düsterer Gemüthsart, im langen Kriegsdienst rauh und erbarmungslos geworden, warf er sich mit Eifer in die religiöse und nationale Strömung, beherrschte dieselbe bald durch sein Talent und mochte durch seine Erfolge bald selbst zu dem Glauben kommen, das Werkzeug Gottes zu einer grausamen Läuterung der Kirche und der menschlichen Gesellschaft zu sein.

Streng gegen sich selbst, von einer Frömmigkeit, die nicht gemacht war, sondern aus dem Herzen quoll und dem Fanatismus den Schein einer ehrlichen Ueberzeugung lieh, dabei von eminenter kriegerischer Begabung, mußte sich Žižka bald an die Spitze der ganzen Bewegung aufschwingen. Es war dies umso natürlicher, als sein eigener Zug und seine Feldherrntalente ihn auf die Benützung jener alten im Volke noch immer wach erhaltenen nationalen Kampfweise führten, durch welche er den Krieg in Wahrheit volksthümlich zu machen wußte. In dieser Weise ergänzte sich bei seiner Kriegführung Form und Inhalt, um die Massen zu begeistern und zu willigen Werkzeugen seiner lenkenden Hand zu machen.

Charakteristisch ist besonders die durch ihn erlassene **Kriegsordnung**, sowohl für die Auffassung, die er von der Sendung des Hussitismus hatte, wie für seine Art der Kriegführung.

Im Eingang wird betont, daß man das Schwert führe, um „dem Worte Gottes Freiheit zu verschaffen und die Priester dahin zu bringen, daß sie wie Christus und die Apostel lebten", weiters „um die durch Betrug und Simonie erworbenen Güter der Geistlichkeit zu vernichten und jeden, ohne Ansehung des Standes, Alters und Geschlechtes, zu strafen", der nicht nach dem „reinen Gebote des Herrn" lebt. Dann heißt es:

„Allerwärts herrsche Ordnung, denn Ordnungslosigkeit und Ausschweifung würde uns große Verluste und den Hohn der Feinde Gottes zuziehen. Wenn wir Brüder im Felde liegen, marschiren oder von einem Orte wegziehen wollen, so darf Niemand Glied oder Ordnung trennen, bei Leib und Leben. Sollte Einer ohne Befehl oder Wissen der Hauptleute und Aeltesten aus der Reihe treten oder zurückbleiben, oder sich irgendwo lagern oder vorausreiten in die nächste Stadt um des Quartiers willen, den wollen wir strafen an Leib und Gut, er sei, wer er auch sei."

„Ergeht der Befehl, das Lager abzubrechen, so muß sich das ganze Volk sammt den Gezelten auf einmal erheben und an einem Orte gesammelt sein."

„Feuer anlegen und brennen sollen nur die, welche dazu den Befehl erhalten, sonst Niemand, bei schwerer Ahndung, weder aus dem Lager noch auf dem Marsche."

„Vor dem Aufbruche des Heeres, vor der Kundmachung eines Befehles, vor der Schlacht, vor einem Ausfall soll das ganze Heer vor dem Leibe des Herrn und vor dem Angesichte Gottes auf die Knie fallen und ihn anrufen, daß er uns segne in unserem heiligen Krieg. Darauf stelle sich das Volk in Ordnung, jede Schaar unter seine Fahne, und wie die Losung verkündigt ist, wird sofort der Marsch angetreten."

„Die an diesem Tag den Vortrab ausmachen, sollen still fortziehen, jede Schaar geschlossen bleiben, sich nicht unter Andere mischen und ihnen hinderlich sein."

„Einzelne leichte Haufen müssen wachsam, vorn, hinten und zu beiden Seiten neben dem Heere herziehen, damit dieses von allem Kundschaft habe, seinen Weg ruhig fortsetzen und vor Unfällen beschützt sein möge."

„Sollte uns Gott so weit verlassen, daß wir durch Schuld der Vorposten oder der Hauptleute Schaden litten zu Felde oder in den Stadtquartieren, so sollen die Schuldigen an Hals und Haupt gestraft werden, seien sie auch Fürsten oder Herren."

„Schlagen wir aber mit der Hilfe Gottes den Feind, und erobern Städte, Schlösser oder Flecken, so soll alle Beute auf einen Haufen zusammengeführt und von den Hauptleuten und Aeltesten vertheilt werden, nach Billigkeit unter Alle gleich. Wer

das Geringste von der Beute verheimlicht oder für sich behält, stirbt eines schmählichen Todes als ein Dieb der Güter Gottes und seines auserwählten Volkes. Ihm soll werden, was dem Achan wegen des Kopfputzes der königlichen Tochter und wegen des entwendeten Mantels."

„Unter uns selbst sei Ruhe und Stille, kein Zank, kein Handel, kein Lärm. Wer einen andern verwundet, krumm schlägt oder tödtet, wird nach den Gesetzen Gottes gestraft."

„Wir wollen nimmermehr unter uns dulden Meineidige oder Ungehorsame, keine Lügner, Diebe, Räuber, Plünderer, Würfelspieler, Trunkenbolde oder Flucher, keine Hurer oder Ehebrecher, weder Männer noch Weiber, so solcher Sünde theilhaftig sind, sondern wollen sie verfolgen, ausstoßen, strafen bis in den Tod, nach dem göttlichen Gesetz und mit dem Beistande der heiligen Dreifaltigkeit und schwören wir insbesondere, alle bösen und lasterhaften Menschen zu verfolgen, zu peitschen, zu schlagen, zu köpfen, zu hängen, zu verbrennen, zu ersäufen und mit allen Strafen zu belegen, die Gottes Gesetz über die Sünde verhängt. Bringen wir dieses Werk des Heils in Erfüllung, so wird uns Gott mit seiner heiligen Gnade beistehen; aber das Erste ist im heiligen Krieg, daß man in der Liebe und Furcht des Herrn lebe und nur auf ihn vertraue. Der Herr ist groß und groß sein Lohn."

Besondere Vorschriften wurden erlassen über die Wahl der Lagerorte und Deckung derselben durch Verhaue und Wolfsgruben, über Anlage von Erdbefestigungen u. s. w., jedoch sind davon nur Bruchstücke bekannt, die Anlaß zur Annahme gaben, Žižka habe ein eigenes Buch über Befestigungskunst (de castramentatione) geschrieben. Gewiß war er in derselben erfahren und wußte den Werth fester Plätze zu schätzen. Auf seinen Befehl schufen sich die Hussiten am Tabor einen festen Platz, von dem sie später sogar den Namen entlehnten.

Žižka's Taktik und Schlachtordnung war in den Grundzügen eine einfache und dadurch ausgezeichnet, daß sie sich leicht an das Terrain und die jeweiligen Verhältnisse anpassen ließ. Und gerade in dieser Ausnützung günstiger oder der Beseitigung widriger Umstände war Žižka ein Meister, er war geradezu unerschöpflich an Auskunftsmitteln und Kriegslisten.

Der Grundcharakter aller seiner Schlachten besteht in einer geschickten Vermengung der Defensive und Offensive und das Mittel dazu schuf er sich in seinen beweglichen Wagenburgen. Zwar bediente man sich derselben schon früher, wie wir sahen, kein Feldherr aber wußte sie so meisterhaft zu verwenden und sie zum Mittelpunkt der ganzen Kriegführung zu machen. Durch die verschiedensten Anwendungen in der Aufstellung dieser Wagenburg, wußte er dieselbe bald zu einem undurchdringlichen Schutzwall für seine Schaaren, dann wieder zu einem Labyrinth zu machen, an dem sich die Schaaren der Angreifer zersplitterten und ermüdeten, um dann vom Angriff seiner begeisterten Schaaren um so leichter geworfen zu werden.

Der gelehrte Aeneas Sylvius Piccolomini (später Papst Pius II., geb. 1405, gest. 1465) hat uns eine höchst anschauliche Schilderung dieser Kampfweise hinterlassen: „Schritt man zur Schlacht, so ließ Žižka durch die Wagen, welche mit Bewaffneten gefüllt waren, zwei Flügel bilden, dazwischen das Fußvolk aufstellen und die Reiter schickte er außerhalb der Wagenburg auf die Flanken. Sobald das Zeichen zur Schlacht gegeben war, entfalteten die Wagenbefehlshaber nach gewissen vereinbarten Figuren oder Buchstaben ihre Bewegungen gegen den Feind, bildeten Gassen, die den Taboriten wohlbekannt, dem Gegner aber ein verderbliches labyrinthisches Gewinde

waren, in dem er sich wie in einem Netze fing, aus welchem er den Ausweg nicht mehr fand. Wenn solchergestalt die Feinde abgeschnitten, ihre Reihen durchbrochen und ihre Schaaren vereinzelt waren, so vollendete leicht ihre gänzliche Niederlage das Fußvolk mit dem Schwert oder mit Dreschflegeln oder die Schützen von den Wagen



Žižka auf seinem Wagen beim Angriff. (Seite 121.)

aus. Žižka's Heer war einem vielarmigen Ungeheuer zu vergleichen, das seine Beute schnell und unerwartet erhascht, erdrückt und die Stücke des Erwürgten verschlingt und vernichtet. Gelang es auch Einzelnen aus dem Wagenlabyrinthe zu entkommen, so fielen sie der Reiterei, welche außerhalb der Wagenburg aufgestellt war, in die Hände und fanden so den Tod. Wurde aber die Reiterei von einer zu überlegenen Anzahl

der Feinde bedroht, so öffnete die vorher geschlossene Wagenburg schleunigst neue Gassen, durch welche sie sich gleich Thoren in den Mauern einer Festung zurückziehen konnten."

Žižka scheint der schwer lenkbaren Wagenmasse durch klug ersonnene taktische Formationen eine Beweglichkeit gegeben zu haben, die gestattete, sie allen momentanen Erfordernissen anzupassen. Daher vermochte er auch, selbst als sich in den Heeren seiner Gegner das Feuergewehr einbürgerte, demselben Stand zu halten, und als unter seinen Nachfolgern Büchsen und Geschütze auch im hussitischen Heere geführt wurden, hielt man doch die alte Kampfweise bei.

Dem überlegenen Feind gegenüber suchte man stets eine Stellung auf, deren natürliche Lage die Verwendung der Wagenburg als Festung begünstigte. Je nach dem Terrain wurden die Wagen doppelreihig, im Viereck, rund, sichelförmig, in einem Hacken u. s. w. aufgestellt und mit Ausgängen versehen. Im Lager herrschte strenge Ordnung, Alles hatte seinen bestimmten Raum, in der Mitte oder auf einer Höhe war der Allarmplatz zum Sammeln. Oefters wurde das Lager nebst den Wagen durch Gräben und Erdaufwürfe gesichert, Verhaue von Dorngestrüpp angelegt und an den Ausgängen eine Art von spanischen Reitern angebracht. Die Wagen wurden im Lager mit Ketten aneinandergehängt, die Deichsel in den Vorderwagen geschoben und unterhalb ein Brett angehängt, um die Füße der hinterhalb Stehenden vor Verwundungen durch niederfliegende Geschoße und Pfeile zu sichern. Alle Wägen unterstanden stets einem vom Feldherrn bestimmten Hauptmann (Quartiermeister), welcher die Formation und Bewegung angab. Die Zahl der Wagen war sehr beträchtlich. Unter Žižka stieg sie schon über tausend und erreichte unter seinen Nachfolgern häufig das Vierfache. Auch in den gegnerischen Heeren bediente man sich derselben, doch nicht mit dem gleichen Erfolg. Nach der Niederlage des deutschen Heeres bei Taus sollen die Hussiten die gewiß sehr übertriebene Zahl von achttausend Wägen erbeutet haben.

Neben den Waffen, wie sie damals allgemein üblich waren, besaß man im Hussitenheere noch einige nur diesem eigenthümliche. Eine auch in früheren böhmischen Heeren vorkommende, aber erst von den Hussiten besonders bevorzugte Waffe war der Čep (Dreschflegel), der sich häufig durch stärkeren Eisenbeschlag oder eingesetzte Stacheln, anhängende schwere Eisenkugeln von dem nützlichen Geräth des Ackerbaues unterschied. Die Flegelträger (Čepnik) standen im Innern der Wagenburg, um eindringende Feinde zu vernichten, und man rühmte ihnen eine so große Gewandtheit in Handhabung ihrer furchtbaren Waffe nach, daß sie zwanzig bis dreißig Streiche in der Minute genau auf einen bestimmten Punkt zu führen vermochten. Ein anderer Theil des Fußvolkes führte eiserne Hacken an hölzernen Stielen, mit welchen die Reiter gefaßt und von den Rossen gerissen wurden.

Eine äußerst interessante Sammlung von Waffen aus der Hussitenzeit bewahrt das National-Museum in Prag, welche wir in genauer Abbildung bringen (S. 113). Die charakteristische Hauptwaffe der Hussiten, den Dreschflegel, zeigen die Nummern 12, 13, 14 und 15, welche erweisen, wie derselbe immer mehr vervollkommnet und zu einer gefürchteten Mordwaffe erhoben wurde. Deren größte Ausbildung zeigt die Nummer 12. Nicht minder erfolgreich und furchtbar war der unter Nr. 10 gezeichnete sogenannte Morgenstern, eine stattliche Keule, welche auch eine Hauptwaffe der die österreichische Herrschaft abschüttelnden Schweizerbürger war. Eine echt ritterliche Waffe zeigt uns Nr. 8, den scharfkantigen Streitkolben, welcher im Mittelalter

vorzüglich bei Rittern und Feudalherren beliebt war, wenn Schwert oder Speer ihre Dienste versagt hatten. Nr. 9 zeigt einen anderen Streitkolben, dessen Form seltener ist, als der ritterliche, scharfkantige, und Nr. 17 zeigt eine Haue oder Hackmesser, ähnlich wie es später die Strelitzen in Rußland führten. Nummer 1 und 2 zeigen Geschütze in sehr primitiver Form, aus welchen mit Steinkugeln geschossen wurde. Die Hussiten müssen auch bereits Spitzkugeln gehabt haben, denn bereits im Jahre 1429 führte ein auf dem Altstädter Ring zu Prag stehendes Haus (C.-Nr. 931) die Bezeichnung Spickugl. Aus der gefürchteten Armbrust (Nr. 3) schoß man theils mit dem Pfeil (Nr. 7), theils mit dem Bolz (Nr. 6). Der Helm (Nr. 21) ist sehr mittelalterlich und scheint, seiner Form nach, bis in die Zeiten der Kreuzzüge zurückzugreifen, während die Sturmhaube (Nr. 22) schon diejenige Form trägt, welche noch im dreißigjährigen Kriege üblich war. Die angedeuteten Sporen-, Pfeil- und Speerspitzen (Nr. 4, 4a, 5, 18, 19) waren die derzeit üblichen, während der Speer (Nr. 11) nur ein mit einem spitzen Eisen beschlagener Stock ist, wie ihn auch im vierzehnten Jahrhundert die schweizer Bauern zur Bekämpfung ihrer Zwingherren schnell herrichteten und zur Hand nahmen. Eine vielbesprochene ebenso furchtbare als unästhetische Waffe der Hussiten war die Baliste oder „Bilde", mit welcher sie Koth, Unrath, verwesende Thiere und dergleichen in die belagerten Städte und Burgen warfen, um die Insassen durch den Gestank zur Uebergabe zu zwingen, ganz ähnlich, wie in jüngsten Tagen chinesische Seeräuber die sogenannten „Stinktöpfe" bei Angriffen auf Schiffe gebrauchen, die ihnen als gute Beute erscheinen. Die Baliste wurde bereits (Seite 48) abgebildet.

Wie schon erwähnt, fand das Feuergewehr auch in das Hussitenlager Eingang, noch mehr Gewicht — und gewiß mit Recht — legte man aber von gegnerischer Seite darauf, da nur in der energischen Anwendung dieser neuen Waffe ein Gegengewicht gegen die Kampfweise der böhmischen Heere zu finden war. In der wegen drohender Hussitengefahr aufgestellten Defensionsordnung von Görlitz (1432) wurde jeder Bürger verhalten, zwei bis drei Feuergewehre und zu jedem 170 Kugeln zu besitzen.

Die Geistesgegenwart und der Feldherrnblick Žižka's verleugneten sich auch unter den schwierigsten Umständen nicht. Er wußte jede ihm drohende Gefahr in einen Sieg zu verwandeln.

Als das Heer der Prager (welche zwar nicht die königliche, aber die Sache der Mäßigung verfochten) ihn 1424 hart bedrängte, und endlich bei Malleschau zum Stehen brachte, verschanzte sich Žižka in gewohnter Weise hinter den Wägen. In der Nacht ließ er einen Theil derselben auf einen Hügel auffahren und mit schweren Steinen beladen. Am Morgen rückten die Prager siegesgewiß in geschlossener Masse vor, da wich die hussitische Reiterei zur Seite und von der Höhe rollten mit furchtbarer Wucht die schweren Wagen den Anrückenden entgegen, zerschmetternd was sich ihnen in den Weg stellte und große Lücken in die Schlachtordnung der Prager reißend. Nun stürzte sich Žižka mit seinem Fußvolk auf den verwirrten Feind und errang einen glänzenden Sieg.

Kaum hatte er 1422 eine Belagerung des erst von ihm tüchtig befestigten Pilsen ausgehalten, als ihn auf dem Zuge nach Tabor ein königlicher Heerhaufe unter dem Großprior der Johanniter, Heinrich von Neuhaus und dem Edlen Peter von Sternberg angriff. Der Uebermacht gegenüber mußte er seine Leute hinter

die Wagenburg zurückziehen, die er nur an einer Seite durch einen Teich schützen konnte. Dreimal waren die Königlichen schon in die Wagenburg gedrungen, aber jedesmal mußten sie weichen, im wüthenden Kampfe waren der Großprior und Žižka's vertrauter Freund Brzenko von Swichow gefallen. Erst die Dunkelheit endete den Kampf; Žižka aber wußte in der Nacht unbemerkt eine Schaar seiner Leute in den Rücken der Feinde zu bringen, die im Walde ein furchtbares Getöse machen und den hussitischen Schlachtruf anstimmen mußten. Panischer Schrecken ergriff die Königlichen, welche sich umzingelt glaubten, sie zogen rasch ab und als der Morgen anbrach, war für Žižka der Weg ohne Kampf frei.

Gar absonderlich war ein bald darauf angewendetes Mittel, um sich überlegene Reiterei vom Halse zu schaffen; durch einen Pfeilregen hielt Žižka dieselbe so lange zurück, bis er ein coupirtes hügeliges Terrain erreicht hatte. Aber auch dahin drangen die Reiter nach und Žižka befahl nun den hussitischen Weibern, ihre Tücher und Schleier um die Stämme zu wickeln und den Reitern in den Weg zu werfen. Wirklich verwickelten sich die vordersten, einzelne stürzten und es entstand eine Verwirrung, welche ihm gestattete, ungefährdet zu entkommen.

In der Raschheit der Bewegungen that es Žižka den berühmtesten Feldherren der Neuzeit gleich und er wußte sie ebenso gut beim Angriff, der plötzlich wie ein Wetterstrahl erfolgte, zu verwenden, als wenn es galt, sich einer Umzinglung zu entziehen. Im Dezember 1421 schloß König Sigmund mit einem sehr starken Heer die Taboriten auf einer Höhe bei Kuttenberg ein. Žižka benützte die dunkle Winternacht, um auf einer Seite die Vorposten abzufangen und zog dann so geräuschlos und rasch von dannen, daß man erst am Morgen im feindlichen Lager das Verschwinden bemerkte und nicht mehr daran denken konnte, die Hussiten einzuholen.

Seit jener großen Schlacht am Witkowoberg bei Prag (seitdem Žižkaberg geheißen) am 14. Juli 1420, wo Žižka dem achtfach überlegenen Heer eine furchtbare Niederlage beibrachte, eilte er von Sieg zu Sieg und machte den hussitischen Namen zu einem Schlachtruf, vor dessen Entsetzen Niemand Stand hielt. Man konnte es nicht begreifen, man wüthete darüber, daß die gepanzerten, trefflich bewaffneten Truppen des Königs und seiner deutschen Verbündeten von Bürgern und Bauern, die meist nur Spieße und Dreschflegeln führten, besiegt werden konnten. Von der Macht, welche Žižka's kraftvolle Persönlichkeit ausübte, von der Begeisterung, welche er durch die nationale und religiöse Idee in seinen Streitern zu erwecken wußte, hatte man im Heere des schwachen Sigismund keine Ahnung.

Wie aus dem beigegebenen Bilde (Seite 121) deutlich erkennbar, fochten in der vorerwähnten Schlacht am Žižkaberge die Hussitenschaaren zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß; die Reiter vorauf, dann die Wagen und zwischen und hinterdrein das Fußvolk, so stürmten sie mit gewaltigem Anprall auf den Feind ein und warfen ihn, der dieser Kampfart gänzlich ungewohnt war, gewöhnlich in wilde Flucht.

Vorn auf dem Wagen, den wir erblicken, steht der einäugige Feldherr Žižka selber, ein Bannerträger neben ihm schwingt das den Abendmahlskelch als Heereszeichen tragende Banner. Hinter Žižka sitzt ein Priester, der den Streitenden den Abendmahlskelch zeigt, um sie dadurch noch mehr anzufeuern, für ihre Lehre zu siegen oder zu sterben. Selbst Frauen mengten sich unter die Schaaren der Kämpfenden, die der große Feldherr so siegreich zu führen wußte.

Die Deichsel des Wagens ist mit einer scharfen lanzenartigen, weit hervorragenden Spitze versehen, zu beiden Seiten sind scharfe Sensen angebracht, so daß die Feinde von dem daherstürmenden Gefährt förmlich niedergemäht werden. In den Händen der Kämpfenden sehen wir die von Žižka eingeführten Waffen: mit Eisenzacken beschlagene Dreschflegel, eigenthümliche Panzerschilde, durch Ketten an kurze Stäbe befestigte, mit Zacken besetzte eiserne Kugeln und feste, schwere Handbeile.

Solche Erfolge konnten zu jener Zeit nicht erzielt werden, ohne den Fanatismus zu entfachen, der übrigens auch in Žižka's Feuerseele lag. Und er kehrte denselben nicht nur gegen seine offenen Gegner, die katholische oder königliche Partei, sondern auch gegen Jene, welche die Aufgabe der Hussiten nicht in der durch Vernichtung des Bestehenden angebahnten Besserung und Reinigung der religiösen und politischen Zustände, in der Herstellung des angeblich reinen Gottesglaubens, einer neuen Vertheilung der Güter u. s. w. sahen. Nicht minder aber verfolgte er auch die zahlreich auftauchenden Sectirer, die in mancher Beziehung noch weiter gingen, als die Hussiten, und dem Christenthum der Entsagung, wie Huß es gelehrt hatte, ganz wunderliche Bräuche anfügten. Wo seine religiöse Ueberzeugung in das Spiel kam, war Žižka unerbittlich und furchtbar grausam, vielleicht nicht aus Blutgier, sondern in der Ueberzeugung, ein Werkzeug Gottes zur Bestrafung derer zu sein, die ihn beleidigen. Die religiöse Seite erklang in Žižka am stärksten, und in deren Namen führte er den Krieg gegen alle Andersdenkenden.

Einer Anzahl von Katholiken und Priestern, die um ihr Leben flehten, antwortete Žižka mit gräßlicher Ruhe: „Nicht nach unserem, nach des Heilands Willens müßt ihr sterben. Wir müssen sein Gesetz als gehorsame Knechte durch euer Blut erfüllen."

Am längsten unter allen Städten Böhmens leistete Jaromirz den hussitischen Waffen Widerstand. Nachdem es endlich erstürmt war, sollte eine furchtbare Rache geübt, ein warnendes Beispiel gegeben werden. Žižka ließ alle Einwohner ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes wie eine Heerde zur Elbe treiben und dort ertränken, 23 Priester aber wurden verbrannt. Der gewöhnliche Scheiterhaufen war noch eine verhältnißmäßig gelinde Todesart, häufig wurden Menschen am langsamen Feuer geröstet oder in mit Pech angestrichene Fässer gesteckt, die dann angezündet wurden.

Als das Zerwürfniß mit der gemäßigten Partei in Prag offenkundig wurde, stieß Žižka ergrimmt seine eiserne Keule gegen die Erde und rief: „Ich will Euch nun zeigen, daß ich mein Vaterland erhalten, aber auch verderben kann."

Gegen die Adamiten in Mähren, welche die Gütergemeinschaft sogar auf die Frauen ausdehnten, und andere sich vom Hussitismus abzweigende Secten ging Žižka mit der gleichen kalten und zugleich fanatischen Strenge vor. Er führte eigene Kriegszüge gegen sie, ließ sie einschließen, und was dann im Gemetzel den Waffen nicht erlag, wurde verbrannt oder ertränkt.

Hier ist nun eines höchst interessanten und seltsamen Umstandes zu gedenken. Die Greuel der Verwüstung drangen sogar bis zu den Ohren der Heldenjungfrau Johanna d'Arc, des sogenannten „Mädchens von Orleans", und veranlaßten sie folgenden noch heute im k. k. österreichischen Hausarchive zu Wien befindlichen Fehdebrief an die Hussiten zu schreiben, der übrigens schwerlich an dieselben gelangte. Der Inhalt ist folgender:

„Jesus Maria! — Schon lange hat das Gerücht und der allgemeine Ruf zu meinen, des Mädchens Johanna Ohren gebracht, daß Ihr aus Christen Ketzer

[illegible] sind, die wahre Religion und den Gottesdienst [illegible] und ruchlosen Aberglauben angenommen, [illegible] zu verbreiten Ihr Euch jede Grausamkeit, jede [illegible] zu Denkmälern des heiligen Glaubens auf- [illegible] zertrennt Ihr, die Christen mordet Ihr, weil sie die [illegible] Ketzerei ist dieses! Welch eine sinnliche Wuth treibt [illegible] der allmächtige Gott, den der Sohn und der heilige Geist [illegible] durch tausend Wunder bekräftigt, zu verfolgen, zu unter- [illegible] Ihr seid blind und nicht Jene, die des Gesichtes und Augen- [illegible] Ihr Euch etwa, ohne Strafe auszugehen? Wisset Ihr nicht, [illegible] vorwärts schreiten, Euch in Finsterniß und Irrthum [illegible] bis Eure Schwärmerei und Gottlosigkeit Euch immer [illegible] Lasters geführt haben, Euch um desto härter zu bestrafen? [illegible] dem Wahren zu reden, würde Euch schon längst heimgesucht [illegible] die englischen Kriege beschäftigten; doch wenn ich nicht von [illegible] werde ich vielleicht von den Engländern ablassen und gegen [illegible] es nicht anders ist, mit dem Schwerte diesen schändlichen [illegible] und Euch entweder die Ketzerei oder das Leben zu nehmen. [illegible] zum katholischen Glauben und Eurem vorigen Lichte zurückkehren, [illegible] Gesandten zu mir; ihnen werde ich sagen, was Ihr zu thun habt; [illegible] widerspenstig bleiben solltet, so gedenkt des Schadens, den [illegible] Laster, die Ihr begangen habt und erwartet mich mit der stärksten [illegible] und göttlichen Macht, um Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten! [illegible] den 3. März. Das Mädchen Johanna."

Daß dieser Fehdebrief thatsächlich von der tapferen Johanna d'Arc an die Hussiten gerichtet wurde, bezeugt deren Zeitgenosse, der berühmte Professor an der Wiener Universität Johann Nider (gest. 1438). Wahrscheinlich wurde er unterwegs von herzoglich-österreichischen Dienstmannen aufgefangen und dem Landesfürsten überbracht. Keinesfalls hätte der betreffende Bote sich von Seite der Hussiten einer freundlichen Aufnahme erfreut und es wäre vom gereizten Grimme der Bedrohten wohl alsbald die Botschaft sammt dem Träger derselben vernichtet worden.

Žižka war nur mittelgroß, aber überaus stark und kräftig gebaut, mit Brust und Schultern von seltener Breite. Das eine Auge hatte er wohl schon in seiner Jugend verloren und trug auch das andere gewöhnlich halbgeschlossen, wenn er es aber aufschlug, soll dessen Ausdruck ein furchtbarer gewesen sein, „eine Hölle leuchtete daraus", sagt ein Chronist. Die Gesichtsfarbe war dunkel, Bart und Haar schwarz und dicht. In Lebensgewohnheiten wie in der Kleidung bewahrte er die größte Einfachheit, fast ärmlich war die letztere zu nennen, aber stets der altslavischen Sitte entsprechend. An Waffen trug er ein kurzes Schwert, mit Vorliebe aber eine schwere mit Eisen beschlagene Keule. Nur sehr selten ritt er, in den Kampf ging er immer zu Fuß, später, hauptsächlich nach seiner völligen Erblindung, fuhr er auf einem Rüstwagen. Denn bei Belagerung der Burg Rabý (1421) verlor Žižka durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge.

Žižka hatte das hunderttausend M[illegible] ge[illegible] ihn aufgebotene Kreuzheer, welches 1420 in Böhmen eingerückt war, [illegible] nnten Berge geschlagen und aus dem Lande gejagt, und da Kaiser [illegible] liche Wort gesprochen

hatte oder doch gesprochen haben sollte: „Gerne gäbe ich mein Ungarn darum, wenn in Böhmen kein Böhme mehr lebte" — ein Wort, das auf den Flügen der Verwünschung über den Sprecher desselben von Mund zu Mund durch ganz Böhmen flog — so gewann der finstere Rächer der Anhänger mehr und mehr. Beinahe ein halbes hundert Klöster wurde vernichtet, ihre Schätze geraubt, Mönche und Nonnen ermordet und verbrannt, sammt den heiligen Stätten. Aus den Steinen der zerstörten Stadt Außin wurde die Bergveste Tabor erbaut.

Auf dem ebenfalls von einer sichern Feste gekrönten Berge Rabý, den die Sage mit mannigfachen Kränzen schmückt, hatten viele Flüchtlinge, geistliche wie weltliche Personen, sich und ihre Schätze geborgen und hofften dort auf Sicherheit. Eitle Hoffnung! Žižka erschien mit seinem Taboritenheere, der Schrecken wandelte vor ihm her, Feuer- und Wolkensäulen von brennenden Dörfern bezeichneten gleichzeitig seinen Weg und Rabý ergab sich ohne Sturm. Die Burgherren, zwei Brüder, Johann und Wilhelm Schaichowsky von Riesenberg, wurden, obschon sie die Feste freiwillig übergeben, gefangen fortgeführt, die Besatzung ermordet und sieben Priester wurden vor dem Schlosse lebendig verbrannt. Später entkam Wilhelm Schaichowsky, kehrte nach seinem von den Taboriten verlassenen Schlosse zurück, befestigte und berannte dasselbe auf's Neue und da Žižka abermals heranrückte, beschloß jetzt die Besatzung, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen; daher Verwerfung der Uebergabe-Aufforderung, darauf ein heftiger Sturm und Zurückwerfung der stürmenden Taboriten.

Erzürnt über dieses Zurückschlagen umritt Žižka die Burg, um eine Stelle zu abermaligem Angriff zu ersehen. Ein Ritter der Besatzung von Rabý, Przibik von Kocow (Kocowsky), sah den feindlichen Heerführer, legte einen gewichtigen Pfeil mit eisernem Bolzen auf seine Armbrust, zielte nach dem Haupte des Hussitenführers, drückte ab und — der Pfeil flog hart über das einzige noch taugliche Auge Žižka's.

Unter Žižka's Streitern war ein Mann, Namens Haijis, welcher den verhängnißvollen Pfeil, der des Feldherrn Stirn verwundet hatte, an sich nahm und dessen Spitze zu sich steckte. Žižka hob die Belagerung von Rabý auf und ließ in Prag die empfangene Wunde heilen, das zweite Auge aber war unwiederbringlich dahin, und der gefürchtete Hussitenführer war nun stockblind. Burg Rabý aber war gerettet.

Der Burgherr ließ zum Andenken dieses wichtigen Ereignisses ein großes Wandgemälde nächst dem Schloßthor ausführen. Darauf erblickte man zur Linken Žižka mit seiner Eisenkeule hoch zu Roß und in voller Rüstung, von Wappnern umgeben, doch mit aufgeschlagenem Helmsturz; gegenüber stand Ritter Przibik vom Thurme den Pfeil entsendend. Unter diesem von der verheerenden Macht der Zeit längst hinweggetilgten Bilde standen in böhmischer Sprache folgende Worte: Przibik: Bist du es, Bruder Žižka? Žižka: Ich bin es! Przibik: Bedecke deine Blöße! Darunter standen dann noch einige lateinische Verse.

Schloß Rabý fiel in Trümmer, die Kämpfer der Vorzeit bedeckten längst eingesunkene Grabeshügel, jene Pfeilspitze aber blieb erhalten und erbte im Geschlechte desjenigen Haijis, welcher sie aufbewahrte, vom Vater auf den Sohn durch vier Jahrhunderte und gelangte endlich auf eine eigenthümliche Weise in den Besitz des Henneberg'schen alterthumsforschenden Vereins zu Meiningen, der sie noch heute aufbewahrt. Dieser Verein nämlich zählte auch im österreichischen Kaiserstaate eine Anzahl namhafter Männer der Wissenschaft unter seine Mitglieder und stand mit den öster-

reichischen Geschichts- und alterthumsforschenden Vereinen zu Linz, Laibach, Innsbruck und Graz in wissenschaftlicher Verbindung und Schriftenaustausch. Nun wollte es der Zufall, daß ein zu Prag wohnendes Mitglied dieses Vereines auf einer Geschäftsreise nach dem Orte Budeschitz kam, daselbst erfuhr, daß in der Familie eines dortigen Einwohners jene Pfeilspitze seit langen Jahren aufbewahrt werde und dieselbe als freundliches Andenken erlangte, worauf er sie dem Henneberg'schen Verein übereignete, von der Ueberzeugung geleitet, daß werthvolle Fundstücke besser in größeren Sammlungen erhalten werden als in Privathänden. Bei der Uebergabe der Pfeilspitze wurde zur Beglaubigung, soweit dieselbe möglich war, ein Document aufgenommen, welches der Ortsvorstand, Herr Thomas Mček, bestätigte. (Siehe unten das Bild.)

Aber auch völlig erblindet, blieb Žižka der Schrecken seiner Feinde, der geniale Feldherr von nie zu erschütternder Geistesgegenwart, und im selben Jahre noch zwang er das gegen ihn gesendete Reichsheer zum eiligen Rückzug. Wenn eine Schlacht bevorstand, ließ er sich die Gegend und die Stellung des Feindes genau beschreiben; dann versammelte er seine Hauptleute, entwickelte den Schlachtplan und wies jedem seine Aufgabe so genau zu, wie es kaum ein Sehender vermocht hätte. Man wird dabei unwillkürlich an jene Meister des Schachspiels erinnert, welche mehrere Partien zugleich spielen, ohne auf die Bretter zu blicken und doch die einzelnen Spiele zu verfolgen



Die Pfeilspitze für Žižka.

wissen. So leitete der blinde Žižka die Schlacht in einem Terrain, das er oft nur aus der Beschreibung kannte, er wußte den Zwischenfällen des Gefechtes zuvorzukommen und zu begegnen und errang Sieg auf Sieg, während ewiges Dunkel ihn umhüllte. Kein Wunder, daß man eine so merkwürdige Feldherrn-Begabung auf Seite der Hussiten durch den Beistand Gottes, durch eine göttliche Inspiration erklärte, während die Gegner einen Bund mit dem Satan voraussetzten.

Im Herbst 1424 brachte er dem königlichen Heer bei Elbekosteletz eine schwere Niederlage bei und schritt dann zur Belagerung der Feste Pribislau. Während derselben erkrankte er am Lagerfieber oder einer anderen contagiösen Krankheit und starb am 12. October — eine der merkwürdigsten und imponirendsten Erscheinungen der Geschichte, deren Eindruck selbst durch die seiner Zeit und seiner Rolle anhängenden Härten nicht abgeschwächt werden kann.

Die über den unersetzlichen Verlust tief gebeugten Hussiten ließen ihren Grimm an der unglücklichen Stadt aus; unmittelbar nach Žižka's Tod wurde Pribislau erstürmt und durch Feuer vernichtet, „als eine des Todten würdige Trauerfeier". Als weiteres Zeichen des Schmerzes nannten sich die Hussiten nun „Waisen" (Orpheniten).

Der Stammbaum der Familie Žižka von Troczuow (Trotzenau) wäre gewiß von Interesse, obwohl es schwer sein möchte, die directe Abstammung der im Jahre 1847 erloschenen Familie von dem Feldherrn Žižka nachzuweisen. Weiß man doch sehr wenig Sicheres von dessen Verwandtschaft, da sein Bruder Jaroslav von

Trocznow bald nach des blinden Helden Tode aus den Urkunden verschwindet und außer ihm nur eine Tante Žižka's, Namens Anna, beglaubigt erscheint, welcher der Rath der Neustadt Prag im Jahre 1428 ein Haus schenkte. Wie aus einem zu



Burg Karlstein. (Seite 142.)

Schweinsburg aufbehaltenen Actenstücke hervorgeht, war Johann Žižka verheiratet. Eine gräfliche Familie in Brünn besitzt ein Diplom Kaisers Karl VI., worin derselbe dem Johann Max Žižka von Trocznow seinen rittermäßigen Adel, Prädicat und Wappen unterm 17. Februar 1753 mit folgendem wörtlichen Beisatz bestätigt:

„wasmassen seine Voreltern in unserm Erbkönigreiche Böhmen bereits vor vielen hundert Jahren des Adelstandes sich zu erfreuen gehabt und alle denselben anklebenden Vortheile ruhig genossen, gestalten die bömische Chronika solches überflüssig bewährt.“

Der Sohn des vorerwähnten Johann Max Žižka, welcher auf seinem Gute Weißöhlhütten am 6. Jänner 1754 starb, war der kaiserliche Oberst Johann Žižka von Trotzenau. Dessen einziger Sohn Franz starb 1824 unvermählt als k. k. Schiffscapitän zu Agram; dessen Tochter Clementine starb in Graz und wurde daselbst auf dem St. Petersfriedhofe beigesetzt. Deren Grabschrift lautet: „Hier ruht in Gottesfrieden Clementine Gräfin Szluha von Iklad, geborene Freifrau Žižka von Trotzenau, geboren zu Prag 16. Februar 1762, gest. hier den 16. März 1847. Mit ihr endete im katholischen Glauben, in weiblicher Milde und Demuth der Stamm des titanischen Hussitenfeldherrn Johann Žižka von Trocznow. Liebend ehren ihr Andenken die Tochter Clementine Gräfin Braida und ihr Enkel Eugen und Stefanie Gräfin Braida.“

Was das Wappen im Diplome Karl VI. anbelangt, stimmt dasselbe allerdings nicht mit dem des Hussitenfeldherrn überein. Žižka's Familienwappen hat sich am deutlichsten auf einer lateinischen Burgschaftsurkunde im Budweiser Stadtarchive erhalten, welche Johann Žižka von Trocznow gemeinschaftlich mit den Rittern Jaroslau von Krupna und Johann von Mysletin am Sonntage vor dem Margarethtage 1378 ausstellte. Das daran hängende, in weißem Wachs abgedrückte Sigill Žižka's enthält einen schiefliegenden, dreieckigen Schild und in demselben einen Krebs, über dem Helm als „Kleinod“ (Helmzier) wieder einen Krebs und die Umschrift „S(igillum) Johannis de Trocznow“. Später, als Feldherr, siegelte Žižka mit einem Wappen, dessen Schild einen Kelch zwischen sternartigen Arabesken enthielt. Die Arabesken sind an dem einzig bekannten Abdruck, welcher an einer böhmischen Waffenstillstandsurkunde Žižka's vom Montage der Octav des heiligen Martin 1420 (im fürstlich Schwarzenberg'schen Archive in Wittingau) hängt, nicht deutlich zu bestimmen. Das vom Kaiser Karl VI. dem Johann Max von Žižka bestätigte, von demselben bisher geführte Wappen unterscheidet sich völlig von des Feldherrn Žižka Siegel; es enthält drei Lilien im blauen und ein zum Gang vorwärtsgekehrter Löwe zur Halbscheide im goldenen Felde. Es fragt sich nun, ob die Gräfin Szluha von Iklad wirklich die Letzte des Stammes Žižka von Trocznow gewesen sei.

Johann Žižka's Grabstein befindet sich in der Stadt Czaslau in der Kirche zu St. Peter und Paul bei einer Säule. Obenauf ist sein Bild ausgehauen in ganzer Rüstung, auf dem Haupte einen offenen Helm mit einem Kamme tragend, in der rechten Hand eine Keule, in der linken Schwert und Schild mit eingehauenem Kelche haltend. Ueber dem Grabe hängt eine große Eisenkeule an einer Kette, sie wurde in demselben Grabe bei seinem Körper gefunden, als dasselbe 1523 nach der Zerstörung der Stadt Czaslau erbrochen wurde. Dem Grabe gegenüber an einer Säule wurde ein steinerner Teller an einem Kettengliede aufgehängt. Nach Einigen soll Žižka aus ihm gegessen haben, Andere berichten, daß sein Seelsorger auf ihm das Altarssacrament unter beiden Gestalten zu wahren pflegte. — Zu Forbes (Budweiser Kreis), in dessen Nähe sich der Hof Trocznow befindet, war Žižka unter einer Eiche zur Welt gekommen, welcher Ort durch eine kleine Capelle bezeichnet wurde. Im Jahre 1867 stürzte diese letztere vollständig zusammen, und ein Comité in Budweis bildete sich, um an jenem Orte dem berühmten Feldherrn ein neues Denkmal zu errichten.

An Männern von gleichem militärischen Talent wie Feldherr Žižka hätte es vielleicht im taboritischen Heer nicht gefehlt, wohl aber an solchen, die das gleiche Ansehen, die gleiche Macht über die Gemüther besaßen, um gleich Žižka selbst den wüthendsten Fanatismus dem eisernen Zwang der Disciplin zu unterwerfen. Wenn sein Nachfolger Prokop der Große, ein früherer Mönch, auch die Siege Žižka's fortsetzte und halb Europa vor dem bloßen Namen der Hussiten erzittern machte, so verfiel doch jene strenge Zucht, welche Žižka geübt hatte. Der Kampf für Volksthum und Glauben entpuppte sich nunmehr vollständig als blindes Wüthen gegen jede Cultur, man trug Mord und Brand in friedliche Länder und in Zukunft waren die hussitischen Heerzüge nichts als Raubzüge, deren Spuren den unglücklichen Ländern durch Greuel und Verwüstung eingeprägt waren. Volle zehn Jahre dauerte diese zweite an wunderbaren Erfolgen reiche Periode des Hussitenkrieges, die trotzdem an Großartigkeit den vorausgegangenen vier Jahren unter Žižka's Führerschaft weit nachsteht.

Uebrigens wirkte seine Kriegskunst und sein bloßer Name nach. Insoferne liegt ein tiefer Sinn in der Sage, der sterbende Žižka habe befohlen, seine Leiche den Vögeln zum Fraße zu überlassen, mit seiner Haut aber eine Trommel zu bespannen, deren furchtbarer Ton die Feinde in die Flucht schlagen werde.

In der That bedurfte es oft nur des hussitischen Schlachtrufes oder des Tones ihrer Feldinstrumente, um starke und wohlgerüstete Heere zu verwirren und aufzulösen.

Der geänderte Charakter des Krieges führte den Taboriten viel Verstärkung in zuchtlosem Gesindel zu, das sich wenig um die ursprüngliche Glaubensbegeisterung für den Genuß des Kelches beim heiligen Abendmahl kümmerte, sondern an Mord und Brand, Raub und Gewaltthat Gefallen fand. In der That gab es oft gleichzeitig zwei oder drei hussitische Heere, die selbstständig operirten. Damit war aber auch die Einigkeit in Leitung und Grundsätzen verloren. Während sich zahlreiche milder Gesinnte der Prager Partei anschlossen, huldigten Andere unter Führung des Unterfeldherrn Prokop des Kleinen den extremsten Tendenzen, die in blinde Raserei ausarteten. Und dieser Uneinigkeit, nicht den vielen wider ihn aufgebotenen Kreuzzügen, sollte der Hussitismus endlich erliegen.

Bis zum Jahre 1426 blieb der Kampf auf Böhmen und Mähren beschränkt. In diesem Jahre aber machte Kurfürst Friedrich I., der Streitbare (geb. 1369, gest. 1428), von Sachsen aus einen Einfall in Böhmen, erlitt jedoch am 16. Juni in der Schlacht bei Aussig durch den Hussitenführer Jakubek von Bilin eine furchtbare Niederlage, in welcher 12 Grafen, 500 Ritter und 12.000 andere deutsche Streiter fielen. Beim Dorfe Hrbowize waren 24 Fähnlein deutscher Reiter eingeschlossen und die Hauptleute steckten ihre Schwerter in den Boden und baten um Pardon. Aber die Hussiten verweigerten denselben und setzten das Gemetzel fort, ergrimmt darüber, daß man ihren vor der Schlacht gemachten Antrag, gegenseitig Pardon zu gewähren, hochmüthig mit dem Bedeuten zurückgewiesen hatte, man dürfe so „verfluchte Ketzer" nicht schonen.

Nun trugen auch die Hussiten ihre Waffen außer das Land und machten Raubzüge nach Sachsen, aber auch Niederösterreich wurde schwer heimgesucht. Um ihnen begegnen zu können, erfolgte 1426 ein allgemeines Aufgebot, das erste ähnliche Document, das uns erhalten worden ist.

Aus der Bauernschaft wurde jeder zehnte Mann, der die nöthige Geschicklichkeit und Kraft besaß, für den Kriegsdienst bestimmt, und zwar derart, daß die übrigen neun ihn ausrüsten und erhalten mußten. Je zwanzig dieser Leute mußten mit einem guten starken Wagen nebst vier Pferden und allem Zubehör an Ketten und Werkzeugen versehen sein. Drei von diesen zwanzig mußten mit Büchsen, acht mit Armbrüsten, vier mit Spießen und vier mit Dreschflegeln bewaffnet sein. Sonst hatte jeder ein Koller, einen Eisenhut, ein Schwert oder kurzes Messer und zwei Blechhandschuhe zu besitzen. Für je zwanzig Mann, also bei jedem Wagen, gab es zwei Vorgesetzte, einen Hauptmann und einen Vormann, dann gab es Hauptleute über 10, über 50 und 100 Wagen. An Löhnung erhielt jeder Wehrmann monatlich sechs Schilling Pfennige. Für jeden Wagen mußten vorräthig sein: um vier Schilling Brot, um sechzig Pfennige Käse, von geräuchertem Fleisch eine ganze Seite, von frischem ein Rindsviertel und endlich ein Eimer Wein. Nur wenn an einem Orte sonst nichts zu haben war, durften diese Lebensmittel verwendet werden. Sie glichen also dem sogenannten „eisernen Bestand", welchen jetzt der Soldat für den äußersten Nothfall mit sich trägt.

Es ist unschwer zu sehen, daß man die Kriegführung der Hussiten adoptiren, sie mit dem eigenen System schlagen wollte. Auch die im Jahre 1427 vom Reichstag zu Frankfurt erlassene Kriegsordnung hatte denselben Zweck und copirte ziemlich genau die oben erwähnte von Žižka. Von wie wenig Erfolg diese Nachahmungen begleitet waren, werden wir sofort sehen.

Im December 1426 fiel Heinrich von Platz mit 4000 Hussiten in Oesterreich ein, plünderte und verbrannte viele Ortschaften, mußte aber nach fruchtloser Berennung Zwettls mit großen Verlusten abziehen. Schon im März 1427 kamen sie in dreifacher Zahl wieder, und nun zog ihnen eine Armee des endlich auf die Beine gebrachten Aufgebotes unter Leopold von Kraygd entgegen. Nach ihrer Gewohnheit täuschten die Hussiten die Gegner durch eine verstellte Flucht, und als die deutschen Wehrmänner sich, froh des billigen Sieges, der Plünderung der Rüstwägen überließen, kehrten jene zurück und bereiteten den Unvorsichtigen eine blutige Niederlage. Nur ein kleiner Theil der österreichischen Reiter und Fußgänger fand hinter den Mauern von Zwettl Schutz.

Noch viel kläglicher erging es den auf Betreiben des Kaisers und des Papstes aufgebotenen Heeren des deutschen Reiches, welchen man den tönenden Namen der „Kreuzheere" gab.

Unter dem eifrigen Betreiben eines besonderen päpstlichen Legaten, des Cardinals Heinrich von Winchester, Bruder Königs Heinrich IV. von England, sammelte sich 1427 ein gewaltiges deutsches Heer, das 160.000 Mann, darunter die Hälfte Reiter, zählte. Im Juli rückte dasselbe unter Commando des Kurfürsten und Erzbischofs von Trier, Otto Graf Ziegenhayn (gest. 1430), in Böhmen ein, nachdem die beim Heere anwesenden Fürsten einen Schwur gethan, treu zusammenzuhalten. Während der Belagerung von Mies traf am 2. August die Kunde ein, daß sich das Hussitenheer unter Prokop dem Großen nahe. Sofort hatte die Belagerung ein Ende und das Heer zerstob, um die sächsische Grenze zu erreichen. Dem Cardinal-Legaten gelang es, einen Theil zum Stehen zu bringen, indem er auseinandersetzte, wie gering an Zahl die Hussiten wären. Aber der Schrecken ihres Namens machte alle Berechnungen zu Schanden, und bevor noch am 4. August der Kampf bei

Tachau begann, nahm der Rest des Reichsheeres nochmals Reißaus. Erbittert zerriß der Cardinal einzelne Fahnen und warf sie den rathlosen Fürsten vor die Füße — aber endlich mußte er sich mit ihnen der Flucht anschließen, um nicht gefangen zu werden.

In den nächsten Jahren, in welchen es trotz aller Bemühungen nicht gelang, ein neues Kreuzheer auf die Beine zu bringen, dauerte der Parteienkampf in Böhmen fort, Prokop der Große aber fand noch Zeit, jene verheerenden Züge in die Nachbarländer zu unternehmen, durch welche der Hussitenschrecken bis in das Herz Deutschlands getragen wurde und die Greuel der Magyaren und Mongoleneinfälle neu gekommen zu sein schienen. Es lag eine traurige Wahrheit in den Versen, durch welche der Volksmund die ganze Trostlosigkeit der Situation ausdrückte:

„Meißen und Sachsen verderbt,
Schlesien und Lausitz zerscherbt,
Baiern ausgenärbt,
Oesterreich verheert,
Mähren verzehrt,
Böhmen umgekehrt!"

Bis in die Nähe von Wien drangen 1428 die Haufen der Hussiten, und nur die hochangeschwollene Donau hielt sie ab, vor den Mauern der Stadt zu erscheinen. Die Vorstädte von Preßburg wurden niedergebrannt, der östliche Theil von Oberösterreich, die Oberpfalz und Baiern blieben nicht verschont. Am furchtbarsten wütheten sie 1430 auf einem Zug, der bis nach Thüringen reichte. Siebzig feste Plätze und eine Menge von Dörfern wurden zerstört, und so groß war der Schrecken, daß selbst mächtige Fürsten nicht wagten, diesen Raubzügen entgegenzutreten, sondern durch große Geldsummen die Verheerung ihrer Gebiete hintanzuhalten suchten. So thaten unter Anderen der Markgraf Friedrich von Brandenburg und der Bischof von Bamberg, Friedrich von Aufseß.

Erst im Jahre 1431 entschloß man sich, auf Drängen des vom Papste gesendeten Cardinals Julian Cesarini, auf dem Reichstage zu Nürnberg zu einem neuen Kreuzzug gegen die Hussiten. 90.000 Mann zu Fuß und 40.000 Reiter, 9000 Kriegswagen und 150 Geschütze zählte das Reichsheer, welches im August 1431 unter Führung des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg in Böhmen einbrach, während gleichzeitig eine österreichische Armee über Mähren, eine sächsische gegen Saaz vordrang.

Während aber im deutschen Heere Eifersüchteleien, Rangstreitigkeiten, Sorge um die Kriegskosten und die erst zu machende Beute die Einigkeit störten, sammelte Prokop alle Heerhaufen der Taboriten zum Zuge gegen die eingebrochenen Feinde. Nur 50.000 Fußgänger, 5000 Reiter, 3600 Wagen und einige Geschütze befehligte Prokop, als er am 14. August bei Riesenburg dem Reichsheer gegenüberstand. Doch es kam zu keiner Schlacht; der alte panische Schrecken ergriff das Kreuzheer beim bloßen Anblick der Feinde, und in schmählicher Flucht stob es auseinander. Viele wurden von den nachsetzenden Hussiten erschlagen, welchen das ganze Lager, riesige Vorräthe an Lebensmitteln und Munition, viele Wagen und alles Geschütz in die Hände fiel. Die päpstliche Bulle, in welcher zum Kreuzzug aufgefordert wurde, die geistlichen Insignien des Cardinal-Legaten wurden gleichfalls erbeutet und durch zwei Jahrhunderte in Taus als Siegestrophäen aufbewahrt. Natürlich kehrten auch die anderen Heere um und beschränkten sich auf den Schutz ihrer Grenzen.

Nach dem wiederholten Fehlschlagen von Gewaltmitteln versuchte man am Basler Concil (1431) durch gütliche Mittel den Hussitismus zu besiegen. Doch mußte dies vergeblich sein, denn es handelte sich schon längst nicht mehr um die Zuerkennung des Kelches beim heiligen Abendmahl an die Laien und um andere theologische Streitpunkte, und als endlich die sogenannten „Compactaten" vereinbart wurden, nahm zwar das des Jammers und Greuels müde böhmische Volk sie an, das an Raub und Blutvergießen gewöhnte taboritische Heer aber lehnte sich dagegen auf und bestand auf Fortsetzung des Kampfes.

In jenen Tagen soll die absonderliche Begebenheit stattgefunden haben, welche der fruchtbare Schauspieldichter August von Kotzebue durch seine „Hussiten vor Naumburg" erst allgemein bekannt gemacht.

Wie erwähnt, waren die Hussiten nach dem Tode ihres Feldherrn Žižka unter Prokop dem Großen, der auch Rasus beigenannt wurde (nach Einigen, weil er einst Mönch gewesen, nach Andern, weil er sich und allen seinen Soldaten, als Zeichen der Verachtung aller Geistlichen, eine Platte habe scheeren lassen), in Sachsen mit großer Macht eingefallen und hatten solchen Schrecken verbreitet, daß in der Stadt Zeiz kaum zwanzig Menschen geblieben waren. Nur die gut befestigte Stadt Naumburg war entschlossen, sich tapfer zu vertheidigen. Sie hatte schon früher aus Magdeburg zweiundzwanzig Pechschleudern kommen lassen, welche auf die stürmenden Feinde heißes Pech wie Wasser spritzten. Wenn sie gebraucht wurden, so mußte ein starkes Feuer unter ihnen gemacht und fortwährend Pech zugesetzt werden.

Am 27. Juli 1432 erschienen die Hussiten vor Naumburg und besetzten die Höhen von Meutendorf und Laisch. Prokop selbst stand auf dem Gerichtsberge, von wo er zwei gefangene Bauern mit folgendem lakonischen Schreiben an den Bischof von Naumburg, Gerhard von Joch, sandte: „Dir zur Naumburgk soll keine Gnade zukommen und angedeihen." Eben diesem Bischofe muß die große Erbitterung der Hussiten gegen Naumburg zugeschrieben werden, denn er hatte, als er der Kostnitzer Versammlung beiwohnte, viel zur Verurtheilung des Huß beigetragen; daher hatte auch die Stadt von den Feinden das Schrecklichste zu erwarten. Um nun Prokop's Zorn zu besänftigen, schickten ihm die Bürger ein demüthiges Schreiben, worauf sie in kurzen Worten den Bescheid erhielten: „Ihr werdet mit Feuer und Eisen von der Erde vertilgt werden."

Damals wurde das Viertelmeisteramt der Stadt von einem Manne verwaltet, der, Schlosser seines Gewerbes, zugleich ein lustiger Kumpan und seiner guten Einfälle wegen allgemein beliebt war. Diesem, Namens Wilhelm Wolf, ging die Gefahr seiner Vaterstadt sehr zu Herzen, und er verfiel auf den Gedanken, alles zu versuchen, um dieselbe abzuwenden. Nachdem er die verschiedensten Mittel in Erwägung gezogen, erschien ihm endlich eines als das fruchtbringendste. Er that also dem Rathe den Vorschlag, an einem der nächsten Tage alle Kinder der Stadt zwischen sieben und vierzehn Jahren, in weiße Hemden gekleidet, in das Hussitenlager zu schicken, um vor des Heerführers Zelt einen Fußfall zu thun und der Stadt Gnade zu erbitten. Um zu diesem Vorhaben Zeit zu gewinnen, ging Meister Wolf selbst in das feindliche Lager und bat um einen Tag Frist, was ihm bewilligt wurde.

Am folgenden Tage mußten die Kinder um ein Uhr vor dem Rathhause sich versammeln; es waren 238 Knaben und 321 Mädchen, zusammen 559 Kinder. Zweihundert städtische Büchsenschützen mußten zum Jakobsthore hinaus sich an dem

chießanger aufstellen, um die zitternden Kinder vorbeiziehen zu lassen und ihnen Muth zuzusprechen, denn die meisten Kleinen weinten sehr und waren nur mit Mühe weiterzubringen. Man hatte ihnen gesagt, sie sollten im Lager ein Jammergeschrei erheben, auf die Knie niederfallen und mit emporgehobenen Händen — „Gnade! Gnade!“ rufen, auch damit nicht eher aufhören, bis sie sehen würden, daß die grimmigen böhmischen Männer freundlich würden. Sollten aber die Feinde zum Aergsten schreiten, so möchten die armen Kleinen „sich alle gutwillig umbringen lassen, ihre Hälslein und Schleier willig aufmachen und hinhalten.“

Während des Auszuges der Kinder erhoben die Mütter ein herzzerreißendes Wehegeschrei; sie wollten durchaus nicht in der Stadt bleiben, sondern gingen hinaus und begaben sich an einen Ort, wo sie die Kinder im Auge behalten konnten.

Inzwischen waren die Kindlein im Lager angekommen und von einigen hussitischen Hauptleuten vor Prokop's Zelt geführt worden, wo sie thaten, was ihnen vorgesagt worden war. Der wilde Prokop überschaute abwechselnd die weiße Kinderschaar und die sie umgebenden Kriegerhaufen, befahl den Kindern Stille und besprach sich eine halbe Stunde lang mit den übrigen hussitischen Führern. Endlich gab er den Kindern die Versicherung, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte. Er ließ darauf seine Spielleute vortreten, um den Kindern zum Tanze vorzuspielen. Diese waren aber nicht gelaunt zu tanzen, der wilde Prokop ließ daher unter sie Obst und Wein austheilen, wodurch sie nach und nach so fröhlich wurden, daß sie in kurzem den Stuhl, worauf sich Prokop in ihre Mitte gesetzt hatte, in ausgelassener Freude umsprangen.

Um die siebente Abendstunde entließ er die Kleinen mit der Weisung, wenn sie an das Stadtthor kämen „Victoria Hussiata!“ zu rufen und ihren Eltern Gnade und Schonung zu vermelden. Er hielt Wort; am folgenden Tage, den 29. Juli 1432, um drei Uhr Morgens, zog das furchtbare Heer ab. Der Bischof ließ dem Viertelmeister Wolf für seinen guten Einfall zweihundert Silbergulden auszahlen.

Den Vorfall berichtet die sogenannte „Taurische Chronik“, und es wird die alljährliche Abhaltung des sogenannten „Schul-Kirschfestes“ zu Naumburg dem Andenken an diese Begebenheit zugeschrieben. Andere dagegen meinen, daß das Fest mit einer viel späteren Begebenheit im Zusammenhange stehe. Im sächsischen Bruderkriege nämlich sollen die Naumburger Kinder einst bei dem Führer eines beim Buchholz gelagerten, die Stadt bedrohenden Heerhaufens um Schonung gefleht und dort mit Kirschen bewirthet worden sein. Nun, es können wohl beide Vorfälle stattgefunden haben, ohne daß die eine Begebenheit die andere aufhebt.

Hussitische Züge bis an die Ostsee und Ungarn, wo Kremnitz eingenommen und die reiche Zips verwüstet wurde, füllten das Jahr 1433, während sich in Böhmen selbst unter Führung des Adels der Widerstand gegen die weitere Herrschaft der taboritischen Schaaren organisirte. Nun war wirklich der Moment gekommen, wo, wie Kaiser Sigismund sagte, die Böhmen durch die Böhmen selbst besiegt wurden.

Nach einer neunmonatlichen fruchtlosen Belagerung Pilsens mußte sich Prokop der Große gegen das vom böhmischen Adel und vielen Städten aufgebrachte Heer wenden. Am 30. Mai 1434 kam es bei den Dörfern Hrzib und Lipan unweit Böhmisch-Brod zur Schlacht, in welcher Meinhard von Neuhaus und der Landesverweser Alleſch von Riesenburg das taboritische Heer fast vollständig vernichteten. Den ganzen Tag dauerte der mörderische Kampf, bis die Wagenburg erstürmt und

die so oft bewährte Schlachtordnung der Hussiten gebrochen war. Prokop der Große und der Führer der extremen Partei der „Waisen", Prokop der Kleine (Prokupek), waren unter den Gefallenen, deren Zahl 13.000 Mann, den Kern der taboritischen Macht betrug. Einzelne zersprengte Haufen wurden noch geschlagen und aufgerieben, und nach einer Periode vierzehnjähriger Kämpfe endete nahezu resultatlos diese furchtbare Erhebung, in welcher der alte kriegerische Geist des czechischen Volkes zu solcher Macht sich erhoben hatte.

Natürlich blieb eine so gewaltige Katastrophe nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf den Volksgeist. Mit der Niederlage bei Lipa war der Hussitismus äußerlich besiegt, dessen Idee aber lebte im Volke noch fort. Und so erlosch auch der kriegerische Geist nicht sofort, sondern er bewirkte, daß bis in das kommende Jahrhundert die Böhmen mit Vorliebe dem Kriegshandwerke nachgingen. Fast in allen Kriegen an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nahmen böhmische Söldner theil, die aus den Resten der Hussiten entstanden waren und an deren kriegerischen Traditionen festhielten.

Als König Georg Podiebrad die letzten Reste der Taboriten mit Strenge verfolgte, schlossen sich dieselben zu jenen Banden zusammen, die wir schon als „Zebraken" erwähnten, die im Lande selbst aber als chudina (Bettlergesindel) bezeichnet wurden, obwohl sie viel gefährlicher waren. Aus ihnen recrutirten sich dann die kriegsgeübten Söldner des Jiskra von Brandeis (Seite 33) und anderer böhmischer Condottieri, namentlich aber die „schwarze Legion" des Königs Matthias Corvin (Seite 72), deren schon näher gedacht wurde. So bildete sich in einem merkwürdigen Kreislauf aus den letzten Resten der für die religiöse und nationale Idee unter der strammen Disciplin eines Žižka fechtenden Hussiten schließlich der Kern für zuchtlose, nur um Sold und Beute fechtende Freibeuter, die kein Bedenken trugen, auch gegen das eigene Vaterland zu dienen.

Noch möge hier einiger hervorragender Waffenthaten der Prager gedacht werden.

Vor dem Hauptthore des festen Wyšehrad, der damals noch „die Sonne Böhmens" in seiner ganzen Größe, Pracht und Stärke, „stolz und hehr" auf seinem Felsensitze stand, „den Feinden zum Schrecken", breitete sich schon im Jahre 1205 das Dorf Krušina aus, in welchem sich bereits in jenem Jahre eine Kirche des heiligen Pankraz befand, dessen Stifter der erste Probst des Wyšehrad, Beneš (1088–1107) gewesen. Im Jahre 1376 bestand das Dorf Krušina noch und dessen Pankrazkirche hatte ihren eigenen Pfarrer; während der Hussitenkriege aber verschwand dieses Dorf und nur die Kirche erhielt sich bis auf unsere Tage als Filiale der Pfarrkirche zu Michle.

Welche Stürme mag das Dorf Krušina überdauert haben, ehe es die blutigen Wogen des Hussitenkrieges verschlangen! Welche Kriegsheere sah das unscheinbare Kirchlein des heiligen Pankraz seit seinem unbekannten Gründungsjahre an sich vorüberziehen! Wie oft mag dasselbe vermöge seiner Lage auf einer mäßigen Höhe, unter welcher sich einst ein versumpfter Weiher hinzog, der Standort von Heeresabtheilungen gewesen sein, welche während der häufigen Kämpfe der Přemysliden unter sich den Wyšehrad bedrohten und belagerten!

Am heißesten und blutigsten ging es bei Pankraz im Jahre 1420 her; damals scheint auch das Dorf Krušina für immer zu Grunde gegangen zu sein. Am 15. September 1420 begannen nämlich die Prager die Belagerung des alten Fürstenbesitzes Wyšehrad, dessen starke Besatzung der tapfere Johann Šembera von



Der böhmische Feldhauptmann Wenzel Wlčzek. (Seite 144.)
(Nach dem Gemälde J. Matejko's zu Sebarn.)

Bozkowič, der Sprosse eines uralten Geschlechtes und Herr auf Brandeis am Adlerflusse, als königlicher Kastellan befehligte. Sie stellten einige Geschütze zu der Marienkirche am Botičbache und zum Servitenkloster am Slup, ihre Hauptmacht aber lagerte sich um das Kirchlein Sanct Pankraz unter Zelten, Strohhütten und Holzbuden, von der Moldau bei Podol bis zurück an den Botičbach wurden Gräben ausgeworfen, in welchen die Belagerer sicher stehen und ruhen konnten.

Zwei edle Herren, Hynko (Heinrich) von Krušina von Lichtenburg und Victorin Bořek von Poděbrad, und ein starker Zuzug aus Tabor kamen sofort den Pragern zu Hilfe, und ihnen folgte Hynko von Waldstein, zubenannt von Kolstein, Prokop von Onstj und Diwis Bořek von Miletjnek mit einem Haufen Orebiten (Horebiten, Bauern, die nach einem Berge Oreb, Horeb, auf dem man vormals Gottesdienst hielt. benannt waren und besonders gegen die Mönche wütheten). Diese schlugen ihre Lager im Halbkreise bis zu dem alten Dorfe Pſař auf, aus welchem Dorfe die jetzige Bergstadt Wyšehrad unterhalb der Festung entstand. Dem tapferen Hauptmann Zawiš Bradaty mit den Saazern und Saunern wies man die Gegend unter dem Karlshof zum Standpunkte an. Obwohl sich Nicolaus von Hus in eigener Person bei dem Taboritenzug eingestellt hatte, wurde doch Hynko von Krušina zum Oberbefehlshaber der zur Belagerung des Wyšehrad vereinten Heere ernannt.

Der Kirchhof bei St. Pankraz war gewissermaßen das Hauptquartier der Hussiten. Welch ein reges Leben mag damals über den Gräbern der schlichten Bewohner des Dorfes Krušina geherrscht haben! Denke man sich die große Kelchfahne mit dem Spruch „Veritas vincit“ (die Wahrheit siegt) vom Glockenthurm der Pankrazkirche und vom Zelte des Feldherrn wehen, dann die bunte Mischung der Rüstungen, Helme, Wämser und Waffen, vom goldglänzenden Harnisch bis zum braunen, mit Platten von rohem Eisenblech beschlagenen Lederwams, vom geschlossenen Turnierhelm mit dem stolz nickenden Pfauenbusch, bis zu der kegelförmigen Šišak (Blechhaube), vom seidenen Wappenrock des Herrn, auf welchem bald die gekreuzten Eichenäste des Hauses Hron (zu diesem Stamme gehörten außer den Herren von Lichtenburg alle Herren von Lipa, die Berka von Duba, die Herren von Ronow und die Herren von Nachod), bald die Löwen der Waldstein, bald die Rosen der Sejimov-Onstj, bald die drei Sparren der Kunstadt-Poděbrad oder das ritterliche Schild der Bořek-Dohalský glänzten, bis herab zum groben Lodenrock des aufgebotenen Bauers.

Und welche Verschiedenheit in den Waffen! Aus den hussitischen Verhaken und Bollwerken gähnt eine tüchtige Anzahl großer Feuerschlünde, welche die Böhmen, seit sie dieselben in der Schlacht bei Kressy kennen gelernt, bedeutend vervollkommnet und durch die Erfindung der Houfnicé (Haubitze) und der Šwikovka (Feldschlange) wesentlich bereichert hatten. Dazwischen starrt manche tüchtige Hakenbüchse; man kannte schon halbe, ganze und doppelte Haken. Und an den Gürteln mancher Fußgänger und an den Sattelknöpfen mancher Streitrosse, selbst der Ritter, sieht man nicht selten eine Armbrust und einen Köcher voll befiederter Pfeile hängen.

Die buntbewimpelten Rennlanzen der Bannerführer erheben sich hier über einen Wald von Spießen verschiedener Form, deren die Saazer ganz eigenthümliche und besonders praktische führten (es blieben die „Saazer Lanzen" auch beim böhmischen Kriegsvolk bis ins siebzehnte Jahrhundert im Gebrauch), dort wieder über einem noch

drohenderen Wald von stacheligen „Morgensternen“ (spitzenbesetzten Streitkolben) und wuchtigen, schwerbeschlagenen Dreschflegeln. Dazwischen so manche eigenthümliche Waffe, wie sie eben der Scharfsinn eines Führers oder die Phantasie eines Landstürmlers erfand, z. B. Kettenkugeln oder bloße Kettenstücke an eisenbeschlagenen Stangen, aufgerichtete Sensen, lange, eigens geschärfte Schiffshaken und ganz absonderlich geformte, dem Dachseisen nicht unähnliche Inventionen zum gewaltsamen Fangen und Heranziehen von Fußkämpfern. Das Modell eines solchen hussitischen Fangeisens wird noch im Prager Nationalmuseum von dessen zahlreichen Besuchern häufig angestaunt. (Auf unserer Abbildung Seite 113 unter Ziffer 4 ersichtlich.)

Zwischen den Reihen sieht man Priester mit dem Kelche oder einer auf einer langen Stange befestigten Monstranz rührig anfeuernd wandeln, und aus dem Hussitenlager schallt manch frommer Choralgesang und abwechselnd dazwischen manch schauriges Kriegslied. Am häufigsten ertönt der Lieblingsgesang Žižka's, der damals im südlichen Böhmen operirte, der eigenthümliche Gesang: „Kdož jste Boži bojovniti a zákona jeho“ (Ihr, die Ihr Streiter Gottes seid und seines Gesetzes), dieses fanatische Lied, dessen Schlußstrophen: „Schlagt nieder, schlagt todt! Laßt Niemand am Leben!“ schauerlich an den Wällen des Wyšehrad und an den entgegengesetzten Uferhöhen wiederhallten und gar bald zur blutigen Wahrheit werden sollten.

Die Besatzung des Wyšehrad hielt sich tapfer und machte manchen Ausfall; bei einem solchen wurden 200 Hussiten erschlagen. Aber schnell waren die Vorräthe in der Burg verzehrt, die Pferde der Ritter und Knechte mußten geschlachtet werden, doch bald fehlte es auch an dieser Nahrung. Von außen war nichts zu erwarten, die Burg zu scharf cernirt, sogar die Moldau bei Podol und Rodskal mit Ketten gesperrt, jede Zufuhr scharf abgeschnitten. Wohl stand Kaiser Sigmund nahe genug, um den Belagerten Luft zu machen, allein sein Heer, dessen Kern die Ungarn waren, zog sengend und plündernd im Lande herum und mußte erst gesammelt werden.

In Erwartung des nahen, wiederholt versprochenen Entsatzes durch das königliche Heer, vermochte doch die Besatzung des Wyšehrad nicht länger zu trotzen als bis zum 28. October. Hunger und Krankheit hatten die Reihen der Mannschaft Šembera's gelüftet, und die Gesunden wankten matt und kummervoll einher, kaum mehr fähig, die Wehr zu schwingen, denn schon war das letzte Pferd geschlachtet und aufgezehrt, aber noch konnte, ja mußte jeden Augenblick Sigmund's Heer zum Entsatz erscheinen. Am 28. October endlich schloß Johann von Šembera mit den Hussiten den Vertrag, er würde, wenn ihm nicht bis zum 31. October vom König Hilfe käme, am 1. November früh die Burg Wyšehrad gegen freien, ehrenvollen Abzug übergeben.

Am 31. October Mittags langte Sigmund mit einer Heeresabtheilung auf der Burg seines Bruders und Vorgängers, Königs Wenzel IV., an, blieb aber die Nacht über stehen, um die Ankunft mährischer Truppen zu erwarten, welche auch wirklich im Verlauf der Nacht eintrafen. Von Kundratic aus traf Sigmund selbst seine Dispositionen zu dem am nächsten Tage zu führenden Entscheidungsschlag.

In der zehnten Morgenstunde des 1. November kam Sigmund mit 20.000 Mann von Kundratic her angezogen. In seinem Heere befand sich die Blüthe des böhmischen Adels von der katholischen Partei und auserlesenes Kriegsvolk aus Mähren und Ungarn. Vor dem der Kirche St. Pankraz gerade gegenüber liegenden Hügel wurde stillgehalten, der Monarch sprengte den Hügel hinan und schwang sein blankes Schwert in der Sonne, daß es weithin blitzte, zum Zeichen der Wyšehrader Besatzung

[illegible] sie in den Rücken der zur Gegenwehr aufgestellten hussitischen Heerhaufen aus-[illegible]en sollte. Einige Kriegsknechte wollten diesem Zeichen folgen, allein der ebenso [illegible]ische als kluge Herr Šembera von Bozkovič hielt sie davon mit Gewalt [illegible]ück. „Ich habe mein Ritterwort gegeben“, sagte er, „die alte Königsburg den [illegible]siten zu überliefern, denn die pactirte Frist ist abgelaufen und Kaiser Sigmund [illegible] den rechten Zeitpunkt des Entsatzes versäumt.“

Sigmund ließ die Ungarn geradeaus, die Straße entlang, die feste Stellung der Hussiten bei St. Pankraz angreifen, den Mährern hatte er die gefährlichere Operationslinie gegen die durch einen sumpfigen Weiher gedeckte Seite des Pankrazkirchhofs zugewiesen. Ein blutiges Schlagen entbrannte; die Prager wurden geworfen und flohen in unordentlicher Eile dem Pankrazkirchhof zu; hier aber empfing und sammelte sie der Oberfeldherr Hynko von Krušina. Auf diesem Kirchhofe feuerte er die Seinen in begeisterten, den Sieg versprechenden Worten an. Eine andere Stimme rief: „Sie fliehen! Die Feinde fliehen!“ und die Prager warfen sich mit verdoppeltem Muth von Neuem in das Kampfgetümmel.

Ihrem Anprall vermochte die gegen die Laufgräben der Hussiten anstürmende Masse nicht zu widerstehen. Der Obermünzmeister Mikeš Diwuček von Jemništ mit 1500 Reitern wendete sich der erste zur Flucht und brachte die verderblichste Unordnung in das kaiserliche Heer, welches bald darauf, auf das Haupt geschlagen, nach allen Seiten zerstiebte. Auf der Flucht wurden viele in den Feldern und Weinbergen, besonders aber im Sumpf unterhalb der Pankrazkirche niedergehauen. Am schonungslosesten schlugen die Bauern, welche im Hussitenheere standen, mit ihren Morgensternen und Dreschflegeln drein, sie gaben keinen Pardon, und am verderblichsten wütheten ihre Mordwaffen unter den katholischen Rittern aus Böhmen und unter jenen mährischen und ungarischen Edelleuten, welche in der allgemeinen Flucht noch mannhaft Stand zu halten suchten.

Rasch wechselte die Scene auf dem Pankrazkirchhofe. Hieher wurden die gefangenen Ritter vom Heere des Kaisers gebracht, die meisten mit Wunden bedeckt; hier starb an seinen schweren Verletzungen, selbst von seinen Feinden bedauert, der Landeshauptmann des Markgrafenthums Mähren, der junge Held Heinrich von Plumlow, nachdem er noch auf dem Kirchhofe selbst gebeichtet und das letzte Abendmal unter beiden Gestalten empfangen hatte. Er war mit reichem Gefolge nach Böhmen gekommen, um eine Braut heimzuführen; unterwegs stieß er auf den Heerbann des Kaisers und schloß sich, wiewohl selbst ein Anhänger des Kelches, den kaiserlichen Fahnen an. Auf ein Wort des Mißtrauens, welches Sigmund ihm gegenüber wegen der Tapferkeit und Treue der Mährer geäußert, hatte sich der junge Held in das dichteste Kampfgewühl, den Tod herausfordernd, gestürzt, ein leuchtendes Beispiel der so ungerechtfertigt angezweifelten Tapferkeit und Treue.

Auf dem Pankrazkirchhof starb auch, todtwund in ein hussitisches Zelt gebracht, Heinrich Lefl von Lažan, Herr auf Bochin, der berühmte Günstling Wenzel's IV. Unter den gefallenen Helden der geschlagenen Partei, welche über 600 Todte auf der Wahlstatt ließ, befanden sich drei Sternberg, drei Kaunic (von der schlesischen Linie Jlos-Kaunic), der russische Fürst Georg von Smolensk, der Polenheld Andreas Balicki und eine solche Menge böhmischer, mährischer und ungarischer Ritter, daß ein gleichzeitiger Berichterstatter und Augenzeuge, selbst der hussitischen Partei angehörend, in die Worte ausbricht: „Wer, der nicht roher als ein Heide

wäre, müßte nicht trauern, wenn er, durch die Felder und Weingärten gehend, die starken Leiber liegen sah?! Welcher Böhme wäre so unweise, daß er die Leichen so vieler erlesener und muthiger Streiter, so jung, so üppig gelockt, so schön, sehen könnte ohne große Rührung seines Herzens?! Zumal, da viele in den Weingärten und auf den Feldern auf den Befehl der (hussitischen) Priester unbeerdigt liegen bleiben mußten, den Hunden, Wölfen und Raubvögeln zum Fraß und Allen, die sie sahen, zum Schrecken!"

Die Besatzung des Wyšehrad zog friedlich ab und übergab die Königsburg, welche leider am anderen Tage schon ein Opfer der Volkswuth und seines stolzen Schmuckes, des alten Herrscherpalastes und der meisten seiner Kirchen beraubt ward. Am 3. November führte die hussitische Geistlichkeit eine feierliche Procession aus Prag nach St. Pankraz, bei welcher ein hussitischer Priester mit dem Kelche unter dem kostbaren Baldachin ging, der sonst über dem König und der Königin getragen ward. Eine ungeheure Volksmenge beiderlei Geschlechts strömte nach dem Schlachtfelde, und in der Pankrazkirche erschallten feierliche Dankgebete und Hymnen für den erfochtenen Sieg.

Die Gefallenen lagen bis dahin meist noch unbegraben auf der Wahlstatt, obwohl sich einzelne Barmherzige gefunden hatten, welche mehrere derselben bei Nacht heimlich in den Gräbern verscharrten. Die Ausdünstung so vieler Leichen begann schon die Luft zu verpesten, da befahl Hynko von Krušina eine Beerdigung derselben auf dem Kirchhofe St. Pankraz. Hundert Männer mit sechsundzwanzig Wägen wurden zu diesem Ende entboten. Die Verwandten der gefallenen Ritter kamen später häufig an die Gräber der Erschlagenen und ehrten deren Andenken theils durch Grabmäler, theils durch Seelenmessen. Eine besonders reiche Stiftung machte die ungarische Nation dem Gedächtniß ihrer am 1. November 1420 gebliebenen Landsleute, für welche alljährlich am Schlachttage und zu vielen anderen festgesetzten Zeiten zahlreiche Seelenmessen in der Pankrazkirche gelesen werden sollten.

Das Kirchlein St. Pankraz blieb bei den Pragern, so lange sie aus dem Kelche tranken, als eine merkwürdige Siegesstätte in hohen Ehren, und auch später (St. Pankraz wurde 1624 wieder für den katholischen Glauben eingeweiht) verklang das Andenken an die dort vorgefallenen Schlachtscenen lange nicht im Munde des Volkes, welches in seiner Sucht nach Geheimnißvollem und Uebernatürlichem jene Stätte zum Schauplatz mancher Sage, manches Geistesspukes machte. Man wollte Nachts in der Nähe von St. Pankraz häufig geharnischten Reitern begegnet sein, welche bald vom Blute trieften, bald ohne Köpfe einhertrabten und bei der Kirchenpforte verschwanden. Bald hieß es wieder, in der Nacht zwischen den Tagen Allerheiligen und Allerseelen — zufälligerweise gerade die Nacht nach jener blutigen Schlacht — wäre die Kirche St. Pankraz beleuchtet und die Geister der gefallenen Ungarn versammeln sich in derselben, die „Todtenmette" zu hören. Am verbreitetsten aber war der Aberglaube, die Meßglocke der Kirche St. Pankraz fange gar oft von selbst zu läuten an, was immer das Vorzeichen eines die Stadt Prag bedrohenden großen Unglückes sei. Als im Jahre 1648 die Schweden gegen Prag zogen, soll die Glocke von St. Pankraz zum letztenmale von selbst geläutet haben. Der Aberglaube fand durch die Soldaten, welche nichts weniger als frei von solchem Wahne waren, noch größere Verbreitung und Vermehrung.

Nach dem Abzuge der Schweden, welcher erst 1649 erfolgte, wurde zu einer neuen Befestigung des Wyšehrad geschritten, um welchen neue Gürtel von Wällen

und Mauern gezogen werden sollten, von deren Errichtung es wohl später ab[...]
allein schon 1650 hatte der damalige Stadtcommandant und Großprior des ri[...]
lichen Johanniter-Ordens, Rudolf Graf von Colloredo-Walsee, die Abtrag[...]
der Pankrazkirche aus fortificatorischen Gründen beschlossen und ins Werk setzen la[...]
Bei dieser Gelegenheit wurden auch die letzten noch übrigen Häuser des ehemal[...]
Dorfes Krušina demolirt. Die große Messestiftung für die im Jahre 1420 gefall[...]
ungarischen Krieger wurde von St. Pankraz in die Metropolitankirche St. [...]
übertragen, wo dieselbe noch heute persolvirt wird. Die vom Volks- und Soldat[...]
glauben für prophetisch gehaltene Glocke wurde von der Universität, als dem Kir[...]
patron, reclamirt und der St. Clemenskirche im Altstädter Jesuitencollegium gesch[...]
wo ihr Klang unter den vielen hundert Glocken Prags verhallte und sie bei j[...]
mann nach und nach in Vergessenheit gerieth.

Eine andere Belagerungsgeschichte aus der Zeit des Hussitenkrieges ver[...] Erwähnung; dieselbe bietet indeß in ihrer Pointe ein heiteres Seitenstück zu der [...] erzählten.

Einer der festesten Plätze in Böhmen war während des Hussitenkriege[...] Karlstein, das königliche Schloß (Bild S. 129), in welchem die Landeskrone vo[...] Standesherren, welche Sigmund treu geblieben waren, behütet wurde. Befehls[...] daselbst war der kaiserliche Hauptmann Johann Polenz, ein Meißner Edel[...] 24.000 Mann Prager umringten das feste Schloß, mit großem und kleinem G[...] versehen. Die Belagerung begann mit dem 28. Mai 1422, dauerte volle sechs M[...] und es wurde den Belagerten Tag und Nacht zugesetzt. So wurden auch, neb[...] fortwährenden Beschießung mit Kugeln und großen Steinen aus Schleuderkäst[...] das Schloß 2000 Tonnen voll Unrath und Leichen geworfen, vor welch [...] licher Ausdünstung der Besatzung die Zähne faulten und ausfielen, wobei ein [...] Chronist bemerkt, es habe die Besatzung endlich im Herbst heimlich aus Pra[...] Arznei bekommen, durch deren Gebrauch die Zähne wieder fest wurden und [...] blieben.

Glücklicherweise war an Wasser kein Mangel, denn außerhalb der Mauer [...] auf der Spitze eines steilen Felsens ein Brunnen, aus welchem die Belagerte[...] nöthige Wasser schöpften, und war über demselben ein Thurm gebaut, so d[...] Wasserholenden geschützt waren.

Die Belagerten wehrten sich auf das tapferste und wagten sogar meh[...] Ausfälle, den Feinden mancherlei Schaden zufügend. Bei einem dieser Ausfä[...] lang es den Belagerten, einen Prager Bürger gefangen zu nehmen, den [...] einem Seile befestigten und ihn an einem Thurme aufhingen, der am meis[...] schossen wurde. Sie gaben ihm einen langen Stab in die Hand, woran ein [...] schweif festgebunden war, damit er gleichsam die Kugeln gleich Fliegen dam[...] wehren sollte. Es geschah dies theilweise aus Spott, theilweise in der Meinu[...] Prager würden nun den Thurm mit fernerer Beschießung verschonen; abe[...] nahmen darauf keine Rücksicht, sondern schossen wacker darauf zu. Als der [...] Geängstigte einen ganzen Tag in dieser schrecklichen Lage zugebracht hatte[...] glücklicherweise getroffen worden zu sein, holten ihn endlich die Kaiserlichen aus [...] von seinem schauerlichen Posten herab und schenkten ihm das Leben.

Der kaiserliche Hauptmann Johann Polenz war ein ebenso beherzt[...] kaisertreuer Mann; er und die ihm untergebene Besatzung, unter welcher Vie[...]

sich befanden, hatten sich fest entschlossen, entweder für den Kaiser eines ehr-
Todes zu sterben oder die Feste zu erhalten; aber zum letzteren war wenig
icht. Das Schloß ward von vier Blockhäusern aus angegriffen, die Mauern
en ohne Unterlaß beschossen und Feuerkugeln und Pechkränze in großer Menge
die Dächer geworfen. Dazu kam noch eine große Hungersnoth und Mangel an
iant, so daß nur noch ein einziger Ziegenbock vorhanden war.

Zur selben Zeit kam man über einen Waffenstillstand überein, bei welcher
genheit die Belagerten zu den Pragern auf einen Schmaus eingeladen wurden.
eich aber diesen das Mahl trefflich mundete, ließen sie es doch nicht merken, daß
Schlosse oben bereits die höchste Noth eingetreten, sondern rühmten sich vielmehr,
großen Vorrath an Lebensmitteln aller Gattung zu besitzen, worüber die Be-
er sehr stutzig wurden und größtentheils bereits der Meinung waren, unter
n Umständen lieber die Belagerung aufzuheben.

Die Besatzung des Karlstein erfuhr bald diese veränderte Gesinnung und beschloß,
durch eine Kriegslist noch zu erhöhen. Sechs Tage nach dem bei den Pragern
irten Mahle baten die Belagerten abermals um einen Waffenstillstand auf den
folgenden Tag, mit dem Vorgeben, daß in der Burg eine fröhliche Hochzeit
alten würde. Die Prager gewährten den erbetenen Ruhetag und an diesem
te nun auch in der Burg eine rauschende Musik und ein großes Jubiliren, ob-
weder ein Brautpaar vorhanden war, noch Mahlzeit und Tanz stattfanden,
die Besatzung war schon auf das Aeußerste gebracht und hatte soeben den letzten
geschlachtet und ihm das Fell abgestreift.

Nun ließ Hauptmann Polenz ein Viertel vom Bock mit Blut bestreichen,
e Rehhaare darauf, die er einem Sattel entnommen, und damit die Prager
n sollten, daß noch viele Speise in der Burg wäre, sandte er dieses Bockviertel
en Hauptmann der Prager, den Schneider Johann Hedwička, mit der Bitte,
eifolgenden Braten — als Theil des Hochzeitsschmauses — als Geschenk anzu-
en. Der feindliche Anführer dachte nun mit den Anderen, die Belagerten müßten
unter der Erde einen heimlichen Gang aus dem Schlosse haben, aus welchem
rauskommen konnten und jagen, und als endlich die Handwerker, welche daheim
sen gewohnt waren, die Kälte nicht ertragen konnten und wollten, zog er am
instage mit seinem Volke von der Belagerung des Schlosses ab.

Nachdem die Karlsteiner dies gesehen, thaten sie sogleich Freudenschüsse und
n ihren Spott damit, „daß ein Geisbock den Schneider von dem Schlosse weg-
en habe", welcher Spaß in späterer Zeit immer mehr und mehr verbreitet
, und worin der noch heute gang und gäbe Scherz der Vergleichung der
ider mit Geisböcken und des Scherzrufes „Meck, Meck!" den Ursprung hat.



## Der Feldhauptmann Wenzel Wlčzek und seine Kriegsordnung.

Schon um die noch immer im Verborgenen lebendigen taboritischen Ideen nicht neu zu beleben, vermied man es nach Niederwerfung der Hussiten in Böhmen, ein allgemeines Aufgebot ergehen zu lassen. Man griff zu Söldnerheeren und bereitete so auch in Böhmen den gewaltigen Umschwung im Kriegswesen vor, welchem gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts alle europäischen Armeen entgegen gingen.

Selbst König Georg Podiebrad (Bild Seite 73), vielleicht der nationalste Herrscher, welcher je die Wenzelskrone trug, machte nur geringen Gebrauch von seinem Recht, das Volk selbst zur Heerfolge aufzurufen, sondern bediente sich in seinen Kriegen meist der Miethstruppen, ja, wir werden finden, daß man daran dachte, besondere Abtheilungen aus den Ausländern zu formiren.

Unter den böhmischen Heerführern jener Periode ragt weit hervor der Feldhauptmann des Königs Wladislaw, Herr Wenzel Wlčzek von Cenowa, der Stammvater der heutigen Grafen Wilczek (Bild Seite 137). Er hatte seine kriegerische Vorbildung in einer jener merkwürdigen Vereinigungen erhalten, über welche Palacky Folgendes erzählt: „Im Jahre 1448 begann sich im Tatragebirge in Ungarn ein Waffenbund nach Art einer Räuberrotte zu bilden, der, unter dem Namen „Brüder“, auch „Kriegsbrüder“ oder „Buben“ aus Böhmen, Mährern, Polen, Schlesiern und Ungarn bestehend, bald eine solche Bedeutung erlangte, daß er in seiner höchsten Blüthe einige Jahre hindurch als selbstständige Macht in Europa galt. Seine Grundlage war alttaboritisch; die Hefe obgenannter Nationen, welche das Kriegshandwerk gegen Sold unbedenklich und zügellos trieb, strömte diesem Waffenbund zu.“

Auf diese immerhin etwas bedenkliche Art begann Wenzel Wlčzek, gleich so vielen berühmten Kriegern seiner Zeit, die militärische Carrière. Er diente als Unterbefehlshaber unter dem Anführer der „Brüder“, Peter Akšamit von Liderowic, trat mit diesem 1453 in die Dienste des Königs Ladislaus Posthumus und gehörte zu jenen dreißig Hauptleuten, welche nach Akšamit's Tod die „Brüder“ ohne gemeinsames Oberhaupt befehligten. Damit war die Ursache der Trennung schon gegeben, die Macht der „Brüder“ sank, und 1466 trat Wlčzek unter Georg von Podiebrad in böhmische Kriegsdienste, um fortan denselben anzugehören. Er stieg zu hohen Ehren empor, focht unter König Wladislaw ruhmvoll gegen die Türken und stand wegen seiner Kriegserfahrung in großem Ansehen. In der That scheint Herr Wlčzek die Kriegswissenschaft auch als Theoretiker betrieben und eine über das Durchschnittsmaß damaliger Feldhauptleute weit hinausgehende Bildung besessen zu haben.

Zeugniß gibt davon ein höchst interessantes, im fürstlich Schwarzenberg'schen Archiv erhaltenes Document, das Herrn Wenzel Wlčzek von Cenowa zum Verfasser hat und von der größten Wichtigkeit für die damalige Kriegführung ist, und zwar, da um diese Zeit nationale Einflüsse schon weniger wirkten, nicht allein für die böhmische.

Wir haben in diesem Schriftstück eine um 1490 verfaßte Kriegsordnung vor uns, die an König Wladislaw gerichtet und wohl in dessen Auftrag abgefaßt wurde. Sie enthält höchst interessante Normen über die taktische Aufstellung und Verwendung der verschiedenen Waffengattungen. Deutlich läßt sich erkennen, wie die alt

tionale Kampfweise, welche durch Zizka in ein System und zur höchsten Blüthe bracht wurde, hier so benützt und angepaßt war, um der Kampfweise der Türken gegnen zu können. Es ist dies hauptsächlich daraus zu entnehmen, daß Wlčzek Reiterei bevorzugt, welche bei den Hussiten nur eine bescheidene Rolle spielte, ohne och deshalb die den böhmischen Truppen eigenthümlichen Formirungen, die Wagenrgen u. s. w. ganz aufzugeben. Wenn wir die Kriegsartikel des Hayek von obětin das erste „Dienstreglement" nannten, so ist wohl der Vortrag des rrn Wlčzek von Cenowa als die erste „Manöver-Vorschrift" zu bezeichnen.

In ganz detaillirter Weise ordnet Wlčzek an, wie ein Heer von 40.000 Mann eiterei eingetheilt und formirt werden soll, um der leichten Reiterei der Türken iderstand leisten zu können und vor Ueberraschungen sicher zu sein. Jede Abtheilung t aus einem „Haupthaufen" zu bestehen und erhält Tirailleurs, Nachhut und Seitenckungen.

Dann fährt Herr Wlčzek in seiner Belehrung fort:

„Die zwei oder drei letzten Abtheilungen (zu 6000, 7000 und 8000 Mann) llen mit Fußgängern und Schildträgern, Lanzenreitern und Flegelträgern gehörig terstützt und dabei auch mit Handbüchsen Bewaffnete sein. Und diese drei Haufen llen geordnet sein auf dem Platze zwischen den Wägen und daraus nicht eher gelassen rden als im Nothfalle. Die Fußgänger sollen vorn und hinten und mitten zwischen n Wägen aufgestellt sein. Der Rest des Fußvolkes befinde sich bei den äußeren agenreihen zu beiden Seiten des Heeres und auf jedem äußeren Wagen sollen sich ei Hackenbüchsen befinden, vorn aber an den Enden sollen wenigstens zehn Haubitzen d zehn andere leichte Geschütze, ebenso an den hinteren Enden und an den Flanken nfalls einige derselben, um sie überall wo nöthig, vorzüglich in Kämpfen wider die ırken, auffahren lassen zu können."

„Diese Einrichtungen, lieber König, gelten vorzüglich gegen die Türken, wo viel chte Reiterei erforderlich ist, damit die Abtheilungen dreifach getheilt werden können. iese Haufen können dann selbst wieder Tirailleur-Abtheilungen bilden, so daß man gegen die Türken auch verfünffachen könnte. Und was sich etwa an Italienern d dergleichen Völkern beim Heer befindet, die sich in die übrigen Haufen nicht wohl reihen lassen, diese verwende man alle als Plänkler unter dem Kommando eines fahrenen, damit er mit ihnen immer den Feind im rechten Augenblicke drängen d zur rechten Zeit auch wieder sich zurückziehen möge und soll derselbe vorzüglich rauf bedacht sein, daß sie auf das Zeichen der Drommête (von Trumbe, stark netterndes Instrument von dumpfigem Tone, daraus später das Wort Trompete) n Feind zu Leibe gehen und auf den Trommelschlag von ihm ablassen, jedoch ihren tz behaupten und stets mit den übrigen Heerhaufen zwischen den Wägen zugleich rücken. Solcher Art werdet Ihr die Feinde überwinden und wäre ihre Anzahl h so groß. Solltet Ihr aber ohne Beihilfe von Wägen Euch mit den Türken schlagen ssen, so greifet sie an mit Gott in nachfolgender Ordnung und unter dem Schlachtt: ‚Gott und der heilige Michael mit uns!' und Ihr werdet hoffentlich erfahren, Euch nichts widersteht."

„Dem Haupthaufen der Abtheilung von 8000 Reitern gebt die ungarische hne; vor dem Haupthaufen mit 7000 Reitern die böhmische Fahne*); dem

*) König Wladislaw II. vereinigte seit 1490 auf seinem Haupte die Kronen von Böhmen Ungarn, zu welchem damals, wenn auch nur eventuell, Bosnien gehörte.

Haufen von 6000 Mann die mährische Fahne; dem von 5000 die schlesische, dem von 4000 die Rennfahne; dem von 3000 die Fahne des Königs von Bosnien, dem Haufen von 2000 die Fahne irgend eines Fürsten; jenem von 1500 die Fahne irgend eines Herrn, der die Schlacht beginnen soll; dem Haufen von 1000 die Fahne irgend eines Hauptmanns, der gleich hinter den Plänklern vorrücken soll; auch die Plänkler sollen als Wahrzeichen eine Fahne haben."

„Im Hauptthaufen, wo der König sein wird, soll vor der Fahne ein Trupp mit gezogenen Schwertern einhermarschiren oder soll die Fahne eigens von 50 oder 100 Reitern bewacht werden; ebenso soll in den andern zwei Haufen vor dem königlichen in der Nähe der Fahne Reiterei oder Fußvolk mit gezogenem Schwerte bleiben. Die Schützen, welche vor den Knappen reiten, sollen, wenn es zum Handgemenge kommt, zu beiden Seiten der Plänkler vorausrücken und auf den Feind schießen, noch ehe man mit ihm handgemein wird, und zwar ist es am besten, auf die Pferde zu zielen, damit letztere verwundet, Unordnung in den feindlichen Reihen verursachen. Sollten unsere Vorderhaufen zurückgedrängt oder gar gesprengt werden, was Gott verhüte, so soll ihnen eingeschärft werden, nicht weiter als zum Hauptthaufen zu retiriren, hier soll die Mannschaft stehen und so kämpfen, wie es tapferen Leuten zukommt. Bei jedem Hauptthaufen sollen rückwärts zwei Abtheilungen Lanzenträger und drei Abtheilungen guter Schützen sich befinden. So werden die verschiedenen Trupps hoffentlich genügend ausgerüstet und gedeckt sein."

„Lieber König! Damit mache ich Ew. Majestät wieder einen anderen Plan zur Einrichtung der Schlachtordnung."

„Wenn Ihr im Krieg den Feind vor euch habt, so suchet stets für eure Stellung einen geeigneten gesicherten Ort, am besten an einem mäßigen Berg oder an einer solchen Anhöhe, damit die Wagenreihen mit den Hinterenden oben am Berg, die Leute aber längs des Berges abwärts zu stehen kommen. Rückte nun der Feind gegen euch, so empfanget ihn kräftig mit Geschütz. Ihr werdet ihn in solcher Stellung scharf fassen können, er hingegen wird das nicht vermögen. Wäre der Feind stärker als Ihr und wollte euch umgehen, so könnt Ihr euch leicht auf die andere Seite des Berges ziehen und die Wagenreihen werden mit ihren Flügeln gleichwohl wieder zu oberst des Berges kommen und so wird euch dennoch der Vortheil der besseren Stellung bleiben."

„Eine zweite wesentliche Regel besteht darin, wenn bemerkt wird, daß die Feinde stark auf Fouragirung ausgezogen sind, so suchet sie durch raschen Ueberfall zu trennen; sie werden dann einander nicht unterstützen können und Ihr werdet immer einen Theil, vorzüglich der Fouragirer schlagen, indem sie zu den Ihrigen zurückzukehren versuchen oder auch Jene, welche ihnen helfen wollen, sich durchzuschlagen."

„Eine dritte wesentliche Regel ist folgende: Wo der Feind in mehreren Haufen gegen euch heranziehen wird, um euch zu erkundschaften oder zu necken, so suchet euch hinter einem Berg oder sonst versteckt zu ordnen. Wären der Feinde z. B. tausend, so sendet gegen sie hundert bis zweihundert Reiter aus; der Feind wird vor dieser geringen Zahl keine Furcht hegen und sich nicht flüchten. Wenn dann der Feind nahe genug ist, so möge der von euch gesendete Haufen stehen, als wolle er scheinbar den Kampf mit dem Feinde aufnehmen, und indem er zurückgedrängt wird, bringt er den Feind in eure Nähe; dann laßt schnell Haufen auf Haufen zur Hilfe heranstürmen. Dadurch werdet Ihr den überraschten Feind bald in die Flucht jagen; der von euch

gegen ihn gesendete Haufen fällt ihm sogleich in den Rücken, während Ihr inzwischen selbst herangerückt sein und ihn vernichten werdet."

In dieser Weise ertheilt der kundige Feldherr, in dem noch die Traditionen der hussitischen Kriegsführung nachwirken, viele Rathschläge behufs Führung und Formation des Heeres, Einleitung von Hinterhalten, Umgehungen und Ueberfällen. Es ist aber immer ersichtlich, daß er die nationale Kampfweise möglichst jenen Umständen anpaßt, welche mit der stets drohender auftretenden Türkengefahr unabweisbar auf die Kriegsführung einwirkten. Dies zeigt sich — wie schon erwähnt — in der Bevorzugung der Reiterei, welche im hussitischen Heere nur eine Nebenrolle spielte, und in dem Bestreben, die Aufstellung mit möglichst kleinen Fronten von großer Tiefe zu wählen, um dem stürmischen ersten Anprall der Türken nicht so leicht zu erliegen. Die Kriegswagen, die ein so wesentliches Requisit der hussitischen Schlachtordnungen und Taktik bilden, spielen auch in den Rathschlägen des tapferen Wlčzek noch eine Rolle, aber er ist kriegskundig genug, um zu ahnen, daß die Zeit derselben dem Ablauf nahe ist, und er berichtet dem König auch über eine „Ordnung des Fußvolkes ohne Beihilfe der Wagen". Ebenso erinnert die Eintheilung in ein Gros und die „Harzelirer" oder „Harkowniki" (Tirailleurs, Plänkler), welche das Gefecht zu eröffnen hatten und entweder vordrangen oder sich auf die Haupttruppen zurückzogen, an gewisse Regeln der modernen Taktik, welche in anderen Heeren sich erst viel später einbürgerten.

In der Kriegskunst Wlčzek's zeigt sich schon das Bestreben, durch taktische Maßregeln den Sieg zu gewinnen, der bisher stets nur als die Frucht persönlicher Tapferkeit erachtet wurde. Seit den Römern vielleicht legte man zum erstenmale wieder Gewicht auf die Leitung und Beherrschung der Massen in der Schlacht, die durch das ganze Mittelalter wenig mehr als ein Nebeneinander von Einzelnkämpfen war.

Auch in der Bewaffnung unterschied sich das böhmische Heer zur Zeit Wlčzek's schon von den älteren, woran die Ausbreitung der Feuerwaffen natürlich den meisten Antheil hatten. Die Reiterei führte Lanzen, Schwerter und Streitkolben oder Aexte. Aber auch berittene Schützen gab es schon, welche neben den „Verlorenen", wie jene Reiter genannt wurden, die zum ersten Angriff bestimmt waren, ritten.

Wir haben gehört, daß Wlčzek den Schützen empfiehlt, auf die Pferde der Gegner zu zielen, da der mit dem Panzer beladene Reiter zum Fußkampf zu unbehilflich war und der wuchtige Anprall der schweren Reitergeschwader durch solche Lücken in seiner Kraft gebrochen wurde.

Das Fußvolk führte die Partisane, den Speer und auch wohl Streitkolben und Lanze. Neben der Armbrust tauchte schon immer mehr die Handfeuerwaffe, das Faustrohr, auf und waren die Schützen, welche Schilder trugen, an den Flügeln der Abtheilungen postirt, um Schutz vor feindlichen Geschossen zu bieten und selbst im Feuer nicht behindert zu sein.

Mehr und mehr war auch das böhmische Kriegswesen des exclusiv nationalen Charakters entkleidet worden, obwohl es denselben so lange treu gehegt und gerade durch ihn Perioden höchsten kriegerischen Glanzes erzielt hatte. Und um dieselbe Zeit bereitete sich der Anschluß Böhmens an das machtvoll aufstrebende Oesterreich vor, in dessen ruhmvollem Heer bei hoher kriegerischer Ausbildung der vereinigende und ausgleichende Rahmen für alle nationalen Eigenarten gegeben war.

## [illegible] im Mittelalter.

[illegible] die ersten Fortificationen sein [illegible] Bezwingung besonderer Vorrichtungen. [illegible] aus dem Alterthum zurück und wir [illegible] in den Wurfmaschinen des Mittelalters [illegible] ging auf eine Art derselben als

[illegible] unzugänglichen Höhen gelegenen Festen [illegible] einer zahlreichen tapferen Bevölkerung ver- [illegible] man im Mittelalter schwerfällige und häufig [illegible], deren Größe und Last sie sehr schwierig [illegible] machte.

[illegible] Darstellung dieser Kriegsmaschinen ist mit nicht [illegible]. Die Schriftsteller des Mittelalters bedienen sich, [illegible] Darstellung, sehr verschiedenartiger Benennungen; [illegible] unter ganz verschiedenen Namen vor, dann [illegible]maschinen, die nach Construction und Anwendung [illegible] dieselbe Benennung. Eine Sichtung wird um so [illegible]schreiber fast nie eine Beschreibung dieser Maschinen [illegible] Einrichtung als bekannt voraussetzen und begnügten sich [illegible] diesem oder jenem Kriege zu erwähnen.

[illegible] für eine übersichtliche Darstellung zu gewinnen, theilen wir [illegible] Mittelalters in **Wurfmaschinen** (und zwar für geraden [illegible] **Stoßmaschinen** zur Erschütterung der Mauern und Her- [illegible] ein. (Bilder Seite 152 u. 153.)

[illegible]**maschinen** werden uns in den Chroniken des Mittelalters genannt [illegible] **Tummler**, **Mangen**, **Pechtrer** und **Rutten**. Sie waren [illegible] **Bogenwurf** construirt, wie schon aus ihrer Anwendung gegen [illegible] Befestigungen geschlossen werden muß, und dürften als gemeinsame [illegible] „**Baliste**" der Alten haben. Diese bestand aus einer ziemlich compli- [illegible] welche den Zweck hatte, Steine oder andere Gegenstände, die auf [illegible] Federkraft gespannten Hebelarm gelegt wurden, mit großer Geschwindigkeit [illegible] Kraft gegen bestimmte Ziele zu schleudern. (Bild Seite 48.) Es [illegible] zu diesem Zwecke eine große Menge mechanischer Vorrichtungen denken, [illegible] Thau scheint man auch sehr verschiedene Maschinen construirt zu haben, [illegible] jedoch alle auf einer gemeinsamen Grundlage beruhten.

Unsere Abbildung (Seite 152) zeigt eine der anders gestalteten mittelalterlichen **Wurfmaschinen**, welche die Stadt Basel hatte 1424 anfertigen lassen, und wozu [illegible] alte Chronik folgende Erläuterung gibt: „Das Hintertheil des Wagbaumes a [illegible] dem Gewerk, so etwas dicker und mit einer unsäglichen Last in einem angehenkten [illegible] b beschwert, wird mit einem Haspel c in die Höhe aufgezogen, hiermit das [illegible]theil des Baums d, daran die Schlinge gemacht ist, zur Erden gebracht, dar- [illegible] mit einem Seil e angespannen, bis der Stein viel Zentner schwer in die Schling f

gelegt. Wenn dann das Hebseil e gezuckt wird, schwingt der Baum durch Mitsichführung des angehenkten Lasts den Stein in die Luft, welcher im Niederfall Alles, was er antrifft, zerknirschet."

Seltsamerweise findet sich eine von französischen und italienischen Schriftstellern des Mittelalters oft erwähnte und sehr gerühmte Wurfmaschine, die *Bombarde*, in deutschen Chroniken gar nicht genannt. Da uns aber die Geschicklichkeit der heimischen Künstler wiederholt gerühmt wird und derlei Erfindungen sich schon damals rasch verbreiteten, so ist wohl anzunehmen, daß sich die Bombarde der romanischen Völker hinter einer der obenangeführten Wurfmaschinen verbirgt; wahrscheinlich ist sie eins mit dem *Tummler*, dessen Wirkung als sehr verheerend geschildert wird.

Häufig erwähnt werden die *Antwerke* oder *Anteriche*, welche schwere Steine gegen die Mauern und Erker schleuderten, aber auch in hohem Bogen Brennstoffe in das Innere des belagerten Ortes warfen. Von der *Rutte* berichtet uns der Reimchronist Ottokar von *Hornek*:

> „Der Maister saczt an der stet
> Ain Ruten an dem Perch (Berg),
> Dahinter ain Antwerch . . . . .
> Von Swebel ain Feuer
> Warf er hinauf mit der Rutten
> Daz begund sich schutten (zu schütten)
> Und praitten auf daz Dach."

Da er nun weiter erzählt, daß die zum Löschen Herbeieilenden durch Steinwürfe aus einer anderen Maschine vertrieben wurden, so geht daraus hervor, daß die *Rutte* leichter construirt war und nur Gegenstände von geringem Gewicht zu werfen vermochte.

Wie schon erwähnt, wird die Wirkung der *Tummler* als die furchtbarste geschildert. *Hornek* sagt davon:

> „Und die Tumelere
> Daz ist ein Werich also getan
> Daz man halten dafür chan,
> Geczymere noch gemawrn,
> Daz dafür mög getawrn."

Da er an einer anderen Stelle erzählt, man habe „Tummerer und Mangen, Rutten und Pechtrer aufgericht", so ist wohl anzunehmen, daß die Verschiedenheit dieser Wurfmaschinen hauptsächlich in der Größe und dem Gewicht der Geschosse bestand. Die stärker construirten warfen Steine zur Erschütterung und Niederwerfung der Mauern, die schwächeren Brandstoffe. Neben brennendem Schwefel und Pech werden auch die *Feuerpfeile* erwähnt, wie wir schon bei der Belagerung von Krems durch *Matthias Corvin* sahen. Es waren das stärker construirte mit Widerhaken versehene Geschosse, die mit brennbaren Stoffen umwickelt, oder wenn sie hohl waren, gefüllt wurden. Während die Römer sie auch in offener Feldschlacht gegen die ihnen gefährlich werdenden *Kriegselefanten* gebrauchten, fanden sie im Mittelalter nur bei Belagerungen Anwendung, um Gebäude oder hölzerne Bollwerke und Maschinen zu entzünden. Wiederholt werden auch *Feuerkugeln* erwähnt, und bei der Belagerung von *Kuttenberg* versprach ein Zeugmeister dem Kaiser *Albrecht* I., Feuerkugeln von besonders furchtbarer Wirkung anzufertigen, die „Holcz und Gemewr Prennen

aus den Grunt". Der Versuch wurde auch gemacht, die Wirkung scheint aber den Erwartungen nicht entsprochen zu haben.

Nicht selten bediente man sich der Wurfmaschine auch, um verfaulte Aeser, alle Arten Koth und ähnliche unsaubere Substanzen in Fässern gegen die belagerten Orte zu schleudern. Man suchte dadurch Seuchen zu erregen, welche die Vertheidigungskraft lähmen und zur Uebergabe nöthigen würden.

Während Herzog Albrecht 1380 den Grafen Heinrich von Schaumberg in seinem Schlosse (Oberösterreich) belagerte, that ihm dieser den Schimpf an, ein mit Excrementen gefülltes Faß gegen das herzogliche Zelt werfen zu lassen. Nun erst wendete man dasselbe unsaubere Mittel gegen das Schloß an, das jedoch trotzdem nicht bezwungen wurde. Die Hussiten warfen, wie schon erwähnt, 1422 bei der Belagerung von Karlstein 2000 Fässer mit solcherlei Inhalt in die Feste.

Mit Erfolg wendeten die Bürger der rheinischen Städte das Mittel an, als sie 1334 die Raubburg Schwannau im Elsaß lange vergeblich berannt hatten. Die herrschenden Seuchen zwangen die Besatzung zur Uebergabe und mit Ausnahme der Adeligen wurden die Räuber gehenkt; den Zeugmeister der Burg aber, der den Belagerern viel Schaden zugefügt hatte, legte man statt eines Steines auf die Wurfmaschine und schleuderte ihn in die Luft, wozu der Chronist naiv bemerkt, „er werde wohl schon todt gewesen sein, bevor er sich beim Sturz aus der Höhe zerschmetterte".

Für den geraden Wurf dienten die Bleiden, welche den Katapulten der Alten entsprachen. Sie bestanden aus einer bankartigen Vorrichtung mit einer Rinne, in welcher das Geschoß lag, das durch die Schnellkraft eines mit Strängen zurückgedrehten Bodenstückes auf ziemlich große Entfernungen geschleudert wurde. Als Geschosse wurden sehr starke, zweidrittel Fuß im Quadrat haltende und 18 Fuß lange Balken mit eisernen Spitzen benützt oder auch ganze Pfeilbündel, welche dann einen größeren Raum bestrichen, also die Vorläufer der Kartätschen waren. Natürlich gab es auch Bleiden von verschiedenen Größen, indessen beruhte ihre Construction stets auf dem Principe der Armbrust. Hieher sind auch die Wagenarmbrüste zu zählen, die auf einem besonderen Gestell ruhten, starke stählerne Bogen hatten und eine eigene Gattung schwerer Pfeile — besonders zum Zünden — schossen, welche Muschetten genannt wurden.

Sehr häufig aber reichte man mit diesen Wurfmaschinen nicht aus, um die Mauern eines festen Platzes zum Falle zu bringen oder einen Sturm mit Hoffnung auf Erfolg vorbereiten zu können. Man construirte daher verschiedene Belagerungsgeräthe, um die Befestigungen durch directen mechanischen Stoß zu erschüttern und eine gedeckte Annäherung zu gestatten.

Allen diesen Zwecken zugleich diente ein im Mittelalter vielgenanntes, besonders complicirtes Gerüst, der Balfried oder Berfried, von den heimischen Schriftstellern seinerzeit treffend „Ebenhoch" genannt. Dasselbe war sehr fest aus Balken gezimmert, mehrere Stockwerke hoch und war auf Rädern beweglich, um gegen die Mauern geschoben werden zu können. Zu diesem Zwecke mußte oft mit langwieriger Arbeit und unter großen Verlusten eine besondere Straße oder eine Bahn aus Bohlen hergestellt werden. In den unteren Etagen [illegible] den sic[illegible]maschinen gleich dem Widder der Alten, um die Mauer [illegible] itter[illegible]en dienten zur Beobachtung des Feindes, Beunruhigung [illegible] llen, und of

ren sie mit Fallbrücken versehen, um den Stürmenden den Uebergang auf die auern zu gestatten. (Bild Seite 153.)

Da die einfachste Weise, sich dieses Angriffsmittels zu erwehren, sich in der andsetzung desselben bot, war der Balfried von Außen mit glatten Thierhäuten, ssen Stoffen oder anderen Schutzmitteln verkleidet. Außer den Feuerpfeilen bedienten die Belagerten, um den Balfried anzuzünden, auch der Brandtücher oder Feuer-nden, etwa ellenlange Stücke Leinwand, mit brennbaren Substanzen bestrichen und t Widerhaken zum Anhängen versehen.

Eine andere vielgebrauchte Belagerungsmaschine war die Katze. Sie hatte eine ppelte Aufgabe: die gedeckte Annäherung an die Mauern und die Zerstörung der-ben durch Unterminiren oder Stoßwerkzeuge. Für den ersteren Zweck bestand die tze aus einem oft sehr stark gebauten Schirmdach, das den Minirern, den Stoß-rkzeugen und auch den Stürmenden Deckung gegen die Geschosse der Belagerten währte. Auch die Katze wurde auf Räder gesetzt oder mittelst untergeschobener alken fortbewegt; da sie knapp an die Mauern geschoben werden mußte, so machte Ausfüllung der Gräben oder bei Schlössern die Herstellung eines Weges zur öhe große Schwierigkeiten.

Die Belagerten suchten sich der Katze gleichfalls durch Feuer oder durch Zer-ümmerung mittelst großer Lasten zu erwehren.

Als die Eidgenossen unter dem wilden Landamman Jtel Reding das vom terreichisch gesinnten Adel vertheidigte Schloß Greifensee belagerten, kam auch die atze zur Anwendung. Zweimal gelang es dem Befehlshaber Herrn Hans von reitenlandberg, der „Wildhans" genannt, das Schirmdach durch einen Altar-in und andere Lasten zu zertrümmern, wobei die darunter befindlichen Arbeiter den d fanden. Aber endlich bauten die Schweizer ein so starkes Dach, daß es allen griffen trotzte, und damit war der Fall der Festung entschieden, welcher nach der bergabe zu dem „Bluttag von Greifensee" führte, da Jtel Reding alle fangenen enthaupten ließ.

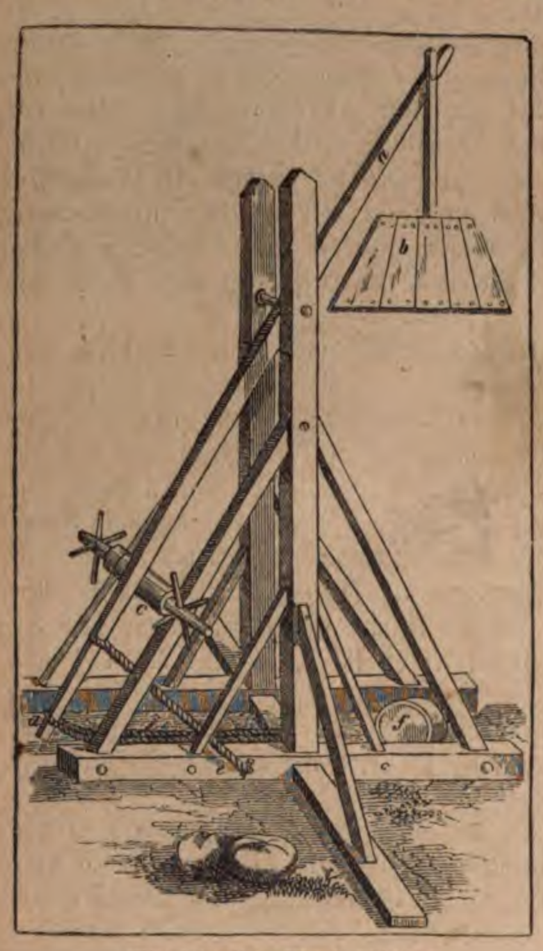
Jn der alten Befestigungskunst nannte man auch jenes Werk, welches alle rigen an Höhe überragt oder beherrscht, die Katze, später wurde dafür der Aus-ck „Cavalier" üblich.

Aehnlicher Construction, nur durch die Größe unterschieden, mag wohl der rebs" gewesen sein, ein Zerstörungsinstrument, von dem gerühmt wird, daß keine auer und kein Thurm widerstehen konnte. Zur Fortbewegung des Krebses waren fhundert Menschen auf ebenem Boden erforderlich.

Vollkommen unklar ist es, zu welcher Gattung von Belagerungsmaschinen der Hornek genannte „Igelswer" gehört; nur aus der Zusammenstellung mit Katze läßt sich schließen, daß es eine Stoßmaschine war, welche Maschinen wohl mtlich gleich dem Widder der Alten darauf beruhten, daß ein mit Eisenstacheln hlagener Stamm durch Menschenkraft auf Rädern oder Rollen gegen die Mauern toßen wurde, um das Gefüge zu erschüttern, Steine auszubrechen und endlich eine esche zu schaffen oder den völligen Zusammensturz herbeizuführen.

Sollte ein solcher Zweck im geringeren Umfang von einem Einzelnen erreicht werden, bediente man sich der „Geisfüße", gespaltener Brecheisen zum Lockern von Steinen, das Anlegen von Sturmleitern und Hinaufklimmen an der Mauer zu erleichtern. lche „Geisfüße" werden 1444 unter den Waffenvorräthen der Stadt Wien angeführt.

Wer den Bau, die Aufstellung und Bedienung solcher Kriegsmaschinen ve oder gar daran Verbesserungen anzubringen wußte, genoß hohe Ehren und Gezeugmeister oder auch kurzweg Meister genannt. Bei der Schilderun Belagerung von Bingen rühmt Hornek die Kenntnisse und Verdienste des M „Rot Ermeleyn“ (etwa Roth-Aermel), der in hohen Gnaden bei Kaiser Albre stand. Diese Meister waren nicht immer Kriegsleute, sondern häufig wirkliche K oder Gelehrte, welche ihre Kenntnisse in der Mechanik und Mathematik dem lande widmeten. Wir wissen j nach dem Beispiele des Archi bei der Belagerung von Syrak auch Galilei und Benvenuto als Kriegstechniker bei den An auf Florenz und Rom hervor Ebenso beschäftigten sich Leonar Vinci und unser Albrecht Düre übergehend mit dieser Wissenscha



Mittelalterliche Wurfmaschine.
(Seite 148.)

Man gab daher diesen M auch gar wohlklingende Ehrentit Ingeniari, Ingeniosi, Artilla das heißt so viel wie sinn- u findungsreiche Künstler, Bezeichn die in dem heutigen Ingenieu Artilleriewesen noch fortleben. A stammt von arcus (Bogen) a man verstand darunter jenen der Kriegskunst, der sich mit den maschinen befaßte. Er verschwan lich mit dem Ueberhandnehme Feuerwaffen ganz und an seine trat die „Arctley“, „Arto „Artillerie“, was von ars ( abgeleitet ist und stets nur vo Feuerwaffen verstanden wurde.

Nur weil die Vertheidi mittel fast noch mangelhafter als jene zum Angriff, ist es erk daß mit so schwerfälligen und i Anwendung beschränkten Maschinen selbst starke Festungen in nahezu unnahbaren bezwungen werden konnten. Allerdings war damals eine Belagerung eine viel um lichere und langwierigere Sache, als dies heute der Fall ist. Man mußte oft nachei die verschiedensten Mittel anwenden, um zum Ziele zu gelangen; nur der H bezwang endlich die auf steiler Felsenhöhe und hinter klafterdicken Mauern Angriffe spottenden Vertheidiger, und der Beispiele, wo die Belagerer trotz Mühe resultatlos abziehen mußten, sind im Mittelalter sehr viele.

Für die Stärke der Mauern ist ein Beispiel aus der Fehde Herzogs Albre mit dem Bischof von Konstanz bezeichnend. Der Erstere belagerte den G

ld von Nellenburg auf dem gleichnamigen Schlosse bei Stockach. Da fgeschosse nichts gegen die riesigen Mauern vermochten, untergrub man mit Mühe den auf einen Fels gebauten großen Thurm, bis die eine Hälfte des- ur mehr auf untergestellten hölzernen Stützen ruhte. Als diese dann angezündet und abbrannten, stürzte der Thurm nicht, wie man erwartet hatte, in r zusammen, sondern das Mauerwerk war so fest, daß er als Ganzes rg hinabrollte, wobei sechs Mann der Besatzung mitgerissen wurden.

elten waren die Bela- eere sehr stark, da die gkeiten der Verpflegung die Belagerer nicht ge- aren als für die Ver- . Die letzteren wendeten ergötzliche Kriegslisten ihrend der Belagerung e Hoch-Osterwitz ten durch die Herzogin aretha (Maultasch) l schwand der Proviant Burg auf einen Metzen nd ein mageres Stück sammen. Nun erzählt nik weiter: „Solches ind ließen sie schlagen ehmen, folgends solche mene Haut mit dem des Korn's füllen und enähen, hernach solches den Berg hinabrollen. nn schaute unten mit erung zu, und als man t eröffnete, bildeten sie lich ein, die Belagerte noch mit Proviant ge- versehen sein. Als aber zogin Margareth ernahm, schrie sie mit timme: ‚Ha, das sind die halsstarrigen Clauswappen, so ihnen schon lange rrath in die Kluft zusammengetragen und auf dem hohen Felsen sich versteckt die wir nicht wohl werden in unsere Klauen bekommen können. Darum vir sie in ihrem Nest sitzen lassen und andere gemästete Vögel suchen.‘ Hernacht uf ihren Befehl Jeder seine Sturmhaube mit Erdreich füllen und solches auf Felde — gleich gegen Osterwitz über — ausschütten, daraus denn endlich ein Hügel und demselben der Nahm die Maultaschschütt erwuchs.“



Mittelalterliche Sturmmaschine.
(Seite 151.)

ie erste Sorge beim Beginne jeder Belagerung war die vollkommene Ein- ung. Zu diesem Zwecke und zum Schutze gegen Ausfälle oder Entsatzversuche

wurde um das Lager nach Innen und Außen zu Wall und Graben aufgeworfen und Schanzen errichtet. Auf deren Zerstörung zielten die häufig unternommenen Ausfälle ab. Bevor man sich zu einer regelrechten Belagerung entschloß, versuchte man stets, durch einen Sturmangriff des Platzes Herr zu werden. Die Pfeil- und Armbrustschützen suchten durch möglichst viele Geschosse die Vertheidiger von den Wällen zu vertreiben und das Anrücken der Stürmenden zu sichern, die ihrerseits an die Ersteigung der Mauern mittelst Leitern gingen, um ein Thor für die Masse des Belagerungsheeres zu öffnen. Nur selten gelang dieser erste Angriff, und wenn es geschah, waren meist Verrath oder Zaghaftigkeit der Besatzung daran schuld.

Bei befestigten Orten und Städten spielte schon frühe das Minenwesen eine besondere Rolle. Man suchte die Mauern durch Untergrabung zum Einsturz zu bringen oder sich unter denselben einen Weg in die Stadt zu bahnen, wobei Alles darauf ankam, die Belagerten in Unkenntniß über die Richtung der Minen zu lassen. Man arbeitete daher von verschiedenen Stellen aus und warf sogenannte „Häckelwerke“ auf, ein System von Erdaufwürfen und Verpalissadirungen, zu welchen die Minengänge das Material gaben. Nach und nach rückte man mit diesen Werken näher, um die Wurfmaschinen postiren, „Balfried“ und „Katze“ möglichst ungefährdet an die Mauern bringen zu können. Ein beliebtes Vertheidigungsmittel, das mit glänzendem Erfolg Hunyady bei Belgrad gebrauchte, war das Anzünden von Reisigbündeln in der Bresche; auch Fässer oder Sandsäcke schob man rasch in eine Mauerlücke. Den besten Schutz indessen sah man in der Tapferkeit der Besatzung, die ja meist nicht blos um Freiheit und Gut, sondern auch um das Leben zu retten, focht. Den Stürmenden goß man von den Wällen brennendes Pech, siedendes Oel oder auch Wasser entgegen.

Das Fehlschlagen einer Belagerung war fast immer mit großen Verlusten begleitet. Nur selten war es auf dem Rückzuge möglich, die mit vielen Kosten hergestellten und herbeigeschafften Kriegsmaschinen mitzunehmen, deren oft eine große Zahl war. Oft war man genöthigt, sie selbst anzuzünden, um sie nicht in den Händen des Feindes zu lassen. Oft wurden zur Bezwingung einer einzelnen Feste ungewöhnliche Mittel aufgeboten. Hadmar von Falkenberg betrieb von seinem bei Zwettl gelegenen Schlosse nicht nur das Raubritterthum in frechster Weise, sondern stand auch im Verdachte, Kaiser Albrecht I. nach dem Leben zu trachten. Dieser ließ daher 1299 unter seinem Sohn Herzog Rudolf ein Heer gegen die Burg Falkenberg ausziehen, die nach der Flucht Hadmar's von dessen Bruder Rapoto vertheidigt wurde. Vier große Bleiden und mehrere kleine Wurfmaschinen wurden aufgestellt und siebzig Wagen waren Tag und Nacht beschäftigt, um die Geschosse aus den Steinbrüchen bei Eggenburg herbeizuschaffen, so daß jeder Stein auf sieben Schillinge zu stehen kam. Im Verlauf der Belagerung, die durch den ganzen Winter bis in den März 1300 währte, wurden 7800 große Steine gegen die Feste geschleudert, und auch dann, als Ringmauern und Thürme schon sehr beschädigt waren, willigten die Vertheidiger erst in eine Uebergabe, als ihnen freier Abzug mit allem Eigenthum zugestanden wurde.

Eine der merkwürdigsten Belagerungen, in deren Verlauf sich ein anschauliches Bild der damaligen Wehrverhältnisse entrollt, war jene von Güns durch Herzog Albrecht, den späteren Kaiser. Die Grafen von Güns waren weder gute Unterthanen noch bequeme Nachbarn. Pochend auf ihren großen Besitz, beanspruchten sie

völlige Unabhängigkeit, und eine der reichsten Einnahmsquellen sahen sie in den Raubzügen nach Oesterreich und Steiermark. Graf Jwan gehörte zu den Schlimmsten seines gewaltthätigen Geschlechtes. Er trotzte der Macht des Ungarkönigs Ladislaus und fiel wiederholt in die deutschen Nachbarländer ein, die Ortschaften verbrennend, die Herden raubend, während die männlichen Einwohner erschlagen, Weiber und Kinder, mit Stricken gebunden, in Gefangenschaft getrieben wurden. Abt Heinrich von Admont und der Landeshauptmann von Steiermark, Hermann von Laudenberg, erlitten wiederholte Niederlagen, und man mußte froh sein, sich durch einen unrühmlichen Vertrag für einige Zeit Ruhe zu schaffen.

Das wurmte Herzog Albrecht gewaltig, denn er war nicht der Mann, eine Unbill geduldig hinzunehmen. Als daher Graf Jwan sich neue Räubereien zu Schulden kommen ließ, beschloß der Herzog, gründliche Abrechnung mit ihm zu pflegen. Er erließ im Frühjahr 1289 ein Aufgebot und brach mit einem Heer von 15.000 Mann auf, um Graf Jwan energisch zu züchtigen und seinen Hauptsitz Güns zu nehmen. Auf dem Wege dahin lagen aber viele Burgen und befestigte Plätze, welche zuerst genommen werden mußten.

Zuerst kam die starke Burg Martinsdorf an die Reihe, in welcher die Grafen Simon und Michael, zwei Vettern Jwan's, befehligten. Auf hundert Wägen wurden von Neustadt die Kriegsmaschinen herbeigeschafft, „Bleiden" und „Tummerer" fingen an zu spielen, und namentlich vor den Geschossen der letzteren hielten auch die festen Mauern nicht Stand. Ein Entsatzversuch Graf Jwan's wurde siegreich abgewehrt, ohne die Belagerung zu unterbrechen. Immer näher rückten die „Ebenhoch" gegen die Mauern, so daß man von den oberen Stockwerken derselben in die Gemächer der Burg sehen konnte und weder darin noch auf den Wällen Sicherheit gegen die Bolzen der Armbrustschützen mehr war. Gegen Bewilligung freien Abzuges mit allem Eigenthum erklärte sich die Besatzung bereit zur Uebergabe, was auch mit Ausnahme der Lebensmittel zugestanden wurde.

Das Schicksal dieser Feste hatte heilsamen Schrecken verbreitet, so daß der Befehlshaber von St. Margarethen keinen Widerstand wagte, sondern auf die erste Aufforderung die Burg übergab und abzog. Nicht so glimpflich ging es bei Burg Eckendorf ab, die ein furchtbares Schicksal traf. Kaum war die Belagerung begonnen, als durch das von einer Rutte geworfene Schwefelfeuer das Dach eines ungemein festen Thurmes in Brand gesteckt wurde. Ein Steinhagel aus den Antwerken machte alle Löschversuche unmöglich, und in der Verwirrung hatte man die schweren eisernen Thore so fest verrammelt, daß jede Hilfe oder ein Entweichen in die Burg verhindert war. Gräßliches Jammergeschrei drang aus der Burg, und man bat den Herzog, die Unglücklichen retten zu lassen. Doch er erwiderte anfänglich, es sei nur gerecht, daß die Ungarn für die in Oesterreich verübten Grausamkeiten büßten, und erst nach weiterem Drängen gestand er Weibern und Kindern und einem Priester, in Allem 81 Personen, freien Abzug zu. Von den Männern kamen die meisten im Kampf und in den Flammen um, die Gefangenen sendete man in jene Orte, welche am schwersten durch die Raubzüge betroffen waren, zur Hinrichtung.

Nun wagte man fast nirgends mehr Widerstand, nach der Reihe ergaben sich die festen Plätze. Nur das sehr starke Altenburg versuchte sich zu widersetzen, da eröffneten aber die Schützen des Herzogs einen solchen Hagel von Pfeilen und Bolzen,

daß niemand auf den Wehren und Mauern bleiben konnte und man sich auch zur Uebergabe entschloß.

Dem Siegeszug schien bis Güns kein Hinderniß mehr entgegenzustehen, als Herzog Albrecht im eigenen Lager auf einen Widerstand stieß, der so recht das Klägliche der damaligen Wehrverfassung bewies. Die Edlen aus Oesterreich bestanden nämlich darauf, nach Hause entlassen zu werden, da sie sonst der Ernte und Weinlese verlustig werden müßten. Vergebens war alles Zureden des Herzogs und sein Versprechen, allen erwachsenden Verlust zu vergüten. Wenn sich Einzelne willig zeigten, beharrten die Uebrigen desto hartnäckiger auf ihrem Entschluß, der nach den Privilegien des Adels allerdings nicht anfechtbar war. Viele zogen sogar ab, ohne die Erlaubniß abzuwarten, und Herzog Albrecht mußte endlich gegen das Versprechen, daß sie sich nach der Weinlese wieder einfinden würden, Alle ziehen lassen, mit Ausnahme der Besatzungen in den eingenommenen festen Plätzen. Es war dies eine große Schädigung des ganzen Unternehmens, da inzwischen Graf Jwan Zeit zu neuen Rüstungen gewann.

Mit den Beisteuern reicher Landesherren, besonders des Abtes von Admont, konnte Herzog Albrecht Kriegsvolk aus Steiermark und Kärnten an sich ziehen, und gegen Ende September stellten sich pünktlich auch die edlen Herren aus Oesterreich mit ihrem kriegerischen Gefolge ein. Herzog Albrecht's Beharrlichkeit fand viel Lob und Bewunderung, und Ritter Hornek meint, er habe noch nie von zwei Kriegszügen in einem Jahre vernommen.

Sofort zog das Heer vor Güns, da Graf Jwan nicht den Muth fand, sich im offenen Feld entgegenzustellen. Dagegen hatte er Abtheilungen seiner Kriegsleute in die Umgegend verlegt, wo sie durch den kleinen Krieg den Belagerern viel Schaden thaten. Wiederholt gingen die Proviantransporte verloren und kleinere Abtheilungen, die sich zum Fouragiren aus dem Lager wagten, wurden häufig überfallen. An einem Tage wurden auf solche Art fünfhundert Knechte des herzoglichen Heeres erschlagen und hundert Mann betrug der auf diese Weise entstehende Abgang fast täglich. Den Gefangenen ließ der unmenschliche Jwan Hände und Füße abschlagen.

Eilf Tage lagerte das Heer vor der Stadt, als Herzog Albrecht endlich den Sturm auf selbe befahl. Man hatte schon früher die beste Habe in die Feste gebracht und nach kurzem heftigen Kampf öffneten die Bürger die Thore. Wie uns Hornek erzählt, befahl der Herzog, die Stadt zu schonen, aber in ihrer Erbitterung achteten die Soldaten dessen nicht.

„Wie sehr der Herczog hat gepeten,
Daz man die Stat nicht verprant,
So waz es doch vnerwant.“

Zuerst plünderten die Kriegsknechte alles rein aus. Als nun der Troß und die Schildknechte, von welchen so viele getödtet worden, an die Reihe kamen und nichts mehr fanden, zündeten sie aus Rache und Unmuth die Stadt an.

Nun kam erst die schwierigste Aufgabe, die Bezwingung der ziemlich starken Feste. Auf einem besonderen Gerüste wurde über den tiefen und mit Wasser gefüllten Graben eine Katze an die Mauer geschoben, deren Bauart und Ausrüstung so trefflich war, daß weder die schweren Steingeschosse noch das Feuer ihr etwas anhaben konnten. Wohl versuchten einmal kühne Leute aus der Festung, das Gerüst, auf dem die Katze stand, anzuzünden, indem sie zur Nachtzeit auf einer Art Floß sich näherten

d von unten Feuer anlegten. Aber die Flamme ward noch rechtzeitig bemerkt und terdrückt, ehe sie großen Schaden gethan hatte.

Unablässig arbeiteten nun die Wurfmaschinen, so daß die Mauerkronen und rüstungen, die Erker und Thürme in Schutt sanken und die Wälle selbst litten. n Versuch, die Feste zu untergraben, mußte wegen der Tiefe des wasserführenden urggrabens aufgegeben werden.

Von beiden Seiten erschöpfte man allen Scharfsinn, um neue Angriffsmittel zu innen oder diesen durch entsprechende Gegenanstalten vorzubeugen. So erzählt uns ornek:

„Die Meister hießen machen einen Pawm,
Der waz grozz und lanckh,
Nach Ler der Meister weisen
Ward er beslagen mit Eisen,
Vnd an dem Ort vberal
Mit rechtem Ekchel vnd Stachal!“

Um die furchtbare Wirkung dieses Stoßbaumes, dem die festesten Mauern wichen, zuschwächen, ließen die Belagerten dicke, geflochtene Hürden an den Mauern herab, n die Stellen, gegen welche der Stoßbaum in Thätigkeit war, zu schützen. Aber im ger vereitelte man auch diesen Schutz, indem man scharfe Sicheln an langen Stangen festigte und damit die Seile durchschnitt, woran jene Hürden hingen.

Endlich wurde es klar, daß alle Mittel des Widerstandes erschöpft waren, und auch die Lebensmittel schmal zu werden anfingen, zeigte Graf Iwan seine eneigtheit zu Unterhandlungen. Herzog Albrecht wollte den frechen Ruhestörer rne exemplarisch züchtigen und gestand zuerst nur den Weibern und Kindern freien bzug. Die Männer sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben oder in der Burg s zum Aeußersten bleiben. Erst auf das vielfältige Zureden seiner erfahrensten auptleute, die ihn auf den herannahenden Winter und die schon erlittenen schweren erluste aufmerksam machten, gestand er auch den Männern mit ihren Pferden und viel von der Habe, als jeder tragen konnte, freien Abzug zu. Am 1. November gen die herzoglichen Truppen in die Burg ein, das Aufgebot aber wurde entlassen. om „gemeinen Kriegsvolk“ hatte auf diesem Zuge fast die Hälfte das Leben verloren.

Von anderen Kriegsgeräthschaften haben wir die Wagenburg schon wieder- lt in ihrer Anwendung kennen gelernt. Sie findet sich schon bei den alten Germanen, o sie aber nur als Deckung der Nachhut, als Schutz für Weiber und Kinder erscheint. m Falle einer Niederlage zog man sich auf sie zurück, wo dann oft eine zweite, ch blutigere Schlacht entbrannte. Unter Karl dem Großen war die Beistellung ner Anzahl Wagen bei jedem Aufgebot des Heerbannes vorgeschrieben, doch scheinen eselben mehr Transportmittel als Kriegswagen gewesen zu sein. Erst im fünfzehnten hrhundert finden wir sie wieder zu großer Bedeutung gekommen, und zwar nicht os als Defensivmittel, sondern als Grundlage eines besonderen taktischen Systems, s sie auch zum Angriff zu verwenden suchte. Wir haben gesehen, welche Wichtigkeit Wagenburgen in der Kriegführung der Hussiten besaßen und welche Meisterschaft onders Zizka in deren vielseitiger Benützung eigen war.

Auch die Anwendung von Schiffbrücken kam schon früh, wenn auch sehr ten vor, da die Reiterheere auch ohne solche leicht die Flüsse übersetzen konnten. uchenwirt scheint von solchen noch nichts zu wissen, obwohl sie für andere als

militärische Zwecke schon viel früher hergestellt wurden. Wo er einen Heerzug beschreibt, erwähnt er des Gedränges und der Verwirrung bei Ueberschreitung von Gewässern, man setzt mit Schifflein, so viel eben zu haben waren, mit Roß und Mann über oder schwamm und watete hindurch. Von König Ottokar II. wissen wir, daß er 1271 auf seinem ungarischen Feldzug eine Schiffbrücke mit sich führte, die auf hundert Wagen verladen war. Auch Rudolf von Habsburg bediente sich im entscheidenden Feldzug gegen Ottokar einer Schiffbrücke, welche das rasche Vordrängen seines Heeres wesentlich erleichterte. In viel späteren Feldzügen dagegen sehen wir, daß die Heere bedeutende Umwege machen mußten, weil sie keine solchen Brücken besaßen. So mußten 1336 die bairischen und österreichischen Truppen über Passau bis nach Linz ziehen, um den Donau-Uebergang zu bewerkstelligen.

Dem Leser wird gewiß sich öfter die Bemerkung aufgedrängt haben, daß, so unbehilflich und schwerfällig auch viele der erwähnten Kriegsgeräthe sind, wie sehr sie auch von den modernen Einrichtungen, welche die Exactheit von Präcisionsinstrumenten haben, abweichen, doch der zugrunde liegende Gedanke derselbe ist. Was damals noch in der Herstellung, unzuverlässig in Handhabung und Wirkung war, ist heute, wo die Kriegswissenschaft sich alle Errungenschaften der Technik, Physik und Chemie dienstbar macht, ein nach unumstößlichen Gesetzen eingerichtetes und wirksames Instrument. Aber entkleidet von diesen Fortschritten bleibt der Grundgedanke meist derselbe, den wir vor sechshundert und mehr Jahren den „sinn- und erfindungsreichen Gezeugmeistern" vorschweben sahen. So drückt sich auch in dieser Beziehung der alte Erfahrungssatz aus, daß die Erscheinungen an sich immer die gleichen sind und nur die Zeit und ihre Mittel sie in eine wechselnde Form bringen. Wir werden diesen Gedanken auch festhalten können, wenn wir die ersten Feuerwaffen betrachten, die sich neben und mit Hilfe der alten Wurfmaschinen verhältnißmäßig rasch entwickelten — ein Proceß, der trotz des hohen Standes der heutigen Artilleristik gewiß noch nicht abgeschlossen ist.



## Die ersten Feuerwaffen.

Die historische Kritik ist ein unbarmherziges Handwerk. Mit grausamem Scharfsinn arbeitet sie an der Zersetzung liebgewordener Vorstellungen, und was durch Jahrhunderte als festbegründete Thatsache galt, von Mund zu Mund sich fortpflanzte, das löst sie in flatternde Nebelstreifen der Sage auf, durch welche die Wahrheit verhüllt oder in ihren Formen verzerrt wurde. Die historische Kritik verrichtet eine Penelope-Arbeit; eifrig ist sie daran, das dichte Gewebe zu zerstören, in das Ueberlieferung und Sage die Thatsachen gehüllt haben, aber während sie einen Punkt aus der Vergangenheit erhellt und richtig stellt, ist die Phantasie des Volkes eifrig daran, um einen anderen mit dem bunten phantastischen Schleier der Sage zu umgeben.

Uebrigens wäre es sehr einseitig und voreilig, diesen letzteren allen Werth abzusprechen, denn ein gewisser Kern des Thatsächlichen wohnt diesen sagenhaften Ueber-

erungen stets inne. Es gilt da das alte Sprüchlein: „Es geht keine Rede im
ll herum, in der nicht ein Körnlein Wahrheit steckt!"

So geht es auch mit der allgemein verbreiteten Annahme, daß um die Mitte
vierzehnten Jahrhunderts ein Freiburger Mönch, Berthold Schwarz geheißen,
s Schießpulver erfunden habe. In dieser absoluten Form ist die Sache wohl nicht
tig, denn wir werden nachweisen, daß die Zusammensetzung und Wirkung des
lvers schon vor jener Zeit bekannt war. Aber so ganz ohne Berechtigung ist die
nahme doch auch nicht, und wenn Berthold Schwarz nicht der Erfinder des
ießpulvers war, so dürfte er doch dessen praktische Verwendung angebahnt und es
Deutschland bekannt gemacht haben. In diesem Sinne also verdient er immerhin
ihm in Freiburg gesetzte Denkmal.

Verfolgen wir zuerst die spärlichen Nachrichten, welche wir über das Leben
ses merkwürdigen Mannes haben. Selbst sein Name kann vor der historischen
itik nicht Stand halten und entwickelte sich erst als eine Versinnlichung seines
eibens. In Wahrheit hieß er Konstantin Anklitzer und wurde gegen Ende
s dreizehnten oder in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts in Frei-
urg im Breisgau geboren. Seine gelehrte Bildung, welche das mönchische Durch-
nittswissen weit überschritten haben muß, erhielt er in dem berühmten Benedictiner-
ster St. Blasien im Schwarzwald, aus dem so viele gelehrte Männer hervorgingen.
legte in demselben auch die Profeß ab und erhielt den Klosternamen Berthold
er Barthel, unter welch letzterem er am häufigsten vorkommt. Seine eifrigen
udien beschränkten sich jedoch nicht auf die Theologie, sondern mit besonderer Vor-
be warf er sich auf die Naturwissenschaften, die damals in dem lockenden und
stischen Gewande der Alchymie und Magie verborgen waren.

Bald galt der nunmehrige Berthold oder Barthel nicht blos im Kloster
s ein sehr gelehrter Mann, der in das Geheimniß der Natur, in den „Zusammen-
ng der wunderbaren Kräfte" tief eingedrungen war und mehr von der „schwarzen
unst" (Alchymie oder Magie) wußte, als eigentlich seinem heiligen Stande ziemte.

Uebrigens scheint man in den Klöstern solchen Studien in jener Zeit eifrig
huldigt zu haben, denn päpstliche Bullen aus den Jahren 1131 und 1139 unter-
gen dieselben, ja sogar die Ausübung der Medicin. Jedoch scheint dieses Verbot
ht viel gefruchtet zu haben. Einige der größten Gelehrten, die manches heute ent-
leierte und praktischen Zwecken dienstbar gemachte Geheimniß der Natur schon
nnten oder doch ahnten, gehörten dem Mönchsstande an, so namentlich Albertus
agnus, Thomas von Aquino und der Minorit Roger Bacon, dessen
rschungen und Entdeckungen seinen geistlichen Oberen so bedenklich erschienen, daß
wegen Ketzerei verurtheilt und in das Gefängniß geworfen wurde, wo er 1292 starb.

Die Schriften dieser Gelehrten studirte auch unser Berthold eifrig und fühlte
besonders von Bacon angezogen, der wiederholt das Pulver erwähnt und
h des „griechischen Feuers" gedenkt. Das erstere scheint sogar schon zu
acon's Zeiten ziemlich verbreitet gewesen zu sein, denn er erzählt von dem Ge-
uche, „welchen lustige Knaben in vielen Ländern zu ihrer Unterhaltung" davon
chen, spricht aber auch davon, daß Donner und Blitz in der Luft dadurch nach-
hmt und eine ganze Stadt unter Knall und Leuchten dadurch zerstört werden könne.
s Bestandtheile gibt Bacon ganz richtig Schwefel und Salpeter an, nur die dritte
grediens, welcher eigentlich der explosive Charakter zukommt, das Kohlenpulver,

verhüllt er durch eine Buchstabenversetzung in den räthselhaften Worten: „luru mope can ubre“ (carbonum pulvere).

Nicht das Schießpulver an sich und dessen Wirkung, sondern die Zubereitung dürfte damals ein nur Wenigen bekanntes Geheimniß gewesen sein. Ja sogar dessen Anwendung zu kriegerischen Zwecken kannte man schon, denn ein in der Pariser National-Bibliothek befindliches Manuscript des Marcus Graecus aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts führt den Titel: „Liber ignium ad comburendos hostes“ (Von dem Feuer, das die Feinde vernichtet) und handelt unter Anderem auch vom Schießpulver.

Um seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse willen ward Berthold vom Abt seines Klosters mit der Leitung und Beaufsichtigung von Bergwerken betraut, die in der Nähe betrieben wurden. Da war ihm nun nicht allein Gelegenheit geboten, seine Kenntnisse praktisch zu verwerthen, sondern auch jenen grübelnden Studien nachzuhängen, deren höchste Kunst man schon zu seiner Zeit — wie noch nach Jahrhunderten — in der Transmutation, in der Verwandlung der Metalle, in der künstlichen Herstellung des Goldes sah.


Berthold Schwarz unter dem Fallbeil.
(Seite 161.)

Von dieser Zeit an wird er, vielleicht weil seine Beschäftigung am Schmelzofen äußerlich sichtbar war, oder wegen der „schwarzen Kunst“, der man ihn verdächtigte, der „schwarze Barthel“ genannt, woraus die Tradition den Berthold Schwarz schuf. Sehr möglich ist es auch, daß er die Anwendung des Pulvers als Sprengmittel für den Bergwerksbetrieb versuchte, das er dann in dem Bergwerke am Bromberg bei Freiburg in größerem Maßstabe anwendete.

Im Minoritenkloster zu St. Martin in Freiburg befand sich nämlich ein Guardian, der gleichfalls eifrig Alchymie trieb. Dieser bewog den Berthold zum Eintritt in das Minoritenkloster, um gemeinsam forschen und experimentiren zu können. Nach und nach verfolgte Berthold — besonders nach dem Tode des Guardians — nur mehr die Zubereitung und Verwendung des Schießpulvers, und seine Experimente brachten ihn in den Ruf, ein gewaltiger Zauberer zu sein und mit dem Höllenfürsten, welchen ein Mönch höchstens mit dem Exorcismus bedrohen durfte, auf ganz intimem Fuße zu stehen. Diesem Wahn fiel er endlich auch — wie Roger Bacon — zum Opfer, er wurde der Ketzerei und Zauberei angeklagt und in den Kerker geworfen. Wann und wie er gestorben, läßt sich nicht feststellen, doch dürfte sein Tod der Zeit nach in den Beginn der Fünfzigerjahre fallen; vielleicht ist sogar jener 15. Mai 1354, an welchem er der Sage nach bei einem Experiment verunglückte, recte unter Getöse und Schwefelgestank nach altem Höllenrecht vom Teufel geholt wurde, sein wirklicher Todestag.

Auch die erstere Annahme ist durch nichts bewiesen; wahrscheinlich ist er, wie sein Vorbild Roger Bacon, im Kerker gestorben, wenn nicht andere Quellen Recht

behalten, welche andeuten, daß er hingerichtet wurde, was immerhin auch im Geiste jener Zeit läge.

Alte Chroniken sprechen sich in letzterer Hinsicht sogar recht deutlich aus. Der wackere böhmische Geschichtsforscher Daniel Adam von Weleslawin (geb. 1546, gest. 1599) erzählt, daß es der römische und böhmische König Wenzel IV. (geb. 1361, gekrönt 1378, gest. 1419) gewesen sei, welcher den Mönch Berthold Schwarz hinrichten ließ. Auch ein anderes Werk: „Beschreibung der Eidgenössischen Statt St. Gallen. Gelegenheit, Geschicht und Regiment ꝛc. St. Gallen. Gedruckt und verlegt von Jakob Redinger. 1683", enthält folgende Stelle: „Im Jahre 1380 ist das Schießpulver aus Schwebel, Salpeter und Kohlen gemacht, von einem Franciscaner Mönchen Namens Berchtold Schwartz erfunden worden. Nicht lange Zeit hernach solle man zu Augspurg zum ersten die großen Stuck gegossen und selbige beschossen haben. Folgendes hat man in St. Gallen auch einen Anfang gemacht mit dergleichen sich zu versehen, zwaren nicht aus Liebe dieser Gottlosen Erfindung; sonder zu seiner nothwendigen Beschützung. Neun Jahr hernach (das wäre also 1389) hat gemelter lose Erfinder seinen wolverdienten Lohn empfangen, indem er von Keiser Wenceslaw hingerichtet worden."



Berthold Schwarz beim Pulvermörser.
(Seite 162.)

Die Kunstgeschichte präcisirt den letztgenannten Umstand noch viel genauer; nicht nur, daß sie derselben Meinung ist, sondern sie behauptet sogar, daß, nachdem König Wenzel der erste war, welcher das uralte deutsche Fallbeil (Panke oder Diele genannt) in Böhmen einführte, der Mönch Berthold Schwarz guillotinirt worden sei. Ja es gilt einer der interessantesten Kupferstiche des berühmten sogenannten Kleinmeisters Albrecht Aldegrever, den er 1553 anfertigte, und wo eine Hinrichtung durch die bereits ganz regelrecht construirte Guillotine dargestellt ist, für die Abbildung der Scene, wie Kaiser Wenzel der Guillotinirung des Pulvererfinders beiwohnt. Das überaus seltene Blättchen, von dem wir hier (Seite 160) eine getreue Nachahmung liefern, ist auch bezüglich der darauf abgebildeten Rüstungen und Waffen hochinteressant.

Eine alte merkwürdige Grabschrift auf Berthold Schwarz lautet:

„Ici gît qui des cieux, en imitant la foudre,
N'eut que trop merité d'en être mis en poudre."

Zu deutsch: „Hier ruht, der vom Himmel, indem er den Blitz nachahmte, nur allzusehr verdient hätte, durch denselben in Pulver zermalmt zu werden."

Ueber den Ort, wo Schwarz in Freiburg das Pulver erfand, und der noch bestehen soll, cursiren verschiedene Meinungen; die Einen behaupten, es wäre in der noch heute bestehenden Pfarrei bei St. Martin geschehen, Andere wieder, der Schau-

[illegible] des Theaters (!) erhalten. Es sei [illegible]
[illegible] eines uralten Klosters, auf dessen [illegible]
[illegible] standen. Wer durch den Haupteingang [illegible]
[illegible] über alte Leichensteine, in [illegible]
[illegible]: die Cassa stand auf einer großen Platte, [illegible]
[illegible] In der Mitte der neuen Bühne befand sich [illegible]
[illegible] im Jahre 1860 lebten greise Leute in Freiburg, [illegible]
[illegible], wo später die Sängerin trillerte, der erste [illegible]
[illegible] Komiker seine Possen trieb. Ende der [illegible]
[illegible] dieses Klosters Mauern umfangen hatten. Als 1849 [illegible]
[illegible] die geschlagenen Insurgenten in Unordnung [illegible]
[illegible] dem Zuge vorherging, da flüchteten sich viele [illegible]
[illegible] Hab und Gut in jene alte Gruft, zu welcher [illegible]
[illegible] Conditorei gelangten. Bei dieser Gelegenheit [illegible]
[illegible] Todtenschädel, Pergamentreste, ja eiserne Handschuhe [illegible]
[illegible] Hinter dem Theatergebäude selbst führte von der [illegible]
[illegible] Hof; jenseits desselben erblickte man den [illegible]
[illegible] Tummelplatz von Soldaten der nahen Wache. [illegible]
[illegible] an einem Keller vorüber, der nachmals zum [illegible]
[illegible] diente, einst aber auch eine Gruft war; auch hier [illegible]
[illegible] Gleich daneben — links von der Bühne — wurden [illegible]
[illegible] ehemalige Zellen der Mönche; und gerade in der [illegible]
[illegible] Stelle, wo Täfelchen mit Namen die Plätze der Opern[illegible]
[illegible] habberin bezeichnen, da soll der „schwarze Barthel“ [illegible]
[illegible] gestanden, da soll ihn das tragische Geschick ereilt haben, [illegible]
[illegible] zu sein, welche Meinung der frommgläubigen Alten in [illegible]
[illegible] Chronik sogar in einem Holzschnitte Ausdruck findet, [illegible]
[illegible] Mörser und an einer Kanone beschäftigt, von greulichen [illegible]
[illegible] erscheint, wie hier eine getreue Reproduction zeigt [illegible]

[illegible] November 1854 wurde zu Freiburg das Denkmal enthüllt, [illegible]
[illegible] Mönch errichtet worden und das aus den Händen des [illegible]
[illegible] Knittel in Freiburg hervorging. Auf dem freien Augustiner[illegible]
[illegible] der schönen Kirche des heiligen Martin und dem alten gothischen [illegible]
[illegible] Kloster des heiligen Augustinus, steht dieselbe hoch auf [illegible]
[illegible] sein klares Wasser zu allen vier Seiten aus metallenen Röhren [illegible]
[illegible] diesen Röhren sind vier Nischen. In der einen, an der vorderen [illegible]
[illegible] ist der Mönch in erhabener Arbeit dargestellt, wie er zuerst ers[illegible]
[illegible] Wirkung seiner Erfindung wahrnimmt. Er hatte nämlich [illegible]
[illegible] im Jahre 1340) in einem Mörser eine Mischung von Salp[illegible]
[illegible] und Holzkohle zerstampft und denselben mit einem Stein zugedeckt. [illegible]
[illegible] Funke fiel zufällig in den Mörser, die Mischung entzündete sich und [illegible]
[illegible] mit solcher Gewalt gegen die Decke des Zimmers, daß ein Theil ders[illegible]
[illegible] herabfiel. Der Mönch forschte nach der Ursache und wiederholte [illegible]
[illegible]; der Erfolg war immer derselbe und somit die Kraft und Tragweite [illegible]
[illegible] dem Mönch sofort klar geworden.

In den drei anderen Nischen des Denkmals befinden sich Inschriften über den Namen, das Leben und den Stand des Erfinders. Dieser selbst, aus grauem Stein geformt, steht auf der Säule des Brunnens, mit seinem Mönchsgewande angethan, in tiefe Betrachtungen versunken. Seine Rechte hält ein Buch und ruht, leicht gestützt, auf einem Mörser, der zu seiner Seite auf einem Piedestal steht, die Linke hält er sinnend an das Kinn. Auf den rechten Fuß hat sich der ganze Körper gestützt, und sich an den Mörser etwas anlehnend, hat die ganze Gestalt, etwas zur Seite gebogen, jenen Ausdruck des tief in Gedanken Versunkenseins.

Aus der Zusammenfassung aller vorangeführten Daten geht hervor, daß Berthold Schwarz das Schießpulver nicht erfunden hat, denn es war nach Zusammensetzung und Wirkung schon vor ihm in Europa bekannt, ganz abgesehen davon, daß es von Chinesen und Indiern schon im Beginne unseres Jahrtausends verwendet wurde. Aber hergestellt dürfte er es zu technischen Zwecken zuerst haben, namentlich in größeren Quantitäten und in der die Explosivkraft zur höchsten Wirkung steigernden Mischung, und namentlich über die Arten der Verwendung scheint er viele Studien und Experimente gemacht zu haben. Auch die Verwendung für Kriegszwecke, das heißt für die Schußwaffen, scheint von ihm herzurühren, denn im Stadtbuch von Gent findet sich beim Jahre 1313 folgende Bemerkung: „Item in dit Jar war aldererst gbevonden (erfunden) in Deutschland het gebruuk (der Gebrauch) der Buhsen (Büchsen) van eenem muenick (Mönch).“ Bei halbwegs eingehender Beschäftigung lag übrigens die Verwendung der Schnellkraft des neuen Explosivstoffes zur Fortbewegung von Geschossen sehr nahe, und wir werden sehen, wie rasch sich dieselbe ausbreitete. Im Grunde verdient also der „schwarze Barthel“ alle Ehren, welche ihm Tradition und Nachwelt erwiesen, indem sie ihn vom Teufel holen ließen und ein Monument errichteten, vollständig, umsomehr, als er ja auch alle Bitternisse gekostet hat, welche die Mitwelt dem Erfinder so häufig bereitet.

Die Kriegskunst scheint sich des neuen Zerstörungsmittels sehr rasch bemächtigt zu haben. Es mag wohl zweifelhaft sein, ob jene Kugel, durch welche 1328 der litthauische Großfürst Gedimin vor Friedberg getödtet wurde, aus einem Feuergewehr geflogen kam, denn wir haben ja gehört, daß man aus Armbrüsten mit Rohren auch Kugeln schoß. Wo die Angaben nicht ganz bestimmt lauten, wird man stets zu Zweifeln berechtigt sein, denn beim Aufkommen der Feuergewehre wird die Unterscheidung sehr schwierig, weil gewisse Bezeichnungen, die früher für Wurfmaschinen angewendet wurden, später auch jenen verblieben und sogar gleichzeitig für beide Arten angewendet worden sind. So ist dies der Fall gewesen mit den Bombarden, und auch der Name der Pöller erscheint als „Boler“ hie und da für eine Art des Wurfgeschützes, „die Mange“, zu einer Zeit, wo von Feuerwaffen keine Rede sein kann. Bolen bedeutet im mittelalterlichen Deutsch überhaupt so viel als Werfen, Schleudern, und das Hauptwort wurde erst später von einer Gattung des Wurfgeschützes auf das bekannte Geschütz, den Böller oder Pöller, übertragen.

Unbestreitbar nachgewiesen ist die Verwendung der Feuergeschütze zum erstenmale im Jahre 1331. Bei der Belagerung von Alicante durch den maurischen König von Granada wurden eiserne Kugeln, welche durch Feuer fortgetrieben werden, gegen die Stadt geschleudert. Aus dem Jahre 1338 sind Rechnungen des Kriegsschatzmeisters Bartholomäus Drach in Frankreich bekannt, in welchen Ausgaben für Schießpulver und andere für die Kanonen nöthige Dinge vorgemerkt werden. Hier

wird auch schon diese Benennung gebraucht, deren Wurzel das lateinische Wort canna (Röhre) ist. In Deutschland nannte man auch die Geschütze anfänglich Büchsen, z. B. eine Feuer-, Donner- oder Karrenbüchse.

Bei der Belagerung von Algesiras durch die Spanier (1343) schossen die Mauren mit „krachenden Balisten oder Donnermaschinen“ viele eiserne Kugeln von der Größe eines Apfels auf die Belagerer. Der Chronist berichtet, daß diese Geschosse mit solcher Kraft flogen, daß sie „die Glieder der Menschen hinwegrissen, als wären sie mit einem Messer abgeschnitten, und selbst durch einen völlig geharnischten Mann fuhren“. Wenn wir auch noch nichts Bestimmtes von der Verwendung des Schießpulvers in Deutschland wissen, so lehrt uns doch die im Jahre 1344 erfolgende Errichtung einer Pulvermühle in Spandau, daß es sich auch schon hier Eingang verschafft hatte, und ein um dieselbe Zeit entstandener Tractat Petrarca's spricht so bestimmt von Feuergewehren, daß sie auch in Italien schon bekannt sein mußten.

Schon einige Jahre früher gab es in England besoldete Büchsenmeister. In den Kriegen gegen Frankreich führten die Engländer schon eiserne Geschütze, die bei der Belagerung von Monsegur (1345) erwähnt werden. Auch in der Schlacht bei Crecy im folgenden Jahre schossen sie „mit Feuer“ aus den Bombarden eiserne Kugeln, durch welche die französische Reiterei in Verwirrung gebracht wurde. Eines dieser Geschütze aus der Schlacht bei Crecy ging erst 1841 beim Brande des Tower in London zu Grunde.

In einer Urkunde aus dem Jahre 1346 erhält Meister Peter von Brügge von der Stadt Tournay den Auftrag zur Anfertigung einer der „neuerfundenen Kriegsmaschinen, canoilles genannt“.

Sehr früh bediente man sich in Böhmen des Schießpulvers. Schon 1357 gab es in Prag Gewerbsleute, welche Pulverflaschen anfertigten, woraus auch auf die Verwendung von Feuergewehren geschlossen werden muß, wenn dieselben urkundlich auch erst später erwähnt werden.

Nun wurde der Gebrauch von Feuerwaffen schon sehr allgemein, und zwar nicht blos für den Land-, sondern auch für den Seekrieg. Ob jene „Feuerströme“, welche 1340 in der Seeschlacht zwischen Tunis und dem König von Sevilla von den afrikanischen Schiffen auf die spanisch-maurische Flotte aus eisernen Tonnen geschleudert wurden, wie Bischof Pedro von Leon erzählt, wirkliche Geschütze waren, ist sehr zweifelhaft. Wahrscheinlich hat man es hier nur mit einer Art von „griechischem Feuer“ zu thun, eine Mischung von Naphtha, Asphalt und Schwefel, welche keine Explosivkraft hatte, sondern nur Holz und andere brennbare Gegenstände entzünden sollte.

Unzweifelhaft dagegen ist die Verwendung von Feuergeschützen auf Schiffen im Jahre 1359 nachgewiesen, wo König Pedro IV. von Arragonien auf seinem Schiffe eine mit Pulver geladene Bombarde gegen die kastilische Flotte gebrauchte. Ein Schiff der letzteren verlor durch zwei Schüsse beide Castelle (die Aufsätze an den Schiffsschnäbeln) und den Mastbaum.

In Augsburg bestand 1353 eine dem reichen Juden Tibsiles gehörige Pulverfabrik (weshalb demselben auch irrig von mancher Seite die Erfindung des Pulvers zugeschrieben wird) und 1358 bestand in der kleinen Stadt San Angelo schon eine päpstliche Geschützgießerei, aus welcher gewiß die im gleichzeitigen Kriege mit Forli von den päpstlichen Truppen geführten Bombarden hervorgegangen waren. In den

adtrechnungen von Nürnberg erscheinen 1356 namhafte Summen zum Ankauf von lver und Geschützen ausgeworfen, und besonderen Ruf genoß der Büchsenmacher ns von Aarau in Augsburg. Er goß Geschütze, welche Kugeln im Gewichte 1 50 bis 127 Pfund schossen. In Lübeck entstand durch einen Unfall bei der lvererzeugung 1360 ein großer Brand, dem auch das Rathhaus zum Opfer fiel.

Immer zahlreicher werden nun die Erwähnungen des neuen Kriegsmittels, nn es auch noch mehr als hundert Jahre dauerte, bis sich jene durchgreifende iwandlung oes Kriegswesens vollzog, welche durch den allgemeinen Gebrauch der uerwaffen bedingt wurde.

Die erste bekannte Verwendung von Feuergeschützen durch österreichische uppen fällt in das Jahr 1376. In dem Kriege gegen die Venetianer, welchen rzog Leopold III. als Bundesgenosse des Herzogs von Carrara führte, kamen beiden Seiten Kanonen zur Verwendung, und zwar bei den Venetianern als lagerungsgeschütz bei der Eroberung mehrerer Bergfestungen, während die Oester- her die bedrohten Städte Feltre und Cividale damit armirten.

Den meisten Werth legte man anfänglich auf die Geschütze, weil durch sie ßt uneinnehmbar scheinende Burgen bezwungen werden konnten. Einer der ersten, lcher diese unangenehme Erfahrung machen sollte, war der gefürchtete Raubritter ilhelm Rohrer, der von seiner auf steilem Fels erbauten Feste Leonstein die nze Umgegend von Steyr brandschatzte und endlich sogar eine vom Erzbischof von lzburg, Pilgrim II. von Pucheim, an Herzog Albrecht III. gesendete sandtschaft abfing, um ein Lösegeld zu erpressen. Da Herzog Albrecht sich für ies Geleite verbürgt hatte, konnte er diese Gewaltthat nicht ungestraft lassen. Er rte in eigener Person ein Heer vor Leonstein, bei welchem sich Kanonen befanden, s welchen riesige Steinkugeln geschleudert wurden, von welchen einige im Schlosse iebeck eingemauert und mit der naiven Inschrift versehen wurden:

„Hie ist zu sehen was Maß und Gestalt
Hertzog Albrecht Leonstein mannichfalt,
Die Vesten mit solchem Zeug beschoß,
Daß der von Ror sie mußt lassen loß.
Solch Pillul schwerlich zu riechen sein,
Wo die fliegen zumahlen in die Vesten ein.“

Indessen widerstand Rohrer, der sich verzweifelt wehrte, doch durch drei onate, und erst als es einem Ritter des Herzogs, Zacharias Haderer, gelang, e nahe Höhe zu erklimmen, von welcher aus die Burg beherrscht wurde, flüchtete hrer, und die Besatzung ergab sich.

Nach des Chronisten Hayek Zeugniß goß man 1373 in Böhmen schon metallene nonen, und in der Kriegsordnung des Herrn von Hoďetin haben wir gehört, bei jedem Kriegswagen eine Hakenbüchse sein solle. Im Besitze Königs Wenzel Faulen befand sich eine ungewöhnlich große Kanone, Chmeljk genannt, welche ter in die Hände der Hussiten fiel. Ueberhaupt scheint deren ganzer Geschützstand eroberten Städten und Burgen entnommen worden zu sein, wenigstens finden sie im Besitze des „Chmeljk“ (der Furchenmacher), der „Jaromirka“ (Büchse von romir), der „Praszka“ (Pragerin) u. s. w. Es war nämlich Sitte, die Geschütze h der Stadt zu nennen, in deren Besitz sie ursprünglich waren. Aber auch nach Wirkung oder dem Schalle taufte man sie, wie z. B. den schon erwähnten

Chmelſk, die „Rychlice“ (Schnelle), „Trubačka“ (die Schmetternde), „Howerka“ (die Plauderin) u. ſ. w.

Im Allgemeinen theilte man die Feuergewehre in große und kleine; zu den erſteren (weliki puska) gehörte das ſchwere Geſchütz. Später bequemte man ſich zur Annahme der gewöhnlichen Bezeichnungen, und in der Schlacht bei Auſſig (1426) waren ſchon Haubitzen (Houfnice) und Wall- oder Teraßbüchſen (Tarasnice) wirkſam. Für die Leiſtungsfähigkeit dieſer alten Geſchütze iſt es bezeichnend, daß bei der ſchon früher erwähnten Belagerung von Karlſtein durch die Huſſiten (S. 142) die „Pražka“ und „Jaromirka“ täglich ſieben, die „Rychlice“ aber dreißig Schüſſe abgeben konnten, was ſie allerdings gegen jene zur Führung ihres Namens berechtigte.

Unter Žižka fanden die Kanonen auch in Feldſchlachten Verwendung, und er wußte ſie ſeiner Kriegsweiſe trefflich anzupaſſen. Aber zur wahren Bedeutung kamen die Geſchütze erſt durch die Anordnungen Wenzel Wlčzek's, der auf je zwei tauſend Mann zwei ſchwere Geſchütze (Haubitzen) und ein leichtes (Scharmützel-büchſe) rechnet.

In Ungarn blieb das Geſchützweſen lange vernachläſſigt. Es war wohl die Koſtſpieligkeit und die Schwierigkeit, ſie im eigenen Lande herſtellen zu laſſen, was die Anwendung der Geſchütze ſo lange hinderte. Noch Matthias Corvin gab den Wurfmaſchinen den Vorzug und ſoll ſelbſt welche erdacht haben, welche mit einer Bedienung von vier Mann Steine im Gewichte von einem bis drei Centnern auf bedeutende Entfernungen ſchleuderten, eine Leiſtung, welche jener der erſten Geſchütze weit überlegen war. Indeſſen beſaß das ungariſche Heer unter ihm doch ſchon Kanonen, und wir wiſſen ja, daß bei der Belagerung von Krems ſechs große Stücke thätig waren, welche täglich dreißig Schüſſe abgaben und den Mauern und Thürmen ſehr gefährlich wurden.

Aus einem Verzeichniß der Waffenvorräthe Wiens in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erſehen wir nicht nur, daß ſich raſch eine große Zahl von Geſchützarten herausgebildet hatte, ſondern daß die Städte auch ſehr bemüht waren, ſich ſtark damit auszurüſten. Da gibt es eiſerne und kupferne Handbüchſen, eiſerne und kupferne Hakenbüchſen, doppelte Hakenbüchſen (Doppelhaken), Teraß- oder Wallbüchſen, Haufnitzen (Haubitzen), eiſerne und kupferne Viertelbüchſen (Kanonen), Schlangen (Falconets) und „große Büchſen“.

Wien war eine der erſten Städte, welche ſich eine eigene Gießhütte erbaute; dieſelbe wird ſchon 1472 erwähnt und ſtand im Tiefen Graben. In den Rechnungen von 1444 erſcheint ſchon der Ankauf von Geſchützen aus Bronze ausgewieſen.

Die Geſchoſſe lieferten die nahen Steinbrüche, ſo z. B. 1441 jener in Lieſing, 1495 der zu Rodaun. Je nach der Größe werden dieſe Geſchoſſe als „Viertelbüchſenſteine“, „Haufnitzſteine“, „ſteinerne Büchſenkugeln“ u. ſ. w. in den Inventarien geführt.

Auch Schießpulver verfertigte man 1444 in Wien und 1347 erſcheint eine Rubrik „Ausgaben für das Pulvermachen“ in den Rechnungen. Die erſte ſtädtiſche Pulverſtampfe ſtand zwiſchen dem Judenthurm und dem Werderthor beim Arſenal (Eck der Renngaſſe und Wipplingerſtraße) und wurde 1475 neu eingerichtet. Das hier erzeugte Pulver ſcheint aber nicht allen Anforderungen entſprochen zu haben, denn man bezog es wiederholt „für die Büchſen der Bürger“ aus Nürnberg, was bis zum Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts andauerte.

Man scheint einen Ehrenpunkt darein gesetzt zu haben, viele, besonders aber große Geschütze zu besitzen. Fürsten und Städte wetteiferten in der Herstellung Erwerbung solcher Ungethüme, deren Hauptwerth in dem furchtbaren Getöse nd, das sie beim Abfeuern machten. Man hatte die Meinung, durch ein starkes alle den Gegner einschüchtern zu können, und in vielen Fällen mag dies zugetroffen Die eigentliche Wirkung stand jedoch nur selten im Verhältniß zur Größe und Kosten eines solchen Geschützes, und es werden Fälle berichtet, in welchen dasselbe Bedienenden gefährlicher wurde, als den Feinden, indem es schon nach fünf oder Schüssen zersprang.

Auch im Deutschen gab man den Geschützen Namen, und zwar oft recht absonderliche. finden in alten Geschützenverzeichnissen die Namen: „Narr“, „Nerrin“, „wunderlich n“, „Basilisk“, „Liepardt“ (Leopard)“, „Hirngrillen“, „Puelerin (Buhlerin)“, rnassin“, „Purnasserin“, „Huumserin“, „Kererin“ u. s. w. Besonders Kaiser Max, man wohl den Schöpfer der nachmals so berühmten österreichischen Artillerie en darf, war sehr erfinderisch in solchen Namen, und wird davon in einem späteren hnitte zu sprechen sein.

Es mag hier besonders hervorgehoben werden, daß die vielen Sagen, welche an sogenannte „Mäusethürme“ knüpfen, ebenfalls ihre Benennung von den hützen führen, die auf denselben aufgepflanzt waren; insbesondere ist dies der Fall dem berühmten „Mäusethurm“ bei Bingen am Rhein. Von demselben erzählt Sage, daß Erzbischof Hatto II. von Mainz bei einer Theuerung im Jahre 967 seinen Unterthanen ersucht worden sei, ihnen Korn zu geben; statt dessen aber te er sie in eine Scheune und ließ dieselbe anzünden. Bei dem erbarmungswürdigen mern der armen Leute sagte er: „Hört Ihr die Kornmäuse pfeifen?“ Der grausame n wurde nun von den Mäusen verfolgt, so daß er sich nicht anders mehr retten önnen glaubte, als dadurch, daß er in dem Rhein einen Thurm bauen ließ, um dahin zu flüchten; allein auch dort wurde er von den Mäusen verfolgt und ich ohne Gnade aufgefressen. Daher soll der Mäusethurm bei Bingen den en erhalten haben.

Längst wurde diese Geschichte als ein Märlein verworfen, denn nicht nur, daß berühmte Abt Johann Trittenheim (gest. 1516) sie für eine „unsichere Erzählung Einwohner jener Gegend“ hielt, wissen die sämmtlichen Chroniken, selbst die der nächsten, nichts von einer damaligen Hungersnoth, und sie schildern den Erzbischof tto als einen ebenso sanften als weisen Mann, so daß eine derartige Grausamkeit rseits höchst unwahrscheinlich ist. Die Namensentstehung wurzelt demnach viel r. Das Geschütz hieß in alter Zeit Mus, Muese, Maus (daher kommt auch der bruck Muskete); jene Rathsherren, denen die Geschütze anvertraut waren, n Musmeister (vielleicht kommt daher auch die Bezeichnung Metze für ein es Geschütz), und so erklärt es sich, daß Maus- oder Mäusethurm einen rm bedeutet, der mit Geschütz versehen ist.

Die Freude an übergroßem Geschütz verpflanzte sich auch nach dem Orient, und Heere, das Sultan Mohammed im Jahre 1456 gegen Belgrad führte, waren Kanonen mit der fast unglaublichen Länge von 27 Fuß.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert galt als Patronin der Artillerie die ge Barbara, Jungfrau und Märtyrin zur Zeit des Kaisers Maximilian, die einem ihr aufgedrungenen heidnischen Bräutigam floh, sich als Christin bekannte

und im Jahre 230 von ihrem eigenen Vater enthauptet wurde. Ihr Festtag fällt am 4. December und wird in der Artillerie stets gefeiert. Den Grund zum Patronate legte der Umstand, daß die Legende von ihr erzählt, sie habe sich den Verfolgern, die sie in eine von Felsen umschlossene Gegend getrieben, dadurch entzogen, daß sie mit einem Palmzweig an einen Fels gestreift, worauf sich dieser für sie getheilt, dann aber sich wieder geschlossen und so ihren Verfolgern den Weg abgeschnitten habe. Sanct Barbara gilt also für die erste Breschelegerin. Die Franzosen nennen daher die Pulverkammern ihrer Schiffe „la Sainte Barbe".

Sehr früh machten sich auch große Herren gegenseitig zarte Geschenke mit derben Kanonen. König Karl VI. von Frankreich verdankte den sechs Kanonen, welche ein deutscher Fürst ihm geschenkt hatte, 1382 den Sieg in der Schlacht bei Roosbecke gegen die Flamänder.

Die „Artoley", wie die erste Bezeichnung für Geschützwesen lautete, wurde anfänglich wie eine besondere Kunst betrieben. Es gehörte dazu nicht blos Kenntniß in der Bedienung der Geschütze, sondern auch in deren Herstellung. Es gab daher unter den Artilleristen der ersten Zeit meist solche Leute, die mit der Bearbeitung der Metalle vertraut waren, Schmiede aller Art, Schlosser, Münzscheider, besonders aber Glockengießer. Später aber mußte Jeder, der bei der „Artoley" unterkommen wollte, förmlich in die Lehre treten, und erst nach Erlangung der nöthigen Fertigkeiten, die durch eine Probe nachgewiesen werden mußten, wurde er freigesprochen. Dann suchte Jeder seinen Erwerb, wo er ihn fand, und zog von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, wo eben Händel waren und man seiner Dienste benöthigte. Ja es gab sogar Büchsenmacher, welche selbst Geschütze besaßen und sich mit denselben für bestimmte Zeit zu Kriegsdiensten verdingten. Zuerst hatte man in den Städten ständig angestellte Büchsenmeister, die dann dem Kriegsvolk zugezählt wurden.

Nach und nach faßte man die zur Bedienung der Geschütze erforderliche Mannschaft in ein besonderes Corps zusammen und nannte sie Constabler, angeblich weil sie im Frieden Anspruch auf ein besonderes Quartier (stabulae) hatten. Sie mußten mit Lehrbriefen versehen sein und wurden vor der Aufnahme vom Zeugmeister geprüft, ob sie laden, richten, abfeuern, das Geschütz zerlegen und wieder aufrichten konnten. Wer Munition verfertigen konnte und im Lustfeuerwerk erfahren war, hieß Feuerwerker. Beim Austritt aus einem Dienste wurden Verhalten und Befähigung, sowie die mitgemachten Kriege und Belagerungen im Lehrbrief eingetragen. Die Constabler hatten allerlei Privilegien. Wer im Zweikampf seinen Gegner tödtete und bei der Artoley Schutz und Aufnahme fand, durfte nicht ausgeliefert werden, sondern war straffrei; in einer eroberten Stadt gehörte den Constablern die in den Geschützen befindliche Munition, jedes angebrochene Pulverfaß, ferner erhielten sie einen Monatssold und die größte Glocke des eingenommenen Ortes.

Als Handlanger waren den Constablern „Guastadoren" (wörtlich Verwüster) beigegeben, welchen zugleich die Herstellung der Schanzen und Wege oblag und an welche noch heute der in der portugiesischen Armee, statt Pionier, übliche Name Gastador erinnert.

Bei größeren Heeren war den sämmtlichen Constablern ein gemeinsamer Befehlshaber, der Feldzeugmeister, übergeordnet, dem die Aufsicht und das Disciplinarrecht zustand. Das Amt ging später auf die Artillerie-Directoren über, der Name Feldzeugmeister blieb in der österreichischen Armee erhalten, wo er die zweithöchste Charge, entsprechend den „Generälen der Infanterie" im deutschen Heere, bezeichnet.

Die ersten Geschütze stellte man durch Zusammenschmieden eiserner Stäbe her, über welche noch besondere Ringe geschweißt wurden. Dieser Construction ist auch ein vor dem Hof-Waffenmuseum im Arsenal zu Wien liegender riesiger Mörser. Bald fiel man jedoch darauf, sie aus Kupfer oder Eisen und endlich aus verschiedenen Legirungen von Kupfer zu gießen, woraus dann endlich die lange Zeit allein angewendete Geschützbronze (Kupfer und Zinn) hervorging. Sehr förderlich für die Entwicklung der Geschützgießerei war es, daß sie häufig in den Händen von Glockengießern lag. Der Guß geschah anfänglich immer „über den Kern", das heißt, die Form war so gestaltet, daß sich mit dem Guß gleich die Form einer Röhre ergab, während später der Hohlraum (die „Seele" des Geschützes) erst durch eine besondere Bohrung hergestellt wurde.

Im Geiste jener Zeit war es nicht gleichgiltig, wann der Guß eines Geschützes vorgenommen wurde. Es gab günstige und ungünstige Tage, Stunden und Zeichen. Als besonders empfehlenswerth galt es, den Geschützguß vorzunehmen, wenn die Sonne im Zeichen des Löwen stand.

Als Geschosse wurden fast immer **Steine** angewendet, theils aus Gewohnheit, in der Hauptsache aber gewiß um der Billigkeit halber. Diese Einführung wirkte noch lange nach, denn die Geschosse wurden bis in unsere Zeit nicht nach dem wirklichen Gewichte, das weit höher war, sondern nach jenem benannt, das eine Steinkugel von gleichem Kaliber besessen hätte. Man warf große einzelne Steine oder mehrere kleine mit einem Schusse, die letzteren wirkten dann wie Kartätschen. Man umwickelte die Steinkugeln auch mit Brennstoffen, um zugleich zu zünden; dann glichen sie nach Beschreibungen den Kometen und bildeten in der Luft einen feurigen Schweif, der von dem während des Fluges abtropfenden Schwefel oder Pech gebildet wurde. Auch glühende Steine schoß man gegen belagerte Städte.



Hakenbüchsen-Schütze.
(Seite 170.)

Indessen bediente man sich hie und da doch schon der **Kugeln** aus Eisen oder Blei. Aus Mörsern warf man auch Hohlkugeln, die mit Pulver oder Brennstoffen gefüllt waren; die Erfindung von **Bomben**, die mit einer besonderen Zündvorrichtung von gedörrtem Schwamm zum Explodiren (Crepiren) gebracht wurden, soll um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Fürst von **Rimini** gemacht haben. Indessen waren diese Geschosse bald so verbreitet, daß sich die Türken 1522 vor Rhodus bereits der Bomben bedienten.

Schon die Schwerfälligkeit der ersten Geschütze machte deren Verwendung zu anderen Zwecken, als jenen der Belagerung oder Vertheidigung, sehr schwierig. Und auch als sie später im offenen Felde vorkamen, ist von keiner eigentlichen taktischen Verwendung zu sprechen, da sie noch immer viel zu wenig beweglich waren, um die Stellung wechseln und je nach dem Gange des Gefechtes verwendet werden zu können. Die Geschütze erhielten ihre Stelle meist in der ersten Linie, um das Gefecht einzuleiten, auf den weiteren Verlauf konnten sie nur in seltenen Fällen Einfluß üben. Auf dem Marsche wurde die Artillerie stets mit einer entsprechenden Deckung anderer Waffengattungen versehen und befand sich als der kostbarste Theil des Heeres gemeiniglich in der Mitte desselben.

Es dauerte offenbar einige Zeit, bis man von den ersten Geschützrohren, die wohl alle den Charakter von Pöllern und Bomben hatten, bis zur Construction von Handfeuerwaffen kam. Ganz abgesehen, daß deren Abfeuerung anfänglich wie ein Wagstück des Schützen erschien und eine größere Vertrautheit mit der Wirkung des Schießpulvers voraussetzen ließ, erforderte die Herstellung von Handfeuerwaffen noch viel geübtere Handwerker. Dem allgemeineren Gebrauch derselben stand daher noch lange die Plumpheit und Schwere entgegen, und erst nach und nach erlangten die Waffenschmiede die nöthige Uebung, um handsame Gewehre herzustellen.

Von den Geschützen schweren Kalibers schritt man zuerst zu den Hakenbüchsen, dann zu den Musketen u. s. w., bis herab zu den Pistolen.

Die vielgenannten Hakenbüchsen waren wohl Handfeuerwaffen, jedoch noch so schwer, daß keine Kraft hingereicht hätte, um sie im Anschlag zu halten und abzufeuern. Man bedurfte also dazu einer Stütze, die „Bock" genannt wurde, weil der Theil, auf welchen das Rohr gelegt wurde, in zwei Krümmungen auslief, welche hörnerähnlich waren. Zwischen diesen Hörnern wurde die Büchse mit einem Haken befestigt, der jedoch das Zielen und die Bewegung der Büchse nach allen Seiten gestattete. Solche Büchsen schwereren Kalibers hatten zwei solcher Haken und hießen daher Doppelhaken. Diese hatten einen Lauf von 7 Schuh Länge, ein Gewicht von nahezu 50 Pfund und schossen Projectile von 6 bis 12 Loth Schwere. Sie wurden des Gewichtes wegen, welches ein besonderes eisernes Gestell nothwendig machte, meist nur bei Vertheidigung fester Plätze verwendet, während aus der eigentlichen Hakenbüchse sich die Flinten entwickelten. (Bild Seite 169.)

Schon 1381 waren sie ziemlich verbreitet, und Augsburg stellte in diesem Jahre dreißig Schützen mit Hakenbüchsen zum Heere des schwäbischen Städtebundes. Im Jahre 1389 sollen sie auch schon in Rußland verwendet worden sein und 1431 besaß Stockholm schon eine aus Hakenschützen bestehende Stadtmiliz. Noch im fünzehnten Jahrhundert wurde die Handfeuerwaffe ein wesentlicher Bestandtheil der Heere. Im Schweizerheer bei Murten gab es unter 31.000 Mann Fußvolk schon 3000 Hakenschützen, und Karl der Kühne verlor in dieser Schlacht 800 solcher Soldaten.

Um handsamere Gewehre zu schaffen, ging man gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu den Musketen über, welche vier Loth Blei schossen und daher auch halbe Haken genannt wurden. In dieselbe Zeit fällt auch die Einführung der Streubüchsen und der Ziel- oder Pirschbüchsen. Die ersteren hatten nur 1½ Schuh lange Läufe, deren Bohrung aber 2 Zoll im Durchmesser hatte. Sie hatten einen besonderen Pulversack (Kammer) und schossen 12 bis 18 Bleikugeln zugleich. Die Zielbüchsen sollten, wie schon der Name andeutet, größere Treffsicherheit ermöglichen und hatten daher gezogene Läufe, als deren Erfinder Kaspar Zollner aus Wien genannt wird.

In Frankreich und Italien gestaltete man das deutsche Wort Hakenbüchse in „Arkebuse" um und nannte die damit bewaffneten leichten Reiter Arkebusiere. In dieser Form gelangte dann in einem nicht seltenen Kreislauf das Wort wieder in das Vaterland zurück, wo man bis zum dreißigjährigen Krieg einzelne Abtheilungen leichter Infanterie und Cavallerie Arkebusiere nannte.

Namentlich in Städten verlegte man sich bald eifrig auf die Uebung im Büchsenschießen und allenthalben entstanden Schießstätten und Schützenhöfe, die übrigens anfänglich meist gemeinsam mit den Armbrustschützen benützt wurden. Die ersten

großen Zielschießen auf Scheiben wurden 1429, 1430 und 1456 in Nürnberg, Augsburg und Braunschweig abgehalten. In Oesterreich genoß besonders der Schießstand in Krems großes Ansehen.

Die Tragfähigkeit und Kraft der ersten Handfeuerwaffen muß eine sehr verschiedene gewesen sein, besonders so lange man das Hauptgewicht auf die Länge des Rohres und das Gewicht des Geschosses legte, statt auf Treffsicherheit und Kraft. Indessen leisteten schon früh einzelne Büchsenmacher ganz Vorzügliches, und 1364 wurden in Perugia 500 Faustrohre, wie man kürzere Hakenbüchsen, die keiner Stütze bedurften, nannte, gefertigt, welche auf bedeutende Entfernung Harnische durchschlugen.

Die ursprünglichste Einrichtung zum Entzünden des Pulvers bestand darin, daß am Ende des Rohres ein Stein angebracht war, über welchen mit einer Kette eine Raspel gezogen wurde, die dem Stein Funken entlocken und so die Zündung herbeiführen sollte. Diese sehr unverläßliche Construction wird dem Berthold Schwarz zugeschrieben, und in einzelnen Rüstkammern werden Flinten solcher Art, als von ihm herrührend, von trinkgeldlüsternen Castellanen gezeigt. Daß damit dem Erfindungsgeist des gelehrten Mönches und der historischen Wahrheit gleiches Unrecht geschieht, braucht nicht besonders betont zu werden. Bald kamen aber die Luntenflinten auf, welche gar kein Schloß, sondern nur an der Seite die Pfanne oder sogenannte Batterie hatten, auf welche das Zündkraut aufgeschüttet und mit einer Lunte entzündet wurde. Ein wesentlicher Fortschritt war es, als über der Pfanne ein beweglicher Hahn angebracht wurde, in dessen oberen Theil die brennende Lunte eingesetzt und durch einen Fingerdruck in Berührung mit dem Zündkraut gebracht werden konnte. Die nach heutigen Begriffen noch immer sehr schwerfälligen Radschlösser bewirkten die Entzündung schon durch einen Feuerstein, der, an das bewegliche Rad angesetzt, beim Ablauf desselben das Zündkraut und die Ladung des Rohres fast gleichzeitig entzündete. Die Radschlösser wurden im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland erfunden und erhielten sich sehr lange.

Die Pistole tauchte erst gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf. Daß man solche schon 1334 zu Pistoja verfertigt haben soll, ist durch nichts erwiesen und wohl nur eine willkürliche Annahme, um den Namen zu erklären, der vom lateinischen Fistula (Röhre) herzuleiten ist. Gewiß ist, daß um 1364 von den berühmten Büchsenmachern von Perugia auch schon Pistolen (Knallröhren, Schlüsselbüchsen) erzeugt wurden. Indessen scheint auch die erste Einführung dieser Waffe Deutschland anzugehören, denn französische Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts erwähnen ausdrücklich, daß man sich der Pistole zuerst in Deutschland bediente, und Dellay theilt die deutsche Cavallerie in bloße reitres (Reiter) und Pistoliers. Auch die Pistolen hatten ursprünglich Luntenschlösser und kamen erst mit den Radschlössern, welche die Führung mit einer Hand ermöglichten, in allgemeineren Gebrauch. Aus dem sechzehnten Jahrhundert gibt es sogar Pistolen mit einem Hinterladungs-Mechanismus, und es besitzt das Hof-Waffenmuseum in Wien mehrere solcher Exemplare. Carabiner kommen zuerst 1480 bei den Spaniern vor, und sollen bei dieser Waffe, um die Handhabung zu Pferde zu erleichtern, die ersten Patronen angewendet worden sein.

Wenn der „schwarze Barthel" wirklich der eigentliche Erfinder des Schießpulvers gewesen wäre, so müßte man von ihm sagen, daß er eine der folgenschwersten Wandlungen in der Kriegskunst und in den allgemeinen politischen Verhältnissen angebahnt habe.

[illegible] der Feuergewehre wurde dem Kriegswesen des [illegible] der Boden entzogen. Körperliche Gewandt- [illegible] nicht mehr die einzigen Bedingungen für kriegerische Erfolge, [illegible] Massenwirkung, und diese beruhte auf den [illegible] Führer und der gleichmäßigen Ausbildung der [illegible] der neuen Feuerwaffe möglichst auszunützen und [illegible] zu schützen, darin lag der Kern aller Kriegs- [illegible] bis auf unsere Tage. Zu diesem Zwecke mußte [illegible] mehr und mehr zu einer förmlichen Wissenschaft werden, welche [illegible] Errungenschaften sich dienstbar machte, im Wett- [illegible] nicht zurückbleiben durfte, sondern im Gegentheile jede neue [illegible] rasch mit den besonderen Verhältnissen des Heeres- [illegible] bringen mußte.

[illegible] trefflichen Worten schildert ein angesehener moderner Historiker [illegible] dieser Umgestaltung der Kriegführung auf die allgemeinen Ver- [illegible]

[illegible] Kampfbegier einer Ritterschaft allein, sondern der Geist der [illegible] mußte fortan den Ausschlag geben. Dadurch sank die Bedeutung [illegible] mehr und mehr, bis es den kärglichen Rest seines Einflusses zuletzt [illegible] Dagegen hob sich die Wirksamkeit des Fußvolkes, mit ihr die [illegible] der Bürger, aus deren Mitte es größtentheils hervorging, und eine große [illegible] Standesverhältnisse glich sich damit aus. Der Adel, dadurch seines [illegible] Monopols beraubt, wendete sich Wirkungskreisen zu, die er früher ver- [illegible] versäumt hatte. Die Wissenschaften boten ihm ein bisher unbekanntes [illegible] Feld der Thätigkeit und Gelegenheit zu einem friedlichen, einem *geistigen* [illegible] wie er vorher nur ein *physisches* gesucht und erstrebt hatte. Der [illegible] Muth, welcher allerorten Gelegenheit zur Fehde, zur rühmlichen Schaustellung [illegible] Kraft und ritterlicher Gewandtheit aufgesucht hatte, machte bei dem [illegible] des geöffneten Rachens der Donnerbüchsen friedlicheren Gedanken Platz, sanftere [illegible] ernstere Bestrebungen traten an die Stelle der alten Wildheit, des kampf- [illegible] Uebermuthes. Ja, im Kriege selbst, den jetzt die Erfahrung aus den Händen [illegible] Verwegenheit übernahm, machte sich ein milderer Geist bemerkbar, seitdem [illegible] meist nur auf Schußweite, selten mehr Mann gegen Mann geführt [illegible] und also die persönliche Erbitterung ausschloß, die früher jede Schlacht in eine [illegible] von wüthenden Zweikämpfen auf Leben und Tod verwandelt hatten.

Die *Kriegskunst* machte sich nunmehr geltend und verdankte ihre Siege mehr [illegible] Combinationen als dem endlosen Gewürge der Massen. Das Faustrecht stand an seinem offenen Grabe. Räuberwesen und Plackerei konnten den furchtbaren neuen Waffen gegenüber sich nicht länger halten, denn der Raubritter, der auf seinem unzugänglichen Felsenneste früher der Verfolger gespottet hatte, wurde von dem Donner der Kanonen auch auf seiner trotzigen Höhe ereilt, und die Kugeln trugen ihm Tod und Zerstörung zu bis hinauf auf die Gipfel seiner Felsen.

Die landesherrliche Gewalt vermochte jetzt überall und immer mit siegreicher Entscheidung einzuschreiten. Der vorher seinem Lehensherrn so gern Trotz bietende, Gehorsam verweigernde Vasall ward geschmeidiger, der auf seine Volkszahl und seine Reichthümer stolze Städter biegsamer, [illegible]haupt Alles weniger streitlustig, weil man

es beinahe für einen Selbstmord hielt, sich ohne überwiegende Gegenwehr den unter allen Umständen, in der Ferne so gut als in der Nähe, auf den gepanzerten so gut als auf den ungepanzerten Körper, immer gleich schnell und schrecklich wirkenden Feuerschlünden entgegenzustellen, die man nicht einmal zu sehen brauchte, um ihre tödtende Wirkung zu empfinden.

Der ausreichende Besitz dieser neuen Kriegsmittel war für den Einzelnen, mochte er auch noch so begütert sein, ja bald selbst für die Städte zu kostspielig, nur die Gesammtheit — der Staat — konnte die Mittel zur Anschaffung und Unterhaltung aufbringen. Der Kampf, bisher so häufig die Sache Einzelner, wurde nun jene der Allgemeinheit, man führte ihn nicht mehr aus Streitlust und Raubsucht, sondern um tieferer politischer Gründe willen, die Fehde wurde zum Krieg. Darin lag aber ein neuer Anstoß zur Umwandlung der bisherigen Verhältnisse, denn der Krieg wurde dadurch aus den Gewohnheiten des Einzelnen entfernt, dem persönlichen Gesichtskreise mehr entrückt, und damit erlosch auch die Lust und der Zwang zur persönlichen Theilnahme am Kriege.

Adel und Bürger sahen es bald gerne, wenn der Fürst sie vom Kriegsdienste befreite, und zahlten willig die erhöhten Steuern, welche jenem die Mittel gewährten, den Krieg mit gemietheten Truppen zu führen; freilich ahnten sie nicht, daß sie mit dieser Befreiung von einer drückenden Verpflichtung auch die bisher so ängstlich behütete Unabhängigkeit aufgaben. Denn die geworbenen Heere wurden das Werkzeug, mit welchem die letzten Reste der alten Freiheit, die freilich nur mehr in Sonderrechten einzelner Stände fortlebte, beseitigt wurden. An die Stelle des alten, allgemein verbindlichen Heerbannes, an die Stelle des folgenden Vasallenthums trat nun das bloße Soldverhältniß, die ganzen Heere von Oben bis Unten bestanden aus Miethlingen. Zur gleichen Zeit, wo die Wissenschaft sich des Kriegswesens bemächtigte, wurde es für sehr Viele zum bloßen Handwerk, das man in der Hoffnung auf Ruhm und Ehre, aber auch oft aus Lust zu einem ungebundenen Leben, aus Abscheu vor geregelter Thätigkeit oder bloß um des oft reichlichen Soldes und der zu erwartenden Beute willen ergriff.

Für mehr als zwei Jahrhunderte blieb diese Form der Heeresverfassung auch für die österreichische Armee maßgebend, und mit dieser Periode — reich an interessanten Vorkommnissen und militärischen Großthaten — werden wir uns in dem nun folgenden zweiten Buche, der zweiten großen Abtheilung unseres Werkes zu beschäftigen haben.





## Zweites Buch.

# Das österreichische Heerwesen im XVI. Jahrhundert.

---

## Kriege und Kriegswesen unter Maximilian I.



ie eine weithin leuchtende Säule steht die Gestalt des Kaisers Maximilian I. (Bild Seite 177) am Ausgange des Mittelalters — alle Vorzüge der scheidenden Zeit in sich vereinigend und doch der neuen mit hellem Blick entgegensehend, ihre Bedürfnisse und Ziele voll in sich aufnehmend. Mit Ausnahme der großen Regenten des achtzehnten Jahrhunderts ist kaum ein anderer Fürst aus dem Hause Habsburg so gekannt und geehrt wie Maximilian I., so verklärt vom poetischen Zauber und doch dem lebendigen Empfinden des Volkes so nahestehend.

Es ist hier nicht der Platz, um nachzuweisen, warum Maximilian I. eine so bevorzugte Stellung im Gedächtniß der Nachwelt einnimmt, denn hier soll nur eine Seite seines nach allen Richtungen fruchtbringenden und anregenden Wirkens besprochen werden.

Allein vielleicht wird der Leser auch aus der Darlegung dessen, was Maximilian I. für die Heeresmacht Oesterreichs leistete, zu erkennen vermögen, warum er sich so dauernd im dankbaren Gedächtniß des Volkes erhalten hat. Wir glauben den Grund davon darin zu finden, daß Maximilian nie ein Freund abstracter Theorien, politischer Kniffe und Pfiffe war, sondern stets resolut zugriff, seine Schöpfungen dem vollen Leben entnahm und sie auch in dasselbe mitten hinein stellte, wie es eben der Zeit und dem Bedürfniß entsprach. Nichts von Allem, was er unternahm oder förderte, blieb ihm innerlich fremd, sondern er war überall bemüht, den Kern zu erfassen und auch die Details zu beherrschen. So wie er sich mit dem Spieß auf der Schulter unter seine Lanzknechte stellte und deren Exercitien mittrieb oder mit den Büchsenmeistern über die Montirung der Geschütze berieth und mit seinen besten Büchsenschützen Georg Burkhard erfolgreich wetteifert — so ist er auch ein mit allen Listen und Finten des Waidwerks ausgerüsteter Jäger, so versteht er sich in seiner Rüstkammer auf die Anfertigung von Waffen und Harnischen und ist nicht

s der Mäcen der Maler, Dichter und Gelehrten, sondern er stellt sich unter sie
Gleicher, mitwirkend, schaffend und rathend, daß sofort das warme Interesse klar
d, das er jedem menschlichen Thun und Schaffen entgegenbringt.

Man hat Maximilian I. den „letzten Ritter" genannt, weil er die
nzenden Ueberlieferungen einer versinkenden Zeit in sich vereinigte; wenn man, wie
häufig geschieht, das Ritterthum als Repräsentanten des Mittelalters betrachtet
ihm das in der neuen Zeit mächtig aufstrebende Bürgerthum entgegenstellt, so
es vielleicht nicht ganz unrichtig, Maximilian auch den „ersten Bürger" zu
nen. Was ihn aber dem Oesterreicher besonders werth macht, das ist die nie
müdende Sorgfalt für das Gedeihen seines Hauses und dadurch
ch des Reiches, dessen Größe und Macht er klar vor Augen sah und dem er
bläßig diente, in keiner Richtung aber so erfolgreich als durch die Neugestal-
ng des Kriegswesens. Kaum wird es irgend einen noch so blühenden und
mreichen Zweig desselben geben, dessen Wurzeln nicht in den Einführungen dieses
narchen lägen, und wenn von einer eigentlichen „österreichischen Armee"
lebendigem fortbestehenden Organismus gesprochen werden soll, so kann man nicht
ter als auf Maximilian I. zurückgreifen.

Diese allgemeinen Betrachtungen, welche im Nachfolgenden ihre Bestätigung
den sollen, rechtfertigen es gewiß, wenn dem Lebensgang und kriegerischen Wirken
ses Monarchen besondere Beachtung in unserem Werke entgegengebracht wird.

Maximilian I. wurde am 22. März 1459 als der einzige überlebende Sohn
isers Friedrich III. und der hochsinnigen Eleonora von Portugal geboren.
Regierung seines Vaters war, obwohl Friedrich III. aller kriegerischen Nei-
ngen bar war, doch eine stürmische, und Maximilian's Jugend nicht ohne
merzliche Eindrücke. Drei Jahre zählte er, als die zur Partei des Herzogs Albrecht
tenden Bürger den Kaiser und seine Familie in der Wiener Burg belagerten, und
den Beginn seiner Mannesjahre fiel der schmerzliche Schlag, das Stammland der
narchie an den Ungarkönig Matthias Corvin verloren gehen zu sehen.

Durch solche Wechselfälle wurde ihm der Werth einer zweckmäßigen Kriegs-
fassung, eines stets schlagfertigen Heeres schon in der frühesten Jugend vor Augen
ückt, und während er emsig an seiner körperlichen und geistigen Ausbildung arbeitete
zum Meister in allen ritterlichen Uebungen ward, sann schon sein beweglicher
ist auf Mittel, um die so klar zu Tage tretenden Mängel des Kriegwesens zu beheben.

Durch die Vermählung mit Maria, Tochter des bei Nancy gefallenen Herzog
rl des Kühnen von Burgund, ward Maximilian für einige Zeit seinem Vater-
de entfremdet. Dagegen aber bekam er Gelegenheit, sich im Kampfe mit Frank-
h, dessen König Ludwig XI. Anspruch auf das burgundische Erbe erhob, die
ten kriegerischen Ehren zu holen.

Als der Krieg im Jahre 1479 ausbrach, stellten die Flamänder eine Armee
27.000 Mann auf, mit welcher Maximilian an die Belagerung Terouennes
g. Die zum Entsatz heranziehende französische Armee unter Sire d'Esquerdes
r an Zahl nicht größer, aber die Reiterei, die berühmten Gensdarmes, war der
Maximilian doppelt überlegen. Darum riethen auch seine Hauptleute dazu,
Angriff der Franzosen abzuwarten, aber die eigene Kampfbegierde und das
ängen der Truppen bewogen Maximilian, die Belagerung aufzuheben und dem
ind entgegen zu gehen. Bei Guinegate stellte Maximilian sein Heer in

Schlachtordnung — die tapfere, mit langen Piken bewaffnete flämische Infanterie im Haupttreffen, vor demselben 3000 deutsche Büchsenschützen und 500 englische Archers (Armbrustschützen), die Reiterei stand an den Flügeln. Einem galanten Gelübde zufolge, hatten alle Ritter die Schienen am rechten Arm abgelegt und führten das Schwert und die Lanze mit unbewehrtem Arm.

Am 7. August näherte sich das französische Heer so langsam, daß es erst um Mittag an den Fuß der Höhe gelangte, auf welcher Maximilian's Heer stand, und erst um zwei Uhr entspann sich der Kampf.

Die burgundische Reiterei war dem stürmischen Angriff der weit überlegenen Gensdarmes nicht gewachsen und wurde geworfen. Statt aber nun den Kampf zwischen dem beiderseitigen Fußvolk zur Entscheidung zu bringen, setzten die französischen Reiter den Fliehenden nach, um möglichst viel Gefangene zu machen und sich reiche Lösegelder zu sichern. Eine ähnliche Versäumniß war schuld, daß die Besatzung von Terouenne nicht auf dem Schlachtfeld erschien, sie stieß nämlich auf die Bagage der Flamänder und fand das Plündern einträglicher und gefahrloser als den Kampf. Diese Umstände wußten der Erzherzog und seine beiden Unterbefehlshaber, die Grafen von Nassau und Remond, trefflich auszunützen und gingen, nachdem mehrere Angriffe abgeschlagen waren, selbst gegen das französische Fußvolk vor, das sich bald zur Flucht wendete. Als d'Esquerdes mit den Gensdarmes zurückkehrte, fand er die Schlacht zu seinen Ungunsten entschieden und mußte sich gleichfalls zurückziehen. Indessen schrieben sich die Franzosen, weil sie das feindliche Lager erbeutet hatten, wobei sie auch Weiber, Kinder und Priester nicht schonten, gleichfalls den Sieg zu. Die Schlacht galt für eine der blutigsten jener Zeit, denn sie hatte 12- bis 14.000 Mann das Leben gekostet und beide Theile so erschöpft, daß der wirkliche und der vermeintliche Sieg nicht ausgenützt werden konnten.

Der Tod seiner theueren Gattin war ein schwerer Schlag für Maximilian in jeder Beziehung. Die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Stände wollten ihn nicht als Vormund seines Sohnes anerkennen und schlossen ohne Maximilian's Zustimmung den Frieden von Amiens (1482). Noch waren diese Zwistigkeiten nicht beendet, als Ludwig's XI. Nachfolger, Karl VIII., neuerdings in die Niederlande einfiel, was man Maximilian zur Last schrieb. Die Stände von Brügge empörten sich gegen ihn, setzten ihn gefangen, und der Pöbel bedrohte sogar sein Leben, während mehrere seiner deutschen Hauptleute wirklich umkamen (1488). Erst beim Herannahen eines von Kaiser Friedrich III. aufgebrachten Reichsheeres wurde er gegen das Versprechen, der Vormundschaft zu entsagen und das fremde Kriegsvolk aus den Niederlanden zu ziehen, der Haft entlassen. Bei diesem Anlasse sammelte sich ein später hochgefeierter österreichischer Kriegsheld, Graf Niklas Salm, seine ersten Verdienste. Denn als der rasende Pöbel Brügge's sich zum Haftlocale Maximilian's drängte und dessen Leben in der größten Gefahr schwebte, warf sich Salm unter die Thüre und wehrte mit seiner Riesenkraft den Anfall der Wüthenden ab.

Nachdem Maximilian 1488 zum römischen König gewählt war, fand er Gelegenheit, seine kriegerischen Tugenden auch in der Heimat zu verwerthen. Der Tod des Königs Matthias Corvin (1490) machte der ungarischen Herrschaft in Oesterreich ein Ende; nachdem die Burg in Wien unter Maximilian's Führung erobert war, säuberte er das Land so rasch von ihnen, daß der Volkswitz meinte, die Ungarn seien hinweggeschmolzen wie der Schnee oder gelaufen wie die Hasen.

Schon in jene Zeit fallen die ersten Spuren von Maximilian's Reformen im Heerwesen, deren Dringlichkeit allerdings seinem scharfblickenden Geist nicht verborgen bleiben konnte. Zwei große Gefahren für Oesterreich und das Haus Habsburg waren schon jetzt, wenn auch erst in dämmernden Umrissen, deutlich erkennbar. Die erste war das den ganzen civilisirten Westen bedrohende unaufhaltsame Vor-




Kaiser Maximilian I. (Seite 174.)

dringen der Türken, die schon Ungarns Grenzen überschritten, das zwar noch unabhängig war, aber doch schon in tausend Verbindungen mit den deutschen Erblanden stand; die zweite aber lag in der Eifersucht Frankreichs, das die wachsende habsburgische Macht überall bekämpfte und ziemlich offen für sich selbst die Oberherrschaft in Europa beanspruchte.

Zur Abwehr der türkischen Einfälle, die sich auch schon auf deutsches Gebiet erstreckt hatten, wurde noch bei Lebzeiten Kaiser Friedrich III. die St. Jörgens-

brüderschaft gestiftet, die in ihrer ursprünglichen Bedeutung wohl die Grundlage für einen förmlichen Kreuzzug gegen die Türken liefern sollte. Bald in einen förmlichen Ritterorden umgestaltet, sollte dieses Institut die „fortwährende Vertheidigung" gegen die Türken begründen, wofür den auf eigene Kosten dienenden Mitgliedern verschiedene Ehren und Vorzüge zugesichert waren. Doch die Zeit der Kreuzzüge mit ihrer aufflammenden Glaubensbegeisterung war vorüber, und Maximilian suchte daher nach seines Vaters Tod (1493) der St. Jörgensbrüderschaft eine Form zu geben, welche den Anschauungen und Neigungen der Zeit mehr entsprach, ohne den Zweck zu gefährden. Er machte dieselbe nämlich allgemein zugänglich und verordnete, daß denjenigen „nicht edlen oder rittermäßigen Leuten, so aber zur Beschirmung des christlichen Glaubens auch kommen und ein Jahr lang auf ihre Kosten und Gehorsam der Hauptleute ziehen und streiten wollen, auch ein äußeres Abzeichen zugestanden werde, und zwar dem, der zu Pferd dient, ein ‚goldenes Kreuzlein in einem halb weißen, halb goldenen Zirkel', dem, der zu Fuß dient, aber das ‚goldene Kreuz in einem weißen Zirkel', das sie als ein Kleinod vor Allen kenntlich auf ihrem Gewande tragen dürfen".

Nebstbei bemerkt, hätten wir also in diesem Abzeichen den ersten eigentlichen militärischen Verdienst-Orden in Oesterreich vor uns, denn die Besitzer desselben sollen „in allen öffentlichen Händeln und Sachen höher und ehrlicher als andere ihres Wesens und Standes geachtet werden". Allein trotz dieser Lockungen scheint der „St. Jörgen-Orden" nicht recht prosperirt zu haben, denn 1503 versprach Maximilian „als das Oberste Haupt der Christenheit" für jeden, der einen ganzjährigen Zug gegen die Türken mitmacht, die halben Kosten beisteuern zu wollen. Aber auch dies fruchtete nichts, der Orden erlangte nie besondere Bedeutung und verlief bald ganz im Sande.

Maximilian's fruchtbarer Geist war aber um andere Auskunftsmittel nicht verlegen und ging an eine radicale Umgestaltung des Kriegswesens. Zur Aufstellung eines kriegsgeübten und schlagfertigen Heeres konnte das Werbesystem nicht mehr entbehrt werden; aber er suchte dasselbe mit den Einrichtungen früherer Zeiten zu verbinden und seiner größten Uebelstände zu entkleiden. Seine wichtigste Schöpfung in dieser Richtung waren die Lanzknechte, deren Entstehen nicht auf einen bestimmten Act zurückzuführen ist, deren erste Spuren sich aber schon im letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts finden. Sie waren bestimmt, als ein blos aus Deutschen geworbenes Fußvolk mit strammem militärischen Verband an die Stelle der vom Reiche abgefallenen und häufig unzuverlässigen Schweizer Söldner zu treten. Doch diese hochwichtige Institution Maximilian's wird in einem besonderen Abschnitt erschöpfende Würdigung finden und es sei hier vorläufig mit dieser allgemeinen Erwähnung genug.

Wenn gesagt wurde, daß die Entstehung der Lanzknechte nicht auf einen ausdrücklichen Act zurückzuführen ist, so sind wir glücklicherweise in der Lage, für eine andere wichtige Schöpfung Maximilian's auf ein solches Schriftstück hinzuweisen, das so interessante Aufschlüsse über seine Ansichten und Absichten gibt, daß wir es in seinen wichtigsten Partien mittheilen wollen. Es handelte sich hier — analog mit den Lanzknechten als Fußvolk — um die Errichtung einer Reitertruppe aus Oesterreichern, und es ist höchst merkwürdig, in welcher Weise Maximilian dabei das Werbesystem auszunützen wußte, ohne die überlieferten Formen des ritterlichen Kriegsdienstes ganz preiszugeben.

Das Document ist vom 24. Mai 1498 an „meinen lieben getreuen Rath und Dienstmann Ulrich von Weißbriach" gerichtet und lautet in seinen wichtigsten Stellen:

„Maximilian, von Gottes Gnaden Römischer König. Lieber Getreuer. Wir haben Dich zu Unserem Hauptmann über eine Anzahl Kyrisser (Kürassiere) und Einspännige zu gebrauchen, angenommen. Und empfehlen Dir mit Ernst, wenn Dich der edel, Unser lieber Getreuer Weikhart Herr zu Pollheim und Diener, erfordert und zu ihm bescheidet, daß Du Dich aldann zur Stund an zu ihm verfügst, und Dich nach laut Unseres Bestallbriefes und Instruction, so Dir der benannte von Pollheim überantworten wird, des Handels unterwindest, die Kyrisser, Einspännige und alles andere in derselben Instruction und Bestallbrief Angewiesene aufs baldeste bewerbest und also handelst, Dich auch daran nicht säumest, dessen verlassen wir Uns zu Dir. Daran thust Du unsere ernstliche Meinung und Gefallen."

Der Bestallungsbrief setzt nach dem herkömmlichen Eingang fest:

„Also daß er Uns als römischen König fünfundzwanzig gute Kyrisser und zu einem Jeden eine Anzahl wohlgerüsteter einspänniger reisiger Knechte und Pferde, wie Wir ihn denn Alles angezeigt und befohlen haben, in demselben Unsern und des Reiches Dienst halten, sich auch mit denselben in Unseren Erblanden gegen die Türken, an die Enden, wohin Wir ihn allezeit bescheiden, auf Unsere Aufforderung hin, oben im heiligen Reich, in allen Unsern und desselben Reiches Händeln und Geschäften wider Jedermann, Niemand ausgenommen, ohne alle Widerrede, schicken und brauchen lassen und in allen Sachen uns und des Reiches Nutz und Frommen fördern, vor Schaden warnen werde, und sonst alles das thun solle, was getreue Diener und Kriegsleute ihrem Herrn zu thun verpflichtet sind."

„Inmassen der benannte von Weißbriach solches Alles zu halten, Pflicht und Eid von ihnen Allen nehmen soll, dagegen sollen und wollen Wir ihnen für solch ihr Dienen und Warten, von Uns und des heiligen Reiches wegen, alle Monat nämlich: ihm auf seine Person fünfzig Gulden und auf jeden der obbestimmten Anzahl Kyrisser und Einspännige, wenn sie in Unseren Erblanden liegen, des Monats vier Gulden hungarisch, — so wir sie aber hier oben im heiligen Reich halten und brauchen, alle Monat zehn Gulden Rheinisch für Sold, Schaden und alle Sachen, als so lange sie in Unserer und des Reiches Bestallung bleiben, von desselben Reichs Bezahlung und Geld, gewißlich und ohne Abgang zu reichen und zu geben verschaffen und thun lassen."

„Dazu auch dem benannten von Weißbriach, für seine Person für Schaden stehen, als anderen Unseren und des Reichs Dienern und Hofgesinde."

Ueber die Einrichtung und Bewaffnung dieser Reitertruppe gibt die von Maximilian selbst verfaßte Instruction Auskunft, welcher wir das Wichtigste entnehmen. Es wurden vier solcher Bestallungsbriefe ausgefertigt, und zwar außer dem mitgetheilten noch für Weikart Pollheim, Hans von Reichenburg und Hans von Wülfersdorf, und zwar für je 25 adelige Reiter.

„Und ist unsere Meinung, daß dieselben Kyrisser selb Siebend mit Knechten, Knappen, Pferd und Harnisch gerüstet seyn und sich in solchem Unserem und des Reiches Dienst und Sold halten sollen, wie hernach folgt:

„Zum ersten: daß ein jeder Hauptmann und Kyrisser für sich selbst habe einen Knappen, der so groß und stark sei, daß er in drei Jahren ein Trabant werden mag. Zwei gute Pferde und darzu einen Marstaller (Reitknecht). Weiters einen leichten

Büchsenschützen mit einer Handbüchse, und weiter zwei Knechte, welche Einrüster und wie Andere gerüssigt (gerüstet) sind."

„Und ihrer soll Jeder einen Reisespieß, einen Fuchsschwanz (das Fähnlein mit der Farbe des Herrn), daran in einem Schuchel (Futteral) auch eine Hundskappe (Haube mit Visier) mit einem halben daran geschifteten Part und einen leichten Hauptharnisch haben, nemlich eine welsche Schallern (glatter Helm ohne Visier und Krönung) so man am Sattelbogen führen mag."

„Item: Ein jeder Kyrisser soll auch seiner Freunde Einen, nemlich einen jungen Edelmann haben, derselbe soll mit einem ledernen Tartschlein, auf eiserne Stängel aufgezogen, auch Hinter- und Vordertheil (Brust- und Rückenharnisch) zwei Blechhandschuhe, unter den Achseln einen Panzerfleck und ein Behäng von Panzerringen, wie an einem Kyriß, doch um drei Finger länger, versehen und gerüstet sein."

„Item: Ein jeder der vier Hauptleute soll unter seinen 25 Kyrissern zwei Personen haben, darunter die Eine des Hauptmanns Lieutenant und Unser Fähnrich genannt wird und den großen Fahnen verwahren soll."

„Item: Solcher großen Fahnen sollen Viere sein, und eine jede nicht mehr dem eine Unserer vier Hauptfarben haben, nemlich Roth, Grau, Weiß und Gelb. Aber sie sollen alle vier mit Unseren vier Hauptfarben verbrämt werden, auch in der Mitte ein Feuereisen und burgundisch goldenes Kreuz mit Flammen besprengt und ein jeder Lieutenant und Fähnrich derselben Eine haben."

„Item: Die andere Person soll seines Hauptmanns Rennfähnrich genannt werden. Derselbe soll auch 200 guter einspänniger Knechte, und in allweg zu vier Einspännigen einen Trabanten, der ihnen ihre Rosse warte, in solchen Unseren und des Reiches Sold aufnehmen. Alle diese sollen in Allermassen gerüstet sein, wie der Kyrisser, Einrüster und Trabant."

„Und werden also solcher Einspännigen, so die vier Rennfähnriche aufnehmen sollen, in einer Summe Achthundert und ihrer Trabanten Zweihundert sein. Der Rennfähnrich soll auch über seine 200 einspännige und die Trabanten Unser Rottmeister und Aeltester sein und das Rennfähnlein verwahren. Solcher Rennfähnlein sollen auch vier sein und ein jeder Hauptmann das Seinige von seinen Farben, und in der Mitte seine Liverei (Wappen) silberfarb machen lassen."

„Item: Ein jeder Rennfähnrich soll allzeit beim Reiten und Ziehen mit den jungen Edelleuten der Kyrisser vorausziehen. Dann folgen die Kyrisser mit ihren Knappen und Knechten und Trabanten und zuletzt die Einspännigen."

„Item: Wir wollen auch den Hauptleuten und Kyrissen, Jedem ein Gelanger (Vorschuß) auf den ihnen laut Unseren Bestallbriefen bestimmten Sold geben und ihnen solchen im nächsten Jahr von ihrem Sold wieder abziehen. Aber ein Jeder soll seinen hohen Sattel und Kyriß selbst machen und schlagen laßen zu Wien, Mailand, Augsburg, Innsbruck oder im Lande zu Sachsen, an welchem Ort ihm gut denkt oder er vermeint gefördert zu werden. Mittlerweile soll sich Jeder seines Harnisches, den er anjetzo hat, bedienen und behalten."

Zu den noch folgenden Absätzen werden die Lieutenants und Fähnrichs für die vier Fähnlein ernannt und allgemeine Bestimmungen über Beginn und Zahlung des Soldes getroffen.

Wir haben es hier offenbar mit der ersten stehenden Reitertruppe zu thun, wenn man will, mit dem er[illegible] österr[illegible]n Cavallerie-Regiment.

Das Hauptinteresse liegt darin, wie das ritterliche Element dem Werbesystem angepaßt wird, ein Versuch, der sich bewährt zu haben scheint, da er, wie wir sehen werden, mehr als sechzig Jahre später aufrecht gehalten wird. Die adeligen Kyrisser waren offenbar als Kern der Truppe gedacht, an welchen sich die mit ihnen kommenden und die direct geworbenen gemeinen Reiter anschlossen. Im Solde standen diese den Kyrissern gleich, doch ist es gewiß, daß die letzteren eine höhere Stellung einnahmen und aus ihnen allein die Chargen gewählt wurden. Darum ist auch für einen in den Waffen geübten Nachwuchs in den jungen Edelleuten der Kyrisser gesorgt, in welchen wir das erste Vorbild der späteren Cadetten zu sehen haben.

Die Stärke eines jeden Fähnleins bestand nach dem Mitgetheilten aus: 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 23 Kyrissern, 26 Trabanten, 26 Knappen, 26 Marstallern, 26 Büchsenschützen, 52 zu den Kyrissern gehörigen Reitern, 25 jungen Edelleuten, 200 direct geworbenen Knechten und 50 Trabanten, zusammen 757 Mann oder für alle vier Fahnen 1828, wovon 1620 Mann eigentliche Kriegsdienste thaten.

Wenn wir in diesem Bestallungsbrief stets auch Bezug auf das Deutsche Reich genommen sehen, so war das nur die Wahrung einer herkömmlichen Form, denn Förderung fand Maximilian bei seinen militärischen Maßregeln von Seite des Reiches und seiner Glieder sehr wenig. Wenn sich die Reichstage ablehnend gegen die Forderungen verhielten, welche zur Festhaltung Italiens im Reichsverbande gestellt wurden, so war dies verzeihlich, denn Mancher mochte denken, daß jener verhängnißvolle Zug nach Süden dem Reich und seinen besten Herrschern verhängnißvoll geworden sei, daß man aber auch mit der Reichshilfe gegen die Türken so knauserte, war unverzeihlich und sollte sich bitter rächen.

Da war es dann auch nicht zu wundern, wenn Maximilian oft die Geduld verlor und er den bedächtig erwägenden Herren in den Reichstagen eine Standrede hielt. So meinte er in Freiburg 1498 zürnend: „Von den Lombarden bin ich verrathen, von den Deutschen bin ich verlassen. Aber ich will mich nicht wieder wie zu Worms an Händen und Füßen binden und an einen Nagel hängen lassen. Eher werde ich mich von dem Eide dispensiren, den ich dort hinter dem Altar zu Frankfurt geschworen habe. Denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Oesterreich! Ich sage das und muß das sagen und sollte ich darüber auch die Krone zu meinen Füßen setzen und zertreten!" Doch die Fürsten blickten scheel auf die wachsende Macht Oesterreichs und waren nicht gewillt, dieselbe zu stärken, wenn es auch im Interesse des Reiches gelegen gewesen wäre.

So bitter er es empfinden mochte, wußte sich Maximilian doch auch darein zu finden und richtete hinfort seine Politik und seine kriegerischen Reformen mehr und mehr blos nach den Bedürfnissen seiner Erblande und seines Hauses ein. Dessenungeachtet war er aber nicht säumig, wenn es seine beschworenen Pflichten gegen das Reich galt, und der im Jahre 1495 auf dem Reichstage zu Worms verkündigte allgemeine Landfriede, den er mit eiserner Hand aufrecht erhielt, war eine überaus segensreiche Maßregel, denn er bot die Handhabe zur gänzlichen Unterdrückung des ritterlichen Wegelagererthums und machte dem verderblichen Fehderecht durch das Verbot aller Selbsthilfe und Einsetzung des Reichskammergerichtes für immer ein Ende.

Unzulänglichkeit der Mittel hatten Maximilian gehindert, die seit Jahren erhobenen Ansprüche Frankreichs auf italienische Gebietstheile so energisch zurück-

zuweisen, als es in seinem Willen gelegen gewesen wäre. Auf deutschem Boden kam es in Bezug auf die Erbschaft nach Herzog Georg dem Reichen von Landshut zu einem Streit, welchen Maximilian als Oberhaupt des Reiches zur Entscheidung brachte.

Am 12. September 1504 kam es bei Mengenbach unweit Regensburg zwischen dem kaiserlichen Heer und jenem des Pfalzgrafen Rupert, dessen Hauptstärke in böhmischen Soldtruppen bestand, zur Schlacht. Ein uns erhaltenes Lanzknechtslied schildert dieselbe in folgenden Worten:

„An ainem Morgen g'schah es fru
Zoch der könig ir wagenburg zu
Daraußen waren sie gezogen
Auff einen Berg für gebogen
Den vortail hetten sy gantz gut
Mit Tartschen waren sy wol behut
Die hetten sy gesetzt hervor
Als groß als wie ain stadeltor
Dawider geschah groß rennen
Man kund sy lang nicht ertrennen
Stechen mit Helbardt und spiessen
Mit Bichsen grausam schiessen
Es war da ein wildes Klecken
Sy stunden wie die recken
Vnser Herr Kunig gieng's an mit witz
Er machet gegen yn drei spitz
Es mocht wol hübsch zu sehen seyn
Die küriffer do brachen ain
Die Tartschen sy nyder ranten
Die Böhmen sy damit tranten (trennten)
Bald war es vmb sy geschehen
Da het ainer wunder gesehen
Als sy in die flucht waren kert
Der ain der rert der andere blert
Die äcker rannen all mit blut
Bohem das ist die erste rut
Damit man dich gestrichen hat
Vmb deine grosse missethat" u. s. w.

Im Verlaufe der Schlacht, in welcher die böhmischen Söldner den alten Ruf der Tapferkeit bewährten, kam Maximilian in große Gefahr. Als seine Kyrisser gegen das mit langen Spießen bewehrte böhmische Fußvolk anstürmten, war er trotz Abmahnen unter den Ersten. Da strauchelte sein Roß, er kam aus dem Sattel und lief Gefahr, von dem scheu gewordenen Thier unter die Feinde geschleift zu werden. Da warf sich sein Liebling, Herzog Erich der Aeltere von Braunschweig, dazwischen und deckte den Kaiser so lange gegen die feindlichen Spieße, bis er sich wieder aufgerichtet und des Pferdes Herr geworden war. Herzog Erich erhielt bei dieser Gelegenheit drei schwere Wunden, der Kaiser aber erneuerte den Angriff und errang einen Sieg, der dem böhmischen Hilfsvolk die Hälfte der Leute kostete und dem ganzen Kriege ein Ende machte.

Nur um jene Theile des Erbes, welche Maximilian, als zu Tirol gehörig, für sich selbst beanspruchte, dauerte der Kampf noch fort. Reichenhall, Traunstein und Kitzbichl ergaben sich dem Kaiser, nur das von dem tapferen Ritter Hanns Pinzen-

auer vertheidigte überaus feste Kufstein leistete hartnäckigen Widerstand. Maximilian leitete selbst die Belagerung, aber seine großen „Hauptschlangen" vermochten gegen die felsenfesten Mauern nichts auszurichten, und Pinzenauer ließ zum Spott die Stellen, wo ein Geschoß abgeprallt war, mit Besen fegen. Das wurmte den Kaiser gewaltig und er ließ mit ungeheueren Kosten und Mühe seine beiden größten Geschütze, den „Purlebaus" und „Weckauf" aus dem Arsenal von Innsbruck herbeischaffen. Er feuerte selbst den ersten Schuß aus dem „Purlebaus" ab (Bild Seite 185) und sah mit Freuden, daß die Mauern Kufsteins diesen furchtbaren Geschützen doch nicht widerstehen konnten. Da erklärte sich denn endlich auch Pinzenauer bereit zur Uebergabe, wenn ihm und seinen Leuten freier Abzug bewilligt werde. Aber ergrimmt über den hartnäckigen Widerstand, wies Maximilian das Anerbieten ab; er setzte die Belagerung fort, erstürmte endlich die Burg, wobei ihm zahlreiche Gefangene, 30.000 Goldgulden an Geld, viele Geschütze und große Vorräthe an Wein, Mehl und Pulver in die Hände fielen.

In einer jener Anwandlungen von Härte, welchen er manchmal unterlag, befahl der Kaiser die Hinrichtung sämmtlicher Gefangenen und drohte, jedem einen Backenstreich zu geben, der ihn um Gnade bitten würde. Pinzenauer und siebzehn andere bairische Führer hatten schon den Tod erlitten, ohne daß jemand es wagte, Fürbitte einzulegen. Da erbarmte sich der Braunschweiger Herzog Erich, der Retter des Kaisers in der Regensburger Schlacht, der Armen, die ja nur mannhaft ihre Pflicht gegen ihren Kriegsherrn erfüllt hatten, und bat um Gnade für die Uebrigen. Maximilian, dessen Zorn schon verraucht war, gewährte dieselbe freudig; um aber sein Wort zu halten, schlug er scherzhaft den Herzog „auf die Backe, daß es schmatzte", drückte aber sofort einen Kuß auf die beleidigte Stelle. Im Jahre 1505 erfolgte der förmliche Friedensschluß, in welchem der Kaiser das nordöstliche Tirol im heutigen Umfange erwarb.

An den Kämpfen, in welche Oesterreich als Glied der gegen Frankreich und Venedig gerichteten Liga von Cambray verwickelt wurde, nahm Maximilian I. nur wenig persönlichen Antheil. Seine Heere standen unter Herzog Erich und dem tapferen Frundsberg, und man kann diese Zeit als die Glanzperiode des Lanzknechtsthums ansehen, das nicht blos Beweise von Tapferkeit, sondern auch von Manneszucht und Aufopferung gab.

Maximilian I. war in dieser Zeit vollauf mit den Angelegenheiten der Erblande und der Niederlande beschäftigt. Was die ersteren betrifft, so sei nur kurz erwähnt, daß Maximilian auch die ganze Civilverwaltung einer eingehenden Reorganisation unterzog, ausführlicher aber müssen wir jener Maßregeln gedenken, die er für die Wehrfähigkeit einzelner Provinzen traf. So müssen wir auch in ihm den eigentlichen Schöpfer der „tirolischen Landesvertheidigung" ehren, die später so oft ausgezeichnete Dienste gethan hat und in ihren Grundzügen bis in unsere Zeit besteht.

Ihr eigentliches Entstehen wird auf jenen „Zuzug" zurückgeführt, welchen 1418 Bürger und Bauern dem Herzog Friedrich IV., genannt mit der leeren Tasche (geb. 1375, gest. 1439), im Kampfe mit seinem Bruder Ernst dem Eisernen (geb. 1377, gest. 1424) leisteten. Bestimmtere Anordnungen gab aber erst der Landtag zu Brunneck (1478), als die Türken in Steiermark einbrachen, und gesetzlich geregelt wurde die tirolische Landesvertheidigung auf dem Landtag zu Bozen (1511), wo das

zuweisen, [illegible] wurde. Dasselbe ist ein
es in Bezug [illegible] in militärische Dinge und
einem Str[illegible] erkannt, daß das ihm vor
brachte. [illegible] die Gebirgsmassen, deren
Am [illegible] und Thalsperren solche
dem kaiser[illegible] die Errichtung befestigter
böhmischen [illegible] aber sollte die wehrhafte
Lied schi[illegible] vom Lande selbst nie mehr
[illegible] diese nur nach Maßgabe der
[illegible] Für den Sold hatten die
[illegible] stellte der Landesfürst bei. Als
[illegible] Maßregel muß die den Ständen
[illegible] werden, denn ohne ihre Zu-
[illegible] Friedensunterhandlungen gepflogen
[illegible] schrieene moderne Constitutionalismus
[illegible] überläßt. Uebrigens war das „elf-
[illegible] wichtigeren Maßregel, die wir, um des
[illegible] hier anreihen wollen. Maximilian
[illegible] zersplitterte Macht der einzelnen öster-
[illegible] feindlichen Angriffes zu einem Ganzen
[illegible] zwischen denselben zu schaffen. Lange
[illegible] in Schwäbisch-Wörth, in Wels und
[illegible] 1518 das „Innsbrucker Libell", die
[illegible] der deutschen Erblande, abschloß.
[illegible] seines weisen Planes mag ebensoviel Antheil
[illegible] die stets drohender auftretende Türkengefahr.
[illegible] wichtigen „allgemeinen Defensionsordnung
[illegible] aller desselben nieder- und oberösterreichische

[illegible] Anfechtungen, feindlichen Angriffen, Ueberfälle
[illegible] Land und Leut' lange Zeit her nicht allein von den
[illegible] Mißgönnern und widerwärtigen Christen überstehen
[illegible] nieder- und oberösterreichischen Lande einander etwas entlegen,
[illegible] löblichen Hause Oesterreich, als Glieder eines Hauptes,
[illegible] haben wir und die Ausschüsse uns über eine ansehnliche
[illegible] Rüstung zu Roß und Fuß, und von unserer Seite über eine
[illegible] eine brüderliche und freundliche Einigung und Ueber-
[illegible] in welcher Art wir, und ein Land dem andern, gegen
[illegible] Gläubiger und Ungläubiger, Anfechtung, Beschwerung,
[illegible] zu unserer und ihrer aller Defension, Rettung und
[illegible] Beistand und Handreichung erweisen und thun sollen
[illegible] Maß, wie folgt:
[illegible] und Ordinanz der niederösterreichischen Lande für
[illegible] Land soll für sich selbst und aus seiner Mitte sechs redliche,
[illegible] Männer als Kriegsräthe wählen, und einen derselben zum
[illegible] bestellen. Wenn nun ein Ueberfall oder Einzug dem Lande

t, sollen der Landmarschall und der Landeshauptmann oder Verweser desselben
des, die sechs Kriegsräthe, von denen einer der Landesfeldhauptmann, sammt
rem Vicedome, schleunigst an einen gelegenen Ort in demselben Land zu sich
eiden, daselbst über die Sache rathschlagen und nach ihrer fleißigen Erwägung
ließen und anordnen, wie man den Feinden Widerstand und Gegenwehr bereiten,
der gemeine Mann dazu verwendet und aufgebracht werden könne, ob man in
r Gefahr die andern Länder um die erste oder letzte, nachfolgend bestimmte
e angehen, oder wie man sich darein schicken solle, und sofern wir in der Nähe



Maximilian I., den „Purlepaus" abfeuernd. (Seite 183.)

en, uns den Stand der Dinge melden, oder wenn wir dem Lande zu fern,
rem Oberstfeldhauptmann, den wir dazu anordnen werden. Bemeldeter Oberst-
hauptmann soll in unserer Abwesenheit jederzeit in dem bedrohten Lande zugegen,
ihm nahe sein, und nach Rath der vorgedachten Kriegsräthe, nach ihrem Ermessen
nach den Umständen das Nützlichste und Beste vornehmen. Das bedrohte Land
zuvorderst, nach Rathschlag und Anweisung der Verordneten, mit aller Macht
brechen, zur Rettung des heimischen Heerdes. Geschähe aber ein auf Belagerung
Eroberung der Städte und Schlößer gerichteter Einfall in ein Land und dieses
e zur Rettung zu schwach, so sollen die anderen Lande auf unser und unseres

Oberstfeldhauptmanns Aufgebot, was wir oder er nach Rath der Kriegsräthe thun sollen, mit nach verzeichneter Hilfe schleunigst ankommen und dorthin ziehen, wo ihnen die Noth angezeigt wurde, und Ueberfall oder Belagerung zuvorzukommen, treulich helfen. Zu solcher Rüstung sollen in unseren niederösterreichischen Landen von allen und jeden Nutzungen, Renten und Einkommen, durchaus von je 200 Pfund Geldes Herren-Gült, ein Reisiger und zwei Fußknechte angeschlagen und gehalten, und Niemand davon ausgeschlossen werden, und jedes Land dem andern, welches bedroht wäre, mit solcher Rüstung zum ersten Aufgebot und ohne allen Verzug zu Hilfe kommen. Wenn auf diese Art ein Land dem anderen zu Hilfe zieht, so soll einem jeglichen Landeshauptmann aus den übrigen fünf Kriegsräthen desselben Landes, ein redlicher, verständiger und tapferer Mann beigegeben werden, der mit ihm und dem Landvolk uns oder unserem obersten Feldhauptmann, wohin wir oder derselbe hin innerhalb der Confinen oder Bezirke bemeldeter Lande beschiede, eilig zuziehen. Der oberste Feldhauptmann soll nach Rath der Landesfeldhauptleute und ihrer zugeordneten Kriegsräthe, dasjenige vornehmen, was uns und unseren Landen und Leuten zu Ehren, Wohlfahrt und Guten kommen und gedeihen kann. Wenn sich aber mittlerweile in Eile oder aus Noth eine Schlacht zutrüge oder vor Augen wäre, da soll der Oberstfeldhauptmann in solcher Eile und Noth stets nach dem Rath der Landesfeldhauptleute zu handeln Macht und Gewalt haben. Sollte einem der bedrohten Lande die Zusammenkunft der Landesfeldhauptleute zu langsam gehen, und darauf zu warten gefährlich werden, so soll der Landesfeldhauptmann desselben Lands nach Rath seiner Zugeordneten zu handeln Macht und Gewalt haben und die vorgefallenen Dinge dann uns und unserem obersten Feldhauptmann melden."

„Bei solchen Kriegsereignissen soll auch jedes der niederösterreichischen Lande zum ersten Aufgebote aus den verordneten Kriegsräthen zwei verständige, geschickte Männer gegen Bruck an der Mur, als einen Mittelplatz, bis zu Ende des Krieges verordnen. . . . . In unserer Abwesenheit sollen die zu Bruck Verordneten auch Vollmacht und Gewalt haben, mit Rath unseres Oberstfeldhauptmannes und der Landesfeldhauptleute sammt den zugeordneten, bei ihnen im Felde anwesenden Kriegsräthen, einen Bestand (Waffenstillstand) auf geraume Zeit anzunehmen. Aber langen Waffenstillstand und endlichen Frieden dürfen sie ohne unser Wissen und Willen nicht eingehen, sondern, wenn sie einen solchen für nothwendig und gut halten, müssen sie an uns berichten und sich nach unserem Bescheid und Willen halten. Wenn sie uns jedoch einen geziemenden ehrlichen Frieden oder langen Waffenstillstand vorschlagen und treulich dazu rathen würden, so wollen wir uns befleißen, dies nicht zu versagen, sondern ihnen gnädiglichst zu folgen, zu unserer Land und Leut' Ehre, Wohlfahrt und Ruhe, und damit sie nicht Ursache haben, von obbeschriebener ihrer Hilfe und Rüstung abzustehen oder sich derselben zu enthalten. . . . . Zeigte sich die Gefahr so groß, daß der Feind verdränge und eine Feldschlacht mit ihm anzunehmen, die obberichtete Hilfe aber zu klein und nicht ausreichend wäre, so sollen unser Oberstfeldhauptmann und die Kriegsräthe in jedem Land' sammt den Kriegsräthen zu Bruck berathschlagen und beschließen, was zu erklecklicher Hilfe dann vorzunehmen sei. Und stiege die Gefahr auf's Aeußerste, so soll allenthalben in den Landen aufgeboten werden, dergestalt, daß die vom Adel in eigener Person mit den Ihrigen auf das Stärkste, wie im Feld gehöret, schleunig ankommen, auch die Prälaten und Städte die Ihrigen auf das Stärkste schicken, und uns oder dem obersten oder Landesfeld-

uptmann auf das Eiligste zuziehen, wie es in den Landen von Alters Herkommen
, und namentlich die Prälaten gute Edelleute oder sonst geübte Dienstleut' und
Spießer besolden und ausrüsten, wie sich gebührt."

„In die obvermeldete Rüstung und erste Hilfe sollen auch wir von unserem
rbarn, Renten und Nutzungen in den benannten Landen, sie seien verpfändet oder
icht, durchgehends von 200 Pfund Geldes, nach obberührter Vorschrift einen Reisigen
nd zwei Fußknechte halten und zu diesem Behufe unser Vicedom und Amtleute, auch
nhaber und Pfleger unserer Schlösser und Aemter, diese unsere Nutzungen, Renten rc.
treulich anzeigen, und wenn man solchergestalt mit der anderen und letzten Hilfe
nkommt, so sollen wir als Herr und Landesfürst eiligst zuziehen, unsere Land' und
eut' gnädiglich und treulich beschützen und allenthalben das Beste thun, nach unserem
ermögen. Doch sollen nicht minder auch unsere Lande zum andern und letzten
ufbot anziehen, nicht auf uns oder Eines auf das Andere warten, sondern sich so
lten, wie von Alters Herkommen ist. . . . . Wollten aber Solche, die im Bereiche
emeldeter Lande Gülten, Nutzungen oder Renten hätten, sich obenangezeigter Ordnung
einem oder mehreren Artikeln widersetzen, so sollen jene unsere Vicedome, Pfleger,
mtleute und Inhaber unserer Urbargüter, welche sich ungehorsam bezeugen, durch
ns oder unsere Regierung, mit Hilfe der Gehorsamen, auch wo es Noth thut,
nserer Landherren, und wenn diese ungehorsam, durch unsere Landstände gestraft
nd zu Gehorsam gebracht, und zwar unserer Ungehorsamen Gült und Nutzung zu
nseren Handen, und der Landherren und der Ihrigen Gült und Nutzung zu gemeiner
andschaft Handen eingezogen und innebehalten werden, so lange, bis sie die gebührende
eistung oder Hilfe, nach Erkenntniß unserer Obrigkeit, in jeglichem Lande zwiefach
stattet, auch die aufgelaufenen Kosten völlig bezahlt haben. . . ."

Der folgende Absatz wiederholt die wesentlichen Punkte des für Tirol (damals
ls Oberösterreich bezeichnet) allein giltigen Libells vom Jahre 1511 mit folgendem
eisatze: „Zu solcher unserer oberösterreichischen Landordnung und Rüstung haben
ir uns bewilligt, von unserem Kammergut 500 gerüstete Pferde aus denselben
nseren oberösterreichischen Landen, so weit wir eine solche Anzahl darin haben, was
er davon abgehen sollte, aus den nächstgelegenen Landen in Provision zu bestellen
d zu unterhalten, die, wenn und so oft unsere Grafschaft Tirol nebst beiden
tiftern (Brixen und Trient) und die vorderen Lande (die schwäbischen Besitzungen)
Gefahr gerathen würden, zu und mit ihrer Rüstung und Ordnung in unserem
old und Kosten aufgeboten und gebraucht werden sollen, zudem daß wir ihnen mit
och mehrerem Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß auch nothdürftigem Geschütz und
roviant, als Herr und Landesfürst nach unserem Vermögen zu Statten kommen
ollen."

Der wichtigste Theil dieser Uebereinkunft ist der nun folgende: („Einigung
nd Verstand [Einverständniß] kaiserlicher Majestät und der nieder- und oberöster-
eichischen Lande untereinander.) Wie nun die Einigung und Uebereinkunft zwischen
iederösterreichischen Landen, der einen Seite, gehalten werden soll, haben wir uns
it den Ausschüssen verglichen, bewilligt und zugesagt: also wann und so oft unsere
berösterreichischen Lande mitsammt beiden Stiftern, eines oder mehrere, von unsern
der ihren Feinden und Widersachern (wer sie immer seyen) mit gewaltsamen Einfällen
der Angriffen belästigt oder belagert, also daß sie Kraft berührter ihrer Ordnung
ufgeboten würden, und sie hierauf uns und unsere niederösterreichischen Lande mittelst

unserer Regierung und der Landeshauptleute ermahnen, daß dann wir und unsere niederösterreichischen Lande den oberen Landen (Tirol) tausend gerüstete Pferde in vollständiger Anzahl, und für die übrigen 500 Pferde jeden Monat 5000 Gulden Rheinisch oder so viel Münze, je nachdem es uns oder unseren niederösterreichischen Landen am passendsten ist, zu Hilfe und Trost ohne Verzug ausfertigen und zuschicken, oder bezahlen sollen und wollen. Hinwiderum, wenn und so oft die niederösterreichischen Lande eines oder mehre, von unsern oder ihren Feinden oder Widersachern (wer sie immer seyen, Gläubige oder Ungläubige) mit gewaltsamen Einfällen oder Angriffen belästigt oder belagert, also daß sie, kraft obgeschriebener ihrer Ordnung, aufgeboten wurden, und sie hierauf uns und unsere oberösterreichischen Lande mittelst unserer Regierung zu Innsbruck ermahnen, daß dann wir und unsere oberösterreichischen Lande den niederen Landen ebenfalls 1000 gerüstete Pferde und für die übrigen 500 Pferde jeden Monat 5000 Gulden Rheinisch oder so viel Münze, je nachdem es uns und unseren oberösterreichischen Landen am passendsten ist, zu Hilfe und Trost ohne Verzug ausfertigen und zuschicken oder bezahlen sollen und wollen. Außer als im Nothfalle, sollen jedoch die niederen und oberen Lande, zur Vermeidung nutzloser Unkosten, von einander keine solche Hilfe begehren."

Schließlich wird noch bestimmt, daß die Verpflichtung zur Leistung von Kriegshilfe erlischt, wenn der verpflichtete Theil gleichzeitig selbst angegriffen wird.

„Solche unsern und der Lande Hilfe und Beistand gegen einander, soll auf vorfallende Mahnung jederzeit durch sechs Monate dauern und geleistet werden, An- und Abzug eingerechnet, und welcher Theil der Hilfe auf längere Zeit bedürfen sollte, dem soll der andere dienen, doch in unserem Sold und Kosten. Es soll auch die Mahnung der nieder- und oberösterreichischen Lande gegen einander, wenn sie benöthigt wurde, in jedem Jahre nicht mehr als einmal geschehen" . . . . .

Der ganze hier vereinbarte Apparat ist allerdings etwas schwerfällig, besonders den modernen Ansprüchen an die Kriegsbereitschaft gegenüber. Diese Berathungen, Mahnungen u. s. w. mochten leicht so lange dauern, bis der Angegriffene keine Hilfe mehr brauchte oder der Angerufene sie nicht mehr leisten konnte. Indessen ist die Wichtigkeit der ganzen Action weniger vom streng militärischen als vom *politischen* Standpunkt aus zu betrachten. Dieses „Innsbrucker Libell" ist *der erste Ausdruck der gesammtstaatlichen Idee*, zum erstenmale wurden die bisher nur neben, ja nicht selten gegen einander thätigen Kräfte der einzelnen Provinzen zusammengefaßt — *um den Theil zu schützen, vereinigte sich die Macht der Gesammtheit.*

Wie schwierig dieses Werk gegenüber den Eifersüchteleien und separatistischen Neigungen der einzelnen Landstände war, wird nicht allein durch die lange Dauer der Verhandlungen, sondern auch durch die weitschweifige sorgfältig verclausulirte Textirung des Documentes bewiesen. Es mag für *Maximilian* und seine Räthe ein hartes Stück Arbeit gewesen sein, so viele Köpfe und Sinne nach und nach zu einer gemeinsamen Meinung zu bringen, und schließlich mußte der Kaiser mit gutem Beispiel vorangehen und sich ebenso verpflichten wie jeder Andere. Uebrigens war die zugesagte Hilfe von 1000 gerüsteten Reitern nicht so unbedeutend, als es auf den ersten Blick erscheint, denn wir wissen ja, daß nach der damaligen Verfassung der Reiterei zu jedem gerüsteten (adeligen) Reiter eine gewisse Anzahl von Reisigen und Knechten gehörte, so daß, wenn wir die Normen [illegible] kaiserlichen Kyrisser anwenden, jene

1000 Reiter in Wahrheit eine Zahl von 9000 Köpfen in sich schlossen. Wenn man daher die eventuell in Geld zu reluirenden 500 Reiter gleichfalls dazuschlägt, so betrug die gegenseitig zu leistende Hilfe die für jene Zeit sehr stattliche Zahl von 13.500 Mann.

Merkwürdig ist das Innsbrucker Libell noch, weil es dem so oft lästig gewordenen und noch immer in Kraft stehenden Privilegium der aufgebotenen Truppen, nur innerhalb des eigenen Landes Dienste leisten zu dürfen, indirect ein Ende machte und weil wir in den vorderhand ständischen Kriegsräthen die ersten Spuren von stabilen kriegerischen Behörden finden. Bis zur Innsbrucker Libell gab es nur niederösterreichische, steierische, tirolische Aufgebote, von da an kann man erst davon reden, daß eine österreichische Kriegsmacht bestand — und darin liegt gewiß eines der größten Verdienste Maximilian's I.

Der alte Gegensatz zwischen Oesterreich und Frankreich war unterdessen vielfach verschärft worden, und nach Auflösung der Liga von Cambray schloß der Kaiser mit Papst Leo X., England und Arragonien ein Offensivbündniß gegen Frankreich. Der Krieg begann im Sommer 1513 in Italien und den Niederlanden zugleich, und im Juli stieß der Kaiser selbst zu dem bei Ypern gesammelten Heer. Eine Laune des Schicksals verlegte den Schauplatz der ersten Schlacht auf dieselbe Wahlstatt, auf welcher Maximilian vor vierunddreißig Jahren seinen ersten Sieg erfochten hatte. Wieder handelte es sich um die schon seit acht Wochen hart belagerte Stadt Terouenne, gegen welche Franz Halluin de Piennes und der Herzog von Longueville mit einem französischen Heer heranzogen, um sie mit frischen Truppen und Lebensmitteln zu versehen.

Vor Terouenne lag König Heinrich VIII. von England mit einem Heere von 40.000 Mann, das zwar eine treffliche Wagenburg und zahlreiche Geschütze besaß, im Uebrigen aber schlecht gerüstet und meist noch mit Bogen, Armbrüsten, bleiernen Keulen und Hellebarden bewaffnet war. Auf die an den Kaiser gerichtete [illegible] Heinrich's VIII. um einen erfahrenen Feldherrn hatte sich Maximilian [illegible] erklärt, selbst die Führung zu übernehmen, und vereinte sein 13.000 Mann [illegible] Heer am 9. August mit der englischen Streitmacht.

Da im Dienste des französischen Königs Ludwig XII. viele [illegible] knechte standen, wurden dieselben unter Androhung der Reichsacht [illegible] die französischen Fahnen zu verlassen. Die in den Besatzungen zerstreuten [illegible] meist dem Befehle nach, nur 10.000 Lanzknechte, die unter dem [illegible] standen, erfuhren nichts davon und bildeten den Kern der französischen [illegible], zu welchen noch 8000 Gensdarmen und 10.000 Mann französisches [illegible].

Am 17. August nahte sich dieses zum Entsatz von Terouenne [illegible] Heer, so daß Kaiser Maximilian seine Anordnungen zur Schlacht [illegible] er schon einige Tage vorher, zur leichteren Verbindung der einzelnen Truppen, [illegible] über die Lys hatte schlagen lassen. Dann formirte er das gesammte [illegible] große Vierecke, die Kaiserlichen auf dem rechten, die Engländer [illegible] Seine Anwesenheit beim Heere war bisher noch nicht bekannt, [illegible] seinen Helm ab, unter dem freilich nicht mehr die goldblonden [illegible] unddreißig Jahren herabwallten, gab sich den Deutschen und [illegible] und erinnerte sie an den vor so langer Zeit auf derselben [illegible] Feind errungenen Sieg. „Dort", rief er mit unbeschreiblichem [illegible]

Feind; dort habe ich als zwanzigjähriger Jüngling ihn besiegt. Grau bin ich geword aber mein Alter soll mich nicht hindern, Euch ein Beispiel der Tapferkeit zu sei

Während dieser Vorbereitungen näherte sich die Vorhut des französischen Hee dem es eigentlich um eine Schlacht nicht zu thun sein mochte. Oberst *Fontenail* suchte mit 800 leichten Reitern, von welchen jeder ein halbes gesalzenes Schwein u einen Sack Pulver bei sich führte, so nahe als möglich gegen Terouenne zu komm Mehrere kleinere Abtheilungen auseinander sprengend, gelang es ihm, in vollem Ja bis zum Stadtgraben vorzudringen, in welchen seine Reiter ihre kostbare Bürde warf um dann, beschützt vom heftigen Geschützfeier, des Platzes sich zu ordnen und geringen Verlusten zu dem gegen Guinegate vorrückenden französischen Heer zur zukehren. Schlimmer ging es 400 Gensdarmes, welche von mehreren Seiten in Stadt zur Verstärkung eindringen sollten. Sie fanden von dem im englischen La commandirenden Feldherrn *Talbot* alle Wege besetzt und kamen meist um.

Nun ließ auch Kaiser *Maximilian* das verbündete Heer zum Angriff v gehen. Er selbst führte 4000 seiner schweren Reiter rechts von Guinegate gegen französischen Gensdarmes unter *de Piennes*, indessen *Heinrich* VIII. mit sei Cavallerie gegen den linken Flügel der Franzosen ansprengte und 10.000 Ma englisches Fußvolk und 4000 Lanzknechte längs des linken Lysufers den Rücken feindlichen Stellung zu umfassen suchten.

Das erste französische Treffen, meist aus Gensdarmes bestehend, hatte H gemacht, um dem Hintertreffen unter dem Herzog von *Longueville* Zeit zu lass mit den Proviantwägen gegen Terouenne heranzukommen zu können. Aber *Talb* empfing dieses Hintertreffen von seinem Lager aus mit einem so verheerenden Gesch feuer, daß es in Unordnung gerieth und zurückwich. Unterdessen waren die Gensdarm die den Feind nicht so nahe glaubten, von den Pferden abgesessen und hatten s erschöpft von der Hitze, der Rüstung entledigt und in das Gras gelegt.

Da brausten mit furchtbarer Wucht *Maximilian's* Kyrisser heran und Ruf: „Zu den Waffen!“ schreckte die ermüdeten Franzosen aus ihrer sorgenlo Ruhe. Eiligst bestiegen sie, zum Theile ungewaffnet, ihre Pferde, aber meist nur, zu fliehen, und nur wenige sammelten sich um ihre Führer *Longueville* u *de la Palisse*.

Noch ehe nur einige Geschwader formirt waren, sprengte *Maximilian* der Spitze seiner Reiter herbei und schleuderte mit eingelegter Lanze selbst einen fei lichen Officier vom Pferde. Begeistert durch dieses Beispiel, stürzen sich seine Re auf die Franzosen, die nur kurzen Widerstand leisten und trotz aller Bemühun ihrer Führer in wilder Flucht auseinander stieben.

Noch einmal gelingt es, sie zu sammeln, aber die kaiserlichen Reiter sind ih so auf dem Nacken, daß sie keinen Halt gewinnen, sondern, durch zwei Stunden folgt, nach allen Seiten zersprengt werden. Noch bevor bei der Reiterei diese E scheidung gefallen war, hatte sich das französische Fußvolk so zeitlich in Sicher gebracht, daß es durch keine Verfolgung mehr zu erreichen war. Gegen 400 adel Reiter, darunter der Herzog von *Longueville*, der Vice-Admiral *Clermont*, berühmte Ritter *Bayard* „le chevalier sans peur et sans réproche“ (Ritter o Furcht und Tadel), der Bastard von *Vendome*, die Obersten *Bussy*, *d'Amboi* *la Fayette*, *la Palisse*, *Imbrecourt* u. s. w. wurden gefangen und die ga Artillerie nebst 200 Proviantwägen erbeutet. Die Opfer dieser Schlacht bestanden

r aus den 2000 Franzosen, welche die Wahlstatt deckten, und der Witz der Gegner
te ihr den Namen der „Sporenschlacht“ bei, da sie auf ihrer eiligen Flucht
hr mit den Sporen als mit den Waffen gekämpft hatten. Eine Frucht dieses
eges war die am 22. August abgeschlossene Capitulation von Terouenne.

Die zweite Schlacht bei Guinegate ist interessant, weil sie, entgegen dem
iegsbrauche der Zeit, blos durch die Cavallerie entschieden wurde. Indessen ist
Grund davon nur in der schnellen Flucht der Franzosen zu suchen, denn der Zahl
h überwog in beiden Heeren das Fußvolk. Neben der schweren deutschen Reiterei,
sich mit Ruhm bedeckte, wurde besonders Maximilian's Artillerie wegen ihrer
hten Beweglichkeit gerühmt, so daß die Franzosen sie die „artillerie volante“, die
iegende“, nannten.

Nie ließ der Kaiser die von Osten drohende Gefahr eines Türkeneinbruches aus
Augen, und der Gedanke, der osmanischen Macht mit den vereinten Kräften
ropas zu begegnen, bewog ihn zum Frieden mit Ludwig's XII. Nachfolger, dem
erlichen und galanten König Franz I.

Aber zum unersetzlichen Schaden seiner Länder war es ihm nicht gegönnt,
sen Lieblingsplan auszuführen. Die Lässigkeit und Knauserei der Reichsstände und
h der österreichischen Lande, theilweise nicht minder aber auch die zwiespältige un-
e Politik Frankreichs, des Papstes und der Venetianer, vereitelten alle seine
mühungen. Niemand wollte so recht an die nahe Gefahr glauben, bevor sie nicht
Einzelnen auf die Finger braunte, und nur Maximilian's heller Blick erkannte
n die Wetterwolke, die sich im nächsten Jahrzehnt verheerend gegen den Westen
lzen sollte. Mit flammenden Worten rief einer der bedeutendsten Deutschen jener
t, Ulrich von Hutten, zur Unterstützung des Kaisers in einem Sendschreiben an
deutschen Fürsten auf (1518), deren Sonderinteresse aber schon so erstarkt war,
sie für keine dem gesammten Reich drohenden Gefahren Verständniß hatten.
chon seit dreißig Jahren“, ruft Hutten aus, „bestreitet der Kaiser von dem Er-
ge seiner Erbländer die Lasten des Reiches und hat keine Ruhe bei Tag und Nacht;
r wir, wenn er einmal seiner Pflicht gemäß Einen straft, schreien über Druck und
rträgliche Dienstbarkeit. Freiheit aber nennen wir es, um das Reich nichts
mmern, dem Kaiser nicht gehorchen und ungestraft sich Alles erlauben!“ ......
ließlich warnt er vor Allen, die eher den Türken als den Deutschen und dem
ser einen Zuwachs an Macht gönnen, und meint, die deutschen Fürsten möchten
gen Asien und Rom gleich sehr auf der Hut sein“.

Ein anderer hochbedeutsamer Schritt des Kaisers Maximilian I. war die
schwägerung und Erbverbrüderung, die im Jahre 1515 zu Wien mit den Königen
Ungarn und Böhmen vollzogen wurde. Ludwig, schon König von Böhmen und
hn Königs Wladislaus V., wurde mit der Enkelin des Kaisers, Marie von
stilien, verlobt, einer der Enkel Maximilian's, entweder Karl oder Ferdinand,
Anna — die Tochter des Wladislaus — bestimmt.

Durch fünf Jahre hatte Maximilian in dieser Heiratsangelegenheit mit dem
nig von Ungarn unterhandelt, und zwar durch den Cardinal Matthäus Lang
b. 1468, gest. 1540), damals Bischof von Gurk, später Erzbischof von Salzburg,
neist aber durch den kaiserlichen Rath, Leibarzt und Bibliothekar von Wien, den
ehrten Johann Cuspinian (eigentlich Spießhammer, geb. 1473, gest. 1529),
allein vierundzwanzigmal nach Ofen entsendet worden. Endlich war das Project

zur Reife gelangt und sollte die Zeit der Vermählung festgesetzt werden, zuvo
noch eine persönliche Zusammenkunft der beiden Monarchen stattfinden. Der
bestimmte Tag war der 16. Juli.

König Wladislaw hatte zu diesem feierlichen Act seinen Bruder Sign
König von Polen, geladen, und so hatten einige Tage vor dem Termine
Könige gemeinsam den österreichischen Boden betreten. Ersterer hatte sich mit
Kindern in Kittsee, letzterer in Hainburg einlogirt. Alsbald nach ihrer A
waren vom Kaiser zwei Begrüßungs-Gesandtschaften entsendet worden, welc
Auftrag hatten, die beiden Monarchen am bestimmten Tage auf das Trautm
dorfer Feld zu laden, wo sie der Kaiser auf offenem Felde, im freien Angesic
Himmels empfangen wolle.

Ein goldener Sommermorgen war herangebrochen, wolkenlos wölbte si
blaue Himmel über die Gegend, tausenderlei Düfte durchwürzten die stille Lu
schien sich die ganze Landschaft rundherum geschmückt zu haben zu dem fei
Acte, der in ihrem Kreise alsbald begangen werden sollte.

Ein hoher Mast, auf dessen Spitze die deutsche Reichsfahne flatterte, am
des Harter Waldes, nahe bei dem kleinen Orte Sarasdorf an der von Br
der Leitha gegen Stixneusiedel in Niederösterreich hinführenden Straße, wenige
von Wien entfernt, aufgerichtet, bezeichnete die Stelle der Zusammenkunft de
Monarchen. Die beiden Könige trafen zuerst an dem bezeichneten Orte ein, a
sich schon eine unabsehbare Menge Volkes versammelt hatte. Nach und nach entf
sich hier ein Aufzug von solcher Erhabenheit, eine solche Fülle von Herrlichke
Pracht, daß die Geschichte wenige solche Momente verzeichnet hat.

Einleitend den Festzug der Könige, bewegte sich eine Schaar Hußare
flüchtigen, feinfüßigen Rennern, blankgeschliffen das blitzende Krummschwert.
folgte ein Pulk (Fähnlein) berittener Moskowiter, ihren Hettmann an der
lauter hohe bärtige Männer, von wildem Ansehen, im Büffelwams, das Bä
um die Schulter, mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Auf seinen braunen Pferden
nun eine Abtheilung polnischer Reiter, bewaffnet mit langen Piken, an
Spitzen rothe und weiße Fähnleins flatterten; nun ein wirrer Trupp tatar
Volkes, seltsam, aber kostbar gekleidet. Diesen nach kamen polnische, mosko
Edle in golddurchwirkten, prachtvollen Kleidern auf schönen stolzen Rossen. N
Fürst der Walachei, dann König Sigmund's Kanzler, der Reichsschatzmeiste
Mundschenk, der Reichshauptmann, des Landes Woywoden, Palatine, Bischöf
Prälaten, Archimandriten, Hegumen (Prior eines griechischen nicht unirten Kl
und Popen.

Jetzt kam König Sigismund von Polen, ihm zur Seite der neun
Thronerbe Ungarns, Prinz Ludwig; der Polenkönig ritt ein herrliches lichtb
Pferd mit dunkler Mähne, prachtvoll gezäumt; der Reiter selbst war in Sc
gekleidet, trug ein weißseidenes Baret auf dem Haupte, von dem eine rothe
flatterte. Prinz Ludwig ritt ein weißes Berberroß, das schnaubend dahintanz
in übermüthigem Treiben seinen Reiter über und über mit Schaum bespritzte
warf es hoch den Kopf empor, als wußte es von dem herrlichen, von Perle
Edelsteinen strotzenden Gezäume, das es zierte, als sei es stolz auf die Last des j
frischen, hoffnungsvollen Reiters. Beide Reiter waren von einer Anzahl polnisc
ungarischer Edlen zu Pferd und zu Fuß begleitet.

Nun erschien der prachtvolle, mit Gold und allegorischem Malwerk fast überladene Staatswagen, der die zwölfjährige Prinzessin Anna in blauem, mit Goldsternen übersäetem Damastkleide, Perlen von seltener Größe im Haar, goldene Ketten um den Nacken, blitzende Goldreifen um die Arme gewunden, trug. Der Wagen war mit acht stolzen weißen Pferden mit rothem goldverzierten Gezäume, prachtvoll anzuschauen, bespannt, welche von acht reichgekleideten Edelknaben geführt wurden. Kühne Reiter in den kleidsamen ungarischen Costümen, blitzende Agraffen und hohe Reiherbüsche auf den Kalpaks von Zobel und Astrachan, leicht um die Schultern geworfen den sammtenen, mit Hermelin verbrämten Dolman, umschwärmten den Wagen.

Endlich erschien der greise Wladislaw, König von Ungarn und Böhmen, seiner Gebrechlichkeit wegen in einer prachtvollen Sänfte getragen, ein Geschenk des Kaisers Maximilian, das er ihm Tags vorher sammt Pferden und Knaben übersendet hatte. Er war umgeben von Ungarns ersten Magnaten, Reichsräthen, Krondienern, Cardinälen, Bischöfen — unter letzteren der Palatin von Ungarn, der Bischof von Semendria — in ihren prachtvollen Ornaten. Den Schluß bildete eine Abtheilung der ungarischen Banderien, in Blau und Silber gekleidet, auf flüchtigen Rossen.

Auf dem Trauttmannsdorfer Felde angelangt, ent-



Fahnen- und Kanonen-Eid. Fries in Graf Moltke's Arbeitszimmer. (S. 200.)

schaarte sich dies unzählbare fremde Volk und stellte sich unter rauschender Kriegsmusik in jener Ordnung auf, wie der Cardinal-Erzbischof Lang, der Ceremoniär des ganzen Festes, es bestimmt hatte. Es war das ein seltsam wunderbarer Anblick! König Sigismund allein hatte 1500 Pferde in seinem Gefolge, dem Ungarkönige waren nahe an tausend gefolgt.

Mit gespannter Erwartung sah man nun der Ankunft des Kaiser Maximilian entgegen. Aller Augen waren nach jener Gegend gerichtet, gegen Trauttmannsdorf, woher er kommen sollte, da er im dortigen Schlosse Nachtruhe gehalten hatte. Endlich blitzte es am Harter Hügel herauf, wie tausendfarbiges Sterngefunkel, unzählige Lanzenspitzen und Helmbarten schimmerten im Sonnenstrahl. „Der Kaiser kommt!“ durchlief es flüsternd die Reihen. Immer großartiger sich entfaltend, rückte näher und näher der Zug.

Voran der Hauptmann zur Neustadt, Melchior von Maßmünster, vom Fuß bis zum Scheitel in schimmernden Stahl gekleidet, auf einem hohen „getigerten“ (d. h. gleichfalls gepanzerten) Pferde, von 200 Kyrissern in rothen „Rennröcklein“ (kurzen Waffenröcken) gefolgt. Unmittelbar hierauf kam des Kaisers Hofdienerschaft, dann Patrizier, Bürger und Kaufherren aus den deutschen Reichsstädten, welche die Schaugier dem Kaiser schon in Augsburg sich anschließen ließ, festlich gekleidet in großer Zahl. Diesen nach ritten die Hofleute des prachtliebenden Herzogs Ulrich von Württemberg und jene des Cardinals Matthäus Lang, wohl unbewaffnet, aber in glänzenden Kleidern, etwa 800 an der Zahl. Jetzt, auf stolzen, hohen Rossen, zwölf Edelknaben, herrliche auserlesene Jünglinge, in schwarzen Sammt gehüllt, von sechs „Ehrenholden“ (Herolden) gefolgt. Nun, nach einem kurzen Zwischenraume, zwölf Trompeter mit dem Heerpauker, hierauf die hohen geistlichen Würdenträger: die Erzbischöfe und Bischöfe von Bremen, Regensburg, Passau, Laibach, die beiden Herzoge Ludwig von Baiern und Albrecht von Mecklenburg in ihrer Mitte.

Den jetzt ernst einherschreitenden kaiserlichen Thürhütern, mit weißen Stäben in den Händen, folgte unmittelbar die Sänfte des Kaisers Maximilian, mit scharlachrothem Sammt überzogen, schwarz im Innern ausgeschlagen, mit schweren Goldborten umsäumt. Herrliche weiße Pferde trugen die Sänfte, neben welcher zahlreiche Fürsten, Grafen, Edle und Freie aus den kaiserlichen Erblanden, alle in schwarzen Sammt gekleidet, mit schimmernden Goldketten behangen, zu Fuß einherschritten. Unmittelbar nach der Sänfte ritten die beiden Gesandten des Königs von Spanien, Herr von Mendoza, Grand von Spanien, der von England, Lord Herfort, den Cardinal Lang in ihrer Mitte. Diesen folgten der kaiserliche Obersthofmeister Wilhelm von Rappoltstein, der Kanzler Cyprian von Sarntheim, der Schatzmeister Johann Willinger, sammt anderen kaiserlichen Räthen und hohen Staatsdienern.

Aber den Glanz dieses Nachzuges bildete der oberösterreichische Adel, geführt von dem reichen Grafen Johann von Hardegg, dem der Volksmund seines Aufwandes wegen den Beinamen „der Prächtige“ gegeben hatte. Der kunstreiche Silberpanzer des Grafen war über und über mit Goldspangen und Edelsteinen bedeckt und glänzte und funkelte im Sonnenschein so gewaltig, daß das Auge schier keinen Moment darauf zu haften vermochte. Eben so reich war das Gezäume seines muthigen Pferdes mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Nicht minder glänzend angethan folgten ihm der Hauptmann von Linz, Wolfgang Jörger, der Reichsgraf Georg von Schaumburg, die Brüder Rudolf und Sebastian vo[illegible]enfeld, Sigmund, Ludwig und



Die Monarchen-Zusammenkunft bei Wien, 1515.

Cyriac von Polheim, Kaspar von Schallenberg, David von Knöringen, Starhemberg und andere mehr.

An der bezeichneten Stelle wurde des Kaisers Sänfte niedergestellt und enthüllt. Eine herzliche gegenseitige Begrüßung der drei Monarchen erfolgte. Der Kaiser bot den Königen und den Kindern die Hand und rief, die großen Folgen, welche dieser Tag für ihn und sein Haus haben sollte, voraussehend, hell und freudig aus: „Das ist ein Tag, den der Herr gesendet! Lasset Uns freudig und fröhlich sein!" (Hierzu das Bild.)

König Sigismund, mannhaft und herzlich antwortend, dankte mit dem Wunsche, daß diese Zusammenkunft für alle Theile ihrer Familien, ihre Reiche und Unterthanen, ja für die ganze Christenheit von ersprießlichen Folgen begleitet sein möge. Dem greisen Wladislaw erstickten Thränen der Rührung die Stimme; der junge Ludwig hielt zu Pferde eine kleine Rede an den Kaiser, den auch Prinzessin Anna mit herzlichen Worten begrüßte. Ein allgemeiner Jubelruf durchbrauste die Luft.

Den ersten Begrüßungen folgten diplomatische Verhandlungen, welche die Einladung in die Residenz beschloß. Am nächsten Tage erfolgte der glänzende feierliche Einzug in Wien, welcher den ganzen Tag dauerte. Am 22. Juli fand in der Stefanskirche zu Wien die Trauung des königlichen Prinzen Ludwig mit der Infantin Marie statt; seine Schwester Anna wurde auf Procuration dem Kaiser Maximilian angetraut, das glänzende Beilager folgte aber erst sechs Jahre später in Linz mit dem Erzherzog Ferdinand. Dadurch fiel später an Letzteren die Krone Ungarns und Böhmens.

Zum Andenken an den großen feierlichen Act der Vereinigung dreier Monarchen ließ Maximilian an dem Ort der Zusammenkunft drei Rusten (Art Ulme) pflanzen und dieselben, nunmehr prächtige alte Bäume, vom Volke die „Königsrusten" genannt, stehen noch heute unweit der Eisenbahnstation Wilfleinsdorf.

Dieses „Dreikönigs-Fest in Wien", wie Fugger die feierliche Zusammenkunft nennt, legte den Grund zum endgiltigen Anschluß Ungarns und Böhmens und damit zur imponirenden Machtstellung der habsburgischen Monarchie. In diesem Sinne mag jenes oft citirte und zu jener Zeit entstandene Sprüchlein:

„Bella gerant alii, Tu, felix Austria nube
Nam, quae Mars aliis, dat Tibi regna Venus"

zu deutsch: „Andere mögen durch Krieg sich fördern, du, glückliches Oesterreich, vermählst dich; was Andern Mars gibt, gewährt Venus deinem Reich", nicht ganz Unrecht haben. Aber das auf solchem Wege erworbene gute Recht mußte Oesterreichs tapferes Schwert erst in blutigen Kämpfen schützen und sichern.

Unter den Festlichkeiten bei diesem Anlasse möchten wir besonders das große, am Hof abgehaltene Turnier hervorheben, das ganz nach den schon halb vergessenen ritterlichen Formen veranstaltet wurde. Fünfzehnhundert wohlgerüstete Bürger und Fußknechte schlossen die Schranken ein, um welche sich Tribünen für die Fürsten, Bischöfe, Magnaten und anderen hohen Gäste, eine besondere aber auch für die Frauen und Töchter der Bürger Wiens erhoben. Zweiunddreißig reich geharnischte Ritter, darunter Herzog Wilhelm von Baiern, die Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg, Herzog Georg von Mecklenburg u. s. w., hielten ein

scharfes Rennen und bearbeiteten sich im Fußkampf mit den Schwertern so kräftig, daß Blut zwischen den Fugen der Harnische hervordrang und wiederholt die Grieswärtel und Herolde einschreiten und die hitzigen Kämpfer trennen mußten. Die damals erst zwölfjährige zukünftige Königin von Ungarn theilte den Dank an die Ritter aus.

Ueberhaupt hielt Maximilian mit Vorliebe an den äußeren Formen und Gebräuchen des Ritterthums fest, obwohl gerade er durch seine militärischen Reformen ihm vollends den Boden entzogen hatte. So z. B. trug er lange Zeit auf seinem Turnierhelm als Helmzier goldene oder bunte Ohren, von welchen er in seinem Tagebuch erzählt, daß Maria von Burgund sie ihm einst als „Damengunst" (Faveur) verlieh. Wiederholt nahm er auch feierliche Ritterschläge vor, z. B. nach der Schlacht bei Regensburg und anläßlich der eben erwähnten Vermählungs-Feierlichkeiten. Auf kostbare Harnische und Waffen hielt er große Stücke und verstand sich selbst auf deren Herstellung; wir wissen, daß er sich bei Einzügen zu Reichstagen wiederholt vergoldeter Harnische bediente, und das Hofmuseum in Wien bewahrt unter anderen Rüstungsstücken dieses Kaisers jenen prachtvollen Plattenharnisch, welchen er nach einem in der kaiserlichen Gemäldesammlung befindlichen Bilde am 19. September 1480 beim Einzug in Luxemburg trug.

Maximilian trug die Ritterlichkeit nicht blos zur Schau, sondern setzte für deren Bewahrung auch sein Leben ein, wie es z. B. im Jahre 1495 zu Worms geschah. In diesem Jahre nämlich kam Claude de Batre, ein durch Muth, Tapferkeit und Riesenstärke berühmter französischer Ritter, nach Worms, hing vor seiner Wohnung den Schild aus und ließ durch einen Herold hochmüthig ausrufen: „Wenn ein deutscher Ritter auf Leben und Tod, auf Gefängniß oder auf irgend eine andere Rittergabe mit ihm zu kämpfen Lust hätte, so wolle er den Kampf unter jeder Bedingung eingehen." Mehrere Tage verstrichen, kein deutscher Ritter wollte sich zum Kampfe mit dem Prahler bereitwillig zeigen dem der Ruf voranging, er sei „im Kampfe der Teufel selbst".

Den heldenmüthigen Max verdroß diese Zurückhaltung nicht wenig, und so sendete er seinen Herold ab und ließ seinen Schild mit den Wappen von Oesterreich und Burgund neben jenem des französischen Ritters aufhängen. Der Kampf wurde abgeredet um ein „ritterliches Gefängniß" und ging neun Tage nach der Ausforderung vor sich. Gewappnet erschienen beide auf der Bahn, keiner sprach ein Wort zu dem andern. Die Erwartung wiegte mit Furcht und Ungewißheit sich auf allen Gesichtern der Zuschauer, alle Blicke waren auf die Gerüsteten gerichtet, die, als die Trompeten zum drittenmale ertönten, ihre Lanzen einlegten, auf einander losrannten und trafen, beide aber so geschickt, daß die Stöße abglitten. Nun warfen sie die Lanzen weg und griffen zu den Schwertern. Claude de Batre führte endlich, „nachdem sie eine gute Weile einander um die Köpfe gehämmert" (wie die gleichzeitige Chronik sich ausdrückt), einen so gewaltigen Stoß gegen den Kaiser, daß diesem der Panzer getrennt und er sogar etwas verwundet wurde. Aber Maximilian achtete dessen nicht, sondern begann nun seinerseits die Offensive; er setzte dem Gegner mit heftigen Hieben und Stößen derart zu, daß derselbe einsehen mußte, bisher habe der Kaiser sich mit ihm nur gespielt, und Mattigkeit und Zaghaftigkeit fing an, den Franzosen zu beschleichen. Max traf ihn endlich dermaßen, daß er, als eben der Kaiser „mit einem derben Stoß ihm zum Herzen rann", seine Waffen streckte, sich

ergab und zum Gefängniß zu stellen sich gelobte. Es läßt sich denken, mit welchem Jubelgeschrei die fröhliche Menge den siegreichen Kaiser nach seiner Herberge begleitete.

Bezeichnend für Maximilian's vielseitiges Schaffen ist, daß er auch den Plan zur Errichtung einer „Garde" faßte. Der Entwurf hiezu stammt aus dem Jahre 1514 und der einbegleitende Brief an die niederösterreichischen Stände meint in höchst charakteristischer Weise, es „ist uns seither (d. h. seit „etlichen Tagen") noch eine andere Sache fürgefallen." Der Entwurf lautet:

„Die Artikel der Garde.

Die kaiserliche Majestät ist aus vielen und beweglichen Ursachen des Willens und Fürnehmens, eine Garde oder ehrliche Gesellschaft, inmassen, dann Ihre Majestät im Eingang ihrer Regierung auch gehabt, aufzurichten, dergestalt, wie hernach folgt:

Erstlich, daß kaiserliche Majestät, auf jedes Pferd, so gerüstet ist, und sich in die Garde bewilligt, das Monats drei Gulden rheinisch und dazu Futter und Mahl, Nagel und Eisen, und jedes Jahr auf ein Pferd zwei Kleider geben soll.

Zum andern, daß ein Jeder, der sich in solche Garde bewilligt, von Stund und im Anfang von jedem Pferd dreißig Gulden rheinisch hinter dem Hauptmann erlegen soll, der sich dann gegen einen jeden, insonderheit um solches Geld einen jeden zu Ausgang der Jahresfrist wieder bezahlen und entrichten will.

Solche Garde soll auf drei Jahre lang gestellt werden und nämlich ein jeder Edelmann ein „Kürisser" sein, und fünf Pferde unter ihm halten.

Zum dritten soll unser Rath und Schatzmeister Jacob Villinger, einen jeden um seinen Sold, auch Speisung und Kleidung, wie eben steht, versprechen.

Und welche sich obgemeldeter Massen bestellen lassen und in solche Garde kommen wollen, derselben Namen und mit viel Pferden ein jeder, sollen lauter aufgeschrieben und kaiserlicher Majestät zugeschickt werden."

Da wir gar nichts weiter von dieser Garde wissen, ist es wohl bei dieser Anregung geblieben, wie auch die erwähnte beim Regierungs-Antritte bestandene Garde Maximilian's keine Bedeutung und längere Dauer gehabt haben mußte, wenn nicht gar der St. Jörgen-Orden darunter verstanden ist.

So vielseitig Maximilian's Denken und Schaffen auch war, so darf man doch behaupten, daß die Wehrfähigkeit seiner Erblande ihn unausgesetzt beschäftigt und gleichsam der rothe Faden war, welcher seine unablässige Thätigkeit durchzog. Sein Tagebuch beweist, daß er stets mit militärischen Dingen beschäftigt war und auch Kleinigkeiten seiner Aufmerksamkeit nicht entgingen. Man findet da die Vormerkungen: „ein Bollwerk vor das Thor auf dem Schloß zu Sigmundskron zu machen" — „die Klause auf dem Wormser Joche nach neuer Form zu bauen und zu besehen, ob man nicht einen solchen Thurm auf den St. Jacobsberg setzen könne, damit dieser nicht anzugreifen sei" — „die Ehrenberger Klause gegenüber zu befestigen und den Weg nach dem großen See hinum auch dazu zu nehmen, gegen Füssen hin, jedes mit einem starken Thurm" — „einen Tabor (Schanze) auf dem Arlberg zu machen" — „alle ehrbaren freudigen Knechte, die in den Taborn und Hauptschlössern, zusammenklauben und sie schießen lehren" — „in Cilli ein halbes Zeughaus und in Wien eine Harnischkammer zuzurichten" — „1000 Gulden zu verordnen, um das Zeughaus in Mecheln damit einzufangen" (mit einer Mauer zu

umgeben) — „der Büchsenschütz soll seine Hackenbüchse aus dem Zeughause nehmen und dieselbe ihm binnen einem Jahre von seinem Solde abgezogen werden" u. s. w.

Oft genug wurde Maximilian I. an den großen Einfluß der Finanzlage auf das Kriegswesen gemahnt, und wo es anging, war er daher eifrig auf Ersparungen bedacht. Eine der dahin zielenden Maßregeln sah er in der Verringerung der kostspieligen Besatzungen in Schlössern und festen Orten. Kaum war der Krieg mit Venedig beendet, so wies er schon die Regierung in Innsbruck an, die Besatzungen der Orte und Pässe gegen das venetianische Gebiet „ziemlicher Maßen zu ringern". Am 13. October 1518 wiederholte er diesen Auftrag mit dem Beisatze, daß die Verminderung ein Dritttheil oder die Hälfte der Mannschaft betragen solle, ja man möge trachten, mit den Pflegern und Hauptleuten ein Abkommen zu treffen, damit diese die Burghut übernehmen und die bisherigen großen Kosten erspart würden. Zu demselben Zweck schloß Maximilian zahlreiche Verträge, durch welche er im Bedarfsfalle über die festen Schlösser der Landesherren gebieten konnte.

Uebrigens finden wir unter ihm schon besondere Kriegsbaumeister bestellt, von welchen besonders Reimpold von Sendlingen ob seiner Geschicklichkeit gerühmt wird. Mit dem Bau des Zeugstadels zu Lindau wird Hans Schiffer, des Kaisers Baumeister in Bregenz, beauftragt, und 1508 wird Anton Kleber als Baumeister „zu etlichen Gebäuen, so der Krieg wider die Türken vorgenommen", bestellt.

Wie genau sich indessen Maximilian bei Besetzung aller Stellen informirt, zeigt auch der Bestallungsbrief der Kyrisser, wo die Lieutenants und Fähnriche ernannt werden, darunter ist auch ein Czene von Czernahor, „so in Mähren wohnt" — und bezüglich dessen setzt Maximilian ausdrücklich bei: „Von dem von Czernahora habe bisher keine Kundschaft gehabt", um anzudeuten, daß die Ernennung nur auf fremde Empfehlung erfolgt sei, ohne daß der Kaiser selbst dessen Fähigkeiten und Verdienste kenne.

Auch auf die Bestellung seiner Trabanten nahm Maximilian selbst Einfluß, denn ein Max Enslin von Ulm bittet ihn um Aufnahme und verspricht, „sein Mannheit, Leib und Leben so tapferlich und kecklich zu Seiner Majestät zu setzen, daß dieselbe und Andere hoffentlich Gefallen haben sollen". Besonders einträglich mag eine solche Stelle übrigens nicht gewesen sein, denn der Trabant Ulrich Sonnentag bittet, weil er alt und gebrechlich, um eine andere Versorgung, weil er bei der „theueren Zehrung" am Hofe von der Löhnung nichts erübrigen könne.

Nächst der Schöpfung der Landsknechte sind besonders die Verdienste Maximilian's um das Geschützwesen bekannt. Seine „Artillerey" war auch der Gegenstand seiner steten Fürsorge und berechtigten Stolzes, und die Ambraser Sammlung in Wien bewahrt in drei Bänden die auf Pergament hergestellten Abbildungen und Beschreibungen seiner Geschütze, die hohen historischen und künstlerischen Werth haben und auf seinen Befehl verfertigt wurden. Die darin abgebildeten Geschütze lagen in den Zeughäusern zu Wien, Graz, Osterwitz, Görz, Innsbruck, Sigmundskron, Breisach, Lindau und bei dem Heere in Italien. Jedes Geschütz hat seinen Namen, der allerdings oft bizarr genug lautet; wir finden neben den schon früher genannten die uns gleichfalls bekannten „Purlebaus" und „Weckauf", dann eine „liebe Verwurrerin", „Wyldhiertin", „Ungerin", den „Erdbidmer", die „Kitzlerin" u. s. w., die Nothbüchsen heißen „Winckhen", die Nothschlangen „Hirngrillen".

Uebrigens war es nicht, wie man häufig glaubt, blos Maximilian's Sitte, n Geschützen so wunderliche Namen zu geben, sondern allgemeiner Brauch zu jener it. Auf Franz von Sickingen's Feste Landstuhl gab es eine „Nachtigall“, einen Hahn“, einen „Löwen“, dann „Bruder“ und „Schwester“. Kurfürst Moriz von achsen besaß Geschütze, von welchen eines der „Pastor“, und andere „Höllenhund“, Melusine“ und „thüringischer Bauer“ hießen. In Augsburg wurde lange das Geschütz wahrt, das den Namen „Hunderteins“ trug; es war dies nämlich die Kanone, welche die Entstehung der hundert ein Salutschüsse bei großen Festlichkeiten knüpft ist.

Als nämlich Kaiser Maximilian siegreich aus einem Feldzuge nach Deutschland rückkehrte und seinen Einzug in Augsburg halten wollte, wurde ihm ein glänzender npfang zugedacht und unter Anderm sollten hundert Kanonenschüsse zu seiner Ehre gefeuert werden. Der Constablermeister aber wußte zuletzt nicht, ob er sich nicht einen Schuß zum Nachtheile des Kaisers geirrt habe, und ließ, um allen Vorwürfen entgehen, das Geschütz noch einmal abfeuern. Von Augsburg zog Maximilian ch Nürnberg; auch diese Stadt wollte die neue eingeführte Begrüßung anwenden, er man beschloß, um dem Kaiser nicht weniger Ehre als Augsburg anzuthun, nselben sogleich mit hundert und einem Kanonenschuß zu empfangen, und f diese Art entstand die Sitte, 101 Schuß statt 100 bei feierlichen Gelegenheiten zugeben.

Trotz dieser geschichtlichen Thatsache mag wohl auch dabei jener altdeutsche rauch maßgebend gewesen sein, der bereits seit urdenklichen Zeiten besteht, nämlich: Allem Eins zuzugeben, was sich bis heute noch beim Handel (z. B. 13 für 12, für 10, 7 für 6 u. dgl.) erhalten hat. Es ist sehr interessant, daß im spanischen d italienischen Gerichtsverfahren bei außerordentlichen Verbrechen eine Gefängnißstrafe hundert Jahren und einem Tage ausgesprochen wurde. Es kam dies selbstver- ndlich einer Verurtheilung zu lebenslänglichem Kerker gleich, und mit dem einen ge darüber wollte man ausdrücken, daß der Verbrecher an keiner Amnestie Antheil ben könne. Auch bei Zeitbemessungen erhielt sich die Zugabe des einen Tages bis te, woher z. B. das Sprichwort kommt: „Ueber Jahr und Tag“, wie denn bei nden erst nach Verlauf eines Jahres und eines Tages der Finder in das Eigen- msrecht tritt, wenn der Verlustträger sich nicht meldete. Die vormals bestandene huldhaft konnte sich ebenfalls nur auf ein Jahr und einen Tag erstrecken.

Für Maximilian, der bedeutende technische und mechanische Fertigkeit besaß, r die Artillerie eben das rechte Feld, um diese zu erproben. Man verdankte ihm rbesserungen im Guß der Geschütze, und die ersten Versuche zum Bohren derselben len von ihm gemacht worden sein. Im Richten und der Bedienung der Geschütze hm er es mit jedem Büchsenmeister auf, wenn wir auch seiner Anleitung zu dem nderbaren Meisterschuß „wie man bei Peutelstein (an der Straße nach Ampezzo) t einer Büchse über Eck schießen und die Kühe treffen könne“ einigen Zweifel gegenbringen und ihn für eine jener Schnurren halten, welchen er in guten Stunden ht abhold war. Die Anwendung des Quadranten beim Richten der Geschütze führte aximilian allgemein ein und erfand sogar eine Verbesserung in der Construction selben. Auf dem Zug gegen Venedig 1509 besaß die kaiserliche Armee bereits den jene Zeit überaus stattlichen Park von 106 Rädergeschützen.

Unter seinen Zeug- und Büchsenmeistern fanden sich vortreffliche Kräfte, namentlich der Zeugmeister Michel Ott wird besonders gerühmt und ging dem Kaiser bei seinen Verbesserungen an die Hand.

Wie der Fußsoldat zur Fahne, mußte der Artillerist auf seine Kanone den Eid der Treue leisten, wobei die betreffenden Vorgesetzten herzerhebende Ansprachen hielten. (Bild Seite 193.)

Die Anfertigung der Feuerwaffen und der Munition suchte Maximilian in jeder Weise zu heben und im eigenen Lande zu installiren. Im Jahre 1503 erhielt der Büchsenmeister Hans Sarles die Bewilligung zum Bau einer Mühle und eines Hammerwerkes im Kerschenthal (Tirol) behufs Herstellung einer Büchsenschmiede.



Das kaiserliche Arsenal von Außen. (S. 201.)

Hans Apotzeller wird 1500 als Büchsengießer mit „vier gerüsteten Pferden" gegen einen jährlichen Sold von 100 rheinischen Gulden bestellt und ihm für je zehn Centner verwendetes Kupfer gratis ein Centner Zinn zugesichert, was einen Schluß auf die damals übliche Legirung des Geschützmetalls erlaubt.

Aber nicht nur den Geschützen, auch den Handfeuerwaffen wendet dieser unermüdliche Monarch seine Aufmerksamkeit zu. Für die Schwerter und Spieße der Lanzknechte bestimmt er ein einheitliches Maß und Gewicht. Früher selbst ein Meister in der Handhabung der Armbrust — meist machte er den „Ritterschuß" auf der Scheibe, d. h. den „nächsten am Zweck", das Schwarze der Scheibe — kommt er jedoch, als er die Wirkung der Handfeuerwaffen kennen lernt, davon ab und schreibt in sein Tagebuch: „Item der konig soll nymmer mehr schießen mit kainem armbrost, da er

zu schwach ist und nit zu weyt wo der polz nit tragt, dann der polz oder Geschoos schlegt sich und ist wider die Natur, dann es Nymand trifft." Beim Zug gegen Rom 1507 verbot er schon den Gebrauch der Armbrust.

Auch mit dem Schiffsbau für militärische Zwecke befaßte sich Maximilian schon. Zu seiner Zeit, vielleicht sogar schon unter seinem Vorgänger, bestand ein Schiffsarsenal in Wien, welches die gegen Ungarn und Türken zu gebrauchenden Schiffe enthielt. Dieses „römisch-kaiserliche Orsinal" befand sich auf einer an Stelle des heutigen Kaiserbades befindlichen kleinen Insel am rechten Ufer des Donaucanales und war durch einen „Wierschlag" (Erdwall) geschützt. (Bilder Seite 200 und 201.)

Zur Zeit Maximilian's war Befehlshaber des Arsenals und der kleinen



Das kaiserliche Arsenal von Innen. (S. 201.)

Donauflotille, auf die wir noch öfter zurückkommen werden, Jeronimus de Zara. Aus dem Tagebuch Maximilian's ist zu ersehen, daß er mit dem Gedanken umging, lederne Schiffe machen zu lassen, und an dem von ihm benützten Donauschiff ließ er nach seiner Erfindung kupferne Schrauben anbringen, durch welche das Schiff beim Passiren einer Brücke nach Erforderniß tiefer getaucht werden konnte.

Wenn bei einer so vielfachen, in allen Dingen bis in den Kern dringenden Thätigkeit, sich mancher wunderliche Zug findet, mancher Plan, auf den der Schöpfer große Hoffnungen setzte, nicht zur Ausführung kam, einzelne Einführungen den Prüfstein der eigenen Zeit nicht vertrugen und andere dem unaufhaltbaren Wechsel der Zeiten und Verhältnisse unterlagen, so ist das nicht zu wundern und kann dem großen Verdienst des Fürsten, der so viel geschaffen und noch mehr gewollt, keinen

Abbruch thun. Bei vielen seiner größten und folgenschwersten Vorhaben lag das Mißlingen übrigens nicht in ihm und der Sache, sondern in der Ungunst der Verhältnisse, in den Schäden seiner Zeit.

Daß er sich trotz häufiger Täuschungen stets wieder mit gleichem Feuereifer, neuen Plänen, neuen Erfindungen und Anregungen zuwendete, ward ihm häufig als Wandelbarkeit, als unsteter Geschäftigkeitsdrang gedeutet, während man doch darin viel eher die aus voller Seele und einem nie rastenden Pflichtgefühl fließende Schaffensfreudigkeit sehen kann.

Maximilian, der die Bitterkeit des Undankes oft genug kennen gelernt hatte, schrieb in Ahnung der raschen und falschen Urtheile, die seiner warteten, auf das Titelblatt seines allegorischen Gedichtes: „Der weyß Kunig":

„Merk, viel wird von mir geschrieben,
Was Sachen und Krieg' ich hab' getrieben,
Darum schreib, was ich dir itzo sag',
So kummt die rechte Wahrheit an den Tag."

Maximilian I. starb am 11. Januar 1519 zu Wels, mannhaft dem Tode, durch ein tückisches Fieber, entgegensehend, wie er ihn auch in der Schlacht nicht gescheut hatte. Mit den Worten: „Was weint Ihr, daß Ihr einen sterblichen Menschen sterben seht? Weiber mögen darüber weinen, Männer nicht!" verwies er den Umstehenden das Wehklagen.

Wenn sein brechendes Auge ihm das glänzende Bild der Größe seines Hauses, der Macht seines Reiches und des Ruhmes der Armee zeigte, welchen sein thatenreiches Leben gewidmet war, dann mochte ihm gewiß der Tod leicht geworden sein.

Die Leiche Maximilian's I. ruht in der ehemaligen Burgcapelle, heute die der k. k. Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, und wurde dieselbe zweimal aus der Vergessenheit gerissen.

Maximilian I., der einen demüthig religiösen Sinn und die größte Dankbarkeit gegen treue Diener hatte, verordnete in seiner letzten Verfügung, man solle seinen Leichnam öffentlich aussetzen, demselben die Haare abscheren, die Zähne ausbrechen und verbrennen, den Körper geißeln und ihn dann, mit Kalk bestreut, zuerst in fette Leinwand und dann in weiß und rothen Seidenzeug wickeln, darauf ihn in dem lange früher verfertigten Sarg in der Burgkirche zu Wiener-Neustadt dergestalt beisetzen, daß der Priester, die Messe lesend, über seinem Herzen stehe. Zu des Kaisers Füßen werde sein treuer Sigismund von Dietrichstein begraben.

Ungeachtet dieser deutlichen Anordnung, welche mit der größten Genauigkeit nach dem frommen Geiste jenes Zeitalters befolgt ward, entstanden in der Folge Zweifel über die Grabstätte dieses Kaisers und sie gerieth beinahe ganz in Vergessenheit. Einer Sage nach hat Kaiser Maximilian II. im Jahre 1573 das Grab öffnen lassen, um sich von seiner Beschaffenheit zu überzeugen; gewiß aber ist, daß Herzog Ernst II. von Oesterreich (geb. 1552, gest. 1595) im Jahre 1580 die Uebertragung des Leichnams nach Innsbruck eifrig betrieb, und daß der Bischof von Neustadt, Lambert Gruter (gest. 1586), schon die Aufschrift der Tafel verfaßt hatte, welche zum Gedächtniß der Uebertragung neben dem Hochaltar der Neustädter Burgkirche hätte aufgehängt werden sollen.

Im Sommer des Jahres 1739 kam der kaiserliche Rath und Historiograph Marquard Hergott (geb. 1694, gest. 1762) im Auftrage des Kaisers Karl VI.

h Neustadt, um alle dort vorhandenen, auf das Kaiserhaus Bezug habenden Alter-
mer und Merkwürdigkeiten zu sammeln. Auf Hergott's Anordnung wurde das
er den bretternen Stufen des Hochaltars liegende, mit einem schweren Gruftstein
eckte Kaisergrab an der Seite gelüftet, und man kam durch Hinwegräumung der
denziegel so weit, daß man durch die Spalten des vermoderten Sarges das Leinen-
vand, welches den Leichnam Maximilian's umhüllte, und sein kahles Haupt
ühren konnte. Da Kaiser Karl VI. einige Jahre früher dem Bischof von Wiener-
ustadt, Johann Franz Anton Graf Khevenhüller (geb. 1707, gest. 1762), die
öffnung des Sarges untersagt hatte, so hielt Hergott dafür, es nicht zu thun,
leich er nach seiner Instruction die Gruft hätte öffnen können. Es wurde das
ab wieder verschlossen, und eine neue Reihe von Jahren verging, ohne daß die
he der Gebeine des großen Maximilian gestört wurde, und ihr Dasein war in
ige Vergessenheit gerathen.

Als die k. k. Militär-Akademie in Wiener-Neustadt gegründet worden,
deten am 12. Februar 1771 die mit Ausgrabung des Grundes für den neuen
uptaltar beschäftigten Arbeitsleute dem damaligen Localdirector, Feldmarschall-
itenant Karl Johann Georg Freiherr von Hanning (geb. 1709, gest. 1784),
hätten eine Gruft entdeckt. Dieser ließ mit der Arbeit innehalten, stellte eine Wache
das Grab und meldete den Fund dem Oberdirector Feldmarschall Anton Graf
lloredo (geb. 1705, gest. 1785). Auf dessen Anordnung verfügte sich der
:retär von Lang mit dem Baumeister Gerl aus Wien nach Neustadt, und in
r sowie in Gegenwart der Geistlichkeit und des Officierscorps ward die schwere
rmorplatte von der Gruft abgehoben. Darin erblickte man den hölzernen, mit
r Ochsenhaut überzogenen und mit einem einfachen Kreuze verzierten Sarg, den
eisernen Bänder kaum mehr zusammenhielten. Man stellte daher die weitere Er-
ung ein und erbat sich vom Allerhöchsten Hofe weitere Verhaltungsbefehle.

Im folgenden Monat, am 10. März, begab sich der Feldmarschall Colloredo
dessen Zahlmeister, Rath Mayer, nach Neustadt, um den merkwürdigen Kaiser-
g vollends an das Tageslicht zu bringen; die hohe Geistlichkeit und viele Herren
n Militär- und Civilstande hatten sich zu dieser Feierlichkeit in der Kirche ein-
unden. Hier las Rath Mayer mit lauter Stimme aus einer alten Chronik den
en Willen des Kaisers Maximilian I. vor, worauf man zur Oeffnung des
rges schritt und den Leichnam, wirklich mit Kalk bestreut, in einer dreifachen Umhüllung
d, wie der Landesfürst es selbst angeordnet hatte. Auf der Brust des Gerippes
eine sehr beschädigte Bleitafel mit einer Aufschrift, neben dem Leichnam fand man
zerbrochenes, mit vergoldeten Bleizieraten geschmücktes Crucifix von Holz, ein
utelchen von rothem Sammt und mehreres Reisig von einer Ruthe; die Hände
rden durch einen Rosenkranz zusammengehalten.

Im folgenden Monat wurde das Gerippe ganz enthüllt und in einen neuen
ˌernen Sarg mit einem kupfernen Uebersarg gelegt. Die Gebeine lagen in guter
dnung, von Haaren war keine Spur, und in der unteren Kinnlade fand man
n einzigen kleinen Zahn. Sehr gewissenhaft war nach diesen Erfahrungen die
ordnung des Kaisers vollzogen worden. Nun wurde der Leichnam neuerdings bei-
ṭt und die Bruchstücke des Crucifixes, das Beutelchen und die Bleiplatte in einem
stchen in der Sacristei aufbewahrt.

Maximilian's Leiche ruht also in Wiener-Neustadt, nicht — wie viel-

seitig geglaubt wird — unter dem Grabdenkmal in der Franciscaner- o
kirche zu Innsbruck, welche wohl nach dem letzten Willen des Kaisers Maxim
erbaut, aber nicht dazu bestimmt ward, seinen Leichnam aufzunehmen.

Das Hauptschiff der Kirche birgt in seiner Mitte das Grabdenkmal. Au
hohen Sarkophag von Marmor kniet die ritterliche Gestalt Maximilian
Gesicht dem Altar zugewendet. Diese Bildsäule wurde im Jahre 1582 von
del Duca, einem sicilianischen Künstler, aus Erz gegossen. Ringsumhe
achtundzwanzig übergroße Bildsäulen aus Erz, die zwischen 1513 und 15
den Tiroler Künstler Peter Löffler, berühmter Kunstgießer, und sein
gearbeitet wurden. Es sind hohe Personen, Männer und Frauen, größtenth
dem Geschlechte der Habsburger und insbesondere aus Maximilian's nähe
wandtschaft. Die kleineren Bildsäulen, ebenfalls von Erz, hoch an der Ma
Eingange der Kirche gegenüber, stellen dreiundzwanzig Heilige dar, alle vo
licher oder edler Abstammung und mehrere mit dem Hause Habsburg verwa

Die Seiten des Sarkophags sind mit vierundzwanzig sehr schön und f
carrarischem Marmor gearbeiteten, halb erhobenen Bildwerken geziert, da
mehrerer Künstler, des Kölner Bernard und Arnold Abel, insbesondere a
Bildhauers Alexander Colin (geb. in Mecheln 1526, gest. in Innsbruck
Sie stellen die Hauptbegebenheiten aus dem Leben Maximilian's vor, seine
reichen Schlachten und Belagerungen, seine Zusammenkünfte mit anderen Mo
Friedensschlüsse u. A. Viele von den Köpfen sind Bildnisse; die Aehnlichkeit
milian's ist in den verschiedenen Altersstufen überall unverkennbar, und se
Eigenthümliche der verschiedenen Volksstämme ist getreu wiedergegeben.

Die „schwarzen Mander" (Männer), wie der Tiroler Volksm
Statuen nennt, welche des großen Kaisers Grabdenkmal umstehen, wurden i
1882 einer Restauration unterzogen, welche recht unerquickliche Controversen
Künstlerschaft Oesterreichs hervorrief; dieselben gaben dann Anlaß zur Gründ
„St. Lucas-Gilde oder Verein der christlichen Künstler und Kunsthandwer
Innsbruck.



# Die Lanzknechte.

Die Truppengattung, „Lanzknechte“ genannt, gehört gewiß zu den bekanntesten
militärischen Typen, war durch ein volles Jahrhundert maßgebend für das
sche und österreichische Kriegswesen und verdient also unleugbar eine eingehende
hreibung des Entstehens, der Einrichtung, Kampfweise und Gebräuche.

Lange Zeit war es zweifelhaft, ob die Bezeichnung „Lanzknechte“ oder „Lands-
hte“ die richtigere sei, und heute noch wird die letztere häufiger gebraucht als die
re. Ohne dies geradezu verurtheilen zu wollen, entscheiden wir uns doch für den
druck „Lanzknechte“, der richtiger und begründeter ist. Von den „Kyrissern“,
ießern“, „Arkebusiren“ u. s. w. wissen wir, daß der Name der Truppen stets
ihrer Bewaffnung oder Rüstung abgeleitet wurde, und dasselbe war
bei dem berühmten deutschen Fußvolk der Fall, dessen charakteristische Waffe
er die Lanze war. Daß sie des „deutschen Landes Knechte“ waren, gab ihnen
iß nicht den Namen, denn dies traf ja bei allen Soldtruppen zu, die schon viel
er vorkommen, und auch der Umstand, daß sie von „Land zu Land“ zogen, um
egsdienste zu nehmen, konnte auf die Benennung kaum einwirken, da ihr Entstehen
der kaiserlichen Armee unzweifelhaft ist, und erst später sich auch in den Diensten
erer deutscher Fürsten „Landsknechte“ finden. Im Jahre 1528 finden wir erst
zknechte im Kurfürstenthum Sachsen, dessen Reichthum die Unterhaltung einer
ken Söldnerarmee gestattete, bald darauf in Baiern, und endlich finden wir sie
ar in außerdeutschen Ländern. Damals war aber der Name schon lange ein-
ürgert und konnte daher nicht vom Dienstwechsel von Land zu Land, sondern nur
der Hauptbewaffnung abgeleitet sein.

Wir glaubten dies vorausschicken zu müssen, um zu rechtfertigen, daß wir uns
Schreibart „Lanzknecht“ bedienen, welche sich von der durch lange Zeit üblichen
auch heute noch vielfach gewohnten irrigen unterscheidet.

## Entstehung der Lanzknechte.

Maximilian I. hatte aus dem Beispiele seines Vaters und durch eigene Er-
ung die Mängel genügend kennen gelernt, welche den in der zweiten Hälfte des
zehnten Jahrhunderts herrschenden Heereseinrichtungen anklebten. Die alten Auf-
te erfüllten ihren Zweck nach keiner Richtung und man folgte ihnen nur wider-
ig und gezwungen, die Söldner aber erwiesen sich häufig als unbotmäßig und
wahre Landplage. Auch die besten derselben, die Schweizer, beanspruchten so viele
ilegien, wie z. B. die freie Wahl aller Befehlshaber, daß darunter die einheit-
Leitung leiden mußte, und stellten auch unmäßig hohe Soldforderungen, bei
n Ablehnung sie sofort bereit waren, den Dienst zu verlassen und wohl gar jenem
r zuzulaufen, dem sie eben noch feindlich gegenüberstanden.

Allen diesen Uebelständen zu begegnen, soweit es möglich war, und eine der
aligen Kriegführung entsprechende Truppe zu schaffen, die verläßlich, aber nicht zu
pielig war, mußte daher Maximilian's Streben sein. Nicht mit Unrecht sagte
on sich selbst: „er habe in Kriegsdingen weit mehr gehört als gesehen, auch mehr

unternommen als zu Stande gebracht, weil das Glück ihm zuwider war." S weittragendsten Pläne, seine großen kriegerischen Unternehmungen kamen selten Ausführung, trotzdem fand er aber in seinem beweglichen Geist, dem eine Fülle Kenntnissen zu Gebote stand, die Mittel, um dem heimischen Kriegswesen eine neue Form zu geben.

Eines dieser Mittel sah er darin, die Söldner durch kluge Organisation Erweckung kriegerischer Tugenden auf eine höhere Stufe zu heben. Ganz die gl Idee schwebte ihm übrigens auch bei Schaffung seiner Reitertruppe, der „Kyri vor, und er suchte zu diesem Zwecke an manche äußere Form des Ritterthums Lehenwesens anzuknüpfen, um den größten Uebelständen und Auswüchsen des M systems zu begegnen. Es sei gleich hier erwähnt, daß die wohlmeinende Inten des Kaisers nicht ganz zur Erfüllung kam oder doch wenigstens nicht kräftig g war, um die Uebel des Söldnerwesens auf längere Zeit zu paralysiren. strammerer Disciplin und Corpsgeist blieben schließlich auch die Lanzknechte nicht Söldner, welche blos um des Geldes willen fochten, oder wie ein gleichzeitiger Ch schreibt, „ein unnütz Volk, das sein Leben um ein schnöd' Geldt ungenöth ung dert, on Gehorsam, onaufgebotten feil trägt".

Kaiser Maximilian I. suchte durch die Errichtung der Lanzknechte sic Söldner zu erwehren, deren Unzuverlässigkeit er in dem Kampf um Burgund in Italien nur zu gut kennen gelernt hatte. Neben den Leuten aus den österreich Ländern fanden sich unter Maximilian's Söldnern Deutsche aller Nua Böhmen, Niederländer u. s. w., am meisten aber Schweizer, die ja bekanntlich Jahrhunderte als Miethsoldaten in allen Heeren, als Garden an allen Höfen die Aber gerade diese waren sehr schwer zu behandeln und versagten oft ihre Di wenn man dieser am dringendsten bedurfte.

Ein drastisches Beispiel davon, das nicht ohne Komik ist, fiel vor, als Maximilian und der Connetable von Bourbon bei Mailand 1515 gegen standen. In beiden Heeren bestand die Hauptmacht aus Schweizer-Söldnern, jene im französischen Lager erklärten, zwar die Stadt gegen einen Angriff vertheid aber sonst nicht gegen ihre Landsleute fechten zu wollen, so daß der Connetab für klüger hielt, sie ganz zu entlassen. Aber auch Kaiser Maximilian konnte d glücklichen Umstand nicht ausnützen, da sich seine Schweizer weigerten, ohne S zahlung weiter zu dienen. Ihr Sprecher, Oberst Staffner, war frech genug, Kaiser mit dürren Worten zu sagen, wenn er nicht zahle, würden die Schw sofort ins französische Lager abrücken, wo sie mit Freuden aufgenommen wü Bei dem Mangel an Geld, der diesmal — wie so oft — Maximilian's P störte, war nichts weiter zu thun; er mußte die „biederen" Schweizer ziehen la das Lager aufheben und mit den deutschen Truppen bis Trient zurückgehen. sieht, das noch heute gebrauchte Sprüchlein: „point d'argent, point des Suis (kein Geld, keine Schweizer) hat seine ausreichende geschichtliche Begründung.

Aber auch die übrigen Söldner wurden oft schwierig und die Feldhaupt hatten ihre liebe Noth mit ihnen. So schrieben 1508 der Bischof von Laibach, Ch von Rauber, und Landeshauptmann Hans von Auersperg an den Kaiser, sie zur Unterhaltung des kaiserlichen Dienstvolkes kein Geld mehr aufbringen entlehnen könnten; damit aber solch Dienstvolk in den Besatzungen und auch im zu erhalten sei, würde Noth, daß Seine kaiserliche Majestät Geld in das Land

[…]one, solch Volk zu unterhalten. Wo solches nit beschehe, sei zu besorgen, daß die […]echte abziehen, was Sr. kais. Majestät auch Land und Leuten großen Nachtheil […]d den Feinden (Türken) eine Tröstung bringen würde". Allerdings war die Lage […]r Söldner oft eine sehr prekäre, da sie keinen Anspruch auf Naturalverpflegung […]tten, sondern diese vom Solde beschaffen mußten, die Befehlshaber aber vom Kaiser […]iederholt angewiesen wurden, „allweg darob zu sehen, daß die Fußknecht die Zehrung, […] sie in ihren Quartieren verzehren, bezahlen, damit nicht klagen über sie kommen".

Freilich sah es damit, trotz der wohlmeinenden Einschärfungen, recht schlimm […]us, besonders im Feindesland, und die Hauptleute waren oft gezwungen, den kaiser[…]lichen Aufträgen zuwider zu handeln, wenn sie ihre Truppe erhalten wollten. Haupt[…]mann Leonhard, der erste Freiherr von Rauber, gesteht dies in einem köstlich naiven Bericht an den Kaiser, 1507 von Roveredo aus, auch unumwunden ein. „Als er seine Leute in die Vorstädte einquartierte," schreibt er, „sind der Poteſtat (Podesta, Vorstand) und die von Rovereit aufgewesen und gesagt, warum ich also unbegrüßt, […]hr Herrschaft in das Land zöge? Da sagt' ich ihnen, die königliche Majestät, unser […]llergnädigster Herr hat mirs befohlen. Also sagt der Poteſtat, dieweil er keinen Befehl […]abe von der Herrschaft, so wollt er mich nit durch das Land passiren lassen und sollt […]ich wieder davon machen und kem anders von ihm zu hören. Also sagt ich ihm, da […]ird nichts draus, ich zöge zurück mit, wollt ihr mich nit durchlassen, so will ich allhie […]eines Botens von der Herrschaft erwarten. Da sagten sie, sie wolltens nit leiden, eher […]olltens alle sterben. Da sagt ich zu dem Poteſtat: so ist mir nur leid um euch, daß […]h euch soll todtschlagen und ist mir's doch nit befohlen. Da sagten die von Rovereit: […] ich aber zahlen wollt, was man mir gab? Also sagt ich ihnen: bis dahin hab' […]h Gelds genug gehabt und bin nun Gelds wartend. Wer Geld hat, der wird zahlen, […]er nit hat, der kann nit zahlen. Das wollten sie zuvor an nit thun, da sagt' ich […]hnen: wollt' ihr die Knecht nit unterbringen, so werden sie selber in die Häuser […]allen. Also haben sie die Knecht untergebracht und ausgetheilt und schreiben fast auf. […]s muß nur Einer zahlen, der nachher kommt, die Knecht sind ärmer, denn arm. […]ch bin wohl geplagt mit ihnen."

Schlimmer noch wurde es, als sich die Söldner in feste Genossenschaften ver[…]inigten und dadurch oft zu einer Macht gelangten, welche es nicht allein ermöglichte, […]ngestraft ihre Gewaltthaten am Volk auszuüben, sondern auch Herrschern gegenüber […]rotzig und wie als gleichberechtigte Macht aufzutreten. Aehnlich der berüchtigten […]großen Garde" im Norden Deutschlands, bildeten sich auch im Süden, namentlich […] Oesterreich solche Söldnerbunde und Bruderschaften, die gemeinsam ihre Interessen […]ertraten. Im Jahre 1461 sagten die Söldner Friedrich's III. wegen rückstän[…]igen Soldes durch ihre Hauptleute dem Kaiser die Fehde an und betonten dabei, […]aß sie ihn zwar noch immer für ihren allergnädigsten Herrn Kaiser hielten, trotzdem […]ber zur Erlangung ihres Rechtes die Waffen gegen ihn führen müßten. Wir haben […]hon an anderer Stelle gehört, daß man genöthigt war, mit solchen Banden förm[…]che Neutralitäts- und Friedensverträge abzuschließen.

Es war noch ein Glück, daß der kriegerische Sinn der Zeit, die Verarmung […]r besseren Stände und das Nachwirken des abenteuernden Rittersinnes auch an[…]ändigere Elemente unter die Söldner führten, welche natürlich bald größeren Ein[…]uß erlangten und ein theilweises Gegengewicht gegen die zügellose Gewaltthätigkeit […]nd Unverläßlichkeit dieser zusammengewürfelten Schaaren bildeten. Es entstanden

sogar förmliche adelige Söldnerbruderschaften, welche zwar auch ihre Kriegsdienste vermietheten, aber sich doch vortheilhaft von der gewöhnlichen fahrenden Soldatesca unterschieden. So rüsteten in Oesterreich die gestrengen festen und wohltüchtigen Herren Bernhard von Aspang, Ritter Martin Frodenacher, Andrée Gewalt, Achaz Pachunko, Wilhelm Nagitz und Georg Molewanger in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts solche adelige Söldnerzüge mit Reisigen und Wagen aus und thaten mit „ihrer Gesellschaft" auch in fremden Landen Kriegsdienste.

Dadurch kam überhaupt der Gebrauch auf, tüchtigen und erfahrenen Adelsherren auch die Anwerbung von Fußvolk zu übertragen, wovon schon Friedrich III., noch mehr aber Maximilian I., Anwendung machten. So nahm der letztere den schon genannten Leonhard Rauber mit zehn ausgerüsteten Streitern in Dienst, übertrug ihm auch die Anwerbung von 400 Fußknechten, wofür ihm vorläufig tausend rheinische Gulden angewiesen wurden.

Dieses Werbesystem dehnte Kaiser Maximlilian I. bald dahin aus, daß auch an die Bestallung als Büchsenmeister oder Zeugwart die Verpflichtung zur Anwerbung von Kriegsleuten geknüpft war. So wurde 1503 Simon von Pfirt zum Rath und Zeugmeister mit vier gerüsteten Reitern aufgenommen, 1515 Raimbold von Sendlingen zum Kriegsbaumeister ernannt, aber auch zur Stellung von vier gerüsteten Reisigen verpflichtet. Es lag darin eine Art Wiedererweckung des Ministerialen- und Lehensdienstes, indem die Pflicht zur Heeresfolge an ein bestimmtes temporäres Amt geknüpft wurde. Durch alle diese Formen des Werbesystems suchte Maximilian die Mängel der Miethtruppen zu beheben und kam dadurch endlich seiner berühmtesten Schöpfung — den Lanzknechten — nahe.

In Fugger's „Ehrenspiegel", welcher 1555 vollendet wurde, trägt ein Capitel die Aufschrift: „König Maximilian richtet den Orden der Lanzknechte auff", in dessen Verlauf der Autor allerdings mehrmals sehr unrühmlich ihrer Sitten gedenkt, aber wiederholt vom „Lanzknechtsorden" und diesen „Ordensleuten" spricht. Ebenso enthält das Ambraser Liederbuch einen „Gesang vom Orden der Landsknecht", dessen erste Strophe also lautet:

„Gott gnad dem edlen Keyser also frommen
Maximilian, bey jm ist auffkommen
ein Orden, zeucht durch alle Landt,
mit Pfeiffen und mit Trummen,
Landsknecht sind sie genandt."

Und so stoßen wir auch noch in anderen gleichzeitigen und späteren Schriften auf den Ausdruck „Landsknechts-Orden", der gewiß nicht bedeutungslos ist, sondern auf diese Schöpfung Maximilian's ein seine ursprüngliche Absicht aufhellendes Licht wirft.

Besonders interessant ist die Ausführung des Chronisten Quaden von Kinkelbach, der am Ende des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, also zu einer Zeit, wo das Institut der Lanzknechte sich schon zu anderen militärischen Formen umbildete. Er führt den Ursprung der Lanzknechte gar auf Karl den Großen zurück und erklärt sie als eine Verbindung kriegstüchtiger Männer zum Schutz des Landes, „damit Ackerbau und Kirchendienst ungestört bleiben möchten". Darin liegt gewiß ein tieferer idealer Kern, als er dem bloßen Werbesystem innewohnen konnte, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch Maximilian eine solche Idee vorschwebte, als er die Lanzknechte schuf. Und von diesem Gesichtspunkt aus erhält die gleichzeitige Bezeichnung als „Orden" eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

In Kaiser Maximilian's Denkweise lag es schon, den Sold- und Werbedienst, welcher einmal nicht zu entrathen war, durch ideale Zuthaten zu veredeln und verläßlicher zu machen. Und dabei lag für ihn, den man mit vollem Fug und Recht den „letzten Ritter“ nannte, nichts näher, als zu den Formen und dem Geist des Ritterwesens zurückzugreifen. Diese Absicht drückt sich deutlich in der Schaffung der „Kyrisser“ aus, die man treffend als „Soldritter“ bezeichnete, und der nächste Schritt war ein auf ähnlicher Grundlage geschaffenes Fußvolk. Vielleicht zu keiner Zeit dominirte dieses in den Heeren so sehr, wie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die furchtbaren Niederlagen Karl's des Kühnen von Burgund, Maximilian's Schwiegervater, in welchen dessen schwer gepanzerte Ritter kläglich den Schweizern unterlagen, lenkte alle Augen mit zwingender Gewalt auf die Wichtigkeit des Fußvolkes, und vielleicht ging man in jener Periode in Vernachlässigung der Reiterei sogar zu weit.

Da aber die gewöhnlichen Soldtruppen zu schwierig an Ordnung und Disciplin zu gewöhnen, die allerdings besser organisirten Schweizer-Söldner aber in anderer Beziehung unverläßlich waren, mußte der Gedanke naheliegen, dem deutschen Söldnerwesen selbst einen höheren Aufschwung zu geben. Die Einbeziehung ritterlicher Elemente in das Fußvolk und die Bildung von Bruderschaften, welche im engeren Kreise bestimmte Kriegsartikel aufstellten und handhabten, waren vorbereitende Schritte hiezu, welche Maximilian's Absichten erleichterten.

Vor Allem handelte es sich darum, den Kriegsherrn in engeren, fast unauflöslichen Verband mit der Truppe zu bringen, was beim reinen Werbesystem kaum möglich war. Und hier wies eine andere Schöpfung Maximilian's ihn von selbst auf den einzuschlagenden Weg. Er erhob nämlich 1494 die schon unter seinem Vater „zum fortwährenden Vertheidigungskriege gegen die Türken gegründete St. Jörgensbruderschaft „zu einem weltlichen Orden, dessen Mitgliedschaft und Auszeichnungen auch „nicht edlen und rittermäßigen Leuten“ zugänglich waren. Und eine ähnliche Umgestaltung der schon bestehenden Söldner-Bruderschaften in einen strammen organisirten „Landsknechtsorden“ war gewiß der ursprüngliche Plan Maximilian's, der in einzelnen Einrichtungen dieser nachmals so berühmten Truppe unschwer zu erkennen ist, wenn er auch in seiner Gänze an den mit dem Werbesystem untrennbar verbundenen Mängeln scheiterte. Noch auffälliger wird die Aehnlichkeit der Landsknechte mit dem St. Jörgensorden durch eine Verfügung vom Jahre 1503, „daß bei den auf ein ganzes Jahr berechneten Zug gegen die Ungläubigen ein jedes Mitglied sich nur mit dem halben Sold- oder Kostentheil selbst unterhalten, den anderen halben Theil aber der römische König, als das oberste Haupt der Christenheit und der St. Jörgensgesellschaft, bezahlen und darlegen solle“. Damit war die Soldzahlung in diesen bisher freiwillig — aber nur sehr unzureichend — geleisteten Ritterdienst eingeführt und der Unterschied von den Landsknechten noch kleiner geworden.

Ob Maximilian den Landsknechten thatsächlich die Bezeichnung als „Orden“ gestattete oder dieselbe nur stillschweigend duldete, um den Gemeingeist und das Selbstgefühl zu steigern, ist nicht zu entscheiden. Gewiß ist nur, daß man den Namen „Landsknechtorden“ auch zu seinen Zeiten unwidersprochen gebrauchte. Da seine ursprüngliche Idee nie zur vollen Entfaltung kam, ist es schwer zu sagen, ob er es der Zeit überlassen wollte, die Bruderschaft der Landsknechte — denn eine solche bildeten sie bestimmt — zu einem Orden zu entwickeln, oder ob Maximilian

ihnen gleich diesen Charakter einräumte, derselbe aber durch die Mängel des Söldnerwesens bald wieder zerstört wurde.

Maximilian I. übertrug die uns schon bekannte Einrichtung seiner „Kyrisser“ auf die zuerst aufgestellten Lanzknechts-Fähnlein. Wie bei jenen, sollte auch bei diesem Fußvolk der Adel — wenn er auch gegen Sold diente — doch den Kern, das Knochengerüste der Truppen bilden, das dem unsteten Körper Halt und moralische Kraft gab. Was bei den Kyrissern die „Ritter“ waren, sollten bei den Lanzknechten die sorgfältiger ausgewählten und gerüsteten, auch kriegskundigeren Doppelsöldner sein. Auch dort bildeten die Ritter das erste Glied, dem sich dann erst die von den Rittern geworbenen oder mitgebrachten Reisigen anschlossen. Bei den Lanzknechten standen die Doppelsöldner im „ersten Blatt“ (auch Primaplana, am ersten Platz, eine Bezeichnung, welche später für alle außer der Front stehenden Chargen gebraucht wurde), und Fugger deutet sogar an, daß anfänglich die in den anderen Gliedern stehenden „Reiser“ auch von den „adeligen Doppelsöldnern“ abhängig waren. Endlich war es auch üblich, die Reiter nach ihrer Waffe, „Spießer“ oder „Lanzer“, zu nennen, und dies bürgerte sich auch beim Fußvolk ein, wobei man den für dasselbe üblichen und durchaus nicht despectirlichen Ausdruck Knechte beisetzte. Schon dies erweiset, daß die von uns gewählte Bezeichnung die richtige ist.

Mögen die Lanzknechte nun ursprünglich ein Orden oder eine Brüderschaft gewesen sein, so viel ist gewiß, daß sie als eine bevorzugte, gewissermaßen ritterliche Truppe galten, in deren Reihen zu dienen auch ansehnliche Herren und Fürsten nicht verschmähten. Wissen wir doch, daß Maximilian sich gerne selbst als „Lanzknecht“ bezeichnete und wiederholt in ihre Reihen trat mit dem Spieß auf der Schulter und das gewöhnliche Schwert an der Seite. Auch dies spricht dafür, daß man die Lanzknechte als eine bevorzugte Genossenschaft ansah, und es erinnert daran, daß auch die Sultane sich als „Ehren-Janitscharen“ in eine Orda dieser Elitetruppe einreihen ließen und dafür den gewöhnlichen Janitscharensold bezogen. So berichtet uns Kirchmaier: „Der Kaiser sei 1516 bei dem Zuge gegen Mailand selbst im ersten Gliede der Lanzknechte mit seinem langen Spieß gestanden.“

Unsere Illustration (Seite 216) stellt Kaiser Maximilian I., an der Spitze seiner Lanzknechte reitend, vor und ist die Reproduction eines ungemein seltenen Originalholzschnittes des berühmten Formschneiders Hans Burgkmair*).

Die volle Durchführung der Idee Maximilian's scheiterte an mehrfachen Ursachen. Theils wirkte im Adel noch immer das ritterliche Vorurtheil nach, welches den Kriegsdienst zu Fuß als nicht standesgemäß ansah. Wir wissen ja, daß diese Ansicht in

*) Wir fühlen uns verpflichtet, an diesem Platze dem Kunsthändler und Experten Herrn C. J. Wawra unseren besten Dank auszusprechen, da wir dessen freundlichem Entgegenkommen so manches seltene Kunstblatt für das vorliegende Werk, vor allem aber die Möglichkeit verdanken, diesen Abschnitt und einige folgende in so überaus interessanter Weise illustriren zu können. Die sämmtlichen Lanzknechtbilder sind Verkleinerungen einzelner Blätter eines im Verlage des gedachten Kunsthändlers erschienenen Werkes: „Römisch-kaiserlicher Majestät Kriegsvölker im Zeitalter der Lanzknechte.“ Dasselbe besteht aus Reproductionen höchst seltener gleichzeitiger Holzschnitt-Blätter, die uns das vielgestaltige und charakteristische Bild des damaligen Kriegsvolkes in voller Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit, in zahlreichsten Verschiedenheiten bieten. Nicht blos vom militärischen Standpunkte, sondern auch für die Geschichte der Kostüme und Waffen, sowie wegen der herrlichen Wiedergabe der schönen alten Holzschnitte mit ihrer ebenso sicheren als markigen Darstellung ist dieses Werk zu den interessantesten Publicationen dieser Art zu rechnen.



Heldentod des Hauptmanns Hederlin am Flusse Chilo, 1496.

manchen Armeen noch heute nicht ganz verloschen ist, und es liegt in der äußeren Erscheinung, in der Kampfweise schon, daß die Cavallerie für die ritterliche Waffe par excellence gilt, wenn auch das Schwergewicht der Kriegführung und die Entscheidung der Schlachten schon längst auf die anderen Truppengattungen übergegangen ist. Umsoweniger ist es zu wundern, daß diese Anschauung viele im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts vom Eintritt in die Reihen der Lanzknechte abhielt. Aber auch jene Adeligen, welche sich dazu entschlossen, waren fast nie im Stande, aus ihren des Kriegs schon lange entwöhnten Unterthanen diejenigen Fußknechte aufzubringen, welche auf jeden Doppelsöldner entfielen. Man mußte also trotzdem zur Werbung Zuflucht nehmen, und damit war dem Grundgedanken Maximilian's der Nerv durchschnitten.

Abgesehen aber davon, daß man damit alle Uebel des Werbesystems mit in den Kauf nehmen mußte, standen die geworbenen Söldner nicht in jenem natürlichen Unterordnungsverhältniß zu den adeligen Doppelsöldnern, wie es bei den zum Felddienst aufgebotenen Unterthanen derselben der Fall gewesen wäre. Im Gegentheile remonstrirten die Geworbenen gegen eine solche Unterordnung mit Rücksicht auf ihre größere Kriegserfahrung und Waffengewandtheit, und sie setzten es schließlich durch, daß die Doppelsöldner auch aus ihnen gewählt wurden. Damit fiel das leitende Princip der Maximilianischen Reform, und nach kurzer Zeit unterschieden sich die Lanzknechts-Fähnlein nur durch strengere Disciplin, geregelte Kampfweise und die eigenthümliche demokratische Selbstverwaltung vor jeden anderen Söldnerhaufen.

Darum ist auch, so tapfer sie später streiten mochten, doch nur über die ersten Zeiten des Lanzknechtswesens jener hohe, von keinen Ausschreitungen und Unbotmäßigkeiten getrübte kriegerische Ruhm ergossen, welcher der Tapferkeit nur zukommt, wenn sie mit Treue und selbstloser Aufopferung gepaart sind. In diesem Sinne wird z. B. die Haltung jener 700 Lanzknechte unter dem Hauptmann Heberlin, welche 1496 im unglücklichen italienischen Feldzug den Rückzug des kaiserlichen Heeres deckten und der Uebermacht der französischen Ordonanz-Compagnien bis auf den letzten Mann erlagen, ohne an Ergebung zu denken, gewiß den berühmtesten Beispielen heldenhafter Aufopferung an die Seite zu setzen sein. (Siehe das Bild.)

Jene Selbstregierung, die Maximilian I. nach dem Muster der Ordonanz der Schweizer-Söldner seinen Lanzknechten verlieh, um deren Corpsgeist und Selbstbewußtsein zu heben, that allerdings in dieser Richtung gute Dienste. Sie war aber auch, da bald jene Grundlage fehlte, welche er im Auge hatte, in der Zukunft vielfach vom Uebel. Hatte der Kaiser durch eine Wiedererweckung und Umgestaltung älterer Formen sich eine an seine Person anhängliche Truppe schaffen wollen, so betrachteten sich die Lanzknechte als eine untereinander engverbundene, im Uebrigen aber unabhängige Kriegergemeinde. Nicht damit zufrieden, daß sie alle inneren Angelegenheiten selbst regelten, beanspruchten sie auch in Dingen bestimmenden Einfluß, durch welche die Macht des Kriegsherrn oder Feldobersten empfindlich und zum allseitigen Schaden geschmälert wurde. Ein entschiedener Mißgriff war es, daß man beim Mangel entsprechenden Zuzuges aus Deutschland auch Schweizer-Söldner unter die Lanzknechte aufnahm. Obwohl die letzteren einen auf so vielen Schlachtfeldern eingeimpften Haß gegen die Schweizer hegten, nahmen sie doch deren üble Gewohnheiten, die hohen Soldansprüche und die Unbotmäßigkeit bei Nichtgewährung derselben, sofort an, so daß in dieser Mischung mit den Schweizern eine hauptsächliche Ursache des Verfalles der Zucht bei den Lanzknechten zu suchen ist.

Wir werden in die Lage kommen, Beispiele des Verfalles zu erzählen. Aber auch dem Schöpfer der Lanzknechte, Kaiser Maximilian selbst, sollte es nicht erspart werden, einzelne Ausbrüche solcher Unbotmäßigkeit zu erleben. Auf seinem letzten Zuge nach Italien (1516) kam es vor Mailand unter den deutschen Lanzknechten fast zu offener Meuterei, weil man den neuangeworbenen Schweizer-Söldnern einen höheren Sold bewilligen mußte. Selbst Maximilian's Autorität gelang es nicht, die Ruhe herzustellen, die Vermessenen schalten ihn einen Apfelkönig, einen Strohkönig, und wenig fehlte, so hätte man sich an seiner Person vergriffen.

Maximilian ertrug, um höherer Zwecke willen, diese Unbill geduldig und suchte seine „lobsamen, starken, männlichen Deutschen", seine „lieben, redlichen Lanzknechte" mit versöhnlichen Reden zu begütigen. Er warnte sie, „ihr herrlich Lob, das da in Asia und Afrika schwebe, nicht bei ihm, ihrem Herrn zu verlieren. Sie seien ja Deutsche, es müßten denn in den Jahren, die sie in Wälschland zugebracht, ihnen wälsche Herzen und Gemüther eingehaucht worden sein. Sie sollten doch auch Gott und das Geschrei der Welt fürchten und nicht vergessen, was er an allen Enden der Welt für sie gethan, dergestalt, daß jetzt Jedermann sie als seine Sonne rühme und nenne; daß sie nicht so reich besoldet werden könnten und auch ein wenig mit dem Sold aufgehalten würden, sei nicht des Kaisers Schuld, und wenn sie wirklich Drangsale erlitten hätten, so sei das eine Folge ihrer eigenen Tugend, denn sie hätten kürzlich erst reiche Städte besetzt, wo es wohl bequemen Aufenthalt gegeben hätte, aber aus Tugend wäre der Bürger von ihnen unbedrängt verblieben. Sie müßten ja einsehen, daß der Kaiser zur Ehre der Deutschen großes Geld geopfert und auch den eigenen Leib nicht geschont habe, sie wüßten auch, wie schwer er durch die Schweizer betrogen worden sei, möchten also ihrer treuen tapferen deutschen Herzen gedenken. Nicht allein um Geld, sondern um die Ehre stritten sie und sollten wissen, daß er nichts, als ihr getreuer Hauptmann und Führer sei, der nicht blos seine, sondern auch ihre Ehre eifrig betreibe. Habe er auch jetzt kein gemünztes Geld, so sei doch bereit, ihnen alle seine ‚Kredenz, Silbergeschirr und Kleinodien' zu überlassen".

Viel gefruchtet scheint diese milde herzliche Ansprache nicht zu haben, denn der Chronist sagt lakonisch: „wiewohl die kaiserliche Majestät dergleichen und viel schöner Reden gegen die Knechte gethan, sind sie doch nit angenehm gewesen".

Es war nur natürlich, daß mit dem Auftauchen dieses alten Söldnertrotzes bei den Lanzknechten auch Zucht und Sitte wieder so ziemlich auf das alte Niveau herabsanken. Gleichzeitige Chronisten wissen viel von ihren Ausschweifungen, der Völlerei und Raublust zu berichten, welche unter ihnen herrschte, und wenn Fugger die Lanzknechte als „rauhe Kriegsgurgeln" bezeichnet, so ist das sicher kein Kosenamen.

Besonders scharf geht Sebastian Frank in seiner „Chronica, Zeitbuch und Geschichtbibel bis in das Jahr 1531" mit den Lanzknechten in das Gericht und vergleicht sie kurzweg an Schädlichkeit mit einer zur gleichen Zeit nach Deutschland eingeschleppten häßlichen Krankheit.

„Zu dieses Kaisers Zeit" — berichtet er — „seynd auch die Landsknecht, das Niemand nütz Volk, aufkommen, das ungefordert, ungesucht umlauft, Krieg und Unglück sucht und nachlauft. — Dann die Unterthanen, die aus Noth der Gehorsam von ihrem Herrn zum Krieg aufgefordert, und so sie den vollenden, wieder niedersetzen an ihr Arbeit, heißen viele nicht Landsknecht, sondern Söldner und gehorsam Kriegsknecht. Aber das unchristlich und verloren Volk, dessen Handwerk ist Hauen, Stechen,

Rauben, Brennen, Morden, Spielen, Saufen, Gotteslästern, freiwillig Witwen und Waisen machen, ja das sich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit Jedermanns Schaden nähret und außerhalb und innerhalb des Krieges auf den Bauern liegt, garten (gewaltsam betteln), schinden und schätzen (brandschatzen) nicht allein Jedermann, sondern ihnen auch selbst nit nutz ist, kann ich mit keinem Schein entschuldigen, daß sie nicht aller Welt Plag seyen."

Weiter sagt derselbe ehrliche Eiferer, indem er darauf hinweist, daß Jeder, der einmal dieses Leben gekostet hat, zu keiner „ehrlichen Arbeit" mehr greifen wolle:

„Jetzt ist leider die Sache dahin kummen, daß ein jeder Landsknecht sich stellt, als habe er einen Eid geschworen, sobald er einmal den Spieß auf die Achsel nehme, so wolle er sein Lebtag kein Arbeit nimmer thun."

In der That scheint auch zeitweise gewaltiger Zudrang zu den Werbungen gewesen zu sein, und die besten Elemente waren es gewiß nicht immer, welche nach dem Spieß griffen.

So kamen im Gefolge des Lanzknechtswesens alle Uebel des Söldnersystems noch viel verstärkter über die Länder. Gewisse Theile von Deutschland, besonders das dicht bevölkerte Schwaben lieferte ganze Heere, und es gab keinen Krieg in Europa, in welchem nicht Deutsche in ansehnlicher Zahl, und zwar meist auf beiden Seiten, mitfochten. So ganz Unrecht hatte daher Sebastian Frank nicht, wenn er zornig meint: „Auch fragen sie nicht nach Gerechtigkeit einer Sach; wenn der Teufel Sold ausschrieb, so fleugt und schneybt es zu, wie die Fliegen in dem Sommer, daß sich doch Jemand zu todt verwundern möchte, wo dieser Schwarm nur aller herkäm und sich den Winter erhalten hat. Vor Zeiten, ehe dies unnütz Volk, das sein Leben so um ein schnöd Geld ungenöth, ungefordert on Gehorsam, onaufgeboten feil trägt, aufkam, krieget ein jeder Fürst allein mit seinem eigen Volk, so er Anstösse hett, oder hat er etwan einen Fürsten und Herrn, der ihm ein Volk aus seiner Landschaft lyhe, da waren keine schlechte (einfache) Kriege und ging leidlich ab und an. Jetzt so man dies unnütz Volk also feil findet, geht es nun mit viel tausend zu, will ein jeder über den andern mit der Viele und Stärke der Rüstung sein, und kost ein Krieg jetzt wohl mehr, bis man anfahet und mit diesem Gesind hinaus rüstet, als dort, bis man vollendet. Wenn dies Volk nicht were, so weren viel geringer Krieg und müßte oft ein Fürst mit so viel hundert kriegen, als jetzt mit tausend und sollt dannoch mehr ausrichten. Dann dieses Volk ist des Schadens fro und henket immer eins ans ander, daß sich der Krieg verlenger und einreiß, und wer ihm leid, daß es recht zuging und Fried würde; damit erschöpft man das ganze Land, daß schier kein Fürst noch Bauer kein Geld mehr hat, und die Fürsten jetzt nit ohne großen Nachtheil ihres Landes in ein Krieg hinaus rüsten mögen."

Auch ein viel späterer Schriftsteller, der den Lanzknechten im Allgemeinen nicht abhold ist, Quaden von Kinkelbach, sagt: „wie ehnlich sich die heutigen Landsknechte halten, sieht man daran, daß beide, Bürger und Bauern, sie für tausend Teufel wünschen, wo sie dieselben nur sehen oder hören ankommen".

Indessen blieben alle diese Uebelstände noch erträglicher, so lange die Fähnlein beisammen waren und die Lanzknechte noch unter dem Zwang einer wenn auch nicht ausreichenden Disciplin standen. Wurden sie aber entlassen, dann ergossen sich diese zuchtlosen, nur an das Kriegsleben gewöhnten Schaaren wie verheerende Ströme durch das Land. So lange der Sold und die Beute anhielten, überließ man sich der

Völlerei und allen Ausschweifungen; war aber das Geld zu Ende, dann griff man zum Wegelagern oder dem nur wenig davon verschiedenen „Garten", einem vaganten Bettlerleben, das sich im Nothfalle den Erfolg durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten sicherte. Mehrere Reichstagsabschiede befaßten sich mit diesen Uebeln und kündigten verabschiedeten Lanzknechten und anderen Söldnern das freie Geleite auf, um sie zur Seßhaftigkeit zu zwingen. Aber dieses Mittel vermochte so wenig, wie die aller Orten aufgerichteten Galgen, und fast empfand man es als Erleichterung, wenn Krieg ausbrach und die Werbetrommel gerührt wurde, welcher diese zuchtlosen Schaaren alsbald zuliefen.

Ein ungemein originelles Abbild eines solchen „Gartners" aus dem Lanzknechtsleben bietet jene alte Volksfigur, welche die Bezeichnung „Bärenhäuter" erhielt und von dem eine österreichische Volkssage erzählt, aus der, wenn man selbe aller Romantik entkleidet, man sofort eine Charakteristik der Art und Weise erhält, wie mancher es verstand, sich bei den Landbewohnern in Respect zu setzen. Es ist zugleich damit die erste Soldatensage geboten.

Ein Lanzknecht, Namens Georg der Thalheimer, hatte sich einstmals unter den wenigen Glücklichen befunden, welche dem schaudervollen Blutbade in einer Schlacht entronnen waren. Er wußte sich seiner Füße so gut zu bedienen, daß er in einen dichten Wald entkam und dadurch wenigstens für den Augenblick sein Leben rettete. Allein, was sollte er nun in dieser furchtbaren Wildniß ferner beginnen, wie sich Nahrung und Obdach verschaffen? Auf welche Art bei so weiter Entfernung von den Gefilden seiner Heimat und ohne Kenntniß der Landessprache den Weg in befreundete Gegenden zurückfinden?

Diese und ähnliche Betrachtungen raubten ihm fast allen Muth. Ermattet lag er, an einen Hügel gelehnt, unweit der Leichen gestorbener Genossen und war schon auf dem Punkte, sich grenzenloser Verzweiflung hinzugeben, als — so erzählt die Volkssage — ihm der böse Geist in menschlicher Gestalt erschien und sich erbot, ihn nicht nur allein in Sicherheit zu bringen, sondern ihn auch mit Geld und Gütern aufs reichlichste zu versehen, wenn er ihm dagegen seine Seele verschriebe. Diese fatale Clausel erschreckte unsern „frommen Landsknecht", der den Eingang der Rede Satans mit neubelebten Hoffnungen angehört hatte, in einem solchen Grade, daß er sich kurzweg entschloß, lieber elend zu Grunde zu gehen, als sich in eine Bedingung dieser Art einzulassen. Bei so entschiedener Weigerung zog der Böse gelinderte Saiten auf und erklärte, er sei nicht so eigensinnig, gerade auf obiger Clausel zu bestehen, und wolle sich begnügen, wenn er — eigenthümlicher Geschmack des Satans! — sich nur dazu verstünde, drei Jahre hindurch sich weder zu waschen, noch zu kämmen, noch von irgend einem Schmutz oder Unrathe zu reinigen, nie seine Kleidung zu wechseln. Uebrigens könne er essen, trinken und leben, wie es ihm gelüste; an den nöthigen Mitteln hierzu solle es ihm nie mangeln.

Dieser zweite Antrag wurde ohne Bedenken angenommen und durch ein feierliches Versprechen besiegelt, worauf Meister Urian den Lanzknecht in einem Nu nach Oesterreich versetzte, dort einen Bären fing, ihm die Haut abzog und seinen Schützling damit bekleidete. Nachdem er ihm nun eine Summe Geldes mit dem Bedeuten eingehändigt hatte, daß selbe, so viel er auch davon ausgäbe, dennoch nie schwinden würde, forderte er ihn nochmals auf, seiner Zusage in allen Punkten ja getreulich nachzukommen, und befahl ihm, des Weges fürbaß zu ziehen.

Da der Lanzknecht dem Vertrage gemäß Haare, Bart und Nägel in der
nsten Unordnung fortwuchern ließ und jedes Reinigungsmittel gleich der Pest
, so konnte es nicht fehlen, daß in Kurzem wenig Menschliches mehr an ihm zu
erken war und daß der Anblick dieses langbärtigen, strupphaarigen, von Schmutz
renden, in eine Bärenhaut gehüllten Mannes bei Allen, die ihn erblickten, Furcht
Grauen erweckte. Insbesondere waren es die Kinder, die bei seiner Erscheinung
n von weitem mit dem Angstausrufe: „Der **Bärenhäuter** kommt! Der
renhäuter kommt!" so schnell sie nur vermochten, vor ihm davonliefen.

Des fortwährenden und zwecklosen Umherwanderns müde, wählte er endlich eine
t an der Straße gelegene Schänke zu seinem beständigen Aufenthalte, in welcher
sich von dem Eigenthümer einen Schweinstall erkaufte und in demselben seinen
hnsitz aufschlug. Es war dies im heutigen Vororte **Währing** bei Wien, und
das noch heute an derselben Stelle befindliche Gasthaus „zum wilden Mann"
diesem „Bärenhäuter" den Schild erhalten haben.

Dort lebte er, ohne sich übrigens an Speise und Trank etwas abgehen zu
en, einem Borstenthiere ähnlicher als einem Menschen, dritthalb Jahre fort, und
die Leute den Grund dieser abenteuerlichen Lebensweise nicht zu enträthseln wußten,
kam er bald in den Ruf eines Teufelsbanners, Zauberers, Wahrsagers u. dgl.,
Jung und Alt strömte von weit und breit her, um sich bei ihm über allerlei
nge Rath zu erholen, zumal da seine Auskünfte in der Regel von solcher Beschaffen-
t waren, daß sie den Fragenden vollkommen zufrieden stellten.

Am Ende der ersten Hälfte des dritten Jahres erschien ihm unvermuthet der
se wieder und kündigte ihm an, er sei gesonnen, ihm den Rest der vertragsmäßigen
st zu erlassen, indem er durch ihn schon anderwärts ein Profitchen zu machen wisse.
rigens werde binnen Kurzem ein reicher Wiener Bürger, Namens Konrad **Pon-
mer**, ins Wirthshaus kommen, der in verworrenen Händeln seines Hauses „an
Lugeck bei den Fleischbänken" (davon den Schild „zum schwarzen Bären" tragend,
dessen Stelle heute der „Germaniahof" steht) wegen sich mit ihm berathen wolle.
solle ihm aber seinen Rath nur unter der ausdrücklichen Bedingniß zusagen, daß
ihm eine von seinen drei Töchtern zur Frau gebe. Hierauf unterrichtete er ihn,
er zu sagen hätte, und stattete ihn neuerdings mit vielem Gelde aus, welches er
Wiener Bürger, wenn er um seiner häßlichen, ekelhaften Gestalt willen Anstand
me, seinem Begehren zu willfahren, mit der Versicherung zum Geschenke anbieten
e, daß es ihm günstigen Falles auf mehrere tausende von blanken Goldgulden
nicht ankäme.

Schon am folgenden Tage erschien der angesagte Besuch, den unser „**Bären-
uter**" — denn nur unter diesem Namen war er weit und breit in ganz Oester-
bekannt — auf seiner Bärenhaut hingestreckt, mit einem weingefüllten Pocale
der Hand erwartete. Als ihm nun Herr Ponheimer sein Anliegen vortrug und
en eine ansehnliche Belohnung seinen Rath erbat, benahm er sich ganz nach seines
llen Beschützers Verhaltungsvorschrift. Er erklärte, er bedürfe keines Geldes, da
dessen ohnehin im Ueberflusse besitze, im Gegentheile, solle etwa dem ehrenfesten
usbesitzer mit etlichen tausend Goldgulden gedient sein, so mache es ihm ein wahres
gnügen, ihm mit dieser geringen Summe auf der Stelle zu willfahren; er sei
n Augenblick bereit, ihm nach bestem Wissen seinen Rath zu ertheilen, aber nur
dem Falle, wenn Herr Ponheimer ihn mit der Hand einer seiner drei Töchter

beglücken wolle. Er mache sich seinerseits anheischig, seiner zukünftigen Gemahlin so viel an Geld und Gut zuzubringen, als der reichste Herr im ganzen Lande. Der Hausherr fand sich zwar durch diesen höchst unerwarteten Antrag aufs höchste überrascht,




Maximilian I. an der Spitze seiner Lanzknechte reitend. (S. 210.)

nahm aber, als ihm der Bärenhäuter seine Schätze wies, von dem vielen Golde geblendet, denselben an und sagte ihm mit Hand und Mund diejenige von seinen Töchtern zu, die ihn freiwillig wählen würde.

Im Vertrauen auf diese Zusage erschien der „Bärenhäuter" bald darnach in der

ganzen Widerlichkeit seines Kostüms in der Behausung des Wiener Bürgers am Lugeck. Sein bloßer Anblick erweckte begreiflicherweise bei den drei Schönen einen solchen Abscheu, daß die älteste und die mittelste derselben unbedingt jede Verbindung mit



Georg von Frundsberg. (S. 219.)

solch einem unflätbigen Ungethüm ausschlugen; nur die jüngste, Namens Christina, ließ sich endlich durch das viele Zureden des Vaters bewegen, ihren Willen dem seinigen unterzuordnen und dem „Bärenhäuter" ihre Hand zu reichen.

Mit dem ersten Morgenstrahl des Tages, an dem die sonderbare Vermählung gefeiert

werden sollte, zeigte sich Meister Urian abermals seinem Schützlinge, mit dem Bedeuten, es sei an der Zeit, sich in einem anderen Aufzuge als dem bisherigen zu präsentiren. Er führte ihn an einen Bach, wusch ihn rein und sauber ab, parfumirte ihn mit wohlriechenden Essenzen und befahl ihm, unverzüglich in die Stadt hinein zu eilen, sich dort auf das prächtigste zu equipiren, Kutschen und Pferde anzukaufen, eine zahlreiche Dienerschaft aufzunehmen und seine Braut im höchsten Staat zur Trauung abzuholen.

Dies geschah, und Niemand wußte vor Verwunderung und Erstaunen sich zu fassen, als man den grauenerregenden „Bärenhäuter“ in den stattlichen Cavalier Jörg der Thalheimer umgewandelt erblickte. Je inniger sich nun die Braut über ihren Bräutigam freute, desto größer war die Betrübniß der beiden anderen Schwestern über ihre Thorheit, daß sie, vom äußeren Schein bethört, solch ein Glück muthwillig von sich gestoßen. Des Satans geheime Einflüsterungen thaten auch das ihrige, und es kam bald dahin, daß von den beiden armen Mädchen das eine verzweifelnd sich erhing, das andere in einem Anfalle von düsterer Schwermuth sich in einen Brunnen stürzte. (Historisch.) Der „Bärenhäuter“ aber lebte mit seiner schönen Frau glücklich bei seinem Schwiegervater, und eine Stadturkunde nennt ihn als Miteigenthümer des Hauses am Lugeck, welches von ihm die Bezeichnung „zum schwarzen Bären“ erhielt.

Der gelehrte Happelius erzählt, es sei im siebzehnten Jahrhundert eine Abbildung dieses Bärenhäuters sammt einer, die vorliegende Geschichte enthaltenden Tafel in Oesterreich zu sehen gewesen; Emil Trimmel spricht davon, daß zu Wien in der Vorhalle eines uralten Gebäudes, unfern der Kirche „Maria am Gestade“, in einer Nische das Bild eines Mannes von robustem Körperbau, auf einer Bärenhaut liegend, noch vor ein paar Jahrhunderten den Blick auf sich gezogen habe. Ist dem so, dürfte es in demselben Bärenhause am Lugeck gewesen sein.

Der Ursprung dieser Lanzknechtsage ist geschichtlich, wahrscheinlich hat sich irgend ein reicher Herrschaftsbesitzer mit dem verkommenen Gesellen einen Spaß gemacht und die Rolle des Bösen übernommen, der den armen Söldner erst durch allen Unflath jagte, um ihm schließlich ein behagliches Heim zu gründen. Derartige schalkhafte Cavaliere gab es in jenen Tagen nicht allzuselten, wie z. B. damals Graf Philipp Hoyos, genannt „der tolle Stüchsensteiner“, ein großer Freund von extravaganten Stücklein gewesen. Anderseits kann wohl auch in dem verabschiedeten Lanzknechte selbst die Idee aufgetaucht sein, durch Absonderlichkeit Aufsehen zu erregen und so reichlichere Gaben einzuheimsen, als wenn er bei der gewöhnlichen „Gartnerei“ der abgedankten Söldner blieb.

Aeltere, ausgediente Kriegsleute machten im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts ein Geschäft daraus, Unterricht in den für einen „rechtschaffenen, frommen, deutschen Kriegsmann“ nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten zu ertheilen. Diese „Federhansen“, die meist selbst ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatten, trugen auch noch dazu bei, die Kriegslust in Bürgerkreisen zu steigern, und brachten oft ihren Schülern Ansichten von sehr zweifelhafter Lauterkeit bei. Sie stellten förmliche Zeugnisse aus, die am Werbetisch nicht unbeachtet blieben.

Indessen darf, alle diese Uebelstände zugegeben, doch nicht übersehen werden, daß die Lanzknechte große Vorzüge vor den gewöhnlichen Söldnern hatten, wozu namentlich ihre tüchtigere militärische Ausbildung [illegible]. Bestimmte taktische Formationen und ein Exercitium kamen erst durch di[illegible]nechte auf, welche in ihrer Zeit

das gefürchtetste Kriegsvolk und sowohl der Schrecken der tapferen französischen Gendarmen wie der kriegsgeübten Schweizer waren. Sie auf diese hohe Stufe militärischer Tüchtigkeit gehoben zu haben, war das Verdienst Kaiser Maximilian's I. und einzelner Feldoberster, deren Name unlösbar mit den Lanzknechten verknüpft ist und die noch heute zu den hervorragendsten Helden der kaiserlichen Armee gezählt werden, wie Georg Frundsberg (Bild Seite 217), Conrad von Boineburg und Andere, welchen wir noch begegnen werden.

Wir wollen uns nun die Verfassung und Kampfweise der Lanzknechte eingehender betrachten.

## Werbung, Musterung und Artikelbrief.

Als sich nach einigen Versuchen die Unmöglichkeit herausstellte, Kaiser Maximilian's Idee eines ‚ritterlichen Fußvolkes‘ im vollen Umfang auszuführen, griff man wieder ganz zum Werbesystem zurück und behielt jedoch jene Einrichtungen bei, welche geeignet waren, den Lanzknechten einen festeren Verband zu geben. Auf diese Weise ergänzte und errichtete man nicht nur die kaiserlichen Lanzknechte, sondern auch die in anderen deutschen Ländern geworbenen.

Den Brauch, die Werbung einem berühmten und beliebten Kriegsobersten zu übertragen, behielt man bei, und oft übte der Name eines solchen Mannes einen förmlichen Zauber aus, dem sich nicht blos die altgedienten Kriegsleute, sondern auch Anfänger nicht entziehen konnten. Mußte also ein Heer zusammengebracht werden, so erließ der Landesherr an einen oder mehrere seiner Feldoberste sogenannte Bestallungsbriefe, welche sie zur Anwerbung einer bestimmten Anzahl von Lanzknechten ermächtigten, und welchen der Artikelbrief beigeschlossen war. Dieser enthielt nicht allein die dem Feldherrn eingeräumten Bedingungen, sondern auch die detaillirten Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der anzuwerbenden Knechte und war also die gesetzliche Grundlage des ganzen Dienstverhältnisses.

Der Fürst, von welchem die Bestallung und der Artikelbrief ausgingen, hieß der Kriegsherr. Obzwar derselbe nur dann unmittelbar mit dem Heer in Berührung stand, wenn er selbst den Befehl führte, oblagen ihm doch gewisse Pflichten und meist behielt er sich im Bestallungsbrief auch Rechte in Bezug auf Kriegführung und Verwendung der Truppen vor.

Lazar von Schwendi, einer der tüchtigsten kaiserlichen Feldherren und militärischen Organisatoren des sechzehnten Jahrhunderts, weiß in seinem hochinteressanten „Kriegsdiscurs“ auch viel Beherzigenswerthes über die Rechte und Pflichten des Kriegsherrn zu sagen, wie wir an geeignetem Platze hören werden.

Indessen ging es bei Abgrenzung der Befugnisse des Kriegsherrn und der Feldobersten nicht immer ohne Streitigkeiten und Eifersüchteleien ab, und wiederholt kam es vor, daß sehr angesehene Feldoberste sich im Bestallungsbrief eine nahezu schrankenlose Unabhängigkeit in ihrer Kriegführung zusichern ließen. In einzelnen Fällen mag nur Ehrgeiz hiebei die Triebfeder gewesen sein, aber viel öfter waren weniger edle Motive maßgebend, da Werbung und Unterhaltung des Kriegsvolkes als fast sichere Bereicherungsquellen angesehen wurden. Nicht selten trug die ganze Sache vollkommen den Charakter einer Speculation, indem der Feldoberst die Kosten der Werbung und Ausrüstung aus Eigenem oder durch seinen Credit aufbrachte und sich vom Kriegs-

herrn dafür Verschreibungen, Pfandschaften auf Güter ausstellen oder Herrschaf übergeben ließ. Die kaiserliche Armee besaß sofort bei Errichtung der Landsknec mehrere tüchtige und beliebte Kriegsoberste, deren bloßer Name ein Zuströmen Kriegsvolkes bewirkte, so z. B. die schon genannten Frundsberg und Boinebu namentlich aber den tüchtigen und gewandten Herrn Schertlin von Burtenba der indessen eine echte Landsknechtsnatur war und leichter, als es gerade löblich, Die und Fahne zu wechseln wußte.

War die Geldfrage geordnet, die Zahl der Fähnlein, der Sold und der Samm platz, kurz die Grundlage der Werbung festgesetzt, so wählte der Kriegsoberst se Hilfsorgane. Dieselben wurden dem niederen Adel, der im Frieden auf den klei Gütern saß, aber auch dem streitbaren Bürgerthum und alten Kriegsgenossen e nommen. Der Erfahrenste und Vertrauenswürdigste wurde zum Stellvertrete Locumtenente, Lieutenant, Leutampt u. s. w., die übrigen zu Hauptleut der einzelnen Fähnlein ernannt.

Was das Entstehen des Wortes Lieutenant betrifft, hat sich sogar noch neuester Zeit ein Streit darüber entsponnen, ob die Bezeichnung eine einheimische o fremde sei. Es wurde erklärt, das Wort sei ein echt deutsches und solle daher imm „Leutnant" geschrieben werden, es hätten es die Franzosen uns entlehnt und da wie so oft mit fremden Federn sich schmückend, es für eine eigene Wortbildung a gegeben. Es sei nämlich das Wort Leutnant aus dem Mittelhochdeutschen lintenambac (Aufpasser der Leute, d. h. des Kriegsvolks) entstanden, daraus dann abgeschwä leutenant oder leutnant wurde. Als die Franzosen dem deutschen Sprachscha dieses Wort entlehnten, hätten sie ihm mit der ihnen eigenen Virtuosität ein französischen Klang gegeben.

Das Wort Lieutenant ist jedoch absolut kein urdeutsches, wie uns Wal hausen in seiner „Kriegskunst zu Fuß" vom Jahre 1615 belehrt, indem (Seite 24) sagt: „Das erste Capitel, so da handlet von den Befelchshabern ein Compagnie oder Fähnleins, wie es solle damit versehen und gestaffieret seyn. E jedes Fähnlein oder Compagnie hat sein Caput oder Haupt, Nemlich den Haup mann oder Capitän, welcher recht und billig in Teutsch, Hauptmann vom Wörtle Haupt, und in Frantzösisch Capitaine von dem Wörtlin Capite seinen Namen h Nechst dem Capitän ist sein Leutenampt und erstrecket sich sein Befelch in abwes des Hauptmanns so hoch als deß Capitäns, und gebührt auch einen Leutenampt d principalest Commendament in solcher Vollmacht, was das Kriegswesen betrifft seines Capitäns abwesen zu haben, als ob er selbsten gegenwertig. Dann endli so frage ich, aus was Ursachen ein Leutenampt, Leutenampt heiße, woher solcher Na ihm gegeben worden? Lieutenant heißt in frantzösisch, da es auch seinen Nam her hat, eines Ort, Stell, Platz haben, und soviel zu sagen ist, als des Haup manns Ort, Stell und Platz haben oder vertretten. Wollen aber, dieweil es i Teutschen sich auch nicht übel reymet, es also geben, der Leutenampt sey so viel sagen als Laute Ampt, das ist, der in abwesen seines Capitäns, oder seines Anordnete und Bestellenden sein Ampt, sein Qualität, sein Officium laute, oder mellde, als er selbst gegenwärtig. Item, wozu ist er angeordnet? Daß er in abwesen des Capitä als Locumtenent, welches sein rechter behördlicher Name, die Compagn regiere."

Zu bemerken ist dabei nur noch, daß Wallhausen in seiner „Kriegskun

zu Pferdt" vom Jahre 1616 nicht mehr „Leutenampt" schreibt, sondern sich nur der Schreibart „Leutenant" bedient.

In den Händen der Hauptleute (Bild Seite 225) lag die eigentliche Werbung, die aber stets auf den Namen des Kriegsherrn oder Feldobersten vorgenommen wurde. In den Städten und Märkten wurde dann unter Trommelschlag das Werbepatent publicirt, was man den „Umschlag" nannte, aber auch das flache Land durchzogen einzelne Werber, um das Landvolk für den Kriegsdienst zu gewinnen.

Hatte ein Angeworbener sich im Allgemeinen als tauglich erwiesen, was aber nicht etwa durch eine ärztliche Untersuchung, sondern nur durch den vom Hauptmann genommenen äußeren Augenschein constatirt wurde, so ließ er seinen Namen in die Musterrolle eintragen. Dann wurde er mit einigen nöthigen Bestimmungen des Artikelbriefes bekannt gemacht und erhielt das Hand- oder Laufgeld mit der Weisung, sich an einem bestimmten Platze einzufinden. Wer dies nicht that und das Handgeld nur in betrügerischer Absicht angenommen hatte, unterlag schweren Strafen. War Mangel an Kriegsvolk oder handelte es sich um einen Feldzug in fernen Landen, so mußten oft besondere Begünstigungen gewährt werden. Als Herzog Alba 1552 im Namen Kaisers Karl V. deutsche Lanzknechte für Spanien warb, bestimmte der Bestallungsbrief, daß den Knechten ein voller, in zwei Hälften abzuziehender Monatssold in Tuch und Seidengewand vorgeschossen werden könne. Der theilweise Abzug wurde damit motivirt, „damit sie durch mangel und abgang notturftiger undterhaltung nit verursacht werden, unordtnung für zu nehmen."

In anderen Fällen, wo zahlreicher Zulauf zu erwarten war, war man wählerisch und wollte nur schon gediente Kriegsleute oder Solche aufnehmen, die vollkommen gerüstet kamen, also Blechhaube, Harnisch, Wams, Schuhe, Spieß und Schwert besaßen. So Bewehrte entstammten meist dem kleinen Landadel und traten als Doppelsöldner gegen höhere Löhnung in die Reihen der Lanzknechte. War die gewünschte Zahl noch nicht voll und es meldeten sich keine so gerüsteten Leute mehr, so mußte man auch zu anderen greifen, die dann zur Anschaffung von Waffen und Rüstung einen Vorschuß in Geld oder auch die fehlenden Gegenstände gegen theilweise Rückzahlung erhielten.

Vom Moment der Annahme des Handgeldes galt der Lanzknecht auf den Artikelbrief verpflichtet, mochte ihm derselbe auch im vollen Umfange noch gar nicht bekannt sein.

Man erließ solche „Artikelbriefe" bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Es liegt uns der Text eines solchen Documentes vom Jahre 1597 vor, welches erlassen wurde, um die von den Ständen Oberösterreichs „zu jetziger fürstehender Kriegsexpedition wider Gemaines Christlichen Nahmens und Glaubens Erbfeindt" angeworbenen Truppen eidlich zu verpflichten. Im Großen und Ganzen war der Inhalt aller Artikelbriefe ziemlich gleich, und wir bringen in Folgendem eines der ältesten dieser Documente, die höchst bezeichnend für Kriegführung und Kriegsbrauch des sechzehnten Jahrhunderts sind. Es sind dies die vom König Ferdinand I. im Jahre 1527 erlassenen Kriegsartikel, welche noch für Lanzknechte bestimmt und deren Gebräuchen angepaßt waren.

„Anfänglich sollt ihr schwören dem allerdurchlauchtigsten großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ferdinand, römischen, zu Ungarn und Böheim König, Infant zu Hispanien, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog von Burgund, Steyer, Kärnten und

Krain, Graf zu Habsburg, Flandern und Tirol, unserm allergnädigsten Herrn, treu und ehrlich zu dienen, Ihrer Majestät Frommen zu fördern und den Schaden zu wenden und derselben obern Feldhauptmann, Niclas Grafen zu Salm, auch desgleichen Hauptleuten, Fähnrichen, Feldwaibeln und Waibeln*), so von der königlichen Majestät gesendet werden, gehorsam und gewärtig zu sein, was sie mit euch schaffen oder gebieten, das Kriegsleuten zu thun zusteht, ohne Widerrede oder Aufzug zu thun, dazu keine Meuterey zu machen und keinen Zug gegen oder von dem Feinde und anderswohin, was möglich zu thun ist und die Nothdurft erfordert, abzuschlagen."

„Es soll sich auch jedes Fähnlein sämmtlich und sonderlich in Rottenweis nach Begehren und Heißen des Obersten und der verordneten Hauptleute, der Nothdurft und Gelegenheit der Sach nach, das möglich ist und wie Kriegsleuten zu thun zusteht, es sei auf Zügen, Wachen oder Besatzungen, gebrauchen und suchen lassen."

„Ihr sollt auch von hochgedachter Röm. königl. Maj. nicht mehr fordern, oder dieselbe höher steigern, denn auf vier Gulden in Münze und sechzig Kreuzer für einen Gulden gegeben, und allweg dreißig Tag für einen Monat zu dienen, schuldig sein; dagegen solle auch eure Besoldung und Bezahlung ungefähr vier oder fünf Tage vor oder nach jeder Zeit ordentlich gereicht werden."

„Es soll sich auch keiner unter zwei Hauptleute schreiben oder zweimal mustern lassen, noch auf eines Andern Namen schreiben lassen, noch darauf durchgehen. Ebensowenig soll einer den andern unwahrhaftig in der Musterung versprechen; welcher aber das thut, der soll an Leib und Leben gestraft werden."

„Item, es soll auch keiner dem andern keine Wehr oder Harnisch auf die Musterung leihen, sondern Jeder für sich selbst der Nothdurft nach bewehrt sein, bei Leibesstrafe."

„Item, wo einer Geld empfinge und darüber zu dienen schuldig wäre, doch ohne besondere Erlaubniß des Obersten oder seines Hauptmannes wegzöge, derselbe soll auch an Leib und Leben gestraft werden."

„Item, so Schlösser und Städte und andere befestigte Flecken mit Sturm genommen würden, so soll einem Jeden, was er gewinnt, nach Kriegsordnung, verbleiben; jedoch Geschütz, Pulver und anders zur Artillerie und was zur Erhaltung desselben Platzes gehört, soll dem Kriegsherrn bleiben, und wo einer dasselbe nähme, der soll nach Erkenntniß gestraft werden."

„Item: ob Schlösser und Städte mit Taiding (Vertrag) gewonnen wurden, so soll keiner von euch darein fallen oder plündern, auch nicht darein gehen, ohne Wissen und Erlaubniß des obersten Hauptmanns, bei Leibesstrafe".

„Item: ihr sollt auch bei eurem Eide keine ‚Gemain' (Zusammentretung behufs Verabredung), ohne Wissen und Willen eures obersten Feldhauptmanns oder eures vorgesetzten Hauptmannes halten; welche solches übertreten würden, die sollen als meineidig gehalten und an Leib und Leben gestraft werden."

„Item, es soll auch ein jeder Kriegsmann bedenken, daß dies ein ehrlicher, christlicher Zug zur Erwerbung oder Erlangung königlicher Majestät Erbgerechtigkeit der Krone Ungarn und nachmals mit Hilfe des Allmächtigen wider die Ungläubigen und Türken sein wird. Darum soll sich ein Jeder, Gott und seine Heiligen zu lästern,

*) Waibel oder Webel war die Bezeichnung für Unterofficiere, denen eine Art gerichtlicher Function übertragen war.

enthalten, sondern den Allmächtigen bitten, uns wider die Ungläubigen und andere unsere Feinde, Glück und Sieg zu verleihen; wo aber einer oder mehr Gott also freventlich lästern würden, die sollen an Leib und Leben gestraft werden."

„Item, es soll auch keiner keine Kirche verunehren, noch darin sich lagern, Kirchengüter nicht nehmen, auch Priester, Frauen und Jungfrauen, Kinder und alte Leute nicht schlagen, bekümmern, noch unehren, bei Leibesstrafe."

„Item, wo dann einer alten Neid zu einem andern hätte, so soll der denselben bei diesem löblichen Zuge in allweg meiden und nicht rächen, weder mit Worten noch Werken, es sei denn mit Recht; auch keiner den andern liegend schlagen; wann aber einer das übertreten und nicht halten würde, der soll an Leib und Leben gestraft werden."

„Item, es soll sich Niemand rotten, wenn zwei oder mehr aneinander schlügen, oder sich zertrügen; sondern die nächsten dabei sollen treulich und unparteilich Frieden nehmen, zum ersten, andern und drittenmale; welcher dann den Frieden nicht halten wollte und wer ihn dann darüber zu todt schlägt, soll ihn damit gebüßt haben; wo aber der Friedbrecher nicht entleibt würde, soll er nach Erkenntniß, an Leib und Leben gestraft werden."

„Item, wo einer auf einen schießt oder wirft, es wäre vor oder nach dem Frieden, derselbe soll gestraft werden an seinem Leibe. Auch ob zwei, von welcher Nation sie seien, uneins würden und einander schlügen, soll sich abermals kein Theil gegen den andern rotten und parteien, damit Theil und Aufruhr, so daraus erfolgen möchte, verhütet werden möge: welcher sich aber darin ungehorsam hielte, derselbe soll gestraft werden nach Erkenntniß des Rechtes. Es soll auch keiner Meuterei oder Lärmen machen; welcher in solchem ungeschickt oder verächtlich wäre, soll ohne alle Gnade gestraft werden."

„Item, ob einer oder mehr inne würden, daß einer Verrätherei oder andere böse Stücke triebe, daß wider die hochgedachte königliche Majestät wäre, der oder die sollen es dem Hauptmanne anzuzeigen schuldig sein; der wird dann weiter darin zu handeln wissen. Wo aber einer solches gefährlicher Weise verschweigen würde, soll derselbe nach Erkenntniß gestraft werden."

„Item, es soll auch keiner aus dem Lager ziehen, weder auf Beute noch anderst wohin, ohne seines Obersten oder Hauptmanns Wissen und Willen, bei Leibesstrafe."

„Item, es soll auch keiner mit den Feinden, es sei im Lager, in Besatzungen, oder in was Weg es sich begeben wollte, Sprache halten, ohne Befehl und Erlaubniß des Obersten; wer aber solches übertreten würde, der soll an Leib und Leben gestraft werden."

„Item, wo Reisige und Fußknechte in einem Lager bei einander liegen, so sollen die Fußknechte zu ziemlicher Nothdurft weichen, damit die Reiter ihre Pferde unterbringen mögen."

„Item, es soll keiner an gefährlichen Orten und sonderlich bei der Nacht nicht abschießen; es sei im Lager, in Städten oder Schlössern, dadurch Schaden entstehen möchte, bei Vermeidung der Leibesstrafe."

„Item, es soll auch keiner die Bäcker oder Mühlen beschädigen, noch etwas daran zerrütten oder verwüsten, ohne Befehl des Obersten, bei Leibesstrafe."

„Item, man soll auch kein Lager anzünden, ohne des Obersten Willen und Erlaubniß, bei Leibesstrafe."

„Item, wo einer oder mehrere an einer Schlacht oder bei einem Sturm eine

Flucht wollte machen, soll der nächste einen Spieß oder Degen durch ihn stoßen u
soll ihn damit gebüßt haben; wo er aber davon käme, so soll er von Stund an
einem Schelm (Schuft) erkannt und sein Lebenlang dafür gehalten werden."

„Item, es soll keiner Brandschaden ‚haligen' (zum brennen aneifern, rufe
noch brennen ohne Wissen des Obersten oder Brandmeisters, auch von Niemand ein
Brandschatzung nehmen, bei Leibesstrafe."

„Item, wann dem Feldlager Proviant zugeführt wird und in das Lager kom
soll keiner darüber fallen oder angreifen, es sei denn zuvor geschätzt. Es soll a
keiner für das Lager hinauslaufen, Proviant fürzukaufen, sondern soll das auf fre
Platz kommen lassen, und warten, bis es geschätzt wird."

„Item, es soll auch keiner bei den Freunden und dieweil ihr in der Freu
Land seid, auf dem Zuge oder im Lager, Niemand nichts mit Gewalt nehmen, 
derart etwas nähme und darüber Klage käme, der soll am Leibe gestraft werde

„Item, ob der Oberst oder ein Hauptmann für sich selbst oder durch se
Knechte oder Profosen jemand um seines Ungehorsams oder seiner Mißhandlu
‚annehmen' (festnehmen) lassen wollte, daran soll ihn Niemand verhindern oder ir
oder darwider rathen, oder sich desselben annehmen, bei Leibesstrafe; ob es a
geschähe, daß dadurch der Verbrecher wegkäme, soll der oder sollen dieselben, so da
geholfen haben, an des Verbrechers Statt gestraft werden."

„Item, es soll auch ein jeder das Zutrinken lassen, dann wo einer in
‚vollen Weise' (betrunken) von den Feinden wundgeschlagen würde, oder sonst ü
gehandelt, derselbe soll ausgemustert und eben sowohl gestraft werden, als wäre
gar im Fliehen gewesen."

„Item, ob einer oder mehr Balgens halber, als ob dem Spiele oder ande
unflätiger Weise wund würden, es wäre in vollem oder nüchternem Zustande, d
selbe, oder dieselben sollen von Stund an ausgethan werden, so lang und so 
bis sie gesund werden und dem Herrn die Besoldung redlich und ehrlich abv
dienen mögen."

„Item, ob ein Zug geschieht, so soll keiner aus der Ordnung ziehen, o
gebührliche Ursachen, und welcher aber in solchen verächtlich und ungehorsam wä
demselben sollen die Hauptleute, Feldwaibel und Waibel mit Hilf und Handhabu
gemeiner Knechte in die Ordnung treiben und ihm nehmen, was er hat."

„Item, es soll auch jeder in seinem Quartier, darein er verordnet, bleiben, a
sich keinem in sein Quartier oder Logement legen, noch ihn verdrängen davon 
Strafe des obersten Feldhauptmannes."

„Item, ob Sache wäre, daß eine Schlacht durch den obersten Feldhauptma
verordnet und dieselbe sammt dem Geschütze und Hauptbanner gehalten und erob
würde, so soll auch alsdann der Monatssold aus- und angehen."

„Item, ob sich begäbe, daß von der königlichen Majestät oder Ihrer Majestät obers
Feldhauptmann eine Stadt so mit Mauern und Gräben umfangen, zum Sturm verord
und dieselbe mit Gewalt erobert würde, alsdann soll auch der Monatssold aus- u
angehen. Jedoch sollen hievon Pässe, Klausen, Schlösser und andere kleine Befestigung
wo die etwa geöffnet und erobert würden mit dem Sturme, abgesondert und a
genommen sein; wo aber Sache wäre, daß ein Sturm, der nicht durch die Rö
Majestät oder Ihrer Majestät Obersten verordnet wäre, und auch erobert wür
von demselben soll königliche Maj[illegible] nichts zu thun schuldig sein."

„Item, ob sich begäbe, daß das Geld nicht sogleich jeder Zeit vorhanden wäre, soll darum keiner von euch weder Zug noch Wache abschlagen und so man auf Zug oder Wache umschlägt, soll keiner um Geld schreien. Besonders sollt ihr eure




Hauptmann der Lanzknechte. (S. 221 u. 237.)

Anliegen durch einen Führer und andern Befehlsleute dem Hauptmann anzeigen lassen; so aber einer weiter darüber begriffen würde, derselbe soll ohne Gnade gestraft werden."

„Item, wo man Schlacht, Sturm oder andere Eroberung thut, wie das be-

schieht, so soll sich Niemand um das Gut annehmen, noch plündern, es sei denn zuvor die Wahlstatt oder der Platz erobert."

„Item, wann zum erstenmale umgeschlagen (das Trommelzeichen gegeben) wird, mit einer oder mehr Handlung auf zu sein, es sei auf Zügen oder Wachen, oder wohin ein Jeder von seinem Obersten oder Hauptmann verordnet wird, soll ein Jeder gedenken, so alsdann zum andern Male umgeschlagen wird, daß er von Stund an seinem Fähnlein folge und damit aus dem Lager ziehe. Wo einer oder mehr, das nüchtern oder voller Weise übersehen würden, der oder dieselben sollen gestraft werden nach Erkenntniß des Obersten. Und so ein Oberst oder Hauptmann einen Befehlsmann in das Lager schickt, und einem aufkündigen lassen würde, dem Fähnlein zu folgen, und derselbe, der dem Fähnlein nicht zugleich nachfolgt, darob zu todt geschlagen würde, soll sich Niemand weiter um ihn annehmen."

„Item, es soll keiner dem andern auf dem Spielplatze oder in dem Spiele über des andern guten Willen nichts aufschlagen, auch kein Deutscher mit keiner fremden Nation oder Sprache spielen, damit desto weniger Unwille zwischen ihnen entstehe, bei schwerer Strafe."

„Item, so ein Lärm entsteht im Felde oder im Lager, soll ein Jeder auf dem Platze, dahin sein Fähnlein beschieden ist, und sonst ohne Erlaubniß nindert hinlaufen."

„Item, wo ein Fähnlein oder Rotte auf die Wache beschieden würde, so soll der Hauptmann, Fähnrich oder Waibel, edel oder unedel, eines jeden Fähnlein mit seiner zugeordneten Rotte auf die Wache ziehen und wie sich gebührt, wachen; welcher aber solches nicht thun, oder vor der verordneten Zeit von der Wache abziehen oder sonst eine Wache ohne seines Haupmannes Wissen versäumen würde, er habe Ursache oder keine, der soll nach Erkenntniß gestraft werden."

„Item, es soll keiner einen andern an seiner statt zu wachen bestellen, ohne Erlaubniß des Hauptmannes."

„Item, es soll kein Hauptmann dem andern seine bestellten Knechte so im Lager hinlaufen, annehmen, auch kein reisiger Knecht ohne Willen seines Hauptmannes von keinem Hauptmann zu Fuß bestellt werden."

„Item, zum letzten, ob einer oder mehr aus euch der geschriebenen Artikel einen oder mehrere nicht halten und unterfahren würden, der oder dieselben sollen als eidbrüchig nach Erkenntniß der Rechte gestraft werden."

„Und ob etwas in vorerwähnten Artikeln vergessen und nicht ausgedingt wäre, das Alles, was Kriegsordnung inhält und Kriegsleuten zu thun oder zu halten zusteht, werdet ihr schwören, treulich und ungefärlich zu halten."

„Wo aber einem aus euch diese Artikel in Vergessen kämen, der mag sich zu seinem Hauptmann oder Schultheißen verfügen und von diesen solcher Artikel erinnert oder berichtet werden."

„Endlich soll der königlichen Majestät bevorstehen, diese Artikel nach Erheischung der Nothdurft zu mindern oder zu mehren oder gar abzuthun."

Schon bei flüchtiger Vergleichung dieser „Kriegsartikel" mit den früher mitgetheilten älteren „Kriegsordnungen", z. B. jener des Herrn Hayek v. Hodětin, lassen sich die Verschiedenheiten nicht verkennen. Dieselben finden ihre Begründung zumeist darin, daß die Artikelbriefe für ein aus den verschiedensten zufällig zusammengeströmten Elementen bestehendes Heer von Miethsoldaten bestimmt waren, deren Kriegsdienst auf keiner staatsbürgerlichen oder lehensrechtlichen Verpflichtung beruhte.

ies drückt sich einerseits in den strammeren Disciplinar-Vorschriften, andererseits aber
ich in der Einräumung von mancherlei Privilegien aus, ohne welche solche Söldner
r schwer anzuwerben und noch schwerer bei der Fahne zu erhalten gewesen wären.
esonders charakteristisch ist das Verbot, über mangelnde und verspätete Soldzahlung
murren; leider kamen in den ewigen Kriegen so schwere finanzielle Nöthen vor,
iß es mehr als einmal an Barmitteln zur Soldzahlung mangelte. Dann nützte aber
ich dieses Verbot des Artikelbriefes nicht viel; es kam zu Aufständen und Meutereien,
iter welchen besonders Bürger und Bauern zu leiden hatten, welche von der erbitterten
oldatesca geplündert und gebrandschatzt wurden.

Waren die angeworbenen Kriegsknechte am Musterplatze versammelt, so
urden sie einem vom Kriegsherrn bestellten „Musterherrn" vorgestellt, dem
chreiber und, bei besonderen Anlässen, auch Kriegsräthe beigegeben waren. Der
Musterherr bekleidete ein besonders wichtiges Amt und wurde nur aus den vertrauens-
ürdigsten, in allen Kriegssachen erfahrenen Männern gewählt, da er die Sache des
riegsherrn gegen die oft sehr schlauen Manöver der werbenden Hauptleute und Oberste
vertreten hatte.

Lazarus Schwendi unterrichtet uns in seinem „Kriegs-Discurs" genau über
e schwierigen Obliegenheiten der Musterherren, oder wie sie später genannt wurden,
Mustercommissarien. Sie erhielten stricte Weisungen, wie viel jedem Manne
bewilligen sei und welche Verpflichtungen der werbende Feldoberst zu erfüllen habe.
ei ihrem Eide war ihnen aufgetragen, weder für sich selbst noch für ihre Diener
eschenke anzunehmen oder zu begehren, keinen Sold zu erhöhen, keine Nachmusterung
gestatten und die Untauglichen zurückzuweisen. Um Unterschleife zu verhüten, erging
r Zeit der Musterung ein besonderes Verbot, Knechte, Wehr oder Harnische auszuleihen.
ür die aus den Städten Geworbenen wurden meist Rathsherren beigezogen, welche
r die Richtigkeit der Personen gutstehen mußten.

Schwendi, der wohl üble Erfahrungen gemacht haben mochte, gibt den Muster-
mmissarien vielerlei Rathschläge, damit sie sich vor Betrügereien und Unterschleifen
hern konnten. Besonders solle geachtet werden, daß Jeder in der Rüstung stecke,
e ihm gebühre, und nicht etwa ein Knecht in der eines Adeligen erscheine, um mehr
esoldung zu erschleichen. Auch solle jedem Knecht bei der Musterung die Höhe seines
oldes bekannt gegeben werden, damit er durch die Hauptleute nicht etwa daran
rkürzt werden könne. Aber auch die Zuverlässigkeit der Mustercommissarien
irfte nicht immer probehältig befunden worden sein, denn Schwendi empfiehlt ihre
naue Beaufsichtigung und öfteren Wechsel in den Personen. Da übrigens trotz
l dieser Mittel noch immer Unterschleife vorkamen, griff man später zu einer Art
auschalirung, indem man den Obersten und Hauptleuten eine vereinbarte Summe
iszahlte und es ihnen überließ, dieselbe an die Lanzknechte zu vertheilen, ein System,
is nur zum Nachtheil der letzteren ausschlagen konnte.

Uebrigens fanden auch später, während die Truppen unter den Waffen waren,
eichfalls zeitweise Musterungen statt, welche den Zweck hatten, die richtige Kopfzahl
id die Ausrüstung der Lanzknechte zu controliren. Doch kehren wir zur eigentlichen
sten Musterung zurück, die bei den Lanzknechten unter ganz eigenthümlichen, an
imische Heereseinrichtungen erinnernden Gebräuchen vorgenommen wurde. (Bild
Seite 232.)

Am Musterplatz — gewöhnlich einem offenen freien Feld — steckte man zwei

Spieße in die Erde und ein dritter wurde oben querüber gelegt. Daneben hielt der Feldoberst zu Pferde und der Hauptmann des Fähnleins, welches an der Reihe zur Musterung war. Dann ließ der Musterherr die Lanzknechte nach der bei der Werbung aufgenommenen Musterrolle verlesen und einzeln an sich vorüber durch die Spieße ziehen. Jedes Fähnlein mußte 400 kriegstaugliche und vollkommen gerüstete Knechte zählen, körperlich nicht Entsprechende wurden sofort zurückgewiesen, denn wenn sie die Spieße passirt hatten, mußte ihnen mindestens ein Monatssold gezahlt werden. Die vom Musterherrn gemachten Bemerkungen wurden durch den Schreiber sofort in die Musterrollen eingetragen.

Hatte das ganze Fähnlein die Spieße passirt, so wurden die besser Bewaffneten für das „erste Blatt" (erste Glied, prima plana) bestimmt; wie erwähnt, wählte man dazu erfahrene tüchtige Leute, mit Vorliebe Adelige. Bei jedem Fähnlein waren 100 Ueberſolde gestattet, Doppelsold erhielten anfänglich nur ganz ausgezeichnete und vorzüglich gerüstete Leute. Unter Karl V. schon mußten bei jedem Fähnlein wenigstens 50 geschickte Hakenschützen sein, eine Zahl, die dann fortwährend stieg, obwohl erst lange nach dem dreißigjährigen Krieg das ganze Fußvolk mit Feuergewehren bewaffnet wurde. Die Büchse stellte der Kriegsherr bei, „Kraut und Loth" (Pulver und Blei) für den Anfang mußte Jeder selbst besitzen. Besonders war zu achten, daß Keiner doppelt oder unter einem falschen Namen durch die Musterung ging, weil die Hauptleute oft mehr Namen in den Listen hatten, als thatsächlich angeworben waren. Man nannte diesen sehr häufig vorkommenden Unterschleif in recht bezeichnender Weise „Financiren", ein Ausdruck, der uns förmlich anheimelt, weil er ja auch in unserer Zeit für verschiedene ähnliche „unschuldige" Manipulationen auf dem Gebiete der „Gründungen" gebraucht wurde.

War alles richtig gestellt und in Ordnung befunden, so nahm der Musterherr eine genau ausgefüllte Musterrolle an sich, gab den Lanzknechten den bestimmten Sold kund und verwies sie wegen der Zahlung an den Pfennigmeister.

Nun hielt der Oberst eine Anrede, in welcher er den Lanzknechtsstand pries, las den Artikelbrief vor, worauf der Musterherr den Eid abnahm. Meistens bei dieser Gelegenheit — aber manchmal auch an einem späteren Tage — gab der Oberst den Lanzknechten die inneren Einrichtungen der „Gemain" und das in derselben zu handhabende Recht bekannt, gegen welches aber Einwendungen gestattet waren. Der Ausdruck „Gemain" (Gemeinde) stammt aus der ersten Zeit des Lanzknechtswesens; man übertrug den Begriff des bürgerlichen Lebens auf die militärische Zusammengehörigkeit und nannte die Gesammtheit eines Lanzknechtskörpers in Fragen der Verwaltung und Rechtsprechung „Gemain", der Einzelne aber war ein „Gemeiner", ein Ausdruck, der sich bis in unsere Zeit fortgepflanzt hat. Uebrigens sind auch die heute noch üblichen Musterungen offenbar gleichfalls aus jenen der Lanzknechte entwickelt. „Zur Gemain schlagen" hieß, wenn durch bestimmte Trommelstreiche die Lanzknechte zu anderen als rein kriegerischen Zwecken zusammenberufen wurden, was ein Vorrecht der Hauptleute war, bei Unruhen und Meutereien aber auch von den Knechten selbst geschah.

Später nahm nicht mehr der Musterherr, sondern der „Schultheiß" *) — unserem modernen Auditor entsprechend — den Eid ab. Der Oberst aber gab

*) Den Namen davon tragend, daß er die Schuldigkeit heischte.

den Lanzknechten die „hohen Aemter" (die Hauptleute, den Schultheiß, Profoßen u. s. w.) bekannt und übergab den Fähnrichen (Bild Seite 240) die Fähnlein, deren treue Hut er ihnen als Ehrenpflicht empfahl.

Nun erst trennte sich der Ring, und die einzelnen Fähnlein zogen auf besondere Plätze, um das, was bezüglich der Gesammtheit geordnet war, nun auch für den engeren Verband des Fähnleins festzustellen. Gemeiniglich hielt auch der Hauptmann hierbei eine Ansprache, in welcher er ein ordentliches und christliches Befehlen und volle Gerechtigkeit versprach, sowie, daß er Allen ein gleicher Hauptmann und Mitbruder sein wolle. Weiter empfahl er sich der Zuneigung der Lanzknechte, von welchen er Gehorsam für sich, seinen Stellvertreter (Lieutenant), den Fähnrich und Feldwaibel in Anspruch nahm. Weiter stellte er den Schreiber, Caplan und Feldscherer vor, die ihrerseits ihre guten Dienste, Trost und Hilfe im Uebel zusagten. Alle diese Stellen wurden durch den Hauptmann besetzt, die übrigen unterlagen der Wahl durch die Lanzknechte selbst, wobei sie ermahnt wurden, „nicht nach Gunst, sondern nach Ehren und Erheischung der Nothdurft zu wählen, und diese Stellen mit ehrlichen, frommen, weidlich erfahrenen Kriegsknechten" zu besetzen. So wurden die beiden Gemeinwaibel, welche die innere Ordnung zu überwachen hatten, der Führer und der Fourier, gewählt. Die übrigen theilten sich in Rotten von zehn „Spießen" und erkoren aus jeder einen Rottmeister, der zwar als Vorgesetzter galt, aber sonst nichts vor den gewöhnlichen Lanzknechten voraus hatte.

Eine eigenthümliche Charge waren die Ambosaten (ambassati), welche im Falle von Irrungen und Streitigkeiten zwischen den Vorgesetzten und den Lanzknechten von den letzteren gewählt wurden, um ihre Bitten und Beschwerden vorzutragen und einen Vergleich zu erzielen. Sie durften wegen des Vorgetragenen nicht bestraft werden und erhielten daher auch den Namen der „Gefreiten", womit heute bekanntlich die unterste Charge des Mannschaftsstandes bezeichnet wird. Weitere Vorrechte hatten sie keine und wurden bei jeder Veranlassung neugewählt. Diese Einrichtung scheint den späteren Zeiten des Lanzknechtswesens zu entstammen und man wollte dadurch den oft gefährlichen Rottirungen bei solchen Streitigkeiten vorbeugen.

## Das Lanzknechtsrecht.

Nicht ganz ohne Grund hat man die Lanzknechte eine Soldatenrepublik genannt. Am meisten drückte sich dieser Charakter in der vollkommen selbstständigen, volksthümlichen Rechtspflege aus, die ganz in den Händen der Lanzknechte selbst lag.

Die Grundlagen dieser Rechtsverfassung stammen offenbar von Kaiser Maximilian I., welcher in seinem Bestreben, die Lanzknechte auf eine höhere moralische Stufe zu heben, gewisse alte Formen des deutschen öffentlichen Rechtes neu belebte und mit dem militärischen Charakter in Einklang brachte. Im Verlaufe der Jahre entwickelte sich diese Grundlage nach und nach zu einer festen Rechtsordnung mit genau bestimmten Normen und Gebräuchen. Als solche lernen wir sie in der 1552 von Karl V. erlassenen „Ordnung der deutschen Lanzknechte" kennen, welche zwar nur für die nach Spanien bestimmten Soldaten erlassen war, aber gewiß den allgemeinen bei den Lanzknechten üblichen Rechtsgewohnheiten entsprach. Da die sonstigen meist lückenhaften Darstellungen in allem Wesentlichen mit der Ordnung Karl's V. übereinstimmen, benützen wir diese, um ein erschöpfendes Bild der höchst

merkwürdigen Rechtsgepflogenheiten der Lanzknechte zu geben. Dem Kenn
modernen Militärjustiz wird es nicht entgehen, daß manche Formen derselben,
noch heute in der kaiserlichen Armee üblich sind, auf das alte Rechtsverf
der Lanzknechte zurückgeführt werden können.

Je nach der bei der Anwerbung und der ersten Musterung getroffenen
barung unterschied man die Geschwornengerichte, bei welchen dem rechtsk
Schultheiß ein bestimmter Einfluß gewahrt war, und das „Recht der la
Spieße", welches vollkommen in der Hand der Lanzknechte selbst lag. Wir s
an der Hand jener „Lanzknechtsordnung" zuerst das Geschwornenge

„Wenn ein römischer Kaiser, König oder Fürst einen Haufen Lanzknecht
nimmt, so muß er auch zusehen, daß er das Regiment führe, damit er in
handeln möge, der Arme und der Reiche in gleicher Weise gefördert, das
gestraft werde. Wenn daher der Oberst-Feldhauptmann die Gewalt von
obgemeldeten Heere erhalten hat, so soll er einen Schultheißen einsetzen, d
Sache versteht und den Haufen der Lanzknechte in Furcht zu erhalten weiß.
er nun einen Schultheißen auserkoren hat, so nimmt er den Stab, welcher di
rechtigkeit genannt ist, und überliefert ihn dem Schultheißen und spricht zu ihm
Mein lieber Freund N. N. Ich habe Dich auf diesmal mit meinen Getreu
einem Schultheißen erkoren, weil ich hoffe, daß Du einen Verstand dazu hast.
anbefehle ich Dir jetzt den Stab der Gerechtigkeit und Du sollst mir mi
Zwölfen, die Du Dir auserwählt hast, einen Eid darauf leisten, daß Du mit
auf unsere Artikel richten und urtheilen willst, den Armen so gut als dem R
und nicht berücksichtigen Freundschaft, Sippschaft, Gunst, Gabe oder Werth, so
sollst über einen Jeglichen sprechen oder erkennen lassen mit den zwölf Richtern
Du und sie wollen, daß über Dich Gott auch spreche mit seinen Zwölf
(Aposteln) an Deinem und ihrem letzten Ende, wenn sich Leib und Seel' von
ander scheiden."

„Es hat nämlich der Schultheiß Gewalt und Recht, daß er zwölf verst
Männer auswählt, die ihm die Sache erklären helfen und auch darauf besoldet we
denselben soll er zu erkennen geben, welcherlei Gewalt er habe, und also spr
Ihr lieben Richter und Rechtssprecher, hier hat mich nun unseres allergnä
Herrn oberster Feldhauptmann in Seiner Majestät Namen verordnet, daß i
mit euch und ihr mit mir, urtheilen über alles Uebel, es betreffe Ehr', Leib
Gut; darum so bitte ich euch, es wolle ein Jeder nach seiner Erkenntniß den R
erweisen und beschwören, auf daß wir handeln mögen, wie es Gott und der Wel
Ehr' sei. Darum so hebe ein Jeder zween Finger auf und laßt uns einen Eid
zu Gott dem Herrn, daß wir solchem nachkommen wollen und Alles was wi
theilen, darüber soll Jeglicher schweigen, bis in seine Grube."

„Erstlich sind die Richter schuldig, dem Schultheiß in allen Dingen geho
zu sein; zum andern sind die Richter schuldig, einen Eid zu thun, Alles was sie r
und thun, zu verschweigen, bis an ihre Grube; zum dritten, wenn ein Richter
Kundschaft (Partei) zu langsam käme, daß man mit dem Rechte auf sie warten
die sind schuldig einen Gulden; zum vierten, wenn „das Recht verbannt" (d. h
Gericht eröffnet) ist, so soll kein Richter oder Rechtsprecher mehr aufstehen
Erlaubniß des Schultheißen, bei Strafe von einem Gulden; zum fünften soll
Richter aus dem Lager ziehen, ohne Erlaubniß des Schultheißen; zum sechsten

kein Richter dem andern in die Rede fallen mit Klage oder Antwort, bei Strafe von einem Gulden."

„Wenn das kaiserliche Recht besetzt ist, so ist der Schultheiß schuldig, fünf Umfragen zu thun, die zu dem kaiserlichen Recht dienen: zum ersten, ob es nicht zu früh, zu spät, oder der Tag nicht zu heilig sei, daß er möge den Stab führen und das kaiserliche Recht besetzen? Zum andern, wenn Einer oder Mehr im Gericht säßen, die nicht geschickt oder tauglich dazu wären, daß man dieselben anzeige, damit das Gericht besetzt sei nach kaiserlichen Rechten. Zum dritten, wenn man das hochwürdige Sakrament vorübertrage, einem Kranken damit zu helfen, ob er da aufstehen, dem heiligen Sakrament Zucht und Ehr erbieten und dann wieder sich setzen und den Stab zu Rechten führen solle? Zum vierten, wenn Feuersbrunst, Wassernoth, Kriegslärm oder Aufruhr auskäme, ob er da aufstehen solle, um retten zu helfen, und wenn die Rettung bei guter Tagzeit geschehen, ob er dann den Stab wieder an sich nehmen und ihn wieder zum Rechten führen solle? Zum fünften, wenn der Oberst nach ihm schicken würde, ob er dann Gewalt habe, einem Andern den Stab als seinem Stellvertreter zu geben und ob er bei der Rückkunft den Stab wieder an sich nehmen und nach Rechten führen dürfe? Zum sechsten, ob er Macht habe, auf diese Umfrage das Gericht vorzunehmen?"

Die Antworten auf diese Fragen lauteten bei ordnungsgemäßem Verlaufe zustimmend und auch in bestimmter Redeweise. So entgegnete z. B. jeder Gerichtsbeisitzer: „Zum ersten, dieweil Ihr mich fragt, Herr Schultheiß, bei dem Eide, den ich kaiserlicher Majestät geschworen, so geb ich Euch die Ausweisung, daß der Tag nicht zu heilig, zu früh oder zu spät ist, sondern Ihr möget den Stab aufheben und richten über Leib, Ehr' und Gut, über Fleisch und Blut, auch über alles das, so Euch vorgebracht wird und durch den geschworenen Gerichtswebel nach Recht und Ordnung ausgeboten ist." Ebenso waren die übrigen Antworten nur bejahende Umschreibungen der Frage. Die sechste Antwort lautete, daß der Schultheiß „Gewalt und Macht habe, das Recht zu bannen bei Strafe".

Dies geschah dadurch, daß der Schultheiß den Stab der Gerechtigkeit erhob und die Worte sprach: „Zum ersten verbann ich das Recht, von wegen Gottes des Allmächtigen, von welchem alle Rechte ihren Ursprung haben; zum andern verbann ich das Recht durch den allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Carolus, römischen Kaiser und Mehrer des Reiches; zum dritten verbann ich das Recht, durch den durchlauchtigsten und hochgebornen Herrn N. N., der röm.-kaiserl. Majestät Oberst-Feldhauptmann über dero deutsches und wälsches Fußvolk; zum vierten verbann ich das Recht durch den wohlgebornen Herrn N. N., der römisch-kaiserlichen Majestät Obersten über ihr deutsches Fußvolk; zum fünften verbann ich das Recht von wegen der Gewalt und des Stabes, der mir von der vorgemeldeten Obrigkeit gegeben worden, daß mir Niemand wolle einreden innerhalb oder außerhalb des Gerichtes mit keinerlei Worten, außer durch seine angedingten Fürsprecher; wolle mir auch keiner meine Beisitzer überstehen (abwendig machen), bei Strafe. Wer vor Gericht zu thun hat, der trete vor die Gerichtsbank, und verantworte sich, wie recht ist."

Bevor jedoch noch in die Verhandlung eingegangen wurde, sprach der Schultheiß folgende Ermahnung: „Ihr lieben Richter und Rechtssprecher, hier sitzen wir auf Befehl unseres allergnädigsten Herrn, daß wir sollen das göttliche Recht führen und urtheilen, dem Armen wie dem Reichen, nicht um Silber, nicht um Gold, sondern

um unserer Seelenheil. Es sollen mir die Umstehenden die Richter nicht überstehen, bei Strafe eines Guldens. Wer mit dem Andern zu schaffen hat, der fange an, er soll den Gerichtswebel fragen, ob es ihm nach Ordnung der kaiserlichen Rechten gestattet sei."

Nun galt das Gericht für eröffnet, und der Profoß erhob als öffentlicher Ankläger die Klage und erbat sich zur Vertretung derselben einen Fürsprecher. Dasselbe that



Truppen-Musterung. (Seite 231.)

der herbeigeholte Angeklagte (Maleficant). Durch den Fürsprecher des Profoßen (Ankläger) wurde der Fall umständlich vorgetragen und die Schuld des Angeklagten nachzuweisen gesucht, während dessen Fürsprecher (Vertheidiger) die Anklage entkräftete und alles dagegen Sprechende hervorhob. Wenn es nöthig war, so vernahm man Zeugen und bei verwickelteren Sachen wurde meist zur völligen Aufhellung der Umstände die weitere Verhandlung aufgeschoben.

Der nächste Gerichtstag mußte unter denselben Förmlichkeiten eröffnet werden, worauf die eingezogenen Kundschaften verlesen und etwa aufgerufene Zeugen vernommen wurden. Darauf vertraten die beiden Fürsprecher ihre Sache, wobei jener des Profoßen verhalten war, genau jene Artikel zu bezeichnen, gegen welche sich der Angeklagte vergangen haben sollte. Nun nahmen die Fürsprecher wieder ihren Platz unter den Richtern ein, um an der Urtheilsschöpfung mitzuwirken. Handelte es sich um ein schweres Ver-



Das Jagen durch die Spieße. (Seite 235.)

brechen, auf welches der Tod gesetzt war, so stand es dem Angeklagten frei, kniend vorzubringen, was er günstig für sich glaubte, und um ein gnädiges Urtheil zu bitten.

Der Schultheiß ließ abtreten, die nicht zum Gerichte gehörten, und sammelte die Stimmen ein, wobei der Fürsprecher des Klägers die seine zuerst abzugeben hatte. Nun wurde durch gemeinsame Berathungen das endgiltige Urtheil festgestellt und durch den Gerichtsschreiber zu Papier gebracht. Nachdem nun die früher Weggewiesenen wieder herbei-

gerufen waren, erfolgte die Verlesung des Erkenntnisses, und falls es verurtheilend lautete, verlangte der Fürsprecher des Profoßen, es solle weiters geschehen, was Rechtens sei.

Lautete das Urtheil auf den Tod, so brach der Schultheiß den Stab und empfahl die Seele des armen Sünders der Barmherzigkeit Gottes.

Die *Execution* erfolgte sofort nach dem Urtheilsspruch. Nachdem der Malefikant die Tröstungen der Religion empfangen hatte, übergab ihn der Profoß dem Scharfrichter, der ihm die Fesseln abnahm, aber die Hände band und ihn unter Vortritt des Profoßen und Begleitung des Priesters zur Richtstätte führte. Dort ermahnte der Profoß die anwesenden Lanzknechte zur Zucht und Gehorsam, um nicht auch dem Schwert zu verfallen. Nun geleitete der Henker den Verurtheilten umher, damit er von den Anwesenden Abschied nehmen und sich mit ihnen versöhnen könne, worauf der Vollzug des Urtheils erfolgte. Meist geschah derselbe durch *Enthauptung*, bei gewissen infamirenden Verbrechen aber auch durch den *Strang*.

Man wird kaum irren, wenn man in dieser ceremonienreichen, feierlichen und umständlichen Rechtsprechung schon eine spätere Form des Gerichtswesens der Lanzknechte vermuthet. Die noch zu den Zeiten des Gründers dieser Truppe auftretende Verwilderung und Unbotmäßigkeit mochte es gerathen erscheinen lassen, deren Privilegien etwas einzuschränken, was in möglichst unauffälliger Weise durch die Einführung ceremoniellen Beiwerkes geschehen konnte. Durch den Schultheiß, dem die Wahl der Geschworenen zustand, übte der Feldoberst einen schwerwiegenden Einfluß auf die Rechtspflege aus, was gewiß im Interesse von Zucht und Disciplin gelegen war.

Viel kürzer und ganz von der Beeinflußung durch den Schultheiß und die Vorgesetzten losgelöst, war der Vorgang beim „*Recht der langen Spieße*", in dem wir wohl die *älteste Form der Rechtspflege bei den Lanzknechten* zu erkennen haben. Wenn übrigens viele alte Kriegsleute unter den Angeworbenen waren, so bestanden dieselben bei der Musterung oft darauf, daß ihnen dieses Recht eingeräumt werde, und der Feldoberst hatte meist keine Wahl, als es zuzugestehen. Darum fand der übrigens gleichfalls genau festgesetzte Vorgang bei dieser Rechtsübung auch Eingang in die schon erwähnte Lanzknechts-Ordnung *Karl's* V.

Wurde bei einer Truppe, welche das „Recht der langen Spieße" besaß, „Einer in ungebührlicher Handlung" betreten, so nahm ihn der Profoß in Haft, machte dem Obersten die Anzeige und bat ihn, den Ausschuß der Lanzknechte einzuberufen. Dies geschah, und damit war jede Einflußnahme der Vorgesetzten auf den weiteren Rechtsgang erledigt.

Am Tag vor dem Standrecht machte der Profoß der „Gemain" Mittheilung von dem Vergehen und forderte Jeden, der Kenntniß davon habe und Zeugniß ablegen könne, auf, sich zu melden. Desgleichen wurde der Angeklagte verständigt, wessen man ihn beschuldige, damit er seinerseits sich um Zeugenschaft zu seinen Gunsten bewerben könne.

Am Tage des Standrechts versammelte sich die „Gemain" und bildete den „*Ring*", in dessen Mitte der Gefangene geführt wurde und auch der Profoß trat. Der Letztere fing nun an: „Liebe Lanzknechte, es ist einem Jeglichen zum Theil wohl wissend, auch vom Anfang her, durch die Obrigkeit eingeschärft, gut Regiment zu halten und Ihr habt einhellig dareingewilligt. Wollt ihr dem nachkommen?" Nach der Bejahung der Knechte sprach der Profoß weiter: „Nun, liebe Brüder, dieweil wir nun gut Regiment halten und führen wollen, damit das Uebel gestraft und

unser Regiment gestärkt werde, so begehr ich einen „Fürsprecher", um meine Klag' und Nothdurft anzuzeigen." Dies wurde gestattet, und der Profoß wählte sich einen Fürsprecher, was auch dem Angeklagten auf sein Begehren zustand.

Nachdem sich beide Theile berathen hatten, wurde die Anklage im Ring bekannt gemacht und auch die Verantwortung vorgetragen. Waren auch die Zeugen öffentlich vernommen, so mußte der Fürsprecher des Profoßen erklären, ob dieser auf seiner Klage beharre, und wenn dies der Fall war, folgte der Antrag auf Wahl eines Rathes, damit dieser die Sache entscheiden könne. Vor diesem Rathe trug der Profoß seine Klage zum drittenmale vor.

War dies geschehen, so kehrten die Fähnriche ihre Fahnen um, daß die Spieße in der Erde steckten, und der Feldwebel oder älteste Führer sprach also: „Liebe Lanzknechte, Ihr sehet da die Fähnriche mit umgekehrten Fahnen, wollen sie auch nicht eher wieder flattern lassen, bevor das Uebel gestraft worden, damit unser Regiment gestärkt und nicht geschwächt werde. Wenn demselben aber volle Genüge geschehen, wollen sie ihre Fähnlein wie früher flattern lassen."

Nun ruft der Feldwebel einen Knecht in den Ring, damit er seine Meinung sage. Aber dieser fordert einen Beistand von vierzig Genossen, mit welchen er sich außer dem Ring besprechen könne. Auf dieselbe Weise wird noch ein dritter Rath von einundvierzig Knechten ausgeschieden; jeder derselben beräth abgesondert und schöpft seinen Spruch. Nacheinander wird nun das Urtheil der drei Räthe dem Ring kundgemacht, und wenn es gleichlautend ist, vom Ring durch Handaufheben bestätigt, wenn nicht, entscheidet wieder die ganze „Gemain", welches Urtheil giltig sein solle, worauf sich der Profoß bei den Versammelten wegen „guten Regimentes" bedankt.

Lautet das Urtheil auf den Tod, so wird es sofort, und zwar in der Weise vollzogen, daß der Verurtheilte „durch die langen Spieße gejagt wird". (Bild S. 233.) Zu diesem Zwecke bilden die Knechte eine lange gegen Aufgang der Sonne gerichtete Gasse, deren Anfang und Ende von Fähnrichen geschlossen wird, deren Fähnlein nunmehr wieder erhoben sind. Während der Verurtheilte beichtet, wird unter Trommelschlag das Urtheil verkündet und beigesetzt, daß es Niemand um alten Schaden oder Rache zu thun sei, sondern nur um gerechte Strafe, damit kein Fleck auf der Lanzknechte Ehr' und Namen bleibe. Nun wird der Verurtheilte dreimal im Ring herumgeführt und der Profoß bittet in seinem Namen um Verzeihung, falls Einer durch ihn gekränkt oder beleidigt worden sei.

Langt der Verurtheilte am Eingang der Gasse an, so sprechen ihm die Fähnriche Trost zu, er möge im Namen des heiligen Leidens geduldig ertragen, was seiner warte; man werde ihm auch die Qual möglichst kürzen.

Das Spiel wird gerührt, die Fähnlein erhoben, und der Profoß sowie sein Fürsprecher bitten den armen Sünder um Verzeihung, was sie gethan, sei nur geschehen wegen des Rechtes und guten Regiments.

Dann gibt ihm der Profoß drei Schläge auf die Schulter im Namen der Dreifaltigkeit und stößt ihn in die Gasse. Nach wenigen Schritten schon hat der Unglückliche geendet, durchbohrt von den Lanzen der Kameraden. Nach dem Vollzug knien die Knechte zum Gebet für die arme Seele des Gerichteten nieder, das Spiel wird gerührt, die Fahnen geschwenkt und drei Salven aus den Büchsen gegeben, zum Zeichen, daß die Ehre der Knechte wieder hergestellt ist.

## Fechtweise, Bewaffnung und Kleidung der Lanzknechte.

Die einzige festbestimmte Abtheilung war bei den Lanzknechten lange Zeit nur das Fähnlein. Je nach der Zahl von Knechten, welche von einem Feldobersten angeworben wurden, richtete sich auch die Zahl der unter seinem Befehl stehenden Fähnlein, deren jedes in der Regel 400 Mann zählte. Indessen waren sie oft auch nur 300 Mann stark, und in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts formirte man sie auch viel stärker. Die Bezeichnung „Regiment" für die Gesammtheit des einem Feldobersten unterstehenden Fußvolkes hatte zuerst keinen taktischen Werth, sondern man verstand darunter das dem Obersten und in gewisser Richtung auch den Lanzknechten zustehende Recht, für Ordnung und Zucht zu sorgen; man sprach von „gutem Regiment", wie wohl noch heute. Wie weit sich das „Regiment" des Obersten erstreckte, wurde bei der ersten Musterung durch besondere Capitulationen festgesetzt. Nach und nach aber wendete man dieses Wort in dem Sinne an, wie es noch heute als Bezeichnung für die Gesammtheit eines Truppenkörpers gebraucht wird, und faßte unter diesem Namen die unter einem Obersten vereinigten Fähnlein, für welche dann später der Name „Compagnie" üblich wurde, zusammen. In der Regel bestand ein Regiment aus zehn Fähnlein, deren jedes 300 bis 400 Mann zählte.

Für die militärische Ausbildung der Lanzknechte war der Oberst verantwortlich, er führte die Oberaufsicht über die Abrichtung und die Uebungen und mußte sich öfters selbst überzeugen, ob die Knechte gewandt in der Führung der Waffen und in den taktischen Bewegungen waren. Obwohl man noch weit entfernt war von jener Künstelei, wie sie erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Exercitium üblich wurde, so lag doch in den nach einem gemeinsamen Zweck gerichteten Bewegungen und Waffengebrauch der Lanzknechte das Geheimniß ihrer großen Erfolge. Zum erstenmale wirkte der Wille eines Einzelnen auch in den Details des Kampfes auf die Gesammtheit ein, und weil Kaiser Maximilian I. dieses Princip durchführte, kann man ihn füglich den Schöpfer der modernen Kampfweise nennen.

Die ersten Formationen der Lanzknechte entsprachen noch ganz ihrer Hauptwaffe, den langen und starken Spießen, in deren Gebrauch sie hauptsächlich geübt wurden. Dicht aneinandergeschlossen, die Spieße gerade vor sich gestreckt oder beim Angriff der Reiterei etwas gesenkt, bildeten die Lanzknechte eine fast undurchbrechbare Masse, deren Wucht auch im Angriffe eine furchtbare war.

Die berühmteste ihrer Formationen war der „Igel" (herisson), der von Kaiser Maximilian selbst angegeben wurde. Er entspricht so ziemlich dem modernen Quarrée in der Aufstellung, nur wurde der Igel blos nach einer Seite gebildet und auch als Angriffs-Formation verwendet.

Zur Eröffnung des Angriffes wurde bei Stürmen gegen Schanzen oder im freien Felde eine besondere Abtheilung ausgeschieden, die man sehr bezeichnend den „verlornen Haufen" nannte. In der That entging er selten der Vernichtung, und besonders wenn der Angriff mißlang entkamen nur selten Knechte dieser Vortruppe, die auch „Läufer" genannt wurde. Wenn sich keine Freiwilligen dazu fanden, wurde der „verlorene Haufe" durch das Los ausgeschieden oder die einzelnen Rotten und Fähnlein nach einer gewissen Reihenfolge dazu bestimmt. Die Aufgabe dieser Abtheilung war die Hinwegräumung aller Hindernisse für die Haupttruppe und die

rschütterung der feindlichen Massen, um dem Angriff des Haupttreffens, des „hellen aufens", vorzuarbeiten.

Das Haupttreffen bildete den „Igel", dessen äußerste dem Feind zugewendete nie aus drei Gliedern der best gerüsteten Knechte mit langen Spießen bestand; och hatten die einzelnen „Blätter" (Glieder) nicht gleiche Zahl und es deckte sich ch nicht Mann auf Mann, um zwischen je zwei Knechten immer Raum für den igelegten Spieß des Hintermannes zu schaffen. Dann folgten Glieder mit Schwertern er Hellebarden, aber immer wieder von Spießträgern unterbrochen, um auch einen fälligen Angriff auf die Flanken abwehren zu können. Den Kern des Igels bilten stets „kurze Wehren", in das letzte „Blatt" aber wurden die stärksten und rläßlichsten Leute gestellt, meist Doppelsöldner mit langen Spießen, um durch ihren ruck die Ordnung auch bei einem Schwanken der vorderen Linien aufrecht zu erhalten. eit sich auch Hakenbüchsen bei den Lanzknechtsfähnlein befanden, wurden dieselben besonderen Haufen an den Flanken des Igels, später auch wohl vor der Front ıd rückwärts angeordnet.

Der Angriff einer derartigen nach allen Seiten von Spießen starrenden Masse n 3000 bis 4000 Menschen, die dicht aneinander geschlossen waren und theilweise gar die Arme „verschränkten", mußte in der That von furchtbarer Kraft sein. eim Angriff bewegte sich der „Igel" im Sturmschritt, der durch die Schläge (drei chritte auf je fünf deutlich markirte Schläge) der sehr großen Trommeln — „Heermpern" — geregelt wurde.

Vor Beginn der Schlacht warfen sich die Lanzknechte stets auf die Knie, um Gebet zu sprechen oder ein frommes Lied zu singen, das um den Beistand ottes im Kampfe flehte. War dies verrichtet, so schüttelten sie den Staub von chuhen und Wämsern oder warfen eine Handvoll Sand hinter sich — eine symlische Handlung, welche andeutete, daß sie im Angesichte des blutigen Kampfes, r den Tod bringen konnte, alle anderen irdischen Gedanken, alle Sünde und chande von sich wiesen.

Auf das Zeichen zum Angriff wurden die Spieße gesenkt und die Fähnriche ild Seite 240) ließen die Fahne hoch flattern. Vor dem ersten „Blatt" ritt der berst, neben ihm zogen die Hauptleute (Bild Seite 225), die im Gefechte keinen entlichen Befehl führten, sondern gleich gemeinen Lanzknechten fochten.

Von einem eigentlichen Schlachtruf oder einer allgemeinen Losung, wie sie in n regelmäßigen Kämpfen zur Zeit des Ritterthums üblich war, scheint man bei den nzknechten nichts gewußt zu haben; aus einzelnen Schilderungen wissen wir, daß sie im Stürmen dem Feinde „Her! her!" entgegenriefen.

In der Regel verschonte man Jeden, der sich in der offenen Schlacht mit abegten Waffen ergab; man nannte dies den „guten Krieg". Aber es kam auch r, daß man keinen Pardon gab, besonders wenn Lanzknechte und Schweizer sammenstießen, wurde ohne Unterschied Alles niedergemetzelt, das war dann der „böse rieg", der aber vor der Schlacht unter Trompetenschall angekündigt werden mußte.

Bei der Einnahme oder Uebergabe fester Plätze lag das Schicksal der Gefangenen nz in der Hand des Siegers, und man übte, wenn die Vertheidigung eine hartckige war, oft eine grausame Rache an der tapferen Besatzung. Selbst der sonst ritterliche und für Mannestugend empfängliche Kaiser Maximilian I. steckte in ser Beziehung noch so tief in den rauhen Anschauungen seiner Zeit, daß er sich

wiederholt zu Härten hinreißen ließ. Im Krieg gegen Ludwig XI. von Frank
belagerte Maximilian 1479 das feste Schloß Malaunoi, das von einer Sch
gascognischer Söldner tapfer vertheidigt wurde und alle Aufforderungen zur Ueb
gabe abwies. Maximilian erzürnte sich über diesen Zeitverlust so sehr, daß er, a
die Feste endlich zur Uebergabe gezwungen war, den Rest der Besatzung nebst ihr
tapferen Hauptmann Raimonet aufhängen ließ. Ludwig XI. von Frankr
in dessen Gefolge sich stets der Henker „Gevatter" Peter Tristan l'Hermite befa
war ganz der Mann, eine solche unnütze Grausamkeit gebührend zu erwidern.
befahl bei Malaunoi sieben, in Douai, St. Omer, Lille und Arras je 10 Gefang
aus dem Heere Maximilian's zu henken. Die ähnliche Episode nach der Erober
Kufsteins haben wir schon (Seite 183) erzählt.

Bei ihrer Entstehung und bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhund
war die Hauptwaffe der Lanzknechte der achtzehn Fuß lange Spieß, für dessen Ha
habung und Gebrauch Kaiser Maximilian selbst die ersten Regeln aufstellte.
es wird uns berichtet, daß er selbst nicht verschmähte, einzelne Knechte in der Führ
des Spießes zu unterrichten, und er nahm ihn auch selbst auf die Schulter, um
zeigen, daß man es mit einer adeligen, „rittermäßigen" Waffe zu thun habe.

Erst als die Bewaffnung mit Feuergewehren allgemeiner wurde, nahm
Gebrauch der langen Spieße ab, an ihre Stelle traten Hellebarden oder Piken. Ge
1580 verschwand auch mehr und mehr der Name „Lanzknecht", man sprach nur m
von „Fußvolk", bei dem man „Schützen", „Pikeniere" u. s. w. untersch

Wenn auch die Lanzknechte einen fest geschlossenen, besonderen Truppenkör
bildeten, so trugen sie doch keine gleichartige Tracht, keine Uniform. Ja selbst
Ausrüstung und Bewaffnung war nur in einem sehr weiten Rahmen gleichartig
nennen und hing vom Vermögen des Einzelnen ab. So trugen, besonders in späte
Zeiten, nur wenige die eigentlich vorgeschriebenen Blechhauben, sondern meist wa
breite Barrets mit langen Federn in Gebrauch.

Ursprünglich kam jeder in der Tracht seines Landes oder Standes, der Ba
in plumper Jacke, der Bürger in städtischer Kleidung, der Adelige, ritterlich angezo
und geputzt, wie es seine Mittel gestatteten. Je mehr aber der demokratische G
der Gleichheit in dieser merkwürdigen Soldaten-Gemeinschaft um sich griff, su
man diese Unterschiede auszugleichen, jeder wollte reich und bunt gekleidet sein,
bildete sich ein förmlicher Luxus und eine besondere Lanzknechtstracht, die auch ni
ohne Einfluß auf die allgemeine Kleidermode blieb. Die Sitte der bunten, bauschig
am Knie gebundenen, aber wegen der Weite und vielen Falten über dieselben her
fallenden Beinkleider stammte von den Lanzknechten her und beherrschte dann e
Zeit lang die Mode so sehr, daß fünfzig und mehr Ellen auf ein solches Kleidun
stück verwendet wurden, und sich eine ganze polemische Literatur darüber entspa
an deren Spitze der „Sündhaffte und Lästerliche Hosenteufel" sta
Ein Muster dieser Tracht bietet die Abbildung des Lanzknechts-Fähnrichs (Seite 24

Aus der Ordnung des Kaisers Karl V. haben wir gesehen, daß den
Spanien bestimmten deutschen Lanzknechten ein Vorschuß von einem Monatssold
Tuch und Seide eingeräumt wurde. Aber auch schon zu Zeiten Kaiser Maximilia
scheinen die Lanzknechte auf Prunk und Kleiderpracht etwas gehalten zu haben, de
der Kaiser erwiderte einem frommen Eiferer, der über diese Hoffart klagte, lächeln
„Gönnet ihnen doch für ihr unselig und kümmerlich' Leben, dessen Endschaft sie stün

lich gewärtigen müssen, ein wenig Freud' und Ergötzlichkeit; sie müssen oftmals, wenn ihr dahinter steht, vornen sich die Köpfe zerstoßen. Die bunten Kleider und das bischen Glanz, das ist der Speck, damit man solche Mäuse fängt. Seid ihr zufrieden und lasset sie machen; wann diese Hoffart aufspringt, wagen sie gemeinlich all' ihr Gut und es währet nicht länger dann von der Vesper bis die Hühner auffliegen." Maximilian bewies sich auch in dieser Beziehung als der große Kenner des Kriegswesens und der Kriegsleute und wußte, daß der Glanz der äußeren Erscheinung über die Mühen und Gefahren des Standes hinweghilft.

Uebrigens hielt vor dem Ernst des Krieges die Kleiderpracht der Lanzknechte nicht lange stand, und in länger währenden Feldzügen sahen sie „also zerlumpt und abgerissen aus, mehr denn wie Bettler und Wegelagerer, als ein ehrsam christlich Kriegsvolk." Den Spott des in venetianischen Diensten stehenden Condottieri Alviano über die „nackten Lanzknechte" wies Frundsberg ruhig mit der Antwort ab: „Es ist wohl wahr, daß ich nur nackte Knaben hab, hat aber jeder einen Pocal Wein im Leib, so sind sie mir lieber, denn die Venediger, die Harnisch an tragen bis auf die Füße."

Wie schon erwähnt, war auch die Bewaffnung durchaus nicht gleichartig, und nur bezüglich der Spieße suchte man eine Art von Gleichheit herzustellen, da die Formation und Fechtweise darauf beruhte. Man erzielte dieselbe meist dadurch, daß diese Waffe vom Kriegsherrn gegen Abzüge am Monatssold beigestellt wurde. Im Uebrigen kamen alle Arten bewehrter Stangenwaffen, Lanzen, Hellebarden, Partisanen vor, aber auch Morgensterne, Streitäxte, Fausthämmer, Schwerter von verschiedener Länge wurden getragen. Charakteristisch und viel verbreitet ist noch der kurze breite Lanzknechtsdegen, der, knapp gegürtet, quer über den Vorder- oder Hinterleib getragen wurde.

Dem Feuergewehr waren die Lanzknechte ursprünglich nicht hold, als ahnten sie instinctiv, daß mit dem Ueberhandnehmen desselben ihre Fechtweise und die ganze Truppe verschwinden würde. Man trug sie daher nur vereinzelt und in sehr verschiedener Art und Größe, so daß es unter Karl V. und Ferdinand I. bestimmterer Weisungen bedurfte, wie viel Knechte bei jedem Fähnlein mit Feuerwaffen bewehrt sein mußten. Besonders sah man in den meist aus deutschen Lanzknechten gebildeten Heeren, die für den Krieg in den Niederlanden gerüstet wurden, auf ausreichende Bewaffnung mit Feuergewehren, da dem Herzog Alba und Alexander Farnese in dem Prinzen Moriz von Oranien ein Gegner erstanden war, der auf die neuen Feuerwaffen ein ganz neues System der Kriegführung aufbaute. Man verwendete im Fußvolk zuerst die „kleinen Doppelhaken" und dann die Musketen, und besonders Moriz von Oranien war es, der durch Einführung eines geringen Calibers und Beseitigung der Hakenbüchsen eine leichtere Handhabung der Gewehre und dadurch ein intensives Feuergefecht ermöglichte.

So unhandsam aber auch die Luntenschlösser waren, die auch unter nasser Witterung litten und bei nächtlichen Ueberfällen fast gar nicht zur Verwendung kommen konnten, da das Leuchten der Lunten den Feind warnte, entschloß man sich nur sehr schwer zur Einführung der Radschlösser, die von Lanzknechten fast gar nicht gebraucht worden sein mögen, obwohl sie schon 1517 in Nürnberg hergestellt wurden. Hauptsächlich mag daran die Kostspieligkeit und die immerhin complicirte Construction des Radschlosses schuld gewesen sein, da es oft schon nach den ersten Schüssen unbrauch-

bar wurde. Erst im dreißigjährigen Kriege fand das Radschloß allgemeine Anwend
und zwar zuerst in der schwedischen Armee, da Gustav Adolf Verbesserungen
brachte, welche den Mechanismus vereinfachten.



Fähnrich. (S. 229, 237 u. 238.)

Daß man die steigende Wichtigkeit des Feuergefechtes erkannte, geht aus folg
unter Kaiser Maximilan II. um 1565 erflossenen Anordnung über Zusam
stellung und Verwendung der Schützen in den Lanzknechtsfähnlein hervor.

„Da die Nothdurft erfordert, gute Verordnung zu thun, daß die Fähnlein mit wohlgeübten erfahrenen Knechten und tauglichen Rüstungen und Wehren, sonderlich aber mit guten Schützen, daran jetziger Zeit merklich viel gelegen (vornehmlich) weil



Dirnenwebel und Marketenderin. (Seite 256.)

fremde Nationen sich viel damit abgeben), wohl bestellt oder versehen werden, so ist verordnet, daß unter jedem Fähnlein 400 Personen, und unter denselben 100 wohlgerüstete Knechte mit langen Spießen, deren jeder ein kurzes Feuergewehr habe,

unterhalten werden. Unter diesen 100 gerüsteten Knechten soll die Hälfte, nämlich Jene, welche über acht Gulden Besoldung haben, volle Rüstung mit ganzen Armschienen und Panzer-Aermel tragen. Andere sollen mit Schlachtschwertern oder anderen tauglichen kurzen Wehren, als Hellebarden, versehen sein und zur Bedeckung des Fähnleins oder wo es sonst nöthig, verwendet werden; jeder soll neben seiner kurzen Wehr eine kurze feuerschlagende Büchse am Gürtel bei sich haben. Weitere 50 sollen blos lange Spieße tragen. Die übrigen 200 Knechte sollen Hakenschützen sein, aber mit guten Sturmhüten, Rappieren, desgleichen mit guten Pürschröhren, Feuer- oder Schwammschlösser ausstaffirt sein. Sie sollen auch monatlich geübt und verhalten werden, am Backen anzuschlagen und abzuschießen. Wer dann im Schießen nicht besteht, dem soll zur Strafe die Hakenbüchse abgenommen und ein bloßer Spieß gegeben werden. An seine Stelle soll einer der gemeinen Knechte, der sich tauglich zeigt, treten, damit sie dadurch zum Wohlschießen und zur Freudigkeit, auch dazu gereizt werden, sich Einer vor dem Andern hervorzuthun."

„Und da die fremden Nationen anheben, sich auch der Doppelhaken unter den Schützen zu gebrauchen, so sollen bei jedem Fähnlein auch zehn Schützen mit Doppelhaken unterhalten werden. — Von gedachten Schützen sollen die Hundert mit 5 Gulden, 50 mit 6 Gulden, 40 mit 7 und 8 Gulden und die übrigen 10, welche Doppelhaken tragen, mit 10 Gulden monatlich besoldet, diese Vortheile aber nach eines Jeden Erfahrung, Tauglichkeit und Verdienst und ohne Gunst, durch die Commissarien ausgetheilt werden. — Unter jedem Fähnlein sollen auch 8 oder 10 vom Adel oder andere versuchte, erfahrene Kriegsleute gehalten werden, die mit ihren Kleppern (welche sie selbst zu unterhalten haben) ihrem Obersten oder Hauptmann zugetheilt, besonders aber zur Führung der Schützen verwendet werden."

In der letzteren Bestimmung haben wir wohl die älteste Spur eines förmlich organisirten Adjutantendienstes zu sehen.

In welcher Weise die Vermehrung der mit Feuergewehren bewaffneten Knechte zunahm, wird uns aus einem Bestallungsbrief klar, welchen 1597 die Stände Oberösterreichs dem Gotthard von Starhemberg behufs Anwerbung dreier Fähnlein Fußvolk auf ihre Kosten ausstellten. Die Landstände erklären, Herrn von Starhemberg als „Obristen über diesen Zuzug (zum kaiserlichen Heere gegen die Türken) alsbald nach geschehener Musterung und von demselben Tag an zu raiten (rechnen), monatlich und jedes Monat besonders, und allzeit dreißig Tag für ein Monat zu raiten, wie dann im Calender begriffen, für seine Leibsbesoldung dreihundert Gulden geben; für einen Caplan 16 fl., für einen Secretari 16 fl., auf vier Trabanten 24 fl., auf zween Spielleut 16 fl., auf ein Wagenmeister 24 fl., auf vier gemusterte Pferde 48 fl., auf ein Heerwagen 24 fl., auf ein Dollmetsch 8 fl., auf ein Koch 8 fl., auf ein Wagen 20 fl. Item für den Staat der hohen Ämter, als Profosen, Schultheiß, Wachtmeister und Quatiermeister, sammt allen ihren Untergebenen und zu diesen hohen Ämtern gehörigen Personen, so er alle von diesem Regimentsstaat ohne ferneren Entgeld der Stände selbst zu versolden und zu unterhalten schuldig ist, in Allem 350 fl. — bringen diese Übersold zusammen 854 fl.".

„Und wie er, Herr von Starhemberg, auf jedes Fähndl 500 Mann stark, außer des ersten Blattes (Primaplana) zur Musterung 480 Mann stellen soll, nämlich 140 Doppelsöldner, 120 Musketirer und 220 Schützen; als sollen ihm, sobald die Fähndeln gemustert auf dem ersten Blatt sind, auf jedes Fähndel zu verstehen, für

Leibsbesoldung und allem Vortl 200 fl., jedem Fähnrich 60 fl., jedem Lieutenant 40 fl., jedem Feldweibel 30 fl., jedem Kapellan 16 fl., jedem Feldschreiber 20 fl., jedem Feldscher 16 fl., jedem Wäbl 20 fl., mehr jedem Wäbl 20 fl., jedem Führer 20 fl., jedem Fourier 20 fl., item unter jedem Fähndl drei Pfeifer, jedem 12 fl. — thut also das erste Blatt auf jedes Fähndl zu verstehen 133$^1/_2$ Sold und in Geld 534 fl. — gereicht werden und das Geld allweg in dem Werth, wie es an denen Orten, wo die Bezahlung geschieht, gäng und gäbig ist, ausrichten und bezahlen lassen."

Wir finden hier also schon zwei Dritttheile der Mannschaft mit Feuergewehren bewaffnet — ein Verhältniß, das bis zum dreißigjährigen Krieg dann eingehalten worden ist.

Die eigentliche Blütezeit des Lanzknechtswesens kann man wohl in die ersten drei Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts verlegen. Es erging ihnen wie allen anderen militärischen Systemen, ja wie überhaupt allen neuen menschlichen Einrichtungen. Die Lanzknechte erregten zuerst, als sie von Maximilian I. organisirt wurden, Bewunderung; dann wurden sie überall, auch von den Gegnern, nachgeahmt und gebraucht, wobei man aber zugleich zu Reformen schritt. Gerade in Deutschland, und besonders im österreichischen Heere, wo die äußeren Formen entstanden waren und sich eingelebt hatten, wehrte man sich hartnäckig gegen jede Neugestaltung, die erst nach und nach von der Gewalt der Umstände erzwungen werden mußte.

Dafür aber, daß die Mängel des Lanzknechtwesens vorhanden waren und schon ziemlich früh erkannt wurden, liegt ein unwiderleglicher Beweis in einen Reformvorschlag vor, der 1563 dem Kaiser Ferdinand I. erstattet wurde und im Archiv des kaiserlichen Ministerium des Innern verwahrt ist.

Ueber den Autor dieses höchst merkwürdigen Schriftstückes besitzen wir nur spärliche Daten. Er hieß Christof Beurlin, war aus Schwaben oder Franken gebürtig und dürfte lange Jahre als Lanzknecht gedient haben; im Alter war er als Goldschmied in Augsburg ansäßig, doch scheint er mit diesem edlen Handwerk auf keinen grünen Zweig gekommen zu sein, denn er läßt nicht undeutlich durchblicken, daß er auf Grund seiner Vorschläge eine Anstellung im kaiserlichen Heere erhoffe, zu deren Versehung er sich trotz seines Alters — er dürfte um 1500 geboren sein — doch noch rüstig genug erachtet. Wahrscheinlich hatte er die Stelle eines Musterherrn im Auge, von deren lichtscheuen Manipulationen er mit großer Erbitterung spricht und stets betont, was er thun oder vermeiden würde. Auf jeden Fall scheint ein solches Amt höchst wünschenswerth gewesen zu sein, denn Beurlin erzählt, daß er Musterherren gekannt habe, die ganz arm waren und dann in kurzer Zeit Gold und Gut, Schlösser und Dörfer besaßen.

Der Titel des fraglichen Manuscriptes lautet: „Neue Kriegsordnung. Auch ein khurtzer Bericht wie man doch die kriegsleytt in Feindsnotten darzu geschwindt zu Ainer geviertten vnd beschlossenen schlachttordnung möcht bringen vnd auch wider in sollicher Nott eben so bald in ain Zugordnung mag richtten. Auch zuem dritten Mall gleych so geschwinde als vor zu ainer gemmertten schlachtordnung soll machen mögen vnd doch alle drey Mall woll in ainer Stund geschehen möchte vnd aber nichtz öfter minder die knecht vnzerstreytt belleyben sollen vnd das Fenlin darzun mit genuegsamen weren woll bedecktt, auch mitt rechtgeschaffenen krieglleytten allbeg woll seyn wurde lautt disser instruckzion. darzun wirtt auch lautter angezaygtt wie man doch möchtt ain iedlichen Nach seinem Stand vnd wirden woll besolden, vnd denocht auch dem

kriegsherrn leydlich möchtt sein, auch die Kriegsleytt Sich gern würden beniegen lassen vnd sich firohin des falschen bedrugs auch miesten gewießlich massen“.

Wie man sieht, umfassen die Reformvorschläge Beurlin's nicht blos die taktische Verwendung des Fußvolkes, sondern auch den ökonomischen Theil des Kriegswesens. Beurlin, der überhaupt eine tüchtige Bildung besessen haben muß, beweist nach jeder Richtung seinen Scharfblick. Er erkennt das Mißliche der geschlossenen, wenig beweglichen Massen in der üblichen Aufstellung der Lanzknechte und sucht sie zum Uebergang in andere Formationen geschickt zu machen. Kann es uns auch nicht sehr imponiren, wenn er versichert, daß solche Aufmärsche „alle drey Mall woll in ainer Stund geschehen möchtt“, so ist wohl zu berücksichtigen, daß die Verschiedenheit der Bewaffnung in einem Fähnlein derlei Evolutionen sehr erschwerte und das Fußvolk in allen Wechselfällen der Schlacht meist in jener Formation bleiben mußte, welche es beim Beginn derselben angenommen hatte. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man Beurlin's Vorschläge nicht gering achten dürfen, welche den Lanzknechten eine größere Manövrirfähigkeit zu geben trachteten.

Zur Erläuterung ist dem Manuscript ein Plan in Farben beigegeben, welcher die Aufstellung und Formation eines Fähnleins versinnlicht.

Indessen sind diese taktischen Reformen, welche Beurlin vorschlägt, denn doch viel weniger interessant als seine kritischen Bemerkungen über den administrativen Theil des Heerwesens, in welchen er tiefe Einblicke in die Gestaltung desselben und in die — Mißbräuche bei demselben gestattet. Wir können hier nicht tiefer in dieselben eingehen und werden zudem bei passender Gelegenheit noch auf Beurlin's Vorschläge zurückkommen. Nur einige Stellen, welche bezeichnend für die Kampfweise der Lanzknechte sind, müssen gleich hier Beachtung finden.

So lautet ein Abschnitt: „Veränderung der Schlachtordnung in Feindesnöthen.“ Hier warnt der Verfasser davor, sich einem übermächtigen Feind gegenüber in einer scheinbar noch so festen Stellung festzurennen, und er setzt hinzu, „wie ich denn selbst zum öfteren dabei gewesen bin, daß wir Tag und Nacht in der Schlachtordnung haben stehen müssen und dergestalt matt und ausgehungert worden, daß wir ohne Labsal umgefallen sind wie die Tauben“. Man solle daher stets auf einen vortheilhaften Abzug mit Ehren bedacht sein, bis man wiederum in Vortheil gelangt. Und zu diesem Rückzug empfiehlt Beurlin eine von ihm erdachte Schlachtordnung, von welcher er rühmt, daß sie leicht den Abzug gestattet und die Knechte doch „unzertrennt“ beisammen bleiben. Auch für den Durchzug durch enge Straßen und Defilés weiß Beurlin Rath und ist stets darauf bedacht, sobald derlei Hindernisse überwunden sind, für den Aufmarsch zu sorgen. Er läßt dabei stets merken, daß solche Evolutionen nach dem bestehenden Brauch ziemlich regellos vorgenommen wurden und die Quelle großer Verwirrungen und wohl auch Niederlagen waren.

Man scheint Beurlin's Vorschlägen keine weitere Beachtung geschenkt zu haben, im Gegentheile werden wir sehen, daß gegen Beginn des siebzehnten Jahrhunderts auch die guten Traditionen der Lanzknechte unter einem ertödtenden Formalismus erstickt wurden. Immerhin bleibt interessant und bezeichnend für den echt militärischen Geist, der in den Lanzknechten lebte, daß in dem Kopfe eines der Ihrigen schon jene Ideen lebten, durch deren praktische Durchführung so viele Feldherren des dreißigjährigen Krieges ihren Ruhm begründeten. Und wenn der ehemalige Lanzknecht und spätere ehrsame Goldschmied in Augsburg das Hauptgewicht darauf legt, „daß man auf das

Geschwindeste und mit ganzer Schlachtordnung den Feind in aller Eile überrasche", so sagt er nur, was alle Theoretiker der Strategie lehren und die größten Feldherren aller Zeiten anstrebten.

Aber nur selten wird durch das Eingreifen eines einzelnen Mannes ein ganzes System entwurzelt, mag es sich auch noch so sehr überlebt haben. Dazu bedarf es meist eines gewaltigen Anstoßes, der zugleich zertrümmert und zu neuen Lebensformen zwingt. So konnte auch das deutsche Lanzknechtswesen, das große Dienste geleistet hatte, der Schrecken aller Feinde war und so vielfach nachgeahmt wurde, dann aber hinter der Zeit zurückblieb und verknöcherte, nicht durch die wenn auch richtigen Reform-Ideen eines Einzelnen umgewandelt werden; dazu bedurfte es eines mächtigen Anstoßes, der endlich im großen deutschen Krieg kam.

Bei Erzählung der wichtigeren Feldzüge wird der kriegerischen Thaten der Lanzknechte noch öfter gedacht werden. Wir schließen daher diesen Abschnitt mit der kurzen Darstellung zweier Affairen, die weniger bekannt sind und den militärischen Werth dieser Truppe doch hell beleuchten. Die eine wurde schon kurz erwähnt und betrifft den Heldentod jener 700 Lanzknechte unter dem Hauptmann Hederlin am Fluße Chilo. Nach dem Abzug Karl VIII. von Frankreich aus Neapel blieb der Herzog von Montpensier zurück, um noch möglichst viel Nutzen aus dem Lande zu ziehen. Dem Kaiser standen nicht genügende Streitkräfte zu Gebote, um den Herzog zu vertreiben, aber zum Schutz gegen diese Erpressungen und seiner eigenen Stellung in Oberitalien hatte er mehrere Haufen Lanzknechte gesendet. Einer derselben, 700 Mann stark, unter dem Hauptmann Hederlin, war im Begriffe sich mit einem anderen zu verbinden, als er auf dem Marsch nach Luceria auf eine sehr starke französische Abtheilung stieß, welche meist aus den gefürchteten Gensd'armes bestand, die der Condottieri Camillo Vitelli führte.

So ungünstig auch das Terrain auf der freien Hochebene für die von den Reitern umschwärmten Lanzknechte war, so wiesen sie doch alle Angriffe ab und setzten dabei ihren Marsch fort. Ihre furchtbare Schlachtordnung, den Igel, bildend, sendeten sie die Franzosen wiederholt mit blutigen Köpfen zurück. Nun stellte Vitelli die Angriffe ein und theilte seine Reiter in vier Abtheilungen, welche den Haufen der Lanzknechte von allen Seiten aus den Hakenbüchsen und Armbrüsten beschossen. Noch immer bewegt sich der spießstarrende Igel fort und einmal machen die 200 Hakenschützen Hederlin's einen so wüthenden Angriff, daß die Franzosen schwere Verluste erleiden und eine Compagnie ganz zersprengt wird. Doch der ungleiche Kampf dauert fort und immer dünner werden die Reihen der Lanzknechte, die schon keine Munition mehr haben, aber noch immer kämpfend weiterstreben. Da fällt, schon mehrmals verwundet, durch einen tödtlichen Bolz getroffen, der tapfere Führer. (Siehe das Bild.) Aber auch seine Leiche wollen die braven Krieger nicht im Stiche lassen und schaffen sie auf einem Pferd mit fort.

Erst an dem steilabhängigen Ufer des Chilo, das keinen Uebergang gestattet, verzweifelten die Lanzknechte an ihrer Rettung; aber an Ergebung denkt auch jetzt keiner. Vitelli hat seine Reiter, deren Munition gleichfalls erschöpft ist, absitzen lassen, um die Lanzknechte von allen Seiten einschließen zu lassen. Und in mannhaftem Kampfe finden die Deutschen den Tod bis auf den letzten Mann.

Ein gleich schönes, nicht ruhm- aber erfolgreicheres Beispiel von Tapferkeit gaben die Lanzknechte 1513 bei Vicenza. Der kriegsgewandte Feldherr der Venetianer, Bar-

tolomeo d'Alviano, kam von Treviso und bedrängte das zwischen zahlreichen Flüssen und in schmalen Thälern ziehende deutsch-spanische Heer in gefährlicher Weise. Bevor es noch aus diesem Terrain war, stieß d'Alviano am Bacchiglioni mit einem starken, in voller Schlachtordnung stehenden Heer vor. Die spanischen Truppen wankten, aber Georg von Frundsberg vertraute seinen deutschen Lanzknechten und wußte auch jenen wieder Zuversicht einzuflößen. Die Aufforderung zur Ergebung erwiderte Frundsberg damit, daß er zurück sagen ließ: „So viel er sehe, stehe Alles zum Glück, denn ihm gelte der Spruch: ‚Viel Feind, viel Ehr'. Uebrigens wolle er lieber ehrlich hier umkommen, als schimpflich gerettet sein." Alviano aber zweifelte nicht an seinem Sieg und ließ nach Padua melden, „er habe die Gegner auf der Schlachtbank, man möge kommen und zusehen, wie er die barbarischen Bestien unter die Scheere nehme".

Aber wie so oft, rächte sich auch dießmal die Unterschätzung des Gegners. Noch in der Nacht mußte das deutsch-spanische Heer eine günstigere Stellung zu gewinnen suchen, welche freie Entfaltung der Kräfte gestattete.

Die ersten Angriffe Alviano's wiesen die deutschen Reiter ab, so daß die Venetianer, an einen leichten Sieg glaubend, stutzig wurden. Nun führten Georg von Frundsberg und Hans Jakob von Landau die Lanzknechte vor, zu lanzenstarrenden Igeln formirt und von unablässig feuernden Hakenschützen unterstützt. Der Angriff erschien so furchtbar, daß das venetianische Fußvolk ihn nicht erwartete, sondern davonlief, bevor es noch recht zum Kampf kam. Nun war die Schlachtordnung der Venetianer gesprengt und ein furchtbares Gemetzel begann, in dem die Lanzknechte, um den Hohn d'Alviano's wissend, keinen Pardon gaben. Ein glänzender Sieg hatte das deutsch-spanische Heer aus seiner gefährlichen Lage befreit; vom siegesbewußten venetianischen deckten 26 Befehlshaber und 5000 Mann die Wahlstatt, der ruhmredige Feldherr aber rettete sich nur mit Mühe.

## Sitten und Unsitten der Lanzknechte.

Wo viel Licht, da ist viel Schatten. Von dieser Wahrheit ist wohl keine menschliche Schöpfung ganz loszuzählen, besonders wenn sie in eine Zeit fällt, deren allgemeiner Zug dem Schatten günstiger ist, als dem Licht. Wenn auch das scheidende Mittelalter durch eine Reihe großartiger Errungenschaften und Bestrebungen verklärt wird — wie die Entdeckung Amerikas, die Erfindung des Buchdruckes u. s. w., wenn auch über die herandämmernde neue Zeit die Wiedergeburt von Kunst und Wissenschaft, — Renaissance und gelehrter Humanismus — ihre verheißungsvollen Lichtstrahlen ergießen, so werden wir doch eine zahme, die Leidenschaften unter das Gebot der Billigkeit und Sitte beugende Zeit an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nicht zu erblicken vermögen. Dem Menschen und seinem Thun klebt nun einmal das Irdische, das Gewaltthätige an, und auch der Kampf der Geister, mag er sich gleich um die höchsten Ideale drehen, nimmt gerne rauhe, körperliche Formen an; wo die feinsten Köpfe einen Zweifel nicht lösen, widerstreitende Meinungen nicht zu vereinen wissen, da zuckt es in derben Fäusten und sie wettern aufeinander los, während jene noch immer disputiren und spintisiren.

Die Zeit und ihre allgemeine Ri[illegible] drückt aber gerade solchen Schöpfungen ihr unverlöschliches Siegel auf, welche [illegible] ihr heraus gestalt[illegible] ihr

dienen und — mit ihr selbst sich umwandeln und vergehen. Die spitzfindigen Theorien des Stubenwissens kann man fast in jede Periode der Geschichte hineinstellen, ohne daß sie stören, was aber durch das blühende Leben und die Noth der Zeit geschaffen wird, das muß in einer bestimmten Beleuchtung und Umgebung gesehen werden, um seinen Werth verstehen, seine Mängel erklären zu können.

Versuchen wir es, das Lanzknechtswesen von diesem Standpunkt aus zu betrachten. Die hochfliegenden idealen Gedanken, welche Maximilian I. bei seiner Schöpfung leiteten, waren nicht ganz durchzuführen. Sein Bestreben, dem bloßen Söldnerdienst durch Erweckung der nationalen Idee und Wiederbelebung ritterlicher Formen eine höhere Weihe zu geben, scheiterte. Mochte man dem im vollsten Wortsinn zusammengetrommelten Kriegsvolk noch so wohlklingende Motive unterschieben, so blieben sie doch unverstanden, und schließlich blieb nichts über als die zwei recht derben, aber Jedermann verständlichen und durch die Noth und Lust des Tages wirkenden Begriffe: Sold und Beute!

Wenn aber auch Kaiser Maximilian's hochfliegende Pläne nicht in vollem Umfang zu verwirklichen waren, so waren sie doch grundlegend für die ganze weitere Entwicklung des Kriegswesens. Indem Maximilian durch seine Lanzknechte die Wehrkraft der breiten Masse des Volkes entnahm, sie aber doch als ganz abgesonderten Stand mit bestimmten Rechten und Gebräuchen hinstellte, schuf er erst ein eigentliches Soldatenthum, und diese Form ist seitdem — allen inneren Wandlungen ungeachtet, — maßgebend für die Entwicklung des Kriegswesens geblieben.

Gewiß ist auch diese Form gegen Anfechtungen nicht gefeit, aber dem kann wohl nicht widersprochen werden, daß Maximilian seiner Zeit und seinen unmittelbaren Epigonen durch die Schöpfung der Soldatenheere einen geradezu rettenden Dienst erwies.

Indem er die physische Kraft des Volkes, wie sie sich in den Armeen ausdrückt, unter die Macht gemeinsamen Gehorsams, unter den dem Kriegsherrn zu leistenden Fahneneid beugte, machte er sie in ihrem größten Theil der Sache der Ordnung dienstbar. Welchen Werth dieß in einer Zeit hatte, wo die religiöse Bewegung das ganze Volk in Gährung setzte und da und dort, so wie in den Bauernkriegen, communistische Theorien ganz eigener Art sich in eine blutige Praxis übersetzten, das braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden. Wenn die Lanzknechte Maximilian's, die sich rasch in allen Ländern einbürgerten, das Soldatenthum in einer rauhen und schroffen Weise zum Ausdruck brachten, so waren sie dagegen auch fast unberührt von den Zuckungen, welche den Geist und das Gemüth des Volkes in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durchtobten und in den Bauernkriegen, den Tollheiten der Wiedertäufer &c. körperlichen Ausdruck fanden.

Es ist richtig, daß in diesem Unberührtsein von einer so tiefgehenden allgemeinen Strömung auch der Beweis liegt, daß der von Maximilian ursprünglich so warm betonte nationale Gedanke in den Lanzknechten ganz erstorben war, das mag aber im vorliegenden, wie in so vielen anderen Fällen, nur Jener beklagen, dem der nationale Gedanke auch dann mehr gilt, wenn es sich um Civilisation, Bildung, Recht und Ordnung handelt. Wir halten es für eines der größten Verdienste des „letzten Ritters“, daß er in den Lanzknechten den Kern und das Vorbild jener echten Soldatenheere schuf, die sich nicht von den wechselnden Strömungen des Tages beherrschen lassen, sondern nur Eine Richtschnur, Eine Pflicht kennen — den Gehorsam gegen den Kriegsherrn und die Treue für den geleisteten Eid!

Zur vollen Entfaltung konnten naturgemäß diese kriegerischen Tugenden im geworbenen Heere nicht kommen, denn dieser Gehorsam und diese Treue ruhten auf keiner tieferen moralischen Grundlage. Man schwor sie heute Dem und morgen Jenem, vermiethete mit der Kraft des Armes auch das Denken des Kopfes und die Treue des Herzens und hielt sich aller Verpflichtungen ledig, wenn der Kriegsherr nicht jedes Jota der wirklichen oder vermeinten Verpflichtungen erfüllen konnte.

In der Scrupellosigkeit, mit welcher die Lanzknechte Dienste wechselten, konnten sie bald mit ihren geschworenen Feinden, den Schweizer-Söldnern, wetteifern. Wir finden bald deutsche Lanzknechte in allen deutschen Heeren und im spanischen, was durch die Ausdehnung der Habsburgischen Herrschaft noch erklärlich und entschuldbar wäre; aber auch in den Armeen Venedigs und des Papstes, der italienischen Städte und Fürsten, in jener Frankreichs und der Niederlande gab es starke Lanzknechts-Corps, und nicht selten kreuzten diese Deutschen als Feinde ihre Spieße.

Dieses „Reißlaufen“, mit welchem Ausdruck man ursprünglich das Wandern der Schweizer-Söldner und den Schacher mit ihren Kriegsdiensten bezeichnete (es kam im fünfzehnten Jahrhundert auf), nahm solche Dimensionen an, daß es zu einer förmlichen Plage und Gefahr wurde. Wiederholt beschäftigten sich die Reichstags-Abschiede damit, man erließ Verbote und suchte auf diplomatischem Wege einzuwirken, jedoch vergeblich. Ebensowenig wirkte es, daß man den Bestallungsbriefen der Werbe-Obersten einige einschränkende Vorbehalte beifügte, diese „Reißlauferei“ war ein vom Werbesystem untrennbarer Uebelstand und erlosch erst mit diesem selbst. In welcher Richtung man entgegenzuwirken suchte, mögen die nachfolgenden Auszüge aus einzelnen Bestallungsbriefen und Verordnungen andeuten.

„Nachdem den deutschen Obersten, Rittmeistern und Haupleuten, vermög' der deutschen hergebrachten Libertät und Freiheit, jedoch nach Inhalt der Reichsconstitution, freisteht, fremden Potentaten deutsches Kriegsvolk zuzuführen, jetzt aber auch Andere, die nicht geborne Deutsche sind, sich das ebenfalls unterstehen, so soll künftig keiner Person, die nicht im Reiche oder in des Reichs Schutzlanden ansäßig, gestattet werden, deutsches Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß, als Oberster, Rittmeister oder Hauptmann aufzunehmen, unter sich zu stellen und zu führen. Wenn dieß von Obersten und Befehlshabern fremder Nation im Reiche angenommen würde, soll das sogleich durch die Kreisobersten verhindert werden. Wer sich gegen diese Verordnung unter fremden Obersten und Befehlshabern anstellen läßt, soll dafür durch seine Obrigkeit, unter welcher er ansäßig gewesen, auf Anklage von Amtswegen gerichtet und gestraft, auch ferner unter keinem deutschen Regimente geduldet werden.“

Nach einer anderen Bestimmung sollte „das deutsche Kriegsvolk und alle diejenigen, so von fremden Potentaten in Bestallung und Pension oder Jahr- und Dienstgeld angenommen werden, in ihren Bestallungen und Pensionsbriefen sich ausdrücklich vorbehalten, daß sie sich wider das heilige Reich deutscher Nation und das geliebte Vaterland oder dessen Stände weder offensive noch defensive gebrauchen lassen und in keiner Weise dagegen Waffen führen oder kämpfen wollen“.

Im inneren Zusammenhang mit dieser Neigung, um des Soldes willen in fremde Dienste zu treten, stand die Habgier, welche bei Verzögerung der Soldzahlung oder Vereitlung einer Beutehoffnung die Lanzknechte alle Treue und Anhänglichkeit vergessen ließ und sie zu gefährlichen Meutereien trieb. Daß selbst Kaiser Maximilian von solchen Ausbrüchen nicht verschont [illegible] wurde bereits erwähnt, im Folgenden aber

erzählen wir ein noch schlimmeres Beispiel, das dem sonst vergötterten „Lanzknechtsvater“, Georg von Frundsberg, der zum kriegerischen Ruhm dieser Truppe so viel beigetragen hatte, Gesundheit und Leben kostete.

Trotz aller kriegerischen Erfolge hatte das 1527 unter Frundsberg und Karl von Bourbon in Italien kämpfende kaiserliche Heer unter steter Geldnoth zu leiden. Vergeblich waren alle Bitten und Mahnungen an die Finanzkammer in Innsbruck, man vertröstete und versprach, ohne zu helfen, so daß Frundsberg mit gutem Recht zurückschrieb: „wan man mier ain Zug weiß zugesagt hat, find ich mit grosser Mueh schwarz“.

Immer größer wurde der Unwille der Lanzknechte, die gar gerne dem Beispiel



Die meuternden Lanzknechte vor Frundsberg. (Seite 251.)

der spanischen Soldaten gefolgt wären und sich für den mangelnden Sold durch Plünderungen entschädigt hätten. Nur dem persönlichen Ansehen, das Georg von Frundsberg und andere Führer genoßen, gelang es noch, die deutschen Lanzknechte beim Gehorsam zu verhalten, am wirksamsten aber vielleicht war die Hoffnung auf die in Rom zu holende reiche Beute. Die Verhältnisse beim Heere und die Stellung des wackeren alten Helden werden treffend in einem Brief des Lanzknechtshauptmannes Ulrich Wittenbach gezeichnet, in dem es heißt:

„Her Görg wollt nit von den Knechten, dan Er zu inen geschworen hatt, nit von innen (ihnen) zu weichen biß Sy bezaltt sind. Ist man ain neue Gulden schuldig geweſt und jetzt aber, merer. Er ist immer fröhlich, trauet, Gott werd im zu Hilff kommen. Die Knecht Sind fast wol mit im zufrieden, leiden warlich genug. Er ritt

auch under ihnen um wie ain Held und ist allweg der fördrische beim Hauffen. Im ist auch noch auff dieselb zeyt von keynem Menschen aus deutschland kayn Schreiben noch muntlich khommen, hatt in ser verwundrett."

Im Jänner 1527 vereinigten sich die Truppen Frundsberg's und des Herzogs Karl von Bourbon, und im Februar wurde in der Stärke von 32.000 Mann der Marsch nach Süden angetreten. Da traf, als man bei Bologna lagerte, die Nachricht von einem zwischen dem Papst und dem Vicekönig von Neapel geschlossenen Frieden beim kaiserlichen Heere ein, durch welchen der Krieg beendet und die Hoffnung auf reiche Beute vereitelt worden wäre.

Zuerst meuterten die zuchtlosen Spanier; sie richteten die Geschütze gegen die Wohnung des Herzogs von Bourbon, erstürmten dieselbe und erschlugen einen seiner Hauptleute. Mit Mühe konnte er sich zu Frundsberg retten, seinen prächtigen goldenen Waffenrock fand man am nächsten Tage zerfetzt im Festungsgraben.

Aber auch die Deutschen wurden schwierig. Oberste, Hauptleute und Knechte schrieen, sie seien nur so weit gezogen, weil man ihnen gesagt, daß es gegen Rom gehe, wo sie sich bei dem Urheber des Krieges, dem Papst, ihr Geld holen und so hausen können, daß ihm die Lust zu weiteren Händeln vergehe.

Vergebens suchten Frundsberg und die anderen Feldhauptleute den Sturm zu beschwören. Man sendete Boten an die verbündeten italienischen Fürsten und erbat sich gegen Verpfändung lombardischer Städte Geldvorschüsse, aber niemand wollte sich dazu herbeilassen.

Da beschloß Frundsberg, um einer offenen Meuterei vorzubeugen, seinen Lanzknechten die Lage klar darzulegen. Er ließ im Lager „umschlagen" und trat, gefolgt von seinem Sohne Kaspar, dem Prinzen Philibert von Oranien, dem Grafen Ludwig Lodron und den Feldobersten Sebastian Schertlin von Burtenbach, Konradin Spergher von Glurns, Veit von Wähingen, Konrad von Boineburg oder Bemmelberg, Claus Seidenstícker und Anderen, in den Kreis der Lanzknechte, die er so oft zum Siege geführt, und mit welchen er als treuer Führer und Kamerad alle Beschwerden und Entbehrungen getheilt hatte.

„Ihr lieben Söhne und Brüder!" sprach er in seiner herzlichen Weise. „Auf Eure Klagen habe ich und die Hauptleute gehandelt mit dem Herzog von Bourbon, kaiserlichen Statthalter, darauf haben wir auch bei dem Herzog von Ferrara und Anderen aufs Höchste um Anlehen geworben — doch vergebens. Weil ich nun Euer Aller ehrliches Gemüth bisher allezeit in Lieb und Leid ehrlich und treu befunden, verhoffe ich, Ihr werdet auch jetzt von dieser ungestümen Empörung ablassen und uns Alle vor Schimpf und Schande behüten. Ihr wisset, daß Ihr vor wenig Tagen mit mir einhellig beschlossen, Keiner vom Anderen zu weichen und miteinander zu leben und zu sterben, bis wir gezahlt und zufriedengestellt werden, das wollet bedenken! — Habt Ihr schon so lange gelitten, so geduldet doch noch eine kleine Zeit, und lasset Euch nicht von böswilligen Aufwieglern verhetzen und in Euer Unglück führen. Sind wir doch auf dem Wege, den Anfänger dieses Krieges, des Kaisers ärgsten Feind zu suchen und in Rom unsere Besoldung und Ehr' und Gut zu erlangen. Man kann sonst dieser Zeit kein Geld erheben, der Kaiser ist zu weit. Überdieß so wollen der Herzog von Bourbon und der Prinz von Oranien und ich sammt allen Hauptleuten uns verpflichten und verbinden, daß in Monatsfrist alle Eure ausstehende Besoldung berichtigt und bezahlt sein soll. Mittlerweile wollen ich und alle Hauptleute brüderlich

den letzten Heller mit Euch theilen. Dagegen bedenket auch Ihr, liebe Söhne und Brüder, wie es uns ergehen würde, wenn wir uns spalten, uneinig und nicht beständig bei einander bleiben würden. Wir sind allenthalben von starken Feinden umgeben, denen würden wir in die Hände fallen und Keiner davon kommen. Wo wir aber brüderlich bei einander bestehen, so haben wir gewissen Sieg von Gott zu verhoffen."

Aber diese weisen und wahrhaft väterlichen Worte verfehlten des Eindrucks auf die Mehrzahl der wilden Lanzknechte, vielmehr brach die bisher mühsam zurückgedrängte Erbitterung in hellen Flammen aus. Heftige Zwischenrufe über Verrath und daß man die Lanzknechte wie Bettler aus Italien zurückführen wolle, hatten schon Frundsberg's Rede unterbrochen, und als er geendet, drängte die stampfende und brüllende Masse mit eingelegten Spießen und dem Rufe: „Geld her! Geld her!" auf Frundsberg und die Hauptleute ein.

Nicht die drohende Gefahr, die ihm ja von so vielen blutigen Schlachtfeldern bekannt war, erschütterte den alten Helden so sehr, sondern der Schmerz über diesen Undank und das pflichtvergessene Meutern seiner „lieben frommen Lanzknechte". Frundsberg wich nicht vom Fleck, aber er erhob die Arme, große Thränen rollten über seine Wangen, die Lippen zitterten, ohne daß er vor Weh sprechen konnte, dann sank er zurück — ein Schlag hatte den tapferen „Lanzknechtsvater" gerührt. (Bild Seite 249.)

Dieser schreckliche Vorfall machte dem Tumult ein plötzliches Ende. Auch die Wildesten kamen zur Besinnung, die gefällten Spieße hoben sich und scheu schauten die Lanzknechte auf den so tief gekränkten väterlichen Führer, oder sie stoben auseinander, als könnten sie dadurch die Schuld an seinem Unfall von sich abschütteln.

Die Feldhauptleute hatten Frundsberg aufgefangen und auf eine Trommel gesetzt, sein Sohn Kaspar aber rief voll Schmerz den Meuterern zu: „Warum thut Ihr Eurem und meinem Vater solches Herzeleid?" Der tapfere Claus Seidenstricker aber, einer der ältesten und beliebtesten Hauptleute, rief voll Ingrimm: „Hilft mir Gott aus diesem Krieg, so will ich mein Leben lang in keinem mehr, weil man mit solcher geschwinder Practica handelt. Die großen Herren spielen unterm Hütlein, sehen nur auf ihren Vortheil, machen Fried und Unfried, wenn sie wollen, und uns, die dem Kaiser treulich gedient, will man auf die Fleischbank opfern!"

Neuerliche Bemühungen in Ferrara verschafften doch so viel Geld, um einen Theil des Soldes zahlen zu können, obwohl die Lanzknechte ihr ungestümes Mahnen nicht mehr erneuert hatten und sich zum Gehorsam willig erklärten. Nur langsam kehrten dem alten Helden Frundsberg Besinnung und Sprache wieder; erst vier Tage nach dem Aufruhr, am 19. März, konnte er sich wieder verständlich machen, und seine erste Frage war: „Ist das Volk noch beisammen?" Als man dies bejahte, setzte er hinzu: „Seid mir Gott befohlen, das Meinige ist redlich gethan. Ich kann nicht mehr!"

Wenn auch von weniger tragischen Folgen begleitet, so doch noch gefährlicher war eine im gleichen Jahre (1527) nach der Erstürmung Roms ausbrechende Empörung der Lanzknechte. Der Nachfolger Frundsberg's als Feldhauptmann der Deutschen, Conrad von Boineburg oder Bemmelberg, schloß nach der Einnahme Roms am 5. Juni mit Papst Clemens VII. einen Vertrag, in welchem auch die Befriedigung der Lanzknechte vorgesehen war. Aber so kriegserfahren auch Boineburg war, so wußte er doch den Kniffen und Schlichen nicht zu begegnen, mit welchen man die Erfüllung dieser Bedingungen zu verzögern wußte. Die Lanzknechte, ohnehin unwirsch,

weil ihnen die gehoffte Plünderung nicht gestattet wurde, ließen sich zu Tumulten hinreißen, und am 8. Juni brach ein vollkommener Aufstand aus, vor welchem Boineburg nach vergeblichen Beschwichtigungsversuchen fliehen mußte, um das Leben zu retten.

Nun erst ließ sich der Papst, um Rom vor der drohenden Plünderung zu bewahren, herbei, die nöthigen Gelder zur Bezahlung der Lanzknechte anzuweisen, und unter Boineburg's Führung zogen sie am 16. Juli von Rom ab, um die verpfändeten Städte zu besetzen. Aber man fand überall die Thore geschlossen und die Mauern von Vertheidigern besetzt. Da entstand unter dem deutschen Kriegsvolk neuerlich das Geschrei über Verrath, und die über so viel Chikane und wälsche Falschheit erbitterten Lanzknechte drängten zum Zelt Boineburg's, der nochmals nur durch die Flucht vor Unbilden sich retten konnte.

Indessen gelang es den Hauptleuten doch wieder, die Erzürnten eines Besseren zu belehren, und auf die Vorstellung, daß man ohne Befehlshaber ganz hilflos sei, sendeten die Lanzknechte Boten mit dem feierlichen Versprechen unverbrüchlichen Gehorsams an Boineburg ab; dieser kam zwar, erklärte aber, er sei wohl zu jeder Rechenschaft bereit, da er jedoch während seines Commandos schon zum vierten Male am Leben bedroht worden sei, lege er es nieder, sie möchten sich einen Anderen wählen — jedoch unbeschadet der Rechte Georg's von Frundsberg, dessen Stelle er vertrete.

Das brachte die Lanzknechte doch zur Besinnung, sie entschuldigten sich mit der auf dem Marsch durch gänzlich verödete und verwüstete Länder ausgestandenen Noth und versprachen für die Zukunft Treue und Gehorsam.

Der Marsch wurde fortgesetzt und Narni, das gleichfalls seine Thore verschloß, erstürmt und der Plünderung überlassen. Da kam die Kunde von Rom, daß Don Alarcon, der Befehlshaber der spanischen Truppen, die Deutschen aus der Engelsburg verdrängt habe und sofort erwachte das alte Mißtrauen. Die Lanzknechte schrien, man wolle den Papst entwischen lassen, ohne daß er die Kriegskosten vollkommen bezahlt habe, sie verlangten stürmisch nach Rom zurück, um den Papst selbst in Obhut nehmen zu können. Als Boineburg dieß verweigerte, meuterten die Knechte nochmals, sagten ihm den Gehorsam auf und wählten einen Ausschuß von zwanzig Hauptleuten, unter deren Führung sie nach Rom zurückkehrten, wo sie sich der Plünderung und allen Ausschweifungen überließen.

Unter Boineburg's Vermittlung kam endlich ein neuer Vertrag mit dem Papst zu Stande, der sich verpflichtete, binnen vierzehn Tagen ungefähr 10.000 Goldkronen und bei völliger Räumung des Kirchenstaates die restliche Soldforderung von 450.000 Goldkronen zu zahlen. Doch wieder gab es nur Ausflüchte und schöne Reden statt Geld, und die schon so oft betrogenen Lanzknechte, in der Meinung, von ihren Hauptleuten hintergangen zu sein, meuterten nochmals, hetzten einzelne derselben und bedrohten sie sogar am Leben. Mit knapper Noth war es Boineburg gelungen, sich mit mehreren Befehlshabern nach Rocca di Papa zu retten. Nun erst traf, um Rom vor neuen Greueln zu retten, der Cardinal Pompejus Colonna Mittel, um wenigstens die erste Rate flüssig zu machen, worauf Boineburg unter den alten Versprechungen von den Lanzknechten zurückgeholt wurde. Mit der Zahlung des Restes aber ging es wieder nicht vorwärts und die Lanzknechte erklärten endlich, wenn man sie nicht befriedige, würden sie in den Dienst Frankreichs und der italienischen Ligue treten. Dann wären wahrscheinlich alle italienischen Besitzungen des Hauses Habsburg verloren gewesen, und

um dieser Gefahr vorzubeugen, zahlte der Vicekönig von Neapel, Hugo von Moncada, den rückständigen Sold.

Diese Neigung zur Unbotmäßigkeit und Meuterei gehörte zu den größten Schattenseiten des Lanzknechtswesens, wenn auch berücksichtigt werden muß, daß die durch fortwährende Kriege hervorgerufene, nie endende Finanzklemme schwere Anforderungen an die Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit der Leute stellte, sie auch durch die Ränke und Winkelzüge der italienischen Politik nicht ohne Grund erbittert waren. Wenn man aber auch zur Entschuldigung anführen wollte, daß die Lanzknechte verpflichtet waren, sich selbst den Unterhalt zu bezahlen und daher beim Ausbleiben des Soldes thatsächlich der Noth ausgesetzt waren, so trifft dies nur in einem gewissen Grade zu. Denn so entschieden auch die Bestimmungen der Artikelbriefe waren und so oft die Verpflichtung, den Unterhalt zu bezahlen, auch eingeschärft wurde, so nahm man es damit gar nicht so genau, wie ja schließlich derartige humane Bestimmungen der Noth und dem momentanen Bedürfniß des Krieges gegenüber auch heute nicht ganz stricte einzuhalten sind.

Um wie viel weniger war dies in Zeiten der Fall, wo man noch ein gewisses Recht der Plünderung anerkannte und der Raub im Kriege zwar verpönt, aber trotzdem offen betrieben, ja geradezu als eine der Annehmlichkeiten und Chancen des Kriegslebens gepriesen wurde.

Schreibt doch Sebastian Schertlin, in dem das Lanzknechtswesen mit allen Tugenden und Fehlern lebte, über die Eroberung Roms im Jahre 1527 mit köstlicher Naivetät: „Ob 6000 Mann haben wir darin zü Tod geschlagen, in allen Kirchen und ob der Erd' genommen, was wir gefunden, einen guten Theil der Stadt abgebrannt und seltsam Haus gehalten, alle Copistoreien, Register, Briefe und Cortisaney (Höflichkeitsbriefe) zerrissen, zerschlagen.“ Von der Gefangennahme des Papstes und der Cardinäle berichtet er: „War ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr — und wurden wir alle reich.“ Ebenso schreibt er bei einer anderen Gelegenheit: „Da haben wir die Stadt noch baß geplündert und erst große Schätze unter der Erde gefunden.“

Darin drückt sich offenbar die Anschauung der Lanzknechte aus, welche einen Feldzug weniger nach den militärischen Erfolgen, sondern nach der gemachten Beute beurtheilten. War diese nur recht ergiebig, dann war man willig und zufrieden und dachte mit dem Habebald in Goethe's „Faust“:

„Du hast schon so viel aufgebackt
Und doch nichts Rechtes eingesackt.
Den Plunder laß' an seinem Ort,
Nimm eines dieser Kistchen fort!
Dieß ist des Heers beschiedner Sold,
In seinem Bauche lauter Gold!“

Fehlte es aber an Gelegenheit, um Beute zu machen, und blieb auch der Sold aus, dann wurden die Leute schwierig, und es kam wohl so, wie der Heermeister klagt:

„Der Miethsoldat wird ungeduldig,
Mit Ungestüm verlangt er seinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr schuldig,
Er liefe ganz und gar davon.“

Wußten sich aber die Lanzknechte auch in der Regel mit guten oder schlimmen Mitteln die Noth, so lang es eben ging, vom Leib zu halten, so ist es doch in der Hauptsache richtig, daß sie, wie schon Kaiser Maximilian klagt, „ein kümmerlich

und elend Leben" führten. So lange es Krieg gab, in dem es zwar nie ganz an
behrungen fehlt, war noch immer nicht die schlimmste Zeit; es gab Beute, wenn
unregelmäßig, zahlte schließlich der Pfennigmeister doch wieder aus, und dann hieß

„Abschläglich ist der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's Neu' verpflichtet,
Der Lanzknecht fühlt sich frisches Blut
Und Wirth und Dirnen haben's gut."

Die wahren schlimmen Zeiten kamen, wenn durch einen plötzlichen Frieden
Massen von solchem Kriegsvolk entlassen wurden und sich nicht gleich ein Unterko
fand. Der Soldat war zu allen Zeiten in der Regel ein schlechter Sparer, u
galt und gilt noch heute für sehr lobenswerth, wenn sich die Bilanz deckt. Man
es also den Lanzknechten nicht verübeln, wenn sie in der Mehrzahl nichts zurückl
was sie ja doch nur auf mühsamen Kriegszügen mitschleppen mußten. Freilich
aber dann der von den Ländern so sehr ersehnte Friede eine herbe Prüfung fü
und umgekehrt wurden sie zu einer wahren Landplage. Findet man aber eine
jene Klagen, von welchen wir schon früher Proben aus alten Chronisten mitge
haben, gerechtfertigt, so können wir auch dem Loos der Leute, die gestern noch
Haut zu Markte trugen und morgen nackt und bloß entlassen wurden, unser Mitg
nicht versagen. In einem später mitzutheilenden Gedicht: „Der Lanzknechte Ster
finden diese Leiden erschütternden Ausdruck.

Die großen Verschiedenheiten in den Einnahmen, heute durch Beute der Ueber
morgen kaum des Lebens Nothdurft, reizte auch zur Unbotmäßigkeit in der Aus
Solche auffällige Sprünge in den Erwerbsverhältnissen erziehen fast nie einen
Wirth.

Als eine charakteristische Figur dieser Art wurde bereits (Seite 214) der v
rühmte Bärenhäuter geschildert.

Wir haben schon gehört, daß die Lanzknechte, wenn die Mittel dazu da w
zur verschwenderischen Putzsucht neigten. Aber das war bei Weitem nicht ihre schli
Gewohnheit. Viel bedenklicher schon war die Leidenschaft für das Spiel, die
den Hauptleuten wie unter den Knechten herrschte. Kaum war das Schwert a
Hand gelegt, so griffen sie nach Würfel und Karten; auf der Trommel, bloßer
im Quartier, und wenn kein anderer Platz war, auch in der Kirche fröhnte
dieser Leidenschaft. Zweifelsohne trug diese auch Schuld an mancher Bedrängniß
man begreift, ja entschuldigt manche Ausschreitung, wenn man z. B. hört, daß K
von Boineburg im Lager vor Florenz dem Prinzen von Oranien alles
abgewann, das dieser von Clemens VII. zur Befriedigung der Truppen er
hatte. Wie sehr die Lanzknechte dem Spiel ergeben waren, beweist, daß sie sich
ein solches erfanden, das an keine Spielerzahl gebunden war und jeden Moment
brochen werden konnte, also trefflich zu den Bedürfnissen des Lagerlebens paßte.
noch heute bekannte und gefürchtete Karten-Hazardspiel trägt sogar seinen Namen
den Erfindern, denn es heißt „Lanzknecht", woraus die Franzosen ihr „Lansqu
schufen.

Hazardspieler führten die Karten und die „Schelmbeine", wie die
bezeichnend genug genannt wurden, stets in der Tasche bei sich. Ungemein groß
die Zahl der falschen Würfel. Da gab es z. B. Würfel von Hirschhorn, welche
leicht und unten schwer waren, die sogenannten „Niederländer" mußte

schleifend" rollen, die „Oberländer" mußten „aus der bairischen Höhe" geworfen werden, wenn sie gut fallen sollten.

Viel beklagt wurde auch das gräuliche Fluchen der Lanzknechte, in dem sie es zu einer erschreckenden Fertigkeit gebracht haben sollen. Ein ehrbarer Chronist meint, mancher Lanzknecht fluche in einer Stunde mehr, als in fünfzig Kirchen im ganzen Jahre gebetet werden könne, und auch die Einschärfungen der Artikelbriefe gegen das Gotteslästern deuten wohl auf diesen Unfug hin. Ohne denselben beschönigen zu wollen, muß aber denn doch betont werden, daß derlei Dinge selten so arg gemeint sind, als sie lauten. Die ärgerlichsten und unfläthigsten Dinge werden als Fluch mit einer gewohnheitsmäßigen Naivetät und oft sogar ohne Kenntniß des eigentlichen Sinnes herausgepoltert, ohne Arges dabei zu denken. Beispiele hiefür ließen sich auch in der Gegenwart und für alle Sprachen finden. Uebrigens soll nicht behauptet werden, daß die Lanzknechte auf das ihnen oft ertheilte und von ihnen selbst gebrauchte Epitheton der „frommen Lanzknechte" besonderen Anspruch hatten, wenn man auch diese Frömmigkeit nicht im modernen Sinne, sondern nach dem damaligen Sprachgebrauch als gleich bedeutend mit ergeben und tugendhaft nehmen will.

Eine schlimme Seite war auch die besonders gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts einreißende Trunksucht. Besonders das sogenannte „Zutrinken", eine Art Wettkampf nach bestimmten Regeln, war eine Unsitte ärgerlichster Gattung, indem es dazu verleitete, aus dem Laster einen Ehrenpunkt zu machen. Wer bei einem solchen „Zutrinken", wenn auch selbst halb sinnlos, den Andern ganz unter den Tisch getrunken hatte, war darauf stolzer und erreichte mehr Ehren, als für die tapfersten Thaten.

Uebrigens gebietet auch hier die Gerechtigkeit, zu betonen, daß die Unsitte der Trunksucht in deutschen Landen damals eine allgemeine, war und jener Herr von Rodenstein, der nicht ruht, bis er seine drei Dörfer vertrunken hat, durchaus keine poetische Erfindung ist, der alle thatsächliche Unterlage fehlt. Kurfürsten und Fürsten, Grafen und Edelherren genossen weitverbreiteten Ruf als große Trinker vor dem Herrn, und an manchem Hofe galt ein wackerer Zecher mehr, als der gelehrteste Kanzler, der tapferste Feldherr. In zahlreichen Schriften jener Zeit wird gegen das unmäßige Trinken geeifert, und ein Beweis, wie verbreitet dasselbe war, liegt gewiß darin, daß sich sogar literarische Verfechter desselben fanden. Einer derselben meint, in den Trinkländern (wozu natürlich der Verfasser Deutschland rechnet) finde man gewöhnlich „frumb, wahrhaft, kühne, getreue, beständig, hart, männlich streitbare Leut, als alles offenbar sei; hingegen in den Landen, wo die Inwohner all' ihre Sache auf Mäßigkeit, subtile Weisheit und großen überflüssigen Reichthum setzen, finde man die größten schändlichsten Laster, als Meuterei, Vergeben, Verrätherei, Zagheit, leichtlich Abfallen von ihren natürlichen verpflichteten Herrschaften und Obrigkeiten".

Ein so gepriesenes und allseitig geübtes Laster wird man wohl der Zeit, aber, ohne ungerecht zu sein, kaum einem einzelnen Stand, also auch den Lanzknechten nicht, anrechnen dürfen. Auch das Kriegswesen in allen seinen Theilen ist ja nur der Ausdruck der allgemeinen Verhältnisse und der Culturentwicklung einer bestimmten Zeit, und es ist nur natürlich, wenn man deren Tugenden und Laster, deren Vorzüge und Nachtheile auch in den Soldaten ausgedrückt findet. Besonders wird dies aber in einer Periode der Fall sein, wo die Leidenschaften noch nicht in dem Maße unter der Manneszucht gebeugt waren, wie es heute der Fall ist.

und elend Leben" führten. So lange es Krieg gab, in dem es zwar nie ganz an Er
behrungen fehlt, war noch immer nicht die schlimmste Zeit; es gab Beute, wenn au
unregelmäßig, zahlte schließlich der Pfennigmeister doch wieder aus, und dann hieß e

„Abschläglich ist der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's Neu' verpflichtet,
Der Lanzknecht fühlt sich frisches Blut
Und Wirth und Dirnen haben's gut."

Die wahren schlimmen Zeiten kamen, wenn durch einen plötzlichen Frieden gr
Massen von solchem Kriegsvolk entlassen wurden und sich nicht gleich ein Unterkomm
fand. Der Soldat war zu allen Zeiten in der Regel ein schlechter Sparer, und
galt und gilt noch heute für sehr lobenswerth, wenn sich die Bilanz deckt. Man d
es also den Lanzknechten nicht verübeln, wenn sie in der Mehrzahl nichts zurücklegt
was sie ja doch nur auf mühsamen Kriegszügen mitschleppen mußten. Freilich w
aber dann der von den Ländern so sehr ersehnte Friede eine herbe Prüfung für
und umgekehrt wurden sie zu einer wahren Landplage. Findet man aber einers
jene Klagen, von welchen wir schon früher Proben aus alten Chronisten mitgeth
haben, gerechtfertigt, so können wir auch dem Loos der Leute, die gestern noch i
Haut zu Markte trugen und morgen nackt und bloß entlassen wurden, unser Mitgef
nicht versagen. In einem später mitzutheilenden Gedicht: „Der Lanzknechte Sterbe
finden diese Leiden erschütternden Ausdruck.

Die großen Verschiedenheiten in den Einnahmen, heute durch Beute der Ueberfl
morgen kaum des Lebens Nothdurft, reizte auch zur Unbotmäßigkeit in der Ausga
Solche auffällige Sprünge in den Erwerbsverhältnissen erziehen fast nie einen gu
Wirth.

Als eine charakteristische Figur dieser Art wurde bereits (Seite 214) der viel
rühmte Bärenhäuter geschildert.

Wir haben schon gehört, daß die Lanzknechte, wenn die Mittel dazu da war
zur verschwenderischen Putzsucht neigten. Aber das war bei Weitem nicht ihre schlimm
Gewohnheit. Viel bedenklicher schon war die Leidenschaft für das Spiel, die un
den Hauptleuten wie unter den Knechten herrschte. Kaum war das Schwert aus
Hand gelegt, so griffen sie nach Würfel und Karten; auf der Trommel, bloßer Er
im Quartier, und wenn kein anderer Platz war, auch in der Kirche fröhnte m
dieser Leidenschaft. Zweifelsohne trug diese auch Schuld an mancher Bedrängniß u
man begreift, ja entschuldigt manche Ausschreitung, wenn man z. B. hört, daß Kon
von Boineburg im Lager vor Florenz dem Prinzen von Oranien alles G
abgewann, das dieser von Clemens VII. zur Befriedigung der Truppen erha
hatte. Wie sehr die Lanzknechte dem Spiel ergeben waren, beweist, daß sie sich se
ein solches erfanden, das an keine Spielerzahl gebunden war und jeden Moment a
brochen werden konnte, also trefflich zu den Bedürfnissen des Lagerlebens paßte. Di
noch heute bekannte und gefürchtete Karten-Hazardspiel trägt sogar seinen Namen n
den Erfindern, denn es heißt „Lanzknecht", woraus die Franzosen ihr „Lansquen
schufen.

Hauptspieler führten die Karten und die „Schelmbeine", wie die Wü
bezeichnend genug genannt wurden, stets in der Tasche bei sich. Ungemein groß w
die Zahl der falschen Würfel. Da gab es z. B. Würfel von Hirschhorn, welche o
leicht und unten schwer waren, die sogenannten „Niederländer" mußte m

„schleifend“ rollen, die „Oberländer“ mußten „aus der bairischen Höhe“ geworfen werden, wenn sie gut fallen sollten.

Viel beklagt wurde auch das gräuliche Fluchen der Lanzknechte, in dem sie es zu einer erschreckenden Fertigkeit gebracht haben sollen. Ein ehrbarer Chronist meint, mancher Lanzknecht fluche in einer Stunde mehr, als in fünfzig Kirchen im ganzen Jahre gebetet werden könne, und auch die Einschärfungen der Artikelbriefe gegen das Gotteslästern deuten wohl auf diesen Unfug hin. Ohne denselben beschönigen zu wollen, muß aber denn doch betont werden, daß derlei Dinge selten so arg gemeint sind, als sie lauten. Die ärgerlichsten und unfläthigsten Dinge werden als Fluch mit einer gewohnheitsmäßigen Naivetät und oft sogar ohne Kenntniß des eigentlichen Sinnes herausgepoltert, ohne Arges dabei zu denken. Beispiele hiefür ließen sich auch in der Gegenwart und für alle Sprachen finden. Uebrigens soll nicht behauptet werden, daß die Lanzknechte auf das ihnen oft ertheilte und von ihnen selbst gebrauchte Epitheton der „frommen Lanzknechte“ besonderen Anspruch hatten, wenn man auch diese Frömmigkeit nicht im modernen Sinne, sondern nach dem damaligen Sprachgebrauch als gleich bedeutend mit ergeben und tugendhaft nehmen will.

Eine schlimme Seite war auch die besonders gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts einreißende Trunksucht. Besonders das sogenannte „Zutrinken“, eine Art Wettkampf nach bestimmten Regeln, war eine Unsitte ärgerlichster Gattung, indem es dazu verleitete, aus dem Laster einen Ehrenpunkt zu machen. Wer bei einem solchen „Zutrinken“, wenn auch selbst halb sinnlos, den Andern ganz unter den Tisch getrunken hatte, war darauf stolzer und erreichte mehr Ehren, als für die tapfersten Thaten.

Uebrigens gebietet auch hier die Gerechtigkeit, zu betonen, daß die Unsitte der Trunksucht in deutschen Landen damals eine allgemeine, war und jener Herr von Rodenstein, der nicht ruht, bis er seine drei Dörfer vertrunken hat, durchaus keine poetische Erfindung ist, der alle thatsächliche Unterlage fehlt. Kurfürsten und Fürsten, Grafen und Edelherren genossen weitverbreiteten Ruf als große Trinker vor dem Herrn, und an manchem Hofe galt ein wackerer Zecher mehr, als der gelehrteste Kanzler, der tapferste Feldherr. In zahlreichen Schriften jener Zeit wird gegen das unmäßige Trinken geeifert, und ein Beweis, wie verbreitet dasselbe war, liegt gewiß darin, daß sich sogar literarische Verfechter desselben fanden. Einer derselben meint, in den Trinkländern (wozu natürlich der Verfasser Deutschland rechnet) finde man gewöhnlich „frumb, wahrhaft, kühne, getreue, beständig, hart, männlich streitbare Leut, als alles offenbar sei; hingegen in den Landen, wo die Inwohner all' ihre Sache auf Mäßigkeit, subtile Weisheit und großen überflüssigen Reichthum setzen, finde man die größten schändlichsten Laster, als Meuterei, Vergeben, Verrätherei, Zagheit, leichtlich Abfallen von ihren natürlichen verpflichteten Herrschaften und Obrigkeiten“.

Ein so gepriesenes und allseitig geübtes Laster wird man wohl der Zeit, aber, ohne ungerecht zu sein, kaum einem einzelnen Stand, also auch den Lanzknechten nicht, anrechnen dürfen. Auch das Kriegswesen in allen seinen Theilen ist ja nur der Ausdruck der allgemeinen Verhältnisse und der Culturentwicklung einer bestimmten Zeit, und es ist nur natürlich, wenn man deren Tugenden und Laster, deren Vorzüge und Nachtheile auch in den Soldaten ausgedrückt findet. Besonders wird dies aber in einer Periode der Fall sein, wo die Leidenschaften noch nicht in dem Maße unter der Manneszucht gebeugt waren, wie es heute der Fall ist.

Von einer Disciplin im modernen Sinne kann wohl überhaupt bei Söldnerheer kaum die Rede sein und die Verhältnisse wurden erst durch den Ueb zum stehenden Heere besser, und seit man auch in Friedenszeiten größere Garn hielt, die streng im Zaum gehalten werden konnten und so an die nothwendige ordnung gewohnt wurden. Der im vorigen Abschnitt erwähnte Kriegsrefo Beurlin läßt uns auch hier manchem Uebelstand auf den Grund sehen. So be er unter Anderem für jedes Fähnlein vier neue Chargen, nämlich einen Prof einen Predicanten, einen Dirnenwebel und einen Todtengräber, n gründet die Nothwendigkeit derselben in folgender Weise: „Wohl ist bekannt, d dem Regiment jederzeit ein Dirnenwebel wie auch ein Feldkaplan gehalt besoldet worden, deßgleichen, daß auch der Profoß seinen Stellvertreter gehalt Dieselben müssen aber auf den Obersten warten oder beim Regimente sich lassen. Weil aber nach alten Kriegsbrauch und aus Nothwendigkeit die Fähnl zertheilt werden mußten, so bedarf der Hauptmann, welcher 700 fremde L seine Verwaltung bekommt, auch einer eigenen Regierung, zumal neben manchem mannskinde auch mancher ungehobelte Kopf sich dabei befindet, der dem Vater u Mutter nie hat folgen wollen und von Niemand Strafe leiden noch annehmen

In der Nothwendigkeit solcher Chargen bei den Compagnien liegt ein Eingest wie schwer das zusammengeraffte Menschenmaterial zu regieren und in Zucht zu e Nun kam aber zu den eigentlichen Lanzknechten ein unverhältnißmäßig großer von welchem allerlei höchst bedenkliche Elemente gar nicht ferngehalten werden k Verbargen sich dieselben nicht in den Familien der Lanzknechte, deren viele ver waren und mit Weib und Kind in das Feld zogen, so fanden sie sonst Un unter den mitziehenden Marketendern, Händlern und der zahlreichen Bedienung darf es dann nicht wundern, wenn sich schon bald die Nothwendigkeit besonder sichtspersonen für den Troß ergab, welchen recht bezeichnend der Name „Dirnen Bubenwaibel“ gegeben ward, der übrigens dem Ansehen des Mannes keinen that und dem sechzehnten Jahrhundert gewiß auch nicht so derb geklungen h uns. Dieser Troß war in jeder Beziehung eine Last, er erschwerte den Marsch bei schnellen Bewegungen ein Hemmschuh, bei Rückzügen gerade ein Verderben.

Schlimmer aber waren noch die Einwirkungen auf Manneszucht und Si es wird uns erzählt, daß bei Meutereien der Anstoß häufig von den mitzi Weibern ausging, die sich auch trefflich auf das Plündern verstanden. Dar auch Goethe mit jenem feinen Verständniß für die historische Thatsächlichkeit Recken Habebald die Marketenderin „Eilebeute“ zugesellt, die von sich sagt:

„Bin ich auch ihm nicht angeweibt,
Er mir der liebste Buhle bleibt,
Für uns ist solch' ein Herbst gereift!
Die Frau ist grimmig, wenn sie greift,
Ist ohne Schonung wenn sie raubt:
Im Sieg voran! und alles ist erlaubt.“

Unsere gleichzeitige Abbildung (Seite 241) zeigt einen Dirnenweb seiner Begleiterin, der Marketenderin, in ungemein origineller und inter Weise. Am linken Arm den Korb mit Eßmateriale und die Brantweinflasche t hält sie in der Rechten den Wanderstock, den sie nicht selten gegen ihre Kam geschwungen haben mag. Offenbarster Luxus ist das Seidenpintschchen, das sie

ne an sich gefesselt hat; Geldkatze und Eßbesteck im Futteral vollenden die Aus-
ung.

Auch der Dienst an sich muß ohne alle Präcision betrieben worden sein,
n wir Beurlin glauben dürfen. So sagt er in einem Absatz, der die Aufschrift
rt: „Was gestalt die Rotten zu jeder Zeit gewißlich mit ganzer Anzahl auf die
chen ziehen mögen", Folgendes: „Die obgemeldeten 50 Rotten sollen allzeit, so oft
Wach an eine kommt, mit ganzer Anzahl nämlich mit zehn Mann auf die Wache



Kaiser Karl V. (Seite 261.)

en, aber nicht einzelweise, wie man es bei der alten Kriegsordnung wohl sehen
t, daß der Eine aus diesem Winkel, der Andere aus jener Ecke, wo sie eben ihre
is hatten, und obendrein eine ganze Stunde oder noch länger nach einander in die
chthäuser kamen, was dann keinem Ernste gleichsieht, und dem Feinde oder den
gern und Besatzungen wenig Schrecken macht. Vielmehr muß die ganze Rotte und
r zu einer bestimmten Stunde vor ihrem Rottmeister stehen; dieser zieht wie ein
zknecht allein voran, die andern je drei ihm nach; nicht etwa, daß sie wie die Schnee-
se fliegen oder wie die Schaarwächter in Deutschland im Brauch haben, daß die
ützen weder mit Pulver noch mit Blei versehen sind, oder wie die Krämer einen

Pfeffersack, die Rüstungen an den Hals und aus lauter Faulheit die Harnische und Büchsen durcheinander in einen Winkel werfen, als ob es ein Tandelmarkt wäre, so dann, wenn unerwarteter Weise bei Tag oder Nacht ein Lärm entsteht, keiner weiß was ihm oder einem Anderen gehört. Keine Rotte darf über drei Tage, nämlich von einer Wache zur anderen, unvollzählig bleiben, sondern muß ergänzt und auf der richtigen Zahl erhalten werden. Niemals dürfen, wie es bisher bei allen Musterungen Brauch gewesen, die beiden Namen mit „Rigatzen" (von rigattato, Galgenschwengel) „Mutschatzen" (von mutilo, verstümmelt, vermutzt), Marketendern, Pudlern (im Gehen Wankenden), Eseltreibern und ähnlichem Volke ausgeflickt werden, welche man, wenn es dann zu einem Zusammenstoß mit dem Feinde käme, erst im Troß suchen müßte, oder die gar nicht aufzufinden wären."

Das ist alles mit einer solchen Gegenständlichkeit gegeben, daß Beurlin es offenbar selbst erlebt hat. Wir werden also gut thun, unsere Meinung von der Disciplin der Lanzknechte, auch was den militärischen Dienstbetrieb betrifft, auf ein ziemlich bescheidenes Maß zu reduciren. Und trotzdem galten sie lange Zeit als Mustertruppe, die man überall in derselben Form und mit den gleichen Einrichtungen nachahmte. Daraus läßt sich schließen, wie es früher und anderwärts in diesen Beziehungen bestellt war. Immerhin sind unter solchen Verhältnissen die Dienste, welche die Lanzknechte leisteten, doppelt anerkennenswerth, und sie sind ebensowohl dem tüchtigen Menschen-Material wie dem genialen Fürsten zu danken, der es in eine für seine Zeit so trefflich berechnete Form zu gießen wußte.

Wie es bei geworbenen Truppen immer und überall der Fall ist, ergänzten sich die Lanzknechte aus den verschiedensten Elementen, und Mancher, der in einem oder dem anderen Berufe Schiffbruch gelitten, nahm schließlich wohlgemuth den Spieß auf die Schulter. Da war es denn nicht zu wundern, daß sich auch Mancher darunter befand, der eben erst ein tüchtig Ränzlein gelehrter Kenntnisse von sich geworfen hatte, oder ein Anderer, der „singen und sagen" gelernt hatte. Andererseits mag sich in dem ungebundenen Leben, dem es an erschütternden Ereignissen, an heiteren und ernsten Episoden nicht fehlte, auch mancher dichterische Sinn entzündet haben. Hören wir darüber, was treffend ein neuerer Forscher sagt:

„Am lustigen Lagerfeuer entstanden die alten Lanzknechtslieder, die, den abenteuerlichen Geist, die kecke Todesverachtung, die fatalistische Frömmigkeit ihrer Verfasser verewigend, noch jetzt in zahlreichen erkennbaren Wurzeln durch das neuere deutsche Volkslied ranken. Der poetischen Form, freilich nach dem Maßstabe ihrer Zeit, waren die „frommen Lanzknechte" besser mächtig, als man ihrem Stande hätte zutrauen sollen. Allein dies war eben kein Wunder. Schon über ein Jahrhundert vor dem Aufkommen der Lanzknechte hatte sich der Meistergesang ganz in die Städte, besonders in die Reichsstädte des südlichen Deutschland zurückgezogen, und besonders waren es Handwerker, die ihn hier übten. Da war nun wohl mancher Lanzknecht, der früher ein löbliches Handwerk gelernt, seinem Meister auch als Poet durch die Küche gelaufen, hatte sich im Reim und im Silbenzählen geübt und ward dann im Lager der Tyrtäos (Altgriechischer Kriegs- und Marschliederdichter) seines Fähnleins. Zu dem Liede war auch schnell die einfache Melodie gefunden, oder eine schon vorhandene wurde benützt, um das Gedicht sofort im kräftigen Chore abzusingen. Die Pfeifer, deren es gewöhnlich zwei bei jedem Fähnlein gab, begleiteten den Gesang mit dem schrillen gellenden Ton ihrer Instrumente und hielten den Chor im Takte."

Es sind uns ziemlich viel Lanzknechtslieder erhalten geblieben, die sich meist um kriegerische Begebenheiten drehen. Bringen sie dieselben auch oft mit ermüdender Umständlichkeit zum Vortrag, so sind sie doch für uns umso interessanter, da sie dadurch den Eindruck des Selbsterlebten machen. Doch fehlt es auch an Spottgedichten oder an solchen, welche dem Ernst der Zeit Rechnung tragen, nicht.

Mehrere der bekanntesten solcher Lieder befassen sich mit einem der größten Ereignisse jener Zeit, der Schlacht und Einnahme von Pavia, bei welcher die Lanzknechte eine so glänzende Rolle gespielt hatten. Wir lassen nun Proben aus solchen Liedern folgen:

„Ein hübsch neu Lied von der stat Pavia, wie sie vom König aus Frankreich belagert und zum Sturm geschossen ward. Im Thon, Sie sind geschickt zum Sturm."

„An einem Sambstag es geschah,
Daß man die Lanzknecht ziehen sah
Under Pavia ueber die prucken,
Die reyssigen ruckten zur stadt,
Der Hauff Landtsknecht lag in der vorstat,
Auf Mayland thaten sie rucken.

Zwischen Mayland kam uns die mär,
Und wie die stadt verloren wär,
Der Künig het's eingenommen,
Wir hatten weder rast noch rhu,
Wir ruckten auf Pavia zu,
In die stadt da sind wir kummen.

Am andern tag da hielten wir gemeyn,
Ein yeklichs Fenlein zog allein
Ein eyd theten wir da schweren.
Er sey gleych kleyn wohl oder groß,
Er sey ganz nacket oder ploß
Gar ritterlich wöll wir uns weren.

An eynem Donnerstag es geschah,
Der Künig für Pavia zoch,
Mit seinen Schweitzers Knaben,
Sie zogen trotzigklich daher,
Ir sechzig tausend oder mehr,
Die stat wolten sie haben.

An eym Freitag darnach fielen wir hinaus,
Wir machten jn ein grossen graus,
Zu Pavia über ein prucken,
Da huben sie zu scharmützeln an,
Sie verloren mehr denn achtzig man
Wir stachen sie zurucken" u. s. w.

Ein anderes, denselben Gegenstand behandelndes Gedicht führt den Titel: „Die Belagerung der stat Pavia vom Frantzosen, Auch von der Schlacht im thiergarten von Kayserlich Majestät, Geschehen im jar M. D. X. X. V. an sant Mathiastag XXIV. tag des Hornungs. Gar ein hüpscher Spruch." Und dieses letztern Lob ist in der That nicht unverdient, denn das Gedicht ist namentlich in der Einleitung nicht ohne lyrischen Schwung, gibt aber im Verlauf auch dem Haß gegen die Schweizer-Söldner kräftigen Ausdruck. Einzelne Stellen daraus lauten:

„Der summer kumpt in manger gstalt,
Dargegen freut sich jung vn alt,
Viel pliemlein kumen mangerley,
Vernempt mich recht, ich bring gut gschray;
Der Winter mit seiner Qualitet
Mit regen, schnee verderbet hett,
Das bringt herwieder summers glantz,
Wol her, jr Lantzknecht, zu dem Dantz,
Der ist uns gar schön zugericht,
Wi ir vernempt in dem gedicht.
In ainem schönen Garten lang
Werdt ir bald hören groß gesang,
Von allerley hüpsch Musica,
Wie ich euch nennen will alda,
Scharfmetzen, Nachtygel, Karthaunen,
Auch Schlangen, Falkenet, Busaunen,
Basilischgen, Tracken*) darzu
Die machen uns gar vil unru,
Damit thut man den tantz anheben,
Wöllcher wer will nach ehren streben.

— — — — — — — — — — — —

Darob wir scheuchten nit ein har,
Und zogen zu in, das ist war,
Gar nahet auff ain wellsche meil,
Das thaten wir in rascher eil,

*) Lauter Geschützbezeichnungen.

Ulrich von Hutten gegen einen solchen Plan mit den Worten: „Einige fü
Räthe gehen mit dem Plane um, für den Fall von Maxen's Ableben einem F
zuzuwenden, wohl gar dem alten Feind des deutschen Reiches, dem König von Fran
das ist aber ein schmählicher undeutscher und hochverrätherischer

Am liebsten hätte man wohl einen der deutschen Fürsten auf dem Kaise
gesehen, und war Friedrich der Weise von Sachsen in Aussicht gezogen. Abe
schreckte vor der schweren Bürde zurück und lehnte unter Hinweis auf sein hohes
ab; Markgraf Joachim von Brandenburg, der vorgeschlagen wurde, trat gle
zurück, und nun wurde Karl von Spanien, der 12 Millionen Thaler an sein
wendete, gewählt, aber nur unter Bedingungen, welche der kaiserlichen Macht
Eintrag thaten. Er mußte sich verpflichten, die Aemter nur mit Deutschen zu b
ohne Einwilligung der Kurfürsten keine Kriege zu beginnen, kein Bündniß zu sc
keinen Reichstag einzuberufen und keine Steuern auszuschreiben. Es war dies d
sogenannte „Wahl-Capitulation“, welche später alle Kaiser eingehen m
Sie war weniger von praktischen Folgen, da ja die vom Reiche unabhängige
der habsburgischen Fürsten ihrem Wollen genügende Kraft gab, aber für di
sinkende Bedeutung der Kaiserwürde war eine solche neue Einschränkung mißlich

Und doch hätte das innerlich zerklüftete und durch die Religionswirren ersc
Reich so sehr der Unterordnung unter einen festen Willen bedurft! Auf seinem
Reichstage zu Worms, 1521, wollte Kaiser Karl V. den Religionsfrieden he
und eine Einigung erzielen. Aber ohne den eigenen Standpunkt ganz aufzugeben
diese für beide Theile unmöglich, die Gegensätze waren schon zu tief eingewurzelt
war es, wo der alte tapfere Feldhauptmann Frundsberg zu dem vor den Re
berufenen Martin Luther sagte: „Münchlein, Münchlein, Du gehest einen Gang
gleichen ich und mancher Obrister in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht
haben; bist Du aber auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in
Gottes fort, er wird Dich nit verlassen.“

Auf dem gleichen Reichstag trat Karl V. die deutsch-österreichischen
seinem Bruder Ferdinand I. ab, wodurch die Scheidung des Hauses
burg in die deutsche und spanische Linie vollzogen wurde. Wie zu er
stand, verschmerzte Franz I. das Fehlschlagen seiner Hoffnungen auf die d
Krone nicht und Eroberungen in Italien sollten ihn dafür entschädigen. Da er
noch Mailand, das als Reichslehen galt, besetzt hielt, verlangte Karl V. ein
heer von 4000 Mann und 2000 Fußknechten, für welches eine neue Matrikel ver
wurde, die den Städten die Hauptlast auferlegte.

Noch im Jahre 1521 begannen die Feindseligkeiten; das deutsch-spanisch
machte den Fortschritten der Franzosen ein rasches Ende. Karl V. eroberte Ma
und durch die Schlacht an der Bicocca wurde die ganze Lombardei von den Fra
gesäubert, die durch den Uebertritt des tapferen und kriegserfahrenen Connetable
Karl von Bourbon (Bild Seite 264) in kaiserliche Dienste einen unersetzlichen
erlitten. Erschrocken über die Erfolge Karl's, schlossen der Papst, Venedig und
ein Bündniß mit Franz I., und durch die Unterstützung Englands schien dieser
die Oberhand zu bekommen, doch die berühmte Schlacht bei Pavia, von Frunds
und Bourbon geschlagen, machte den Hoffnungen ein rasches Ende.

Franz I. hatte im Winter 1524 den Herzog von Bourbon mit einem
von 40.000 Mann genöthigt, die schon weit gediehene Belagerung von Marseille

heben und folgte dessen Rückzuge längs der Meeresküste auf dem Fuße nach, wobei Bourbon's ohnehin entmuthigte Armee schwere Verluste erlitt. Rasch vertheilte er dieselbe in die Garnisonen von Lodi, Pavia, Alessandria und Como und eilte dann — er, der von Rachebegier beflügelte Ruhelose — um neue Mittel und ein neues Heer zum Kampf gegen sein Vaterland aufzubringen. Herzog Karl III. von Savoyen, der zwar nicht offen gegen die Franzosen Partei ergriff, aber ihre scrupellose Ländergier fürchtete, versah ihn mit Geld und überließ ihm sogar seine Kostbarkeiten, und mit diesem wichtigen Behelf zur Kriegführung versehen, eilte Karl von Bourbon nach Deutschland, um ein neues Heer zu werben. So zahlreich drängte man sich ihm zu, daß er nur die schon gedienten und ausgesuchten Leute annahm und bald wieder mit einem Heer von 13.000 Mann auf italienischem Boden stand. Auch den alten Georg von Frundsberg hatte man wieder in das Feld gerufen, und in unglaublich kurzer Zeit hatte er 29 Fähnlein Fußvolk gesammelt. Zu ihm stießen noch die auf Betreiben des Erzherzogs Ferdinand vom Land Tirol beigestellten 18 Fähnlein unter Max Sittig von Hohenems und 200 Kyrisser unter Niklas von Salm. Ende December durchzog er mit diesem Heere die Alpen, stand Mitte Jänner an der Adda und vereinigte sich mit Bourbon.

Papst Clemens VII., dem im Grunde vor beiden Theilen gleich bange war, sendete in das französische und kaiserliche Lager einen Legaten, um überall die Lage als höchst gefährlich zu schildern. Aber dieser fand nirgends Gehör, und als es schien, daß der Vicekönig von Neapel, der Niederländer Karl Graf Lannoy, unschlüssig werde, fuhr Frundsberg zornig gegen den Legaten auf, warf ihm vor, Zwietracht zu stiften, und trieb ihn mit dem Knauf des Schwertes aus dem Lager.

Franz I. hatte indessen kostbare Zeit mit der Belagerung Pavias, das von dem tapferen Spanier Antonio de Leyva vertheidigt wurde, verloren, statt den Aufmarsch und die Vereinigung seiner Gegner zu hindern. Er hatte Pavia mit einem befestigten Lager umschlossen und bedrängte es so hart, daß schon Noth herrschte und die Besatzung schwierig wurde. Aber Frundsberg, der die Belagerer unabläßig neckte und ermüdete, wußte Geld- und Mundvorrath in die Stadt zu schaffen, dadurch den Muth der Besatzung zu heben und zugleich ihnen den Tag des Angriffes auf die französische Stellung mitzutheilen.

In einem letzten Kriegsrath beschloß man, trotz der Stärke der französischen Stellung, die Schlacht zu wagen, da auch das kaiserliche Heer anfing, durch das Wetter und Proviantmangel zu leiden. Mit Mühe hielt man den zum Abzug geneigten Lannoy zurück, und der tapfere Marchese Franz Ferdinand Avalos von Pescara rief diesem zu: „Nie ist's im Kriege möglich, Alles zu erhalten, das mindeste Uebel ist des rechten Feldherrn Augenmerk; Theilung aber ist immer verderblich. Hier muß man mit ganzer Macht gegen die Franzosen streiten; unterliegen sie hier, so ist auch Neapel für den Kaiser sicher.“ Frundsberg aber sagte in seiner kurzen, derb-naiven Weise: „Jetzt kommt's einmal auf den Nothknopf an, es nützt nichts, als den König im Thiergarten überfallen, trotz seines Vortheils angreifen und die Sach' Gott empfehlen.“

Marchese Pescara besänftigte durch Geld, das er für erbeutet ausgab, aber geborgt hatte, seine schon murrenden Spanier. Frundsberg aber ließ Umschlag im deutschen Lager halten, trat in den Ring seiner Lanzknechte und sprach: „Liebe Brüder und Söhne! Alles Kriegsvolk, Welsche und Hispanier, zu Roß und zu Fuß, sind

willig, dem Kaiser sein Herzogthum Mailand wider den Franzosen zu erhalten
bin auch wegen nichts Anderem hergekommen. So hoffe ich denn, ihr werdet
halten, wie immer, als es frommen Deutschen ziemt. Wir haben wohl einen präch
Feind, aber habt ihr nicht seine besten Hauptleute und Volk schon mehrmals gesch
und jetzt auch mit Gottes Hilf gewissen Sieg zu erhoffen? Und sollten wir nicht
thun, unsere lieben Brüder in Pavia zu erretten? Welcher das thun will, hebe
Hand auf!"

Da hoben sich Aller Hände zur Höhe und sie schrien: „Herr Jörg
Führer und Vater, sie wollten mit ihm Leib und Leben daran setzen!"

Das französische Heer, 60.000 Mann stark, hatte, des Angriffes gewärtig,



Karl von Bourbon. (Seite 262.)

Stellung eingenommen, die von Pavia fast bis nach Mailand reichte, das Ce
vom König selbst befehligt, stand auf einer dominirenden Hügelreihe; der rechte
unter Karl IV., Herzog von Alençon, hielt den durch Mauern, Gräben
Bastionen befestigten Thiergarten und Park von Mirabella besetzt; den linken
befehligte der Marschall von Chavannes, der die Vorstadt la Roncha sta
festigt hatte.

Noch in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar 1525 schritt das kai
Heer, das einschließlich der Garnison von Pavia kaum halb so stark war wi
französische, zum Angriff. Um sich in der Nacht zu erkennen, mußte jeder Sold
Hemd über die Rüstung anlegen. Alfons del Vasto, ein Neffe Pescara's, wa
Thiergartenmauer an mehreren Orten nieder und nahm das Schloß Mirabella

m für die Nachrückenden zu schaffen, die sich, von Alfons d'Avalos Marchese del sto (Quast) geführt, auf die französische Stellung warfen. Da gleichzeitig auch va von Pavia aus den Franzosen in den Rücken fiel, waren sie anfangs über unvermutheten vehementen Angriff bestürzt, faßten sich aber bald wieder.

König Franz ließ seine Artillerie unter dem Großzeugmeister von Frankreich, ob Galliot von Genouillac, vorrücken, und dieser überschüttete die Kaiserlichen einem Kugelregen.

Frundsberg befahl seinen Leuten, sich in die Gruben zu kauern, damit die geln über sie wegflogen; die schwerfälligeren Spanier ahmten dies aber nicht nach erlitten große Verluste. Da machte Chabot de Brion einen Reiterangriff auf



Konrad von Boineburg. (Seite 250.)

das schon erschütterte kaiserliche Fußvolk, warf es in ein nahes Wäldchen und drang bis zu den Geschützen vor, deren Gespanne er durch Durchhauen der Sehnen zur Bewegung unfähig machen ließ. Nur Frundsberg hielt an dieser Stelle noch aus; die Schlacht schien verloren und die Franzosen ließen in der That Siegesfanfaren blasen.

Um aber nicht alles Antheils am Ruhme verlustig zu gehen und in der Hoffnung, dem so bitter gehaßten Herzog von Bourbon zu begegnen, stürzte sich nun König Franz I., die Verschanzung verlassend, auf das weichende spanische Fußvolk, wodurch seine Geschütze, um nicht den eigenen Schaaren zu schaden, zum Schweigen gezwungen wurden. Von diesem Momente an nahm die Schlacht eine andere Wendung. Pescara theilte seine spanischen Schützen nach vier Seiten, so daß sie der dichtgedrängten französischen Reiterei und den Schweizern gleich verderblich wurden. Karl von

Bourbon aber umfaßte mit dem spanischen und italienischen Fußvolk das von seinen beiden Flügeln getrennte Mitteltreffen des Königs, Frundsberg und Sittich aber schlugen mit den Lanzknechts-Fähnlein die beiden Flügel, wobei Marschall Chavannes fiel.

Hiebei stieß Georg von Frundsberg auf die berüchtigten „schwarzen Banden", die meist aus Deutschen bestanden, über welche wegen ihres Verbleibens in fremdem Kriegsdienst schon lange die Reichsacht verhängt war. Deren Führer, Georg Hans Langenmantel aus Augsburg, fiel unter Frundsberg's Streichen, der dem Todten die mit Juwelen geschmückte Hand abhieb und sie seinen Knechten zuwarf. Nun drangen die kaiserlichen Deutschen mit furchtbarer Erbitterung unter gewaltigem Schlachtruf gegen die „Schwarzen", die ihnen, alle ihre Fürsten und Hauptleute im ersten Glied, entgegentraten. „Da stachen und schlugen sie denn im grimmigen Neid mit Spießen, Hellebarden und Schwertern auf einander, kein Profoß oder Waibel blieb dabei baß; der Haß unter den Söhnen derselben Mutter war größer als die Kraft ihrer Leiber. Damit aber keiner der Geächteten entrinne, umschlossen Frundsberg und Sittich mit wunderbarer Geschicklichkeit den Feind. So faßte die drängende Gewalt von 9000 Spießen die kleinere Schaar wie mit einer Zange und ließ nicht eher ab, unter jubelndem Geschrei niederzustoßen und zu morden, bis in der zusammengedrängten Mitte nur noch ein Haufe von Verwundeten und Leichnamen lag."

Unterdessen hatten Pescara's Schützen die Reihen der Gensdarmes so gelichtet, daß an keine Herstellung der Ordnung mehr zu denken war. Schon war ein Herzog von Lothringen und ein Herzog von Suffolk gefallen. Wilhelm Gouffier, Admiral von Bonnivet, stürzte sich mit offener Brust und bloßem Kopf verzweifelnd in die Feinde und am ganzen Schlachtfeld hörte man den Ruf: „Wo ist der König? Rettet den König!" Dicht um Franz I., der tapfer stritt, schaarten sich seine Großen, und dabei fielen die Marschälle von Foix, la Tremouille, la Palisse, der Bastard von Savoyen und eine große Zahl von Würdenträgern und Adeligen.

Franz I., in schimmernder Rüstung und mit Juwelen bedeckt, focht mit unerschütterlicher Tapferkeit fort, bis ihn Niklas von Salm mit seinen Reitern einschloß, des Königs Hengst mit eigener Hand zum Fall brachte und ihn an der Hand verwundete, wogegen der König Salm durch den Schenkel stach. Wiederholt verwundet, kämpfte Franz I. noch fort, als ihn ein Spanier beim Helmbusch ergriff und rückwärts zu Boden riß. Zwei Leute des Herzogs von Bourbon erkannten ihn, eilten herbei und baten ihn, sich zu ergeben. „An wen?" fragte der König, und auf die Antwort, daß der Connetable in der Nähe sei, entgegnete er entrüstet: „Lieber zehnmal sterben!" Erst dem herbeigeeilten Vicekönig Lannoy ergab er sich, durch seine tapfere Haltung allerdings zu dem Ausspruch berechtigt, den er in einem Brief an seine Mutter gebrauchte: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!" (Siehe das Bild.)

Als Graf Lannoy den Degen seines königlichen Gefangenen empfing, ließ er sich ehrfurchtsvoll auf die Knie nieder; in gleicher Weise lieferte er denselben an Kaiser Karl V. aus, welcher ihn nach Madrid brachte, wo er bei 300 Jahre im Arsenale verblieb. Im Jahre 1808, wo Marschall Murat, Großherzog von Berg, in Madrid einzog, wurde der Degen Franz I. im Namen des Kaisers Napoleon I. reclamirt. Der König von Spanien machte anfangs viele Schwierigkeiten, mußte aber endlich einwilligen. Zwei der vornehmsten Herren des Hofes wurden beauftragt, den Degen in einer Hofequipage abzuholen; mit dem ganzen Ceremoniell der spanischen Etikette



Die Gefangennehmung Franz I. in der Schlacht bei Pavia, 1525.

wurde er auf reichen Kissen im Hintergrunde des Wagens niedergelegt, während die beiden Hofherren bescheiden die Vordersitze einnahmen. So wurde der Degen Murat überliefert, welcher ihn durch den General Montholon an Kaiser Napoleon sandte, der sich eben in Bordeaux befand. Der Kaiser empfing den Degen mit großer Freude und sagte: „Es gereicht mir zu großem Vergnügen, den Degen Franz des Ersten Frankreich wiedergeben zu können. Es ist" — fügte er hinzu — „der Degen eines tapferen Soldaten, aber eines schlechten Generals."

Von da an hatte der Degen mancherlei Wanderungen durchzumachen. Erst gelangte er ins Artillerie-Museum zu Paris, dann machte ihn Napoleon seinem Bruder Jérôme zum Geschenke und dieser gab ihn seiner Tochter Mathilde, als sie den Fürsten Anatole von Demidoff heiratete (1841), als Brautschatz mit. Eine Klausel des Heiratscontractes bestimmte, daß der Degen Franz I. einen Theil der Mitgabe der Prinzessin ausmache und den aus dieser Heirat hervorgehenden Nachkommen oder in Ermanglung derselben dem Fürsten Demidoff zufalle. Dagegen protestirte Herr Pons de l'Herault, sowohl beim französischen Minister-Bevollmächtigten in Toscana als auch beim Prinzen Jérôme mit der Begründung: Napoleon hätte kein Recht gehabt, mit einer historischen, französischen, durch die Waffen Frankreichs wiedereroberten Reliquie wie mit einem Privateigenthum zu verfügen; anderseits aber würde auch des Kaisers Wille mißkannt, wenn man den Degen Franz I. einem russischen Unterthan überliefern wollte. Der Protest nützte nichts, denn als Fürst Demidoff im Jahre 1870 starb, fand sich der Degen in seinem Nachlasse, aber er hatte, das Recht des Landes auf die historische Waffe würdigend, dieselbe an Frankreich vermacht und der Degen kam nach Paris in das Museum der Souveräne im Louvre. Ein Pariser Journal machte damals folgende treffende Bemerkung: „Die Betrachtung, auf welche uns die Biographie des Degens des ritterlichen Königs leitet, ist die, daß unter Allen, welche ihn besessen, seit seinem ersten Herrn — Kaiser, König, Prinzessin u. s. w. — sich nicht Einer befindet, der an Frankreich gedacht hätte und somit der einzige Franzose ein — Russe ist."

Der berühmte Harnisch Franz I., welchen seinerzeit Napoleon I. wieder aus der Ambraser Sammlung nach Paris bringen und dort mit großem Spectakel empfangen ließ, ist ein um so interessanteres Stück, als derselbe von einem Innsbrucker Meister verfertigt wurde. Kaiser Ferdinand I. hatte ihn nämlich nebst anderen Rüstungen für König Franz I. und seinen Hof machen lassen. Freilich ist nicht erwiesen, ob Franz I. den Harnisch wirklich getragen hat, aber diese Angelegenheit liefert neuerdings den Beweis, daß es eine große Verkehrtheit ist, die unbekannten Meister so vieler vorzüglicher Kunstwerke des Inlandes stets nur bei fremden Nationen und nicht vorwiegend in der Heimat zu suchen.

Georg von Frundsberg hatte während der Katastrophe rastlos weiter gekämpft und auch noch den letzten Reservehaufen der Franzosen gesprengt, dessen Obersten, Karl von Amboise, er mit eigener Hand erschlug. Als er sah, daß die Spanier und Italiener sich dem Plündern des französischen Lagers überließen, hielt er seine Lanzknechte beisammen, um einem noch immer möglichen Angriff begegnen zu können. Aber die französische Armee war führerlos, zersprengt, und 20.000 der Ihrigen deckten die Wahlstatt. Als ihm von allen Seiten zugejauchzt wurde und die Feldherren einstimmig erkannten, er und Pescara hätten das Beste gethan und die drohende Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandelt, da hob der fromme Held die Hände zum Himmel und sagte: „Dir, Dir sei die Ehre, nicht mir!"

Der Sieg von Pavia schien den alten Kampf um die Herrschaft in Italien endgiltig zu Gunsten des deutsch-spanischen Einflusses entschieden zu haben. Der Friede zu Madrid gab König Franz die Freiheit und in der Schwester des Kaisers eine aufgedrungene Braut, aber er wollte sich in die eben erst eingegangenen Bedingungen nicht fügen und nachdem zuerst die „heilige Ligue“ — der Papst, Venedig und Florenz — allein den Kampf gegen den Kaiser fortgeführt hatten, sehen wir schon Ende 1526 auch wieder Frankreichs Heere in Italien. Erbittert über einen solchen Treubruch, der durch Zurückweisung des Ehevollzuges mit Eleonore von Portugal, der Schwester Karl V., auch der persönlichen und Familienehre des Kaisers nahe trat, rügte er solches Benehmen mit scharfen Worten, und die Folge war — eine Herausforderung zum Duell. Die Geschichte der darüber gepflogenen Verhandlungen ist so interessant und einzig in ihrer Art, daß sie hier Platz finden muß.

## Das Duell zwischen Karl V. und Franz I.

Gab es je zwei Fürsten, die das ganze Leben hindurch einander persönlich abgeneigt waren, so war es Karl V. und Franz I. Immer führten sie gegeneinander Krieg mit den Waffen in der Hand, oder, wenn sie sich einmal erschöpft fühlten und neue Kräfte sammeln mußten, durch fremde kleine und große Streithähne, die sie einander wechselweise auf den Leib hetzten, oder endlich durch Beleidigungen aller Art, die blos ihre Personen betrafen. Beleidigter Ehrgeiz, Uebermuth, Unredlichkeit, empfindliches Unglück, falsche Freunde, alles, alles hatte dazu beigetragen, diese Fürsten, die zwei mächtigsten ihres Zeitalters, im höchsten Grade mit einander zu entzweien.

Wie schon erwähnt, hatten sich Franz I. mit Karl V. zu gleicher Zeit um die deutsche Kaiserkrone beworben; durch die Ungeschicklichkeit seines Gesandten und andere Einflüsse hatte ihm Karl den Rang abgewonnen, und so süßfreundliche Miene auch immer König Franz machte, so war sein Ehrgeiz doch zu empfindlich gekränkt worden, um nur je mit Karl innig vertraut werden zu können. Nun hatte ihn gar die unglückliche Schlacht bei Pavia zum Gefangenen gemacht, und der Friedensschluß, den dies zur Folge hatte, legte ihm Verbindlichkeiten auf, die Frankreich mehr ruinirten, als der kostspieligste Krieg thun konnte. Um Freiheit und Krone wieder zu erhalten, mußte er ungeheure Summen zu zahlen, große Provinzen abzutreten versprechen und zur Sicherheit die eigenen Söhne zu Geiseln geben.

Indessen schon vor der Unterzeichnung der Friedensacte hatte Franz gegen alle Punkte derselben im vertrauten Freundeszirkel protestirt und seine Ehre dadurch zu sichern gesucht. Die Prinzen wurden zwar statt seiner umgewechselt, allein er hoffte ihre Freiheit leichter zu erzwingen, weil er nun bereits die eigene, im Lande nöthigere dadurch erkauft hatte.

Wie mußte nun Karl V. erbittert werden, als er allen seinen Einfluß und seine Gewalt in der Hauptsache blos darum vereitelt sah, weil sich sein entlassener Gefangener dadurch von aller Verbindlichkeit losgesprochen glaubte, daß sie ihm nur durch den Druck der Umstände abgenöthigt worden. Die Folge davon war nun eben, daß eine persönliche Feindschaft gebildet wurde, die das ganze Leben hindurch zwischen Beiden fortdauerte und nur zum Scheine bisweilen unterdrückt schien, um desto heftiger, gleich einem lang verschlossenen Vulkane, aufs Neue wieder auszubrechen, die kein, auch noch so tadelnswerthes Mittel unversucht ließ, dem Gegner zu schaden, ihm Beleidigungen

zuzufügen. Schmähschriften überschwemmten ganz Europa, man arretirte die Gesandten, man schickte sie auf eine beleidigende Art zurück; der Wohlstand, das Völkerrecht galten gleich wenig, und am Ende kam es sogar so weit, daß sich beide Fürsten als bloße Edelleute betrachteten und sich zum Zweikampf herausforderten, wozu König Franz den ersten Impuls gab. Und wie edelmännisch hatte Karl V. gehandelt! Da bei dem mit Franz I. zu Madrid abgeschlossenen Frieden der Kaiser den gefangenen und von seinem Reiche entfernten König nicht demüthigen wollte, so unterzeichnete er im Vertrage: „Karl, Bürger von Gent", wo er bekanntlich das Licht der Welt erblickte. Franz dagegen, welcher zu Angoulême geboren war, daselbst aber auf kein Bürgerrecht mehr Anspruch machen konnte, unterfertigte sich: „Franz, Herr von Wanvres", das letztere war nämlich das bescheidenste seiner königlichen Schlösser.

Zuerst erklärte nun Franz den Krieg zwischen den Nationen; er sandte zunächst einen Herold an Karl V., den dieser jedoch auf die originellste Art abfertigte. Er gab ihm nämlich zur Antwort: „Ich erstaune, daß Euer Herr mir einen Krieg erklärt, der zwischen uns noch gar nicht aufgehört hat. Ist Euer König denn frei? Hat er nicht das Ehrenwort gegeben, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn der Madrider Tractat, den ich Eurem gefangenen König dictirte, von ihm nicht erfüllt werden könnte? — Sonderbar! Schon vor zwei Jahren habe ich ihm durch seinen Gesandten ein Wörtchen mittheilen lassen, und der Held, der so viel von Ehre spricht, hat es bis jetzt nicht verstanden, oder sein Minister hat es ihm nicht hinterbracht. Sei indessen dies der Fall oder sei Euer König wirklich taub, nun so mache ich Euch dafür verantwortlich, daß Ihr ihn, wie billig, daran erinnert." — Damit entließ ihn der Kaiser.

Es läßt sich denken, wie Franz I. diese verachtungsvollen Worte aufnahm, die er nicht einmal verstand. Er schrieb sogleich an seinen Gesandten an Karl's Hof, um zu erfahren, was der Kaiser ihm gesagt habe, um ihm seine Nachlässigkeit oder unzeitige Furcht zu verweisen. Der Gesandte entschuldigte sich mit einer wahren oder vorgegebenen Unwissenheit und wendete sich unmittelbar an den Kaiser, der unterm 8. März 1528 folgende Antwort gab: „Ich habe Euch gesagt, daß Euer Herr leichtsinnig sein in Madrid gegebenes Ehrenwort brach, daß ich — leugnet er etwa — Mann gegen Mann ihm mit dem Degen in der Faust dies beweisen will. Da übrigens die Feinde der Christenheit (die Türken) auf allen Seiten drohen, so steht es den Königen, welche die Beschützer derselben sein sollen, schlecht an, das Blut ihrer Unterthanen zu vergießen, und es ist wohl besser, wenn sie ihre Zwistigkeiten mit einander einmal unter sich selbst ausmachen." Zum Schluß forderte er ihn noch einmal auf, „Wort für Wort nach Paris zu berichten".

Das war eine Herausforderung zum Duell in optima forma. Zwanzig Tage darauf gab Franz I. dem aus der Gefangenschaft entlassenen kaiserlichen Gesandten — es war dies der berühmte Anton Perrenot von Granvella, Cardinal, Erzbischof von Mecheln — die Abschiedsaudienz und erklärte sich denn namentlich über die indessen angekommene Erklärung Karl's V. sehr lebhaft, indem er die derbste Ausforderung, von eigener Hand unterschrieben, beifügte. Er sagte unter Anderem darin: „Der zum deutschen Kaiser Erwählte hat es in seinen Hals hinein gelogen, wenn er behauptet, daß ich, Franz I., die Ehre des Edelmannes verletzt habe. Zeigt mir den Ort des Kampfes an", schloß er, „schreibt nichts mehr und stellt Euch Mann gegen Mann in geschlossenen Schranken."

Franz verlangte überdies, daß Granvella dieses Libell mit nach Spanien nehmen sollte; doch der Cardinal entschuldigte sich damit, daß sein öffentlicher Charakter aufgehört habe, und es sah sich Franz genöthigt, es durch einen besonderen Herold abzusenden, der zugleich auf bestimmte Erklärung dringen und sich den Ort, wo der Kampf stattfinden könne, anzeigen lassen sollte.

Karl war gerade in Aragonien. Er empfing den Herold sehr human. Je unhöflicher, je brutaler Granvella in den letzten Augenblicken von Franz I. behandelt worden war, desto mehr suchte Karl das Unschickliche eines solchen Benehmens durch das ganz entgegengesetzte Verfahren zu beschämen. Als daher der Herold erklärte: „Ich habe über nichts Antwort zu erhalten, als wo der Kampf stattfinden soll; irgend einen anderen Auftrag darf ich, dem Willen meines Herrn zufolge, durchaus nicht übernehmen“, versetzte Karl V. stolz: „Euer Herr hat hier keine Gesetze zu geben. Geht! Mein Herold wird die Antwort bringen.“

Diese Antwort ging auch unverzüglich ab und entgegnete auf die Ausflüchte des Königs, die er in Hinsicht des Madrider Tractates machte, wie auf die Ausforderung.

„Ich nehme sie mit Freuden ab“, schrieb er, „sie hat mir viel zu lange gedauert, da ich sie, den 18. März datirt, erst am 8. Juni erhalten habe. An der Bidassoa (Grenzfluß zwischen Frankreich und Spanien) soll der Kampf sein. Ihr kennt ja den Ort; es ist derselbe, wo man Euch in Freiheit setzte, wo Ihr Eure Kinder als Geiseln Eures Ehrenwortes gabt, das Ihr nicht hieltet. Habt Ihr Ehre, so findet Euch nur hier ein. Wir bringen beide einen Edelmann als Secundanten mit, welche die Sicherheit des Platzes, die Wahl der Waffen &c. bestimmen können.“ Und da Franz I. an Karl noch geschrieben hatte: „Wenn Ihr nur schreibt und antwortet, ohne den Kampfplatz selbst zu bestimmen, so nehme ich das für leere Ausflucht, für Weigerung, für Feigheit an“, so erwiderte jetzt Karl Gleiches mit Gleichem und schloß seine Depesche mit den Worten: „In vierzig Tagen erwarte ich Euch; in vierzig Tagen von dem an gerechnet, wo Euch der Herold dieses Papier überreicht; und erscheint Ihr da nicht, so fällt die Schande des Außenbleibens auf Euch!“ — Der Kaiser fügte noch die Abschrift des sechsten Artikels vom Madrider Friedensschluß bei, worin sich der König verbindlich machte, nach Spanien als Gefangener zurückzukehren, wenn Burgund in vier Monaten nicht den Händen des Kaisers überliefert wäre.

Wer hätte nun bei so bewandten Umständen, bei solchen die Ehre in Anspruch nehmenden Bestimmungen von Zeit und Ort denken können, daß dessenungeachtet dieser Zweikampf, auf den nun, wie natürlich, die Aufmerksamkeit von ganz Europa gerichtet war, nicht würde zu Stande kommen? Besonders da man wußte, daß Franz I. ungemein tapfer und muthig war, wie die Schlacht von Marignano, wo er die Kraft der Schweizer für immer lähmte, und von Pavia der ganzen Welt bewiesen hatte. Wer hätte da wohl geglaubt, daß Franz I. am Ende dem Kampfe zu entgehen suchen würde?

Und doch war es so. In dem Augenblicke, wo er die Ausforderung nach Spanien absandte, hatte er wohl gewißlich nicht den Muth verloren, aber es mochten in ihm so schwere Bedenken aufgestiegen sein, daß er jedes Mittel ergriff, um loszukommen, ohne seine Ehre bloßzustellen; und da gab es allerdings nur eine Art und Weise — die Verzögerung.

Man vergesse nicht den Vorwurf, den ihm Karl macht, daß das Cartell vom 18. März datirt und ihm erst den 8. Juni übergeben sei; — woher dieser Verschub

bei einem Papiere, das ein besonderer Herold überbrachte? Hierauf ging Karl's Antwort aus Monzon in Aragonien, wo er sich gerade damals aufhielt, den 24. Juni mit einem besonders dazu beauftragten Waffenherolde ab, der den 30. Juni in Fontarabia anlangte und sogleich durch einen Courier in Bayonne um einen Paß bat, den er schon zu finden gehofft hatte; wenigstens war dies von dem zurückgegangenen Herolde des Königs versprochen worden. Der französische Gouverneur antwortete, daß er noch den Paß selbst erst erwarte und ihn dann sogleich schicken werde. Indessen kam den Tag darauf von ihm schon eine zweite Depesche. Er schrieb: „Der König will wissen, ob der Herold den Kampfplatz zu bezeichnen käme. Mit jedem anderen Auftrag könne er nur sogleich zurückgehen."

Die Sache war zu wichtig, um für sich zu entscheiden. Ein Courier ging an Karl V. ab, um darüber Belehrung zu erhalten, und am 16. Juli schrieb der Herold an den Gouverneur: „Allerdings sei er beauftragt, den Ort anzugeben, wo die Schranken geöffnet sein sollten; übrigens habe er noch einige damit zusammenhängende Gegenstände zu melden." Schon den Tag darauf kam vom Gouverneur die Antwort: „Der König will weiter nichts als den Ort des Kampfes und weiter gar, gar nichts wissen. Ist nun Eure Instruction darauf gerichtet, so werde ich Euch eine Escorte schicken."

Bis zum 26. Juli erwartete der Spanier die versprochene Escorte vergebens. Endlich schrieb er aufs neue: „Ich wundere mich nicht wenig über alle diese Verzögerungen, und noch mehr darüber, daß Der, der so viel redete und zum Kampf herausfordert, dennoch nicht einmal erlauben will, ein Wort über die damit verwandten Gegenstände zu sprechen. Ich verlange jetzt meinen Paß, und erhalte ich ihn nicht, so protestire ich hiermit feierlichst gegen allen dadurch verursachten Aufschub, gegen die sonst daraus hervorgehenden Folgen."

Wer nicht darauf antwortete, war der Gouverneur. Einige Tage später schickte der Herold eine Copie der vorigen Depesche, und als nun gar diese ebenfalls ohne Antwort blieb, sandte er ihm die dritte nach, worauf sein Trompeter die mündliche Antwort mitbrachte: „Er solle zu allen Teufeln gehen und sich nicht wieder blicken lassen." Selbstverständlich nahm der Spanier einen vollständigen Verbalproceß auf, um aber in Hinsicht seines kaiserlichen Herrn allen Schein von Feigheit abzuwälzen, schrieb er doch noch einmal unterm 12. August, und jetzt endlich langte eine Erwiderung an, die einen ganz andern Ton anstimmte. Der Gouverneur schrieb: „Der Paß ist da und der König sehr böse auf mich, daß ich Euch so lange aufhielt. Ein Edelmann soll Euch, sobald Ihr es verlangt, abholen."

Um das ganz sonderbare, bisherige eigene und königliche Benehmen zu rechtfertigen, legte er die Depesche des Königs selbst bei. Als ob dieselbe nicht für diesen Zweck hätte entworfen werden können; als ob man dies — betrachtet man die Sache nach allen Seiten — nicht als sicher voraussetzen müßte. In jedem Falle muß wenigstens zugegeben werden, daß der Gouverneur wohl wußte, es geschehe dem Könige Franz ein Gefallen damit, wenn der Zweikampf wenigstens aufgeschoben würde.

Am 19. August reiste der Spanier nach Frankreich ab und den 7. September langte er in der Nähe von Paris an. Als er in Etampes, einer etwa fünf Meilen von Paris gelegenen Stadt, ankam, hieß es: „Der König ist auf der Jagd. Ihr sollt Euch auf das Schloß Longjumeau begeben und auf Nachricht von ihm warten." — Der Herold schüttelte bedenklich das Haupt, mußte aber doch nachgeben. Den Tag

darauf bekam er die Nachricht: „Der König ist wohl zehn Stunden von hier, er verfolge einen Hirsch und wird nicht hieher kommen. Der Herold soll indeß warten, bis der König nach Paris zurückkehrt, wo er ihm dann Audienz geben wird.“

Das kam dem Herold noch wunderlicher vor; er vermuthete darin nur leere Ausflüchte und verlangte durchaus, sich nach Paris begeben zu dürfen. Man untersagte es ihm streng. Da rief er: „Wie, behandelt man so den französischen Gesandten in Spanien, wie ich behandelt werde? Wißt Ihr noch nicht, was Gebrauch ist? Ich werde meinem Kaiser Bericht erstatten. Ihr müßt mich zum König bringen!“ — Da lachten die Franzosen und riefen: „Wohlan, geht in den Wald und sucht ihn Euch selbst auf!“ — Was war dabei zu thun. Nichts, als geduldig den Ausgang der Sache zu erwarten.

Zwei Tage darauf kam König Franz in Paris an. Der Herold erhielt die Erlaubniß, sich zu ihm begeben zu dürfen, und doch kam wieder ein neuer Zwischenact. Der Spanier wollte nämlich in seiner völligen Amtskleidung einreiten, es sollte alles Volk sehen, wer er und was seine Sendung wäre; die Franzosen aber, minder ceremoniös, Feinde der spanischen Etikette, lachten, scherzten nicht auf die feinste Art über seine Eitelkeit, seine Pedanterie. Als er in der Vorstadt ankam, ließen ihn seine Begleiter in einem Hause abtreten, um dem König Rapport zu erstatten. Es vergingen einige Stunden, ehe sie, von zwei Notaren begleitet, zurückkamen. Mittlerweile hatte sich der Herold guten Muthes in seine Ehrenkleidung geworfen. Wie staunte er, als ihm nun erklärt wurde: „Er wage viel; der Pöbel von Paris könne ihn leicht insultiren. Bestehe er auf diesen Auf- und Einzug, so geschehe es auf seine eigene Gefahr, und niemand könne ihn dann begleiten.“

Der Spanier staunte und verbiß den Ingrimm. Er mußte fürchten, daß er ohne Begleiter beschimpft, daß der Pöbel gerade durch diejenigen aufgehetzt würde, die ihm eigentlich als Sauvegarde dienen sollten. Indessen schwieg er einige Minuten, überlegte, endlich erklärte er trocken: „Kann man mir nicht Sicherheit für meine Person geben, so gehe ich nicht über die Schwelle dieses Hauses.“ In der That ein sehr weises Benehmen, das auch half. Zwei Edelleute, die ihm die vorige Erklärung gebracht hatten, mußten neue Befehle einholen, und der Spanier sah seine Festigkeit vom besten Erfolg gekrönt — er konnte in völligem Glanze seinen Einzug in Paris halten. Es geschah dies am 9. September, und den 10. erhielt er eine feierliche Audienz, die jedoch auf eine sehr unfeierliche Art endigte.

Es war nämlich Nachmittags vier Uhr, als man ihn aus dem angewiesenen Quartier mit vielen Edelleuten, Huissiers, Waffenherolden und anderem Gefolge zum König führen ließ, der ihn mitten unter allen Prinzen vom Geblüte, Prälaten, Kron- und Großbeamten auf seinem Throne sitzend empfing. So wie der Herold eintrat und sich beugte, um den König zu begrüßen, rief dieser schon ungeduldig: „Nun, Herold, alle Deine Depeschen sprechen von dem Orte des Zweikampfes — wo ist er?“ — Der Spanier erstaunte nicht wenig über diese Lebhaftigkeit, die mit seinem ehrenfesten Vortrage, den er eben beginnen wollte, so wenig harmonirte.

„Erlauben Euer Majestät*)“, fing er an, „daß ich meine Pflicht erfülle und Ihnen eröffne, was mir mein Kaiser zu sagen aufgetragen hat.“ — Aber der König rief: „Nichts! Nichts! Gib die Acte her, wo Dein Kaiser Ort und Sicherheit des-

---

*) Den Ausdruck „Majestät“ führte erst Karl V. ein.

selben bezeichnet." — Noch blieb die Grandezza des Spaniers unerschüttert; ohne sich stören zu lassen, fing er würdevoll an: „Sire! die sehr geheiligte Majestät des Kaisers" — da unterbrach ihn Franz I. wieder schreiend: „Ich will sein Papier haben, dann kannst Du reden, so viel Du willst."

„Mein Befehl, Sire, lautet", versetzte der Herold, „es Ihnen erst vorzulesen und dann in Ihre Hände zu geben." — Jetzt sprang der König auf; außer sich vor Zorn rief er: „Was ist das für ein heimtückischer Fallstrick?! Will Dein Herr in



Ein deutscher Blutmann. (Seite 280.)

meinem Lande neue Sitten einführen, mir an meinem Hofe Gesetze vorschreiben?" — „Der heimtückische Fallstrick" (piège malicieuse) brachte den Spanier doch ein wenig aus seinem Gleichmuthe; er trat zwei Schritte vor und erwiderte mit scharfer Betonung: „Sire! Mein Kaiser thut nichts, was mit der Würde und Ehre eines Fürsten unverträglich wäre."

König Franz I. stotterte verwirrt einige Worte heraus, die einer Entschuldigung ähnlich klangen. Einer der Großbeamten wollte das Wort nehmen, neue Mißgriffe von seiner Seite zu verhüten, ähnliche Verlegenheiten ihm zu ersparen, eine Eröffnung zu thun; doch bei dem ersten Tone erwachte des Königs Zorn in noch höherem

Grade. „Nein! Nein!" schrie er und stampfte mit Händen und Füßen, „ich leide es nicht von ihm. Er darf nicht ein Wort herausbringen, bis er gesagt hat, wo sich der Kaiser stellt. — Heraus mit der Sprache!" wendete er sich dann wieder an den Herold. „Oder gehe, wo Du herkamst."

Noch ein-, zwei-, dreimal versuchte es der Herold, ein Wort herauszubringen, doch jedesmal sah er sich von dem tobenden König Franz unterbrochen. Endlich sagte er, mit immer sich gleichbleibender Gelassenheit: „Nun, ohne Ihre Erlaubniß, Sire, kann ich meinem Auftrage nicht genügen; wollen Sie mir diese nicht geben, so bitte ich um weiter nichts, als mir diese Weigerung schriftlich zu bezeugen." — „Das soll geschehen! Das soll geschehen!" rief der König.

Der Herold ritt nun in sein Quartier zurück. Er verlangte eine Unterredung mit einem der Großbeamten, und als diese den folgenden Morgen stattfand, erklärte er noch einmal sehr bestimmt darüber: „daß Kaiser Karl V. ganz dem Willen des Königs Franz genügt habe, daß er jeden Augenblick bereit sei, ihm die Acte desselben, jedoch in der von seinem Kaiser geschriebenen Form, zu übergeben, daß er nun aber auch im voraus hier anzeige, wie das Benehmen des Königs in ganz Europa kundgemacht werden müsse, damit man dann endlich erfahre, wer sich auf dem Kampfplatze einzufinden geweigert habe."

Die nämliche Erklärung wiederholte er vor mehr als hundert Personen und reiste endlich den 16. September nach Spanien zurück. Als er durch Bayonne kam, fragte ihn der Gouverneur daselbst über die Aufnahme, die er gefunden, die Art, wie man seinen Auftrag angenommen habe. „Nun", versetzte er, „man hat mich nicht gemißhandelt, aber doch auch nicht zum Wort kommen lassen." — „Das muthmaßte ich schon im voraus!" erwiderte der Franzose.

Und in der That begreift man recht gut, woher jene Hindernisse kamen, die man dem Herold von dem Augenblick an in den Weg legte, bis er endlich zum Throne des Königs Franz geführt wurde. Einestheils wußte wohl jeder, daß Franz unmöglich mit dem Zweikampfe gedient war, daß er zu viel Ehrgefühl besaß, seine übereilte Herausforderung zurückzunehmen, aber doch es jedem dankte, der den Termin verlängerte. Wohl fehlte es endlich an jedem Vorwande zur Aufschiebung, allein noch blieb ein Mittel übrig — den Herold nicht zum Worte kommen zu lassen, ihm die Form, in der er sprechen und handeln wollte, zu verbieten und ihn so zu zwingen, unverrichteter Sache zurückzureisen. Einestheils hatte er strengen Befehl, sich an seine Form zu halten, anderntheils stand hier Leben und Ehre seines Fürsten auf dem Spiele; den kleinsten Abweg konnte er nicht wagen, ohne sich der schwersten Verantwortung auszusetzen.

Genug, das Duell, worauf ganz Europa die Aufmerksamkeit heftete, kam nicht zu Stande. Franz I., tapfer im Gewühl der Schlacht, durchaus nicht feig, wenn er Mann gegen Mann stehen sollte, schreckte vor den etwaigen Folgen des Duells zurück. Karl machte ihm sein Benehmen gar oft noch zum Vorwurf, jeden Augenblick konnte Franz den Handschuh noch einmal aufheben — aber er hütete sich wohl, dafür aufs neue ein Ohr zu haben.

Uebrigens war das Glück von den Fahnen und der Sache des Königs Franz gewichen, die kaiserlichen Heere unter Karl von Bourbon und Frundsberg schritten von Sieg zu Sieg, die Einnahme Roms und die Gefangennehmung des Papstes Clemens VII., die Waffenstreckungen zweier französischen Armeen bei

Aversa und Landriano machten jeden weiteren Widerstand vergeblich, und König Franz mußte einen Frieden anstreben, der naturgemäß nachtheiliger sein mußte als der so schnöde gebrochene von 1526. Durch Vermittlung der Königin Mutter, Louise von Savoyen, und Karl's V. Tante Margaretha kam der sogenannte „Damenfriede" zu Cambray zu Stande (29. Juni 1529), welcher Frankreich den Verzicht auf die beanspruchten Theile von den Niederlanden und Italien und eine Kriegsentschädigung von 2 Millionen Thaler auferlegte. Außerdem mußte Franz I. die schon im Madrider Frieden stipulirte Vermählung mit Eleonore vollziehen und dem Kaiser zum beabsichtigten Zuge nach Italien zwölf Galeeren und acht andere Fahrzeuge leihen und 30.000 Thaler Subsidien zahlen.

## Der Zug nach Tunis.

Karl V. hätte vielleicht noch härtere Bedingungen gestellt und auch einen völligen Verzicht auf Burgund gefordert, wenn nicht die Fortschritte der Türken seine volle Aufmerksamkeit verlangt und ihn zum Frieden mit Frankreich geneigter gemacht hätten. Während zu Cambray unterhandelt wurde, wälzte sich ein riesiges Osmanenheer unter des großen Soliman Führung gegen Westen, und nur der heroische Widerstand, den es vor Wien fand, verwehrte eine weitere Ueberfluthung deutschen Landes. Noch furchtbarer war die Heeresmacht, mit welcher Soliman 1532 heranzog, wo er vor Güns einen so heldenmüthigen Widerstand fand, daß Karl V. Zeit erhielt, ein starkes Heer (260.000 Mann, wovon 96.000 Fußvolk, 30.000 Reiter, der Rest, also 134.000 Köpfe, war Troß) zu sammeln, das sich bei Wien lagerte; Soliman wagte es mit seinen zwar an Zahl überlegenen, aber wenig disciplinirten und schon mißmuthigen Heerschaaren nicht, den Kampf aufzunehmen, und trat den Rückzug an.

Am 2. October 1532 kam Karl V. mit seinem Bruder Ferdinand I. auf einem prächtig geschmückten Donauschiff in Wien an und hielt am Tag darauf eine glänzende Heerschau, wobei er, um den Ungarn zu schmeicheln, in deren Landestracht erschien. Die Vernichtung der „schwarzen Banden" des furchtbaren Mihal Oglu durch den Pfalzgrafen Philipp und den Kriegsoberſten Sebastian Schertlin von Burtenbach versetzte die Türken in solchen Schrecken, daß ihr weiterer Rückzug mehr einer Flucht glich, und hätte das kaiserliche Heer eine energische Verfolgung eingeleitet, so wäre die furchtbare Kriegsmacht der Osmanen für lange Zeit vernichtet worden. Aber Karl V. wollte sich angesichts der zu einem gewaltsamen Ausgang drängenden Religionswirren in Deutschland, zu deren Beilegung er schon damals ein allgemeines Concil plante, in kein so zeitraubendes Unternehmen einlassen.

Dagegen ergriff er zwei Jahre später begierig die Gelegenheit, um der türkischen Macht in anderer empfindlicher Weise Abbruch zu thun. Durch Jahre hindurch beherrschte der furchtbare Hayreddin, nach seinem flammend rothen Barte „Barbarossa" genannt, das ganze mittelländische Meer. Wenn bloße Tapferkeit und Kriegsgewandtheit genügten, um ohne anderen ethischen Werth die Größe eines Mannes zu begründen, so mußte man Hayreddin zweifelsohne zu den größten Kriegshelden aller Zeiten rechnen. Als Sohn eines Töpfers zu Lesbos geboren, schwang er sich durch Abenteuerlust, Tapferkeit und klug benütztes Glück vom gewöhnlichen Seeräuber zum Herrn von

Tunis auf, dessen Geschicklichkeit und Macht sogar beim großen Sultan Soliman so viel Anerkennung fand, daß er ihn zum Groß-Admiral der türkischen Flotte machte.

Auch als Herr von Tunis blieb Hayreddin die Geißel des mittelländischen Meeres; kein Schiff war vor seinen schnellsegelnden und trefflich bemannten Galeotten sicher, und auch die Küsten überfiel er, sengte und brandschatzte die Ortschaften und führte die Einwohner in die Sclaverei. Von allen Seiten ertönten die Rufe um Befreiung von diesem Wütherich, und es entsprach ganz der Auffassung, welche Karl V. von seiner Stellung in der Christenheit und Europa hatte, wohl auch seinen weitaus sehenden Plänen, daß er sich endlich zum Zuge nach Tunis entschloß — die glänzendste seiner Unternehmungen, die noch heute vom alten Glanze ritterlicher Romantik umflossen ist. Von einem Kreuzzug im alten Sinne kann wohl keine Rede sein, denn diese wurden durch die überquellende Begeisterung ganzer Völker in Scene gesetzt, aber es war immerhin von einem einzelnen Fürsten geplant und ausgeführt, doch ein Unternehmen, das die Fantasie mächtig anregte und lauten Wiederhall in ganz Europa fand.

Bezeichnend für die veränderten Anschauungen und das Vordrängen diplomatischer Haarspalterei ist es übrigens, daß man sich nicht damit begnügte, den Zug nach Tunis mit den Raubzügen Hayreddin's zu begründen, sondern nach einem politischen Vorwand suchte. Natürlich fand sich derselbe auch; der durch List und Gewalt von Hayreddin vertriebene frühere Herrscher von Tunis, Muley Hassan, der, nebenbei gesagt, gleich grausam, aber ein Schwächling war, erbat von Karl V. die Wiedereinsetzung, und diese wurde als politischer Zweck des Kriegszuges bezeichnet.

Von allen Seiten strömten dem Kaiser auf die Nachricht vom geplanten Kriegszug Streiter zu, so daß er mit Rücksicht auf die verfügbaren Schiffe gezwungen war, eine Auswahl zu treffen. Dreißigtausend Mann, meist Spanier, Deutsche und Italiener, standen endlich in spanischen und italienischen Hafenorten zur Einschiffung auf 500 Fahrzeugen bereit. Karl V., der einst als Jüngling auf einem Turnier einen Schild mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Noch nicht!" trug, ließ auf den Schild, welchen er mitnahm, das Wörtchen: „Jetzt!" setzen, wie als eine Hinweisung darauf, daß er diesen Zug als die Krone, den Höhepunkt seiner Thaten ansehe.

Am 29. Mai 1535 schiffte er sich, begleitet vom portugiesischen Infanten Don Ludwig und einem glänzenden Gefolge großer Herren aus allen Ländern, in Barcellona ein. Der berühmte genuesische Seeheld Andreas Doria befehligte als Ober-Admiral die Flotte, der Marquis Alfons d'Avalos del Vasto (Guast, geb. 1502, gest. 1546) die Landmacht, die oberste Entscheidung und Leitung lag aber in Karl's V. eigenen Händen.

Bei Cagliari sammelte sich die gesammte Flotte, und nach kurzer glücklicher Seefahrt erreichte man die afrikanische Küste vor Tunis, und die wider Erwarten von Hayreddin nicht gestörte Ausschiffung ging vor sich. Da man aber einen Angriff befürchtete, so war den schon auf das Land übergesetzten Soldaten verboten, ihre Ordnung zu verlassen und in das Land hinein oder an der Küste umherzuschweifen.

Karl V., in Kleidung und Bewaffnung durch nichts ausgezeichnet, überwachte die Ordnung selbst und wies einen deutschen Soldaten, der zu weit vordringen wollte, durch drohende Winke mit der Lanze zurück. Das reizte den derben Deutschen, der glaubte, ein gewöhnlicher Spanier unterstehe sich, ihm mit Züchtigung zu drohen und er brachte seine Büchse gegen den Kaiser in Anschlag. Karl V. wendete dem Manne sein Pferd voll zu und betrachtete ihn mit ernstem Blick, aber ohne in einem Zug

Furcht zu verrathen. Das imponirte dem Deutschen, er ließ seine Büchse sinken und reichte dem noch immer unerkannten Kaiser die Hand mit den Worten: „In den Spaniern und Deutschen wohnt nur Ein Geist und Ein Herz!“ Karl V. schlug ein und entgegnete: „Es ist so, wie du sagst, und ich freue mich dessen als Kaiser, aber wenn Ihr mich künftig nicht kennen werdet, so wird Euch die Strafe Kenntniß verschaffen.“ Sepulveda, der Chronist dieses Zuges, setzt hinzu, daß die Deutschen freiheitliebende Männer sind, die wohl den Gesetzen, aber nicht der Willkür der Fürsten und Obrigkeiten gehorchen.

Hayreddin Barbarossa hatte nicht aus Saumseligkeit die Landung ungehindert vollziehen lassen, sondern weil er überzeugt war, auf diese Weise das Christenheer umso gewisser zu vernichten. Tunis selbst, noch mehr aber die eigentliche Hafenfestung Goletta, waren durch neue Befestigungen verstärkt und mit allen Hilfsmitteln für einen erfolgreichen Widerstand versehen worden. Die Hoffnung, Karl V. zu besiegen, vor dem sich sogar der große Soliman zurückziehen mußte, reizte den stolzen kriegerischen Sinn Hayreddin's, und er wußte durch die Vorstellung, daß es in diesem Kampfe Freiheit und Ehre, das Heil der Religion Mohammed's gelte, aber auch reiche Beute zu erhoffen sei, seine wetterharten wilden Schaaren zum höchsten Fanatismus zu entflammen.

Von seinem Heere, das an 20.000 Mann zählte, warf er 6000 der erprobtesten Krieger nach Goletta, das schon durch seine Lage jeder feindlichen Unternehmung die größten Schwierigkeiten bereitet. Unweit der Trümmer des stolzen Karthago gelegen, ist es auf drei Seiten vom Meere oder von Sümpfen umgeben, die zwar eine wechselnde Breite haben, aber doch stets alle Belagerungsarbeiten oder Sturmangriffe unmöglich machen.

Nachdem in einem glücklichen Reitergefecht unter des Kaisers Führung die das Christenheer umschwärmenden Schaaren Hayreddin's verscheucht worden, legte man ein befestigtes Lager um Goletta an, das durch einen Damm gegen die Seeseite und einen zweiten, mit unendlicher Mühe mitten durch den Sumpf gezogenen, auch von Tunis vollkommen abgeschnitten wurde. Dadurch konnte man die Belagerung dieser Feste kräftig fördern und die häufigen von Tunis aus gemachten Ausfälle zurückweisen. Einst stellte sich im spanischen Lager ein Bote ein, der angab, er sei von Muley Hassan gesendet, um sich vom Gang der Dinge zu überzeugen und die Ankunft eines Heeres zu melden, das dieser gesammelt hatte. Karl V. durchschaute die List und erkannte, daß er es hier mit einem Spion Barbarossa's zu thun habe; er ließ sich aber nichts merken, bewirthete und beschenkte den Boten auf das beste, befahl, daß man ihm das ganze Lager zeige, und ließ schließlich das ganze festlich gerüstete Heer an demselben vorüberziehen, worauf er ungekränkt entlassen wurde, um seinem Herrn von der Macht und dem ungebrochenen Muth der Christen berichten zu können.

Als einst eine größere Abtheilung des kaiserlichen Heeres, durch einen Ausfall überrascht, geworfen wurde und Gefahr drohte, daß die verfolgenden Feinde in das Lager dringen, warf sich Karl V. mit bloßem Schwerte an der Spitze der schnell herbeieilenden Reiterei entgegen und errang nach hartem Kampf den Sieg. Seine Hauptleute beschworen ihn, sich künftig keiner solchen Gefahr mehr au[illegible], aber Karl V. entgegnete kalt: „Vor dem Gebote der Pflicht sind wir all[illegible]

Immer näher rückte man der Feste, die nun schon durch zw[illegible] Wälle eingeschlossen war. Endlich wurde der Tag zum entscheidenden St[illegible]t, für

welchen Karl V. seine Soldaten durch passende Ansprachen begeisterte. Die Italiener erinnerte er an die von den Römern auf demselben Boden verrichteten Thaten, den Spaniern sagte er, die Eroberung afrikanischen Bodens käme nicht blos ihrem Ruhm, sondern auch der Sicherheit ihres Landes zugute, die Deutschen aber redete er also an: „Sie sollten sich, wenn irgend je, heute bei dem erfolgenden Sturm, der angestammten Kraft und Tapferkeit erinnern und den bisherigen hohen kriegerischen Ruf ihres Volkes auch an diesem Tage, wo die Augen der ganzen Christenheit auf ihnen ruhten, rechtfertigen."

Nachdem er noch hohe Belohnungen für die ersten drei Soldaten, welche den feindlichen Wall erstiegen, ausgesetzt hatte, schied er jene Truppen aus, welche als Reserve im Lager verbleiben sollten, stellte die Reiterei außerhalb desselben auf, um einem Angriff von Tunis her zu begegnen, und gab dann das Zeichen zum Beginne der den Sturm vorbereitenden Beschießung.

Von der Landseite donnerten 40, von der Seeseite 80 Kanonen gegen Goletta, das diesen rauhen Morgengruß nach Kräften erwiderte. Ungeduldig wollte der Kaiser schon gegen acht Uhr zum Sturm schreiten, aber Doria und der Marquis del Vasto widerriethen, da die Festungswerke noch nicht genügend erschüttert wären. Da kam die Nachricht, daß an der Seeseite die Mauern an drei Stellen eingestürzt seien und sich fast ebene Breschen zum Sturm bieten.

Nun war Karl V. nicht mehr zu halten, er eilte selbst an die Stelle und auf seinen Befehl stürmten die kampfbegierigen Truppen, allen voran die Spanier, welche nicht ohne Absicht in das erste Treffen gestellt wurden, um ihnen die größere Ehre zu sichern. Nach kurzem blutigen Kampfe wichen die Türken und suchten theils über die Sümpfe, theils über die Meerenge gegen Tunis zu entkommen, aber nur wenigen gelang es. Viele zogen den Selbstmord der Gefangenschaft vor, und ein Türke wies beharrlich alle Nahrung von sich, weil er die Schmach der Niederlage nicht überleben wollte. Die Kriegsbeute bestand in Goletta aus 400 Kanonen, 86 großen und vielen kleineren Schiffen. Um die vom Kaiser ausgesetzten Belohnungen entstand unter den Spaniern großer Streit; ein Schiedsspruch entschied endlich für Franz Torus, Juan Bejan und Pedro Avila.

Der Fall Goletta's hob die Zuversicht des kaiserlichen Heeres ebenso sehr, als er den Muth der Tuneser brach. Nur Hayreddin, obwohl durch den Verlust der Flotte tief getroffen, verzagte nicht und traf sofort Vorbereitungen zu neuem Widerstand. Da er Tunis einer förmlichen Belagerung nicht gewachsen glaubte, wollte er nun dem schon geschwächten kaiserlichen Heer im offenen Felde entgegentreten. Zu diesem Zweck berief er die wilden, an steten Kampf gewöhnten nomadisirenden Araber zusammen, deren Fanatismus er durch klug berechnete Reden zu entflammen wußte.

„Karl ist da, der Christ, der grimmigste Feind von Mohammed's Volk", sagte er ihnen, „mit ihm müssen wir nicht kämpfen um Land oder Ruhm oder Herrschaft, wie es sonst unter Fürsten und benachbarten Völkern zu sein pflegt, sondern um Freiheit, Religion, um das Leben selbst. Wenn Ihr nicht etwa glaubt, daß Karl gelinder gegen Euch als Besiegte und Unterworfene sein wird, als gegen Eure Brüder in Spanien, von welchen er als ruhigen friedliebenden Einwohnern Verleugnung ihres Glaubens oder Räumung des Landes verlangte, so werdet Ihr Euch vertheidigen mit aller Kraft."

Solche Argumente, die in der That durch die bekannten Mauren-Vertreibungen aus Spanien des Grundes nicht entbehrten, erreichten ihren Zweck, und Tunesier und Araber schworen dem kühnen Führer zu, mit ihm zu leben und zu sterben.

In Karl's V. Rath überwog die Meinung, man solle sich mit den errungenen Vortheilen, deren werthvollster die Erbeutung der gefürchteten Flotte war, begnügen. Nur sein entschlossener Wille drang durch, als er erklärte, ohne die Vertreibung Hayreddin's aus Tunis nicht nach Europa zurückzukehren.

Im glühenden Sonnenbrand wurde der Marsch gegen Tunis angetreten, und die Beschwerden der für solch ein Klima viel zu schwer gerüsteten Soldaten waren unsäglich. Bald wurde man Hayreddin's Heer ansichtig, das in breiter Linie heranzog, in der vordersten er selbst auf seinem Schlachtroß.

Aber auch Karl V. selbst wollte an der Spitze des Vortrabes den Angriff thun auf Barbarossa's Heer. Marchese del Vasto, an dem an diesem Tage der Oberbefehl war, sprach zum Kaiser: „Herr der halben Welt, lernt doch auch Euch selber bezwingen! Gehorcht also dem, welchen Ihr selbst, Eurer Hoheit Euch begebend, an diesem Tage zum Führer eines solchen Heeres gemacht habt. Macht mich gleich die unverdiente Ehre schamroth, so will ich doch mein Recht gebrauchen und befehle daher, Euch sogleich von hier weg und nach dem Mitteltreffen zu den Fahnen zu begeben, damit nicht etwa ein unvorhergesehener Pfeilschuß oder ein anderer blinder Zufall das ganze große Werk unserer Anstrengungen vernichte.“ Karl folgte dem Befehle, meinte dabei aber lächelnd: „Ist doch noch nie ein Kaiser erschossen worden.“

Der Zusammenstoß war furchtbar, aber so tapfer Hayreddin auch stritt, der Fanatismus seiner Schaaren konnte der überlegenen Kriegskunst und kaltblütigen Tapferkeit des christlichen Heeres nicht widerstehen. Barbarossa eilte nach Tunis zurück, ließ seine Kostbarkeiten fortschaffen und traf, noch immer ungebeugt, alle Maßregeln zum Widerstand. Darunter war auch der Befehl zur Niedermetzelung der in der Citadelle gefangenen 10.000 Christensklaven, die für den Fall einer Belagerung eine zu furchtbare Gefahr waren. Aber man scheute sich, diesen grausamen Befehl zu vollziehen, weniger aus Menschlichkeit, als weil man argwöhnte, Hayreddin werde sich flüchten, und man auch die furchtbare Rache des christlichen Heeres fürchtete. Als am nächsten Morgen jener wieder auf die Wahlstatt geeilt war und der Kampf sich immer mehr den Mauern von Tunis näherte, verzagten die Hüter der Sklaven und gaben denselben die Freiheit. Sofort machten diese davon den besten Gebrauch, indem sie die kleine Besatzung überwältigten und aus den Mauergeschützen den Rücken des türkischen Heeres beschossen.

Diese plötzliche Wendung erschütterte die Haltung des türkischen Heeres vollständig, die Flucht wurde allgemein, und auch Hayreddin mußte sich ihr anschließen, um sich nach Bona und dann nach Algier zu retten, das gleichfalls unter seiner Herrschaft stand.

Unmittelbar nach der Schlacht (20. Juli 1535) drang das christliche Heer in Tunis ein, und die wilden Soldaten überließen sich drei Tage allen Ausschweifungen und Greueln, die nicht ärger hätten sein können, wenn Ungläubige die Sieger gewesen wären. Selbst des Kaisers Macht reichte nicht hin, die Rasenden zu zähmen, man mußte dem Verderben seinen Lauf lassen. Zweiundzwanzigtausend Christensklaven erhielten die Freiheit — der schönste und einzige Lohn seines Zuges, den er begehre, wie Karl V. selbst sagte.

Die Verhältnisse in Europa erheischten gebieterisch seine Rückkehr, und er setzte daher wirklich Muley-Hassan in Tunis wieder ein, obwohl er wahrscheinlich ursprünglich andere Absichten hatte und daran dachte, die nordafrikanische Küste sich

ganz zu unterwerfen. Im Spätherbst 1535 kehrte er von diesem Befreiungszug zurück, der allein schon seinen Namen berühmt gemacht haben würde, weil darauf noch der volle Abglanz abenteuerlichen Ritterthums liegt. Vielfach als Gegenstand künstlerischer Darstellung gewählt, bildet diese Fahrt nach Tunis auch den Stoff des einst vielgelesenen Heldengedichtes „Tunisias" von Erzbischof Ladislaus Pyrker.

Es erübrigt hier noch, jener Wackeren zu erwähnen, welche den vorgeschilderten Zug nach Tunis mitmachten und sich da hohe Ehre erwarben — die Tuchmacher.

Die älteste Zunft, welche bereits im Jahre 1153 in der deutschen Geschichte genannt wird, ist die der Tuchmacher; sie wurde von den Babenberger Herzogen Leopold und Friedrich mit besonderen Freiheiten und Rechten versehen, welche Kaiser Friedrich II. im Jahre 1288 erneuerte. Ihre Verkaufslocale hatten sie in jenen Häusern, welche heute in Wien die Straße „Tuchlauben" bilden, und zwar in sogenannten „Lauben" (gewölbten Bogengängen), wie sie noch in den Städten der verschiedenen Kronländer häufig, in Wien unter der modernen Bezeichnung „Arcaden" an den prächtigen Neubauten zu sehen sind. Die Eigenthümer solcher Kaufläden hießen „Laubenherren" und erhielten erst im Jahre 1528 von König Ferdinand I. die Erlaubniß, auch an anderen Orten der Stadt als unter den „Tuchlauben" zu Wien ihre Waaren verkaufen zu dürfen.

Einige Jahre später zeichneten sich die deutschen Tuchmacher, darunter auch die Wiener, aus. Als nämlich im Jahre 1535 Kaiser Karl V. mit dem aus Italienern, Spaniern und Deutschen zusammengesetzten Heere durch Burgund und Italien nach Afrika zog, bestand das ihn begleitende Leibregiment aus lauter deutschen Zeug- und Tuchmachern, welche sich freiwillig, zum Danke für die Vorrechte ihrer Zunft, gestellt hatten. Ihre Anzahl betrug 4000; sie trugen keinen Helm und Harnisch, sondern ein eigenes Waffentuch, welches der Tuchmacher Ostermann im Jahre 1527 erfunden hatte, das fester als der jetzt verwendete Hutfilz war — es bestand aus zwei Filzlagen — und aus dem auch die Beinkleider, Wämser und Barette bestanden. Die Kleidung war gleichförmig roth, weshalb das Regiment „die deutschen Blutmänner" genannt wurde. Auch ihre Tapferkeit entsprach dem Charakter dieser Bezeichnung, denn mit ihrer einzigen Waffe, einem klafterlangen zweischneidigen Schwerte — „Flammberg" genannt, weil die Schärfe an beiden Seiten wellenförmig gearbeitet war und einer Flamme ähnlich erschien — standen sie im Schlachtgedränge im Geviert, in welches sie die feindliche Reiterei einließen und dieselbe, das Schwert mit beiden Händen handhabend (als Biedenhander), bis auf den letzten Mann vernichteten. (Bild Seite 273.)

Bei Goletta kämpften sie durch zwei Stunden mit solcher Ausdauer, daß sie den Sieg des Treffens entschieden. Der Tuchmachergeselle Josef Koop aus Moorburg in Baiern, in Wien conditionirend, ein Mann von riesiger Größe und ungewöhnlicher Stärke, tödtete allein dreiundzwanzig Reiter. Zu den glänzendsten Folgen dieses Sieges, an dem die Wiener Tuchmachergesellen, an ihrer Spitze der vorerwähnte Koop, keinen geringen Antheil hatten, gehörte nebst Goletta's Fall noch die Einnahme von Tunis (24. Juni). Ein Viertel der wackeren Tuchmacher war gefallen, die übrigen 3000 verließen mit dem Kaiser Afrika und zogen heim. Bei der Verabschiedung wendete sich Kaiser Karl V. an sie und sagte: „Gesellen, Ihr habt mir ein Königreich erobert, dafür sollt Ihr auch königliche Zeichen tragen[illegible] Auf dem Heimwege hatte ihnen der Herzog von Burgund mit 9000 Mann [illegible] verlegt; die Tuchmacher



Tod des Herzogs Moriz von Sachsen. (Seite 286.)

ganz zu unterwerfen. Im Spätherbst 1525 kehrte er von diese
der allein schon seinen Namen berühmt gemacht haben würde,
volle Abglanz abenteuerlichen Ritterthums liegt. Vielfach als
Darstellung gewählt, bildet diese Fahrt nach Tunis auch den
lesenen Heldengedichtes „Tunisias" von Erzbischof Ladislaus P

Es erübrigt hier noch, jener Wackeren zu erwähnen, we
Zug nach Tunis mitmachten und sich da hohe Ehre erwarben

Die älteste Zunft, welche bereits im Jahre 1153 in
genannt wird, ist die der Tuchmacher; sie wurde von de
Leopold und Friedrich mit besonderen Freiheiten und R
Kaiser Friedrich II. im Jahre 1288 erneuerte. Ihre Verk
jenen Häusern, welche heute in Wien die Straße „Tuchlauben
sogenannten „Lauben" (gewölbten Bogengängen), wie sie n
verschiedenen Kronländer häufig, in Wien unter der modernen L
an den prächtigen Neubauten zu sehen sind. Die Eigenthümer
„Laubenherren" und erhielten erst im Jahre 1528 von Kön
Erlaubniß, auch an anderen Orten der Stadt als unter den
ihre Waaren verkaufen zu dürfen.

Einige Jahre später zeichneten sich die deutschen Tuchma
Wiener, aus. Als nämlich im Jahre 1535 Kaiser Karl V.
Spaniern und Deutschen zusammengesetzten Heere durch Bur
Afrika zog, bestand das ihn begleitende Leibregiment aus lau
Tuchmachern, welche sich freiwillig, zum Danke für die Vorr
hatten. Ihre Anzahl betrug 4000; sie trugen keinen Helm u
eigenes Waffentuch, welches der Tuchmacher Ostermann in
hatte, das fester als der jetzt verwendete Hutfilz war — es be
— und aus dem auch die Beinkleider, Wämser und Barette
war gleichförmig roth, weshalb das Regiment „die deut
genannt wurde. Auch ihre Tapferkeit entsprach dem Charakter
mit ihrer einzigen Waffe, einem klafterlangen zweischneidigen
berg" genannt, weil die Schärfe an beiden Seiten well
und einer Flamme ähnlich erschien — standen sie im Schl
in welches sie die feindliche Reiterei einließen und dieselbe,
Händen handhabend (als Biedenhander), bis auf den letzten M
Seite 273.)

Bei Goletta kämpften sie durch zwei Stunden mit so
den Sieg des Treffens entschieden. Der Tuchmachergeselle Jos
in Baiern, in Wien conditionirend, ein Mann von riesiger G
Stärke, tödtete allein dreiundzwanzig Reiter. Zu den glänzend
an dem die Wiener Tuchmachergesellen, an ihrer Spitze der vo
geringen Antheil hatten, gehörte nebst Goletta's Fall noch d
(24. Juni). Ein Viertel der wackeren Tuchmacher war gefallen
ließen mit dem Kaiser Afrika und zogen heim. Bei der Ver
Kaiser Karl V. an sie und sagte: „Gesellen, Ihr habt mir e
dafür sollt Ihr auch königliche Zeichen tragen!" Auf de
der Herzog von Burgund mit 9000 Mann den Weg



War auch König Ferdinand I durch Unruhen in Böhmen verhindert, de
kaiserlichen Bruder ausgiebige Kriegshilfe zu leisten, so hatte Karl es verstanden,
ehrgeizigen Herzog Moriz von Sachsen auf seine Seite zu ziehen. Im An
April sammelte der Kaiser bei Eger sein Heer, drang dann in forcirten Märsche
an die Elbe vor und schlug am 24. April 1547 die Schlacht bei Mühlb
welche dem „Schmalkaldener Bunde" ein Ende machte. Es war dies eigentlich k
Schlacht, denn dem kaiserlichen Angriff kam fast die Flucht des protestantischen He
zuvor, so daß Karl V. wirklich recht hatte, als er, frei nach Cäsar, sagte: „Ich k
ich sah, und Gott siegte!" Und in der überschwänglichen Manier jener Zeit bericht
katholische Schriftsteller, Gott habe die Dauer dieses Tages verlängert, um die vo
Vernichtung der Ketzer zu ermöglichen.

Hier möge einer Episode gedacht werden, die dem Andenken einer muth
Dame gilt — Gräfin Katharina von Schwarzburg, geborne Fürstin von Henne
Das Frühstück, welches der spanische Feldherr Ferdinand Alvarez von Toledo, H
von Alba (geb. 1508, gest. 1582), auf ihrem Schlosse einnahm und bei welche
den gefürchteten Feldherrn zu erschüttern wußte, verschaffte ihr den Beinamen
Heldenmüthige".

Als Kaiser Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge
Franken und auch nach Thüringen kam, wirkte die edle Landesfürstin einen Schu
bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee
leiden sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmitte
Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Trupp
versorgen.

Mittlerweile näherte sich der spanische Feldherr Alba, vom Herzog Hei
von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bittet sich
einen Boten, den er vorausschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg-Rudol
auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, noch dazu an der
eines Kriegsheeres gethan, konnte wohl nicht abgeschlagen werden, und so w
Antwort: „Man würde geben, was das Haus vermöchte, Seine Excellenz möge k
und vorlieb nehmen." Zugleich unterließ man nicht, des Schutzbriefes noch einn
gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben a
Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine wohlbesetzte Tafel erwarten Herzog
auf dem Schlosse. Da ruft ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale. Es wir
gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt geb
und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Ueber diese Wortbrüchigkeit ent
doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Diener
sich schnell und still zu bewaffnen und die Pforten des Schlosses zu verriegeln.
begibt sie sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten bei Tische sitzen.

Hier klagt sie in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht w
und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort respectire. Man erwiderte ih
Lachen, daß es nun einmal Kriegsbrauch sei, und daß bei einem Durchmar
„kleine Unfälle" nicht zu verhüten stünden. Die Gräfin erwiderte jedoch aufgeb
„Ei, das wollen wir doch sehen! Meinen armen Unterthanen muß das Ihre w
oder bei Gott!" — hier wurde ihre Stimme drohend — „Euer Blut für C
blut!"

Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie den Saal, der in wenigen Augenblicken r Bewaffneten erfüllt war, die mit dem Schwerte in der Hand, jedoch sehr ehr-rtig, sich hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten.

Bei dem Eintritt der kampflustigen Schaar wechselte selbst Herzog Alba die rbe. Stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee und rgeben von einer handfesten, überlegenen Mannschaft, blieb wenig übrig, als sich in Duld zu fassen und, auf jede Bedingung hin, die beleidigte Dame zu versöhnen. erzog Heinrich von Braunschweig sammelte sich zuerst, brach in ein lautes elächter aus und zog den Vorgang ins Lustige, indem er der Gräfin eine Lobrede er ihre landesmütterliche Sorgfalt und über ihre Entschlossenheit hielt, welche sie wiesen. Er versprach auch, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sei, zu rmögen, und brachte es durch seinen Zuspruch wirklich dahin, daß dieser augenblicklich inen Armeebefehl ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder urückzustellen.

Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe des geraubten Viehes icher war, dankte sie ihren Gästen, die sehr höflich Abschied nahmen. So hatte sich die entschlossene Landesfürstin zu dem Beinamen der „Heldenmüthigen“ wohl noch ein nicht minder schönes Verdienst erworben, das einer „Mutter ihres Volkes“.

Kurfürst Johann Friedrich fiel nach tapferer Gegenwehr in Gefangenschaft, die eben keine glimpfliche war, da man ihn auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, eine Tafel mit der kaiserlichen Achterklärung auf der Brust, herumführen ließ. Landgraf Philipp, der nach seinen Worten, „daß nun jeder Fuchs selbst für seinen Schweif sorgen müsse“, sich dem Kaiser unterwarf, wurde gleichfalls als Gefangener behandelt und mußte erwarten, daß es ihm so gehe wie Johann Friedrich, der noch im Mai die Kurwürde an seinen Vetter Moriz abtreten mußte, womit dieser den ersten Schritt zur Verwirklichung seiner sorgfältig verhüllten Pläne gemacht hatte.

Nun stand des Kaisers Macht auf dem Gipfelpunkt, und er glaubte den Moment gekommen, wo er die Geister in die seiner Ueberzeugung entsprechende Bahn drängen konnte.

Der für den September 1547 ausgeschriebene Reichstag zu Augsburg wurde ganz passend der „geharnischte“ genannt, denn rings um die Stadt Augsburg stand die kaiserliche Kriegsmacht. Sogar seinen Lieblingsplan, die kaiserliche Würde in seinem Hause erblich zu machen und mit Uebergehung seines schon zum römischen König gewählten Bruders Ferdinand seinem Sohn Philipp zuzuwenden, ließ der Kaiser zurücktreten vor dem Bestreben, die kirchlichen Verhältnisse in seinem Sinne zu ordnen. Dieser stimmte aber durchaus nicht mit den Absichten der strengkirchlichen Partei überein, und als der Papst das Concil von Trient nach Bologna verlegte, erklärte Karl V. dessen Beschlüsse für ungiltig und nahm über des Papstes Kopf weg die Beilegung der kirchlichen Wirren in die Hand. So kam mit Zustimmung der einge-schüchterten Reichsstände das „Augsburger Interim“ zustande, das auf die bedingungslose Rückkehr der Evangelischen zur katholischen Kirche verzichtete und ein ziemlich confuses Mittelding aufstellte, das niemand befriedigte. Die Katholiken murrten über die gemachten Zugeständnisse, die Protestanten hegten den Verdacht, es sei dies nur eine Etappe auf dem Weg zur zwangsweisen Katholisirung, und schließlich behielt auch der Volkswitz Recht, wenn er verselte:

„Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm!“

War auch König Ferdinand I durch Unruhen in Böhmen verhinder
kaiserlichen Bruder ausgiebige Kriegshilfe zu leisten, so hatte Karl es verstan
ehrgeizigen Herzog Moriz von Sachsen auf seine Seite zu ziehen. Im
April sammelte der Kaiser bei Eger sein Heer, drang dann in forcirten Mär
an die Elbe vor und schlug am 24. April 1547 die Schlacht bei Mü
welche dem „Schmalkaldener Bunde“ ein Ende machte. Es war dies eigentl
Schlacht, denn dem kaiserlichen Angriff kam fast die Flucht des protestantische
zuvor, so daß Karl V. wirklich recht hatte, als er, frei nach Cäsar, sagte: „
ich sah, und Gott siegte!“ Und in der überschwänglichen Manier jener Zeit b
katholische Schriftsteller, Gott habe die Dauer dieses Tages verlängert, um di
Vernichtung der Ketzer zu ermöglichen.

Hier möge einer Episode gedacht werden, die dem Andenken einer
Dame gilt — Gräfin Katharina von Schwarzburg, geborne Fürstin von He
Das Frühstück, welches der spanische Feldherr Ferdinand Alvarez von Toledo
von Alba (geb. 1508, gest. 1582), auf ihrem Schlosse einnahm und bei we
den gefürchteten Feldherrn zu erschüttern wußte, verschaffte ihr den Beinam
Heldenmüthige“.

Als Kaiser Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zu
Franken und auch nach Thüringen kam, wirkte die edle Landesfürstin einen S
bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee
leiden sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmi
Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Tru
versorgen.

Mittlerweile näherte sich der spanische Feldherr Alba, vom Herzog H
von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bittet f
einen Boten, den er vorausschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg-Rud
auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, noch dazu an d
eines Kriegsheeres gethan, konnte wohl nicht abgeschlagen werden, und so
Antwort: „Man würde geben, was das Haus vermöchte, Seine Excellenz möge
und vorlieb nehmen.“ Zugleich unterließ man nicht, des Schutzbriefes noch e
gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben
Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine wohlbesetzte Tafel erwarten Herzo
auf dem Schlosse. Da ruft ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale. Es
gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt
und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Ueber diese Wortbrüchigkeit
doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Die
sich schnell und still zu bewaffnen und die Pforten des Schlosses zu verriege
begibt sie sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten bei Tische sitzen.

Hier klagt sie in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbrach
und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort respectire. Man erwiderte
Lachen, daß es nun einmal Kriegsbrauch sei, und daß bei einem Durchm
„kleine Unfälle“ nicht zu verhüten stünden. Die Gräfin erwiderte jedoch auf
„Ei, das wollen wir doch sehen! Meinen armen Unterthanen muß das
oder bei Gott!“ — hier wurde ihre Stimme drohend — „Euer Blut
blut!“

[illegible] den fast schon errungenen Sieg, und im ganzen französischen Heer
kamen nun frei. Nur der König selbst war anderer Meinung, und die Ver
über diese Zurücksetzung nicht aufbrauste, sondern sie still und kühl hinnahm, m
das Mißtrauen des Königs noch mehr, so daß dieser einst vor den übrigen Herr
das Sprichwort: „Stille Wasser sind tief", auf ihn anwendete.

Auch in dem Krieg um das Königreich [illegible] stritt diesmal der Herzog
Bourbon glücklich, und als nach der „Sporenschlacht" bei Guinegate (1514) F
welche Sache hoffnungslos erschien, mußte sich Ludwig XII. doch lange verweh
allgemeinen Stimme gemäß, dem Herzog von Bourbon das Commando an
trauen, der zwar rasch eine neue Kriegsmacht schuf, aber durch den Friedensschl
verhindert wurde, sie zu gebrauchen.

Als nach dem plötzlichen Tod Ludwigs XII. der bisherige Herzog
Angoulême als Franz I. den französischen Thron bestieg, schien der Ster
Herzogs von Bourbon im Zenith zu stehen. Franz I. selbst tapfer, heiter
chevaleresk und ein bischen leichtfertig, kurz ein echt französischer Herrscher, wa
sehr zugethan und hatte hohe Achtung vor seinem ernsteren Wesen und seinen m
rischen Fähigkeiten. Eine seiner ersten Handlungen war die Uebertragung der W
eines Connetable von Frankreich, des Oberbefehlshabers der Armee im Krieg
Frieden, an Karl von Bourbon. Als der König ihm die Abzeichen der
Würde übergab, umarmte er ihn und sagte: „In diesem Degen vertraue ich I
mein Glück und meine Ehre und fürchte nichts. Treten Sie in die Fußstapfen
Ahnen." Und wie ganz anders sollte das Schicksal sie Beide leiten, bis sie si
Feinde gegenüberstanden.

Mit allen Kräften widmete sich Karl von Bourbon seinen Pflichten
führte eine völlige Neugestaltung des französischen Heeres durch. Die von ihm erla
Reglements sind von echt militärischer Klarheit und Bestimmtheit, die sonst m
viel späteren Kriegsregeln zu vermissen ist.

Als Franz I. mit einem Heer von 60.000 Mann nach Italien aufbrach,
Karl von Bourbon der eigentliche Feldherr. Er ließ, als die Schweizertr
des Papstes alle Pässe über das Gebirge besetzt hielten, über Barcellonetta eine
Straße anlegen und von 3000 Pionnieren Felsen sprengen, Flüsse und Abgr
überbrücken, das Geschütz mit Maschinen über die Berge schaffen und stand nach
tägigen Mühen schon auf italienischem Boden, als der Führer der Schweizer, Pr
Colonna, noch immer fest überzeugt war, ihm den Uebertritt schon an der Sch
wehren zu können. Er hatte sich gerühmt, die Franzosen zu fangen, „wie Vöglei
Bauer", und wurde selbst überrascht, als er sorglos bei der Tafel saß.

Bei Marignano (13. September 1515) kam es zum Kampf mit dem päpstl
Heere, das beinahe nur aus Schweizer Söldnern, dieser über Alles gefürchteten Tr
bestand. Zwei Tage tobte der Kampf, allein trotz der Hartnäckigkeit, mit welcher
Schweizer stritten, siegte die Kriegskunst Bourbon's, der trotz aller persönl
Tapferkeit keine Wendung der Schlacht übersah und jeden Umstand ausnützte.
Schlacht brach den Nimbus der Schweizertruppen, sie kostete aber auch den Fran
schwere Opfer; auch der einzige Bruder Bourbon's, Franz Herzog von Chatellera
war unter den Todten. Nach der Schlacht ließ sich König Franz I., dessen Tapfe
sich glänzend bewährt hatte, von Bayard zum Ritter schlagen und feierte e
festlichen Einzug in Mailand, das nun seine Thore öffnen mußte.

Unter den schwierigsten Verhältnissen führte der Herzog von Bourbon das Commando in der Lombardei und war im Begriffe, nach dem durch Geldmangel erzwungenen Rückzug der vom Kaiser Maximilian selbst geführten Armee zur Eroberung von Neapel nach dem Süden aufzubrechen, als er vom König nach Frankreich rückbe-



Franz von Sickingen. (Seite 296.)

rufen wurde. Welche Motive dabei thätig waren, ist nicht ganz klar; wahrscheinlich hat die von Schmeichlern geweckte Eifersucht Franz I. auf den Kriegsruhm des Connetable dabei mitgewirkt. Es ist auch sehr möglich, daß die Königin Louise, Witwe Ludwig's XII., welche eine Leidenschaft für den Herzog von Bourbon gefaßt

hatte, das Unbehagen des Königs klug benützte, um den geliebten Mann in ihre Nähe zu bringen. Auf jeden Fall haben wir in dieser Rückberufung, welche den Connetable nicht ohne Grund kränkte, den Ausgangspunkt des späteren unheilbaren Bruches zu sehen.

Der Herzog von Bourbon folgte dem Befehl, kehrte nach Frankreich zurück, blieb aber nicht am Hof, sondern zog sich auf sein Schloß zu Moulins zurück, wo seine Gattin weilte. Wahrscheinlich hatte er Annäherungen der Königin zurückgewiesen, denn von nun an spielten die Intriguen gegen ihn, zu welchen Louise von Savoyen in dem Kanzler Anton Duprat, den ein gleichzeitiger Schriftsteller den „verabscheuungswürdigsten Menschen" nennt, im Marschall Kaspar I. Coligny von Chatillon und dem später bei Pavia gefallenen Admiral Wilhelm Gouffier von Bonnivet gefügige Werkzeuge fand. Franz I. war zu sorglos und zu schwach, um solchen Machinationen zu begegnen, sondern ließ es zu, daß der Connetable nicht allein durch die Rückweisung seiner Forderungen gekränkt, sondern daß ihm auch alle seine Bezüge eingestellt wurden.

Karl von Bourbon nahm diese Benachtheiligungen kalt hin und rächte sich in seiner Weise. Als sich der König zur Taufe seines Sohnes einfand, entfaltete Bourbon mehr Pracht als der Hof selbst; eine Reihe glänzender Festlichkeiten wurde abgehalten, die Zahl der Gäste war so groß, daß Zelte aufgeschlagen werden mußten, und das Gefolge des Herzogs bestand aus 500 Edelleuten, die in Sammt gekleidet waren und dreifache Goldketten um den Hals trugen. Der König, aufgestachelt von Zwischenträgern, empfand diesen mehr als königlichen Aufwand wie eine Demüthigung, und so wurde die Kluft stets weiter.

Bei dieser Sachlage war der Tod seiner Gattin (1521) ein doppeltes Unglück für den Herzog, da er dadurch in mehr als einer Richtung neuen Intriguen ausgesetzt war. Schon durch diesen Verlust verdüstert, traf ihn ein empfindlicher Schlag, als der König ihm beim Ausbruche des Krieges mit dem jungen Kaiser Karl V., obwohl er 6000 Mann Fußvolk und 800 Reiter zuführte, doch kein Commando anvertraute, wenn er ihm auch die Connetablewürde nicht ausdrücklich nahm.

Ein neuer Angriff seiner Feinde traf ihn, indem man ihm die Erbschaft seiner Gattin bestritt, obwohl ihn dieselbe förmlich dazu bestimmt hatte. Königin Louise selbst machte darauf Ansprüche und überließ ihm die Wahl des Gerichtes, bei welchem sie die Sache anhängig machen solle — ein deutlicher Wink, daß die Entscheidung in seiner eigenen Hand liege. Aber Bourbon erwiderte trocken: „Zu sehr von seinem Rechte überzeugt, fürchte er kein Tribunal. Das Parlament (der oberste Gerichtshof in Paris) möge entscheiden. Wenn gesunder Menschenverstand und Rechtschaffenheit bei den Mitgliedern desselben anzutreffen wären, so könne er nie verlieren." Und als man ihm andeutete, die Königin sähe seiner Bewerbung um ihre Hand entgegen, erwiderte Bourbon, der von einer am damaligen französischen Hof lächerlich erscheinenden Sittenstrenge war, mit etwas unnöthiger Schroffheit: „Meine Ehre ist mir viel zu lieb, um mein Bett mit einem sittenlosen Weibe zu theilen!"

Diese unvorsichtige Aeußerung, natürlich sofort der Königin hinterbracht, ließ deren Leidenschaft nach anderer Richtung als bisher aufflammen, und unter ihrem Betreiben nahmen die Dinge einen rapiden Verlauf. Der Proceß wurde gegen Bourbon und für den König entschieden, der auf den Rath seiner Mutter als Kläger gegen sie und Bourbon aufgetreten war. Dessen Bewerbung um die Hand

einer Schwester des Königs, Renata, die ihm geneigt war, wurde mit der spöttischen Begründung abgewiesen, der Antrag eines Mannes, mit dessen Habe es so mißlich stünde, sei nicht so, daß man ihn annehmen könne.

Von dieser Stunde an war Bourbon's Entschluß gefaßt, den man unter solchen Umständen gewiß entschuldbar finden wird, wenn er auch stets als ein Fleck auf dem Bilde dieses außerordentlichen Mannes betrachtet werden muß. Durch die Gräfin von Roeux trat er mit Karl V. in Verbindung, der natürlich höchst erfreut war, einen solchen Mann zu gewinnen und dem Gegner doppelt dadurch zu schaden, daß er ihm denselben abwendig mache.

Der Kaiser ließ ihm die glänzendsten Anerbietungen machen, und ein vollständiger Feldzugsplan wurde vereinbart, der einen Doppelangriff des Kaisers und des Königs von England zur Voraussetzung hatte, dem sich der Herzog von Bourbon mit 5000 Mann Fußvolk und 300 Reitern vom Herzen Frankreichs aus anschließen sollte.

So geheim aber diese Unterhandlungen auch betrieben wurden, erfuhr doch der König davon und suchte Bourbon wieder für sich zu gewinnen. Aber dieser war zu tief gekränkt und wußte den König zu täuschen, so daß sich dieser mit einem schriftlichen Versprechen der Treue begnügte. Bald aber gewahrte der Herzog, daß er scharf beobachtet wurde und er entschloß sich dazu, die ihm aufgetragene Reise zu dem nach Italien stehenden Heer zur Flucht zu benützen.

In Lapalice stellte er sich krank und wußte den ihm beigegebenen Aufpasser zu entfernen; von hier aus setzte er dann seine Flucht in das Werk, die von tausend Gefahren begleitet war, bis er die Rhone überschreiten konnte und in Besançon in Sicherheit war. Hunderttausend Livres, welche treue Diener ihm retteten, waren der Rest des riesigen Vermögens, das er in seinem Vaterland besessen hatte. Nun erst wußte Franz I. den ganzen Verlust und die ganze Gefahr zu schätzen, welche ihm durch den Abfall dieses Mannes drohten; er ließ dem Herzog Rückgabe aller Güter, Auszahlung seiner Forderungen und völlige Straflosigkeit anbieten. Aber Karl von Bourbon hatte zu bittere Erfahrungen gemacht und entgegnete: „Wie könnte ich glauben, daß man dem Verbrecher gewährt, was man dem Verdienst verweigerte.“

Im Herbst 1523 brach ein 40.000 Mann starkes französisches Heer unter Bonnivet und Bayard in Italien ein, das bis an den Tessin vordrang. Hier erst trat ihm eine deutsch-spanische Armee entgegen, in dessen Führung sich Pescara, Lamboy, Urbieno und der zum Generallieutenant des Kaisers ernannte Herzog von Bourbon theilten, wobei übrigens der letztere bald den thatsächlichen Oberbefehl inne hatte. Bonnivet bezog mit seinem bedeutend stärkeren Heer wiederholt befestigte Lager, in der Hoffnung, die angreifenden Kaiserlichen durch den doppelten Vortheil der Uebermacht und der Stellung zu schlagen. Aber Bourbon vermied jeden directen Angriff und schnitt ihm jede Zufuhr ab, so daß Bonnivet wiederholt genöthigt war, sein Lager zu wechseln, und ermüdete die Franzosen durch fortwährende Neckereien und kleinere Gefechte. So wurde das Heer Bonnivet's durch kluge Manöver gezwungen, zurückzuweichen, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre. Der Herzog von Bourbon war einer der ersten Feldherren, welche nach den Grundsätzen der modernen Strategie verfuhren, die nicht blos im blinden D'rauflosgehen, sondern auch durch klugberechnete Märsche und Stellungen den Sieg vorzubereiten und zu erringen sucht.

Der Abfall der Schweizer, welche erklärt hatten, nicht im französischen Lager Hungers sterben zu wollen, nöthigte Bonnivet, an den Rückzug nach Frankreich zu

[illegible] Bourbon, der [illegible], mit seinem alten Widersacher [illegible] zu werden, [illegible] an der [illegible] Romagnano, kam es zur Schlacht, die trotz aller Tapferkeit mit einer Niederlage der Franzosen endete. Hier starb der berühmte Bayard, der den Rückzug deckte. Als das feindliche Heer eine Brücke passirt hatte, traf ihn der Tod durch eine Büchsenkugel, die ihm das Rückgrat zerschmetterte. Das Gesicht gegen den Feind gewendet, ließ er sich an einen Baum legen. Da kam Bourbon angesprengt, stieg aber beim Anblick seines Freundes und Lehrers ab. „Wie sehr bedauere ich Euch, Bayard", sagte er erschüttert, mußte aber aus dem Munde des Sterbenden die bittere Entgegnung vernehmen: „Nicht ich bin zu bedauern, Prinz, denn ich sterbe als rechtschaffener Krieger, wohl aber Ihr, weil Ihr die Waffen gegen Euren König und Euer Land ergriffen habt."

Nicht zufrieden damit, die Franzosen aus Italien vertrieben zu haben, überstieg Bourbon mit Zustimmung des Kaisers die Alpen und drang bis nach Marseille vor, das er belagerte. Aber sein Heer von [illegible] Mann war für ein solches Unternehmen zu schwach, zumal man in Marseille den entschlossensten Widerstand leistete. Als endlich eine Bresche in die erste Mauer gelegt war und man zum Sturm schreiten wollte, zeigte sich, daß dahinter schon neue Befestigungen angelegt waren. „Sie sehen, meine Herren", sagte Pescara im Kriegsrath, „daß man dort schon für die Stürmenden den Tisch gedeckt hat. Wer im Paradiese speisen will, mag es thun, ich selbst habe jetzt allen Appetit verloren."

Unter diesen Umständen und beim Herannahen eines französischen Heeres von 40000 Mann, das der König selbst führte, mußte der Rückzug angetreten werden, welchen Bourbon längs der Küste so meisterhaft ausführte, daß er seine sämmtlichen Geschütze rettete.

Franz I. drang wieder nach Italien vor, eroberte Mailand, ließ sich aber, statt energisch vorzugehen, durch die Belagerung von Pavia aufhalten. In der daselbst am 24. Februar 1525 geschlagenen Schlacht, die wir schon geschildert haben, wurde das französische Heer vernichtet und der König selbst gefangen. (Siehe das Bild.)

Zum Lohne für die bisher geleisteten Dienste erhielt Karl von Bourbon zu Madrid vom Kaiser die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand, wohin er 1526 zurückkehrte, um die letzten Reste der päpstlichen und venetianischen Truppen und den bisherigen Herrscher Franz Sforza zu vertreiben.

Seines Vermögens noch immer beraubt, mußte Bourbon, um die ihm unentbehrlichen Truppen zu besolden, zu harten Maßregeln greifen, die das Volk gegen seine Herrschaft erbitterten. In dieser Lage sah er sich im Beginne des Jahres 1527 einer mächtigen Coalition gegenüber, welcher Mittel-Italien, der Papst und Frankreich angehörten. Sein Hilferuf nach Deutschland verhallte nicht ungehört, denn sein Kampfgenosse Frundsberg, den er stets seinen Vater nannte, führte ihm ein ansehnliches Heer deutscher Lanzknechte zu, mit welchem verstärkt er über eine Macht von 20.000 Kriegern gebot. Bourbon hätte seine Waffen vielleicht lieber gegen Frankreich gekehrt, aber er mußte dem ungestümen Wunsch der Soldaten, gegen Rom geführt zu werden, nachgeben und trat im Februar 1527 den Marsch über die eisbedeckten Apenninen an. In welcher Weise dieser Feldzug durch die Geldverlegenheiten und die dadurch hervorgerufene Unbotmäßigkeit der spanischen Söldner und deutschen Lanzknechte beeinflußt wurde, haben wir bereits erzählt. Kosteten diese Scenen der Empörung dem Heer doch den kriegserfahrenen und alten Lanzknechtsvater Frundsberg!

Durch das ungestüme Begehren seiner Soldaten vorwärts gedrängt, näherte sich Bourbon Rom immer mehr, obwohl er einen Ausgleich mit dem Papste wünschte, der ihm gestattet hätte, das Heer zu befriedigen. Ließ er doch nach Rom melden, daß ihn nur die Nothwendigkeit, das Heer beisammen zu halten, vorwärts treibe, weil es nur so möglich sei, es im Zaum zu halten. Er rathe dringend, der Papst möge seine Schätze nicht schonen, um das Ungewitter abzulenken, das gegen Rom heranziehe.

Clemens VII., der bisher unterhandelt und Versprechungen gemacht hatte, antwortete damit, daß er den Bannstrahl gegen Bourbon und sein Heer schleuderte. Nun war kein Halten mehr, und der Marsch wurde so beschleunigt, daß man vierzig Miglien an einem Tag zurücklegte. Am Abend des 5. Mai 1527 stand Bourbon's Heer vor den Mauern Roms, das auf keinen nachhaltigen Widerstand vorbereitet war, weil man den Feind noch in Toscana vermuthet hätte.

Noch einmal suchte Karl von Bourbon einen Weg, um Rom zu schonen, er begehrte eine angemessene Summe zur Befriedigung seiner Soldaten und freien Durchzug nach Neapel. Aber Clemens VII. lehnte dies ab, im Vertrauen auf die rasch getroffenen Vertheidigungs-Anstalten und ein sich nahendes päpstlich-französisches Heer. So blieb denn, um sich aus einer nach jeder Richtung bedenklichen Lage zu befreien, dem Herzog nichts übrig, als den Sturm auf Rom anzuordnen.

Am Morgen des 6. Mai traf Bourbon seine Anordnungen, nachdem er seine Soldaten für den Fall des Sieges zur Mäßigung ermahnt und eine Ahnung seines nahen Todes ausgesprochen hatte. Er theilte sein Heer in drei Haufen, deren mittelsten er selbst zum Sturm gegen die Vorstadt Viterbo führte. Ueber seine Rüstung hatte er einen weißen Wappenrock gezogen, um weithin gesehen zu werden. Von dichtem Nebel begünstigt, führte der Herzog seine Schaaren bis nahe an die Mauern, so daß der erste Blick der Vertheidiger beim Durchdringen der Sonne auf das in unmittelbarer Nähe stehende feindliche Heer fiel. Dies erschreckte Viele so, daß sie über die Mauern sprangen, um sich zu retten. Karl von Bourbon vermuthete einen Ausfall und ließ zum Angriff blasen, worauf jene Flüchtlinge wieder umkehrten, um durch eine kleine Bresche in die Stadt zurückzugelangen.

„Auf! meine Freunde!“ rief Bourbon, „der Himmel selbst zeigt uns den Weg des Sieges!“ und damit stürmte er den Seinen voran. Einem Nebenmann die Leiter aus der Hand reißend, legt er diese an, steigt hinauf und ist, die Pike in der Hand, im Begriffe, sich über die Mauer zu schwingen, als ihn eine, angeblich von dem berühmten Bildhauer und Goldschmied Benvenuto Cellini abgeschossene Flintenkugel tödlich trifft und er in den Graben hinabstürzt. Von einem seiner Hauptleute in einen Mantel gehüllt, stirbt Herzog Karl von Bourbon, während seine Soldaten die ewige Stadt erstürmen, über deren Mauern Kampfgetöse und Schreckensgeschrei heraustönt.

Als nach mehreren Tagen sich die Wuth der Soldateska gelegt hatte und der Tod des Herzogs allgemein bekannt wurde, eilte jeder in die Kirche, wo sein Leichnam aufgebahrt war, und aus den Augen der wilden Krieger, die eben noch gewüthet hatten, liefen bittere Thränen beim Anblick des Feldherrn, dessen Ernst und Tapferkeit sie so oft zum Sieg geführt hatte.

Karl V. war tief erschüttert durch den Verlust dieses Feldherrn und ließ ihm in der Capelle zu Gaeta, wo er begraben wurde, ein prachtvolles Denkmal errichten. Daß man in Frankreich anders dachte, wo der Pöbel des Herzogs Palast in Paris

mit gelber Farbe anstrich, zum Zeichen, daß er als Verräther gestorben sei, ist am Ende begreiflich, obwohl man hätte einsehen können, wie viel man selbst dazu beitrug, um einen solchen Mann zum Feind seines Vaterlandes zu machen. Als Karl V. im Frieden zu Cambray zur Bedingung machte, daß die den Herzog von Bourbon schmähende Sentenz aufgehoben, sein Andenken wieder hergestellt und seine Güter der Familie zurückgegeben werden, fügte sich der französische Hof zwar, aber nach gewohnter Weise vollzog man nur einen Theil.

## Georg von Frundsberg.

Unter den älteren österreichischen Heerführern genoß zu seinen Lebzeiten und noch später keiner solche Popularität wie Herr Jörg Frundsberg, den die Lanzknechte ihren „Vater" nannten, während die Schweizer, die ihn allerdings von seiner schlimmsten, aber tüchtigsten Seite kennen lernten, von ihm als dem „Leutefresser" sprachen. Eine spätere Zeit hat ihn „Oesterreich's Bayard" genannt, um den hohen Kriegsruhm, die furchtlose Tapferkeit und die unentwegte Treue dieses Mannes mit dem Maße eines seiner berühmtesten Zeitgenossen zu messen.

Georg von Frundsberg (Bild Seite 217) wurde am 24. September 1473 zu Mindelheim in Schwaben, als Sprosse eines alten Adelsgeschlechtes, das auch als Fronsberg, Freundsberg genannt wird, geboren. Man leitet die Abstammung des Geschlechtes von einer gleichnamigen Burg im Innthal zwischen Schwaz und Innsbruck her, deren Trümmer erst im vorigen Jahrhundert vollends verschwanden, oder von einer am Züricher See liegenden Schloßruine.

Eigene Neigung, körperliche Anlage und die Stellung seines Vaters Ulrich als Hauptmann des schwäbischen Bundes wirkten zusammen, daß Junker Jörg für das Waffenhandwerk bestimmt wurde. Er oblag den vorbereitenden Studien eifrig und erwarb sich eine von gewaltiger Körperanlage unterstützte seltene Gewandtheit in der Waffenführung und allen Uebungen. Man erzählt von ihm, daß er die schwersten Karthaunen durch einen Druck seiner Achseln von der Stelle schieben konnte, ein laufendes Pferd hielt er am Zügel an und mit dem Mittelfinger der rechten Hand stieß er einen kräftigen, schwer gerüsteten Mann von der Stelle. Das waren Eigenschaften, die in jener Zeit des Ueberganges dem Mann noch immer als großer Vorzug angerechnet wurden. Aber Frundsberg war auch der neuen Richtung nicht fremd, er wußte, so gut man es von einem damaligen Kriegsmann verlangen konnte, die Feder zu führen, war ein Freund der Musik und Dichtkunst, reimte sich wohl selbst ein lustiges Sprüchlein zusammen und schließlich war er — was ihm zum besonderen Lobe gereicht — bei wahrer echter Frömmigkeit und Gottvertrauen, von einer gerade in seiner Zeit seltenen Vorurtheilslosigkeit und Duldsamkeit.

Siebzehn Jahre alt, zog Frundsberg mit dem schwäbischen Bund in den ersten Krieg, als es galt, Herzog Albrecht den Weisen von Baiern zur Herausgabe der Reichsstadt Regensburg zu zwingen. Es war ein leichter Sieg, der in ihm so viel Freude am Waffenhandwerk erweckte, daß er „ymmer luft und Begierd zu kriegen" bekommen.

Sein nächster Kriegszug führte ihn nach Flandern, und 1499 lernte er im Kampfe gegen die Eidgenossen deren Gefechtsweise kennen und den Werth eines tüchtig geschulten, an Zusammenwirken und Disciplin gewöhnten Fußvolkes schätzen.

In der bairischen Erbfolgefehde focht Frundsberg unter der Reichsfahne und that sich in der Schlacht bei Regensburg (1504) so hervor, daß er auf dem Schlachtfelde von Kaiser Max zum Ritter geschlagen wurde.

Im nächsten Jahre finden wir Georg von Frundsberg in Lanzknechtsrüstung in den Niederlanden, und von nun an ist sein Name unlösbar mit des Kaisers Dienst und mit den Lanzknechten verbunden, an deren Organisation und Ausbildung er so großen Antheil hatte, daß man ihn neben Kaiser Maximilian I. als deren Schöpfer nennt.

In dem langwierigen, aber ziemlich unfruchtbaren Krieg der Liga von Cambray erprobte sich das neue kaiserliche Fußvolk zum erstenmale im Kampf mit den Venetianern und Franzosen. Als Hauptmann eines „Haufens" Lanzknechte focht Frundsberg in Oberitalien, eroberte bei Bologna die ganze Artillerie der Venetianer und des Papstes und drang bis nach Ravenna vor. Nach Lösung der Liga verschmähte es Frundsberg, gleich anderen Lanzknechtsführern, in gold- und ehrenverheißende fremde Dienste zu treten, und so finden wir ihn 1512 als Obersten des zur Wahrung des Landfriedens einberufenen Tiroler Aufgebotes.

Aber 1513 entbrannte der Kampf in Italien bei veränderter Gruppirung der Mächte von Neuem, und wir finden unseren Helden gegen Venetianer und Franzosen im Felde, wobei der berühmte Ulrich von Hutten als gewöhnlicher Söldner unter seinen Lanzknechten diente. Hier war es, wo Frundsberg durch den unter den schwierigsten Verhältnissen errungenen Sieg von Creazzo (7. October 1513) den Hohn des venetianischen Feldherrn d'Alviano strafte, indem er mit seinen „nackten Knaben" das „vom Scheitel bis zur Ferse in Eisen gehüllte welsche Volk" auseinander sprengte.

Die Eroberung von Este und Rovigo fiel in das nächste Jahr, und Frundsberg stand in dem mit Prosper Colonna erstürmten Verona, als der Feldzug nach dem Abzug des Kaisers eine ungünstige Wendung zu nehmen schien. Franzosen und Venetianer rückten vor Verona und machten unter Odet de Frio de Lautrec und Johann Jakob von Trivulzio die größten Anstrengungen, um sich dieses schon damals wichtigen Waffenplatzes wieder zu bemächtigen. Wüthende Stürme mußten täglich abgeschlagen werden, und dabei stieg die Noth so hoch, daß man Ausfälle machen mußte, um einige der wohlgenährten französischen Pferde zu erbeuten. Kleinere Breschen waren schon an mehreren Orten geschossen, aber die feindlichen Führer ließen die Mauer in der Breite von 70 Schuh untergraben, damit eine Oeffnung entstehe, welche den Sturm und Angriff mit Massen gestattet. Aber Frundsberg und Colonna hatten ihre Maßregeln getroffen und die Mauer nach Innen mit ungeheueren Balken gestützt. Als es daher zum Sturm kam, fiel sie nach Außen, erschlug an 1000 Feinde und schuf ein neues Bollwerk. Bei diesem Anlaß wurde Colonna schwer verwundet und die Last der Vertheidigung lag nur mehr auf Frundsberg's Schultern.

Schon war der Beschluß gefaßt, sich durchzuschlagen, da die Festung kaum mehr zu halten war, als Georg von Liechtenstein und Wilhelm von Roggendorf Entsatz brachten und die durch einen Vertrag vereinbarte Uebergabe Veronas Frundsberg die Rückkehr nach Deutschland ermöglichte. Er war unterdessen zu des Kaisers oberstem Feldhauptmann und Kriegsrath ernannt worden.

Aber Ruhe gab es für ihn nicht, so lange irgendwo Klingen gekreuzt wurden, und so finden wir ihn in dem Heer des schwäbischen Bundes, das gegen den leidenschaftlichen

und gewaltthätigen Herzog Ulrich von Württemberg aufgeboten wurde. In offener Schlacht war der Herzog bald geschlagen, aber die Städte und ein großer Theil des Adels hielten treu zu ihm, und so mußten mit vieler Mühe erst die Schlösser gebrochen und die Städte bezwungen werden; erst mit dem Fall von Tübingen war der Feldzug beendet. Georg von Frundsberg, der 20.000 Lanzknechte führte, bewies sich als Meister der Belagerungskunst, aber auch als mild und gerecht denkender Mann, der manche Härte und Grausamkeit des bündischen Oberfeldherrn Johann Truchseß von Waldburg verhinderte. In diese Fehde fiel auch die Gefangennahme des berühmten Ritters Götz von Berlichingen, „mit der eisernen Hand", der an Tapferkeit und Biederkeit Herrn Frundsberg ähnelte, aber viel tiefer in den Vorurtheilen und Anschauungen einer absterbenden Zeit steckte. Als man den alten Ritter „mit dem Eisenkopf und der Eisenhand" nach Brechung seiner Burg Möckmühl zu Heilbronn in harter, unritterlicher Gefangenschaft hielt, erbarmte sich Georg von Frundsberg seiner und befreite ihn gemeinsam mit Franz von Sickingen durch einen kecken Handstreich.

Auch Sickingen gehört zu den interessantesten Figuren jener Zeit; er war ein eifriger Anhänger des versinkenden Ritterthums, ein grimmiger Feind der nach Unten und Oben gewaltthätigen Landesherren, ein Schwärmer für Herstellung der alten kaiserlichen Macht, dabei aber ein Mann von gelehrter Bildung, der in Verbindung mit den berühmtesten Humanisten stand. Sein Porträt, das uns in Albrecht Dürer's berühmtem Stich des „Ritter, Tod und Teufel" bewahrt geblieben, und von welchem Dürer'schen Originale hier (S. 289) eine verkleinerte Reproduction geboten wird, ist auch als Kostümbild von großem Interesse.

Karl V. bestätigte auf dem Reichstag zu Worms Frundsberg in seinen Würden und verlieh ihm außerdem die Burg Runkelstein im Talferthale, welche durch ihre alten Fresken so berühmt wurde. Auf diesem Reichstag war es auch, wo Frundsberg zu dem vor den Reichstag berufenen Luther jene schon mitgetheilten tröstenden Worte sprach, wie denn überhaupt aus mancherlei Zügen wahrzunehmen ist, daß er, wenngleich dem Katholicismus treu bleibend, doch der Reformation nicht ohne Sympathie gegenüberstand.

Das gleiche Jahr noch fand ihn im Feldzug gegen Frankreich, das er in der Piccardie angriff. Aber seine Streitkräfte, welche unter ihm Sebastian Schertlin von Burtenbach befehligte, waren gegen die Uebermacht des Marschalls Coligny von Chatillon zu gering, und es bedurfte seiner ganzen Kriegskunst, um ungefährdet zu entkommen. Er selbst bezeichnete den Rückzug nach Valenciennes als „sein höchstes Glück und eine seiner ehrlichsten Kriegsthaten".

Mehr äußeren Ruhm brachte das nächste Jahr, wo Frundsberg für den neuerlich um den Besitz Mailands entbrannten Kampf zwölf Fähnlein Lanzknechte aufstellte. Am 27. April 1522 kam es zu der blutigen Schlacht an der Bicocca, die vielleicht die glänzendsten Thaten unseres Helden in sich schließt. Der Kern des französischen Heeres bestand aus den noch immer furchtbaren Schweizer-Söldnern, die nun ihren Besiegern aus der Schlacht bei Marignano dienten. Ihr Führer, Albrecht von Stein, verschwor sich ruhmredig, die Lanzknechte, in welchen den Schweizern so gefährliche Feinde und Concurrenten erwachsen waren, in diesem Kampfe „mit Stumpf und Stiel auszurotten".

Frundsberg hatte seine Stellung trefflich gewählt und durch Schanzen verstärkt.

Als er nun die kampftollen Schweizer unter Anne von Montmorency heranstürmen sah, da zog er sein gewaltiges Schwert und rief den Seinen zu: „Kinder, erst die Augen gegen den Himmel und dann wohlauf gegen den Feind!“ Alles warf sich auf die Knie und nach einigen Augenblicken sagte er aufstehend: „Und nun zur guten Stund' d'rauf im Namen Gottes!“ und wählte in seiner reckenhaften Größe neben den Hauptleuten den Platz im ersten Glied.

Furchtbar wüthete sein Schwert unter den Schweizern; da wurde Arnold von Winkelried, ein Lieutenant der Schweizer, der unter Frundsberg in Verona gelegen, seiner gewahr und schrie ihm zu: „Find' ich dich da, du alter Gesell? Du mußt von meiner Hand sterben!“ Frundsberg rief zurück: „Das soll dir schon widerfahren, will's Gott!“ und griff zur Lanze. Hart kämpften sie gegen einander



Mindelheim, das Stammschloß Frundsberg's. (Seite 301.)

mit eingelegten Spießen; aber, obwohl in den Schenkel gestochen, besiegte Frundsberg den Winkelried und nach ihm den Hauptmann der Schweizer. Fünftausend derselben und 22 Hauptleute erlagen in diesem furchtbaren Gemetzel, so daß es erklärlich war, wenn die Schweizer Frundsberg von dieser Schlacht an den „Leutefresser“ nannten. Unaufhaltsam drang nach diesem Sieg das Heer vor, bis der Feldzug mit der Eroberung Genuas seinen Abschluß fand. Reich an Ehren und gewonnener Beute kehrte der Held nach Mindelheim zurück, wo er die sparsam zugemessene Friedensmuße als trefflicher Hausvater im Kreise seiner zahlreichen Familie zubrachte.

In dieser Zeit schon war er der Abgott der Lanzknechte, die ihm, wenn sein Werberuf erscholl, in größerer Menge zuströmten, als er annehmen konnte. Aus der Periode dürfte auch das nachstehende, noch lange nach seinem Tode gesungene „Lanzknechtslied“ stammen:

„Georg von Frundsberg von großer sterk,
Ein theurer Held,
Behielt das Feld,
In Streyt vnd Krieg
D' Feind niederschlieg.
In aller Schlacht,
Er legt Gott zu die Ehr' vnd Macht.

Er überwand
Mit eyg'ner Hand
Venedisch Macht,
Der Schweytzer Pracht,
Frantzösisch Schaar
Legt nieder gar,
Mit großer Schlacht
Die Bäpstlich Bündtnüß
Zu Schanden macht.

Der Kaiser Ehr,
Hat er gemacht mehr,
Ir Land vnd Leut
Beschützt allzeit
Mit großer G'fahr
Er sieghafft war,
Gantz Ehrenreich,
Man findt nit bald,
Der im gleich."

In seine Ruhe zu Mindelheim, wo er auch den flüchtigen Connetable von Bourbon, den früheren Gegner und künftigen Waffenbruder, bei sich gesehen hatte, drang Ende 1524 schlimme Kunde aus Italien. Die treulose Politik Clemens VII., der Einmarsch Franz I., der Verlust Mailands, die Noth Pavias, der drohende Verlust Neapels waren ebensoviele schwere Bedrohungen der mit so viel Opfern erkauften kaiserlichen Macht. Da litt es den alten Kumpan nicht zu Hause; rasch waren 12.000 tapfere Streiter gesammelt, mit welchen er auf wohlbekannten Straßen nach dem so oft und heiß umstrittenen Boden der Lombardie zog. Seinen Antheil an der großen That dieses Krieges, die demselben ein rasches Ende machte, der Schlacht von Pavia, haben wir schon erzählt.

Aber nun zeigte es sich, daß Frundsberg, wenn er auch an Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit niemand nachstand, es doch an Schlauheit mit seinen wälschen und spanischen Waffenbrüdern nicht aufnehmen konnte. Seine auf dem Schlachtfelde anerkannten Verdienste fanden, da er sie nicht zur Geltung brachte, keinen Lobredner, und während das Füllhorn der kaiserlichen Gnade sich über Bourbon, Pescara und Lannoy ergoß, ging der ehrliche Deutsche leer aus.

Gekränkt verließ er das Heer und zog wieder in seine schwäbische Heimat, und in dieser Stimmung mag er wohl das später mitzutheilende Tischlied gereimt haben, in dem die Kränkung über erfahrenen Undank in liebenswürdigster Weise durch echte Herzensheiterkeit und naives Selbstbewußtsein gemildert erscheint.

Lange Ruhe war ihm aber nicht beschieden, denn die rings in Süddeutschland auflodernden Bauern-Aufstände riefen ihn ins Feld. Mehr durch den Schrecken seines Namens, durch Milde, gütlichen Zuspruch und kleine Geldopfer, als durch die von anderen Feldhauptleuten begangenen Grausamkeiten dämpfte er die Aufstände in Schwaben, Salzburg und Tirol. Als Truchseß von Waldburg nach seiner gewohnten Weise im Kriegsrathe für die blutigste Strenge eintrat und hämische Bemerkungen über Frundsberg's Verfahren machte, entgegnete dieser lächelnd: „Wozu schlagen? das würde doch vieles Blut kosten und mir wahrhaftig wenig Ehre einlegen. Ich kenne die Hauptleute, die dem Kaiser in Welschland gedient haben, und weiß, was herauskommt, wenn man ein Volk zur Verzweiflung treibt; lasset mich einmal meinen Weg versuchen, und ich stehe ein, die Sache wird zu einem guten Ende kommen."

Und wieder klangen nach dem Bruch des Madrider Friedens die Hilferufe aus Italien nach Mindelheim, wo Herr Frundsberg der wohlverdienten Ruhe genoß.

Dringende Bitten Bourbon's und seines eigenen Sohnes Kaspar und der Ruf des Kaisers bewogen ihn abermals, in das Feld zu ziehen, obwohl er, um ein Heer auf die Beine bringen zu können, sein Silbergeschirr und den Schmuck seiner Gattin sowie seine Herrschaft Mindelheim verpfänden, auf seine zwei Güter Petersberg und Sterzingen beträchtliche Schulden machen und andere Besitzungen verkaufen mußte. So brachte er 40.000 Gulden auf, die zur Werbung und Ausrüstung von ungefähr 12.000 Lanzknechten knapp langten. Die tüchtigsten Hauptleute dienten in diesem Heer, Boineburg, Schertlin von Burtenbach, Seidensticker und viele Andere.

Nicht mit der alten, freudigen Zuversicht zog der sonst wohlgemuthe Held diesmal in den Krieg; es ist das eben nicht zu verwundern und braucht nicht auf Rechnung böser Ahnungen gesetzt zu werden, denn schon der Ausmarsch geschah unter jener Calamität, die dem ganzen Feldzug sein unseliges Gepräge aufdrücken sollte. In Trient war die Geldnoth schon so groß, daß Frundsberg, „um nicht mit leeren Händen wegrücken zu müssen“, gegen eigene Haftung 2000 Gulden vom Mustercommissär entlieh, „die er gar hochdankbarlich mit überlaufenen Augen empfangen hat“.

Nach einem beschwerlichen Zug, auf dem Frundsberg sich gegen Feinde, nicht minder aber auch gegen die „welsche Practica“ falscher Freunde zu erwehren hatte, vollzog er am 17. Februar 1527 die Vereinigung mit dem gleichfalls von Roth und Geldmangel geplagten Heer des Herzogs von Bourbon. Daß diese beiden Uebel nicht leichter zu bannen sind, wenn sie auf einer größeren Anzahl Menschen lasten, sollte man bald gewahr werden. Wie sich der weitere Zug gestaltete, und zu welchen traurigen Resultaten er für den so hoch verdienten Helden führte, haben wir schon an einem anderen Orte erzählt, wo es uns als schlagender Beweis diente, wie rasch schnödester Undank Gewalt über des Menschen Seele erlangt und wie tief gesunken im Verkehre mit dem fremden Kriegsvolk damals schon die deutsche Treue und Kriegszucht der Lanzknechte war.

Vier Tage nach jenem schmachvollen Auftritte ernannte Frundsberg Konrad von Boineburg zu seinem Stellvertreter und trat am gleichen Tag, den 19. Mai 1527, die Reise nach Ferrara an.

Herzog Alfons, obwohl mittlerweile aus dem Bündniß ausgetreten, bereitete dem Helden einen würdigen Empfang und ließ ihn, da er auch von epileptischen Anfällen heimgesucht wurde, von seinen Leibärzten sorgfältig behandeln. Mehr seine urkräftige Natur als die Kunst dieser Aerzte, die nach der Weise jener Zeit durch Bäder in Baumöl, Tincturen aus köstlichen Gewürzen und edlen Metallen zu wirken suchten, brachten ihn endlich so weit, daß er der Sprache ziemlich mächtig war und mit Hilfe eines Stockes herumgehen konnte.

Trübe Nachrichten aus der Heimat, wo ein Lieblingssohn, Melchior, der Schüler Melanchthon's war, starb und seine Gattin allerlei Bedrängniß von den Gläubigern zu erleiden hatte, die das Geld zum Feldzug vorgeschossen, bedrängten sein Gemüth aufs Neue und weckten die Sehnsucht nach seinen Lieben in ihm. Im Mai 1528 trat er die Reise an, die theils auf dem Po und dann in einer Sänfte gemacht werden mußte und bis in den August hinein währte. Acht Tage nach seiner Ankunft zu Mindelheim, am 20. August 1528, starb der wackere Herr Frundsberg. Er hatte sich stets gewünscht, in einer siegreichen Schlacht zu sterben, und es war ihm das traurige Los beschieden, den Todesstreich durch den Undank jener zu empfangen, für und mit welchen er so lange gesorgt und gekämpft hatte.

So wurde ihm, der sein ganzes Leben fast im Felde zugebracht, der K
zuwider, und noch in seinen letzten Tagen meinte er, es sei gut für ihn, zu ster
denn er sei „ja doch dem Krieg, wie er auf gut welsch geführt werde, von Herzen gra

Das erwähnte, von ihm gedichtete Lied, das er sich bei Tisch oft vorsi
ließ und einen tiefen Blick in seine Denkweise, aber auch in manche Unbill, die
widerfahren, gestattet, lautet:

Mein Fleiß und Müh'
Ich nie
Hab gespart
Und allzeit gewahr:
Dem Herrn mein,
Zum Besten sein
Mich geschickt hab' d'rein,
Gnad, Gunst verhofft
Doch 's Gemüth zu Hof verkehrt sich oft.
Wer sich zukauft
Der lauft
Weit vor
Und kommt empor;
Doch wer lang Zeit
Nach Ehren streit't
Muß dannen weit;
Das thut mir ant (weh),
Mein treuer Dienst bleibt unerkannt.
Kein Dank noch Lohn,
Davon ich bring
Man wiegt mich g'ring,
Und ist mein gar,
Vergessen zwar;
Große Noth und Gefahr
Ich b'standen hab,
Was Freude werd ich haben d'rob?

Das ist die bittere Frage, welche so oft jene stellen müssen, welche in selbstl
Weise sich und ihr ganzes Leben dem öffentlichen Wohl gewidmet haben.

Frundsberg's Bedeutung ist indessen nicht damit erschöpft, wenn man
lauteren Charakter, seine wahrhaft fromme Treue und seine Tapferkeit preist
verdient einen hervorragenden Platz unter jenen Männern, welche sich um die Org
sation der österreichischen Armee verdient gemacht haben, und im g
Jahrhundert steht von den Zeitgenossen nur Maximilian I., von den Nachfo
allenfalls Lazarus Schwendi neben ihm. Wie viel Antheil er an der Schaffun
Lanzknechte hatte, ist nicht festzustellen — die Einrichtungen und die vorzügliche
bildung sind nahezu allein sein Werk, und so dürfen wir ihn wohl den Grü
der österreichischen Infanterie nennen.

Im Hof-Waffen-Museum in Wien befindet sich ein von Frundsberg getra
Schwert, dessen Knauf, Parirstange und Bügel vorzüglich in Eisen geschnitten un
Ornamenten in Gold und Silber-Tausia geziert sind. Die gerade, ziemlich breite K
zeigt folgende, von einem späteren Besitzer herrührende Verse:

Vorderseite:
„Herr Jörg von Fronsperg wohlbekandt,
Hatt mich geführt durch manches Landt,
In dreyzehn Schlachten wohlgemuth,
Vergossen wir vihl Feindesbluett."

Rückseite:
„Von Frantzosen, Ungarn, Tartaren und Türkhen,
Deren wir thaten viehl erwürgen.
Jetzund Ich mich zum Friden kehr,
Weil Thomas Moll ist ietzundt Herr."

Wenn dieser friedfertige Herr Thomas Moll auch Autor dieser Inschrift i
kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er über die Thaten Frundsb
sehr schlecht unterrichtet war, denn dieser hat, genau gezählt, in 20 Schlachten
15 Treffen mitgefochten, ist aber Tataren, Ungarn, Türken nie gegenübergesta

Was das Stammschloß des Frundsberg betrifft, gebührt demselben eine nähere
schreibung.

Nördlich von den waldigen Vorbergen des Allgäus und den schneeigen Alpen
schwäbischen Hochlande und Tirols, südlich von der Donauebene, liegt das etwa
e Stunde breite, stille Mindelthal, reich an Wiesen, Feldern und Hopfengärten, wie
Dörfern, Capellen und Höfen. Zunächst dem Hauptort des Thales, dem Städtchen
Mindelheim, ragen auf steilem Berg, der das Mindel- und Kammelthal scheidet, die
eberreste der Burg, des Georgenschlosses, empor, in welcher Georg von Frunds-
erg geboren wurde und starb. Die Umfassungsmauern stehen noch; die vom
Eingang rechts aufgeführt gewesenen Gebäude, von denen man den Thiergarten über-
sehen konnte, sind dahin, aber links, durch einen tiefen Graben geschieden, sieht man,
mit der Perspective auf die Stadt und die untere Gegend, verschiedene, leidlich erhaltene
Reste; einen hohen, weithin leuchtenden Thurm, dessen tiefes Verlies die Phantasie
es Volkes natürlich mit Messerspitzen gepflastert weiß, dann ein massives Hauptgebäude,
uf dem Grundbau eines im fünften Jahrhundert von den Alemannen zerstörten
ömischen Castells ruhend, eine restaurirte Capelle und einen, wie sich von selbst versteht,
ehr geheimnißvollen Schöpfbrunnen. Was sonst an Thürmen und Thürmchen vor-
anden, deutet nur die großen Verhältnisse der Feste an. (Bild Seite 297.)

Frundsberg's Andenken erlosch niemals in jener Gegend; in den Fünfziger
Jahren haben ihm die Bewohner jener Stadt, deren Schützenfahne sein Bildniß führt,
n einer passenden Feierlichkeit an den Mauern seines Schlosses einen Denkstein mit
em Namen der Orte seiner Hauptthaten gesetzt. Ebenso wurde dort ein Monument
esetzt an der Stelle der alten Kirche, die, im neunten Jahrhundert erbaut, 1816 abge-
rochen, die Teck, die Rechberg und die Frundsberg in ihren Hallen gesehen hat. Dieses
Monument erinnert den Wanderer zugleich an die hier beerdigten Stadtbürger und die
n der Nähe gefallenen Krieger Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs.

Frundsberg's Andenken ist auch zu Mariathal in Tirol bewahrt. Dieses
m Jahre 1782 aufgehobene Kloster der Dominikaner liegt einsam und waldig, eine
albe Stunde von Rattenberg entfernt. Es soll bereits 1212 gegründet worden sein;
ls eine Stiftung der Frundsberge beginnt es aber 1267. Als nämlich Berthold
on Frundsberg seinen Vetter im Zweikampf erlegte, fand er in diesem abgelegenen
Thale bei einem schmerzhaften Marienbilde Trost und Beruhigung; daher gründete er
ei demselben ein Nonnenkloster, verschloß sich selbst zwischen vier Mauern und that
trenge Buße bis an sein Ende. — Georg von Frundsberg, der gefürchtete Krieger,
ermehrte ferner die Gaben seiner Ahnen mit eigenen, sehr beträchtlichen Beisteuern;
aher sieht man auch noch in der Emporkirche des Gotteshauses sein Bildniß bis auf
en heutigen Tag. Seit 1782 steht der Kirche ein Localcaplan mit einem Gehilfen
or; das Klostergebäude ist noch erhalten, aber das helle Gotteslob hat ausgeklungen;
ur vereinzelte Pilger ziehen noch zum verwaisten Heiligthume.

## Konrad Freiherr von Boineburg.

Auf den rein menschlichen Werth, der uns die Gestalt Frundsberg's so lieb
acht, darf „der kleine Heß“, wie Boineburg (Bild Seite 265) unter seinen
Waffengefährten genannt wurde, keinen Anspruch machen. Er war ein ausgezeichneter,
pferer Soldat und gehört zu den berühmtesten Führern der Lanzknechte, aber — er

war selbst nicht frei von deren Mängeln, und besonders seine Spielwuth ist ein arg
Fleck auf seinem Bilde.

Konrad von Boineburg, im Jahre 1487 geboren, stammte aus einem hessisch
Adelsgeschlecht, das auch unter dem Namen Bemmelberg vorkommt, der nicht selt
auch ihm von gleichzeitigen Schriftstellern beigelegt wird. Im zwölften Jahre kam
als Edelknabe eines hessischen Edelmannes an den Hof Herzogs Eberhard II. vo
Württemberg und erhielt hier, im Gegensatz zu seinem Herrn, den Beinamen „d
kleine Hess", der ihm für alle Zeiten blieb. Im bairischen Erbfolgekrieg 1504 fo
Boineburg im Gefolge des Herzogs Ulrich von Württemberg im kaiserlich
Heere, und 1508 unter den dem Kaiser gestellten Hilfstruppen gegen die Venetian
und 1513 bei jenen gegen die Franzosen. Bei den unter dem Namen des „arm
Konrad" bekannten Bauernunruhen in Württemberg leistete er so treffliche Dien
daß er nach Niederschlagung derselben, 1514, von Herzog Ulrich das Schloß Grafen
als Lehen erhielt. Als sich aber die despotische Natur des Herzogs immer hefti
zeigte und er sich aus Eifersucht zum Mord Johann's von Hutten hinreißen li
verließ Boineburg mit achtzehn anderen Grafen und Herren die Dienste Ulric
und trat dem schwäbischen Bund bei, der jenen bekriegte und nach seiner Vertreibu
das Land gegen Ersatz der Kriegskosten an den Kaiser abtrat.

Hier mochte sich Boineburg dem Georg von Frundsberg bemerkbar gema
haben, der ihn 1523 für die kaiserlichen Dienste warb. Er bildete mit seinen La
knechten die Vorhut von Frundsberg's Heer und trug viel zum Sieg an der Bico
bei. Im kommenden Jahr war Boineburg Befehlshaber der 500 Deutschen, wel
nebst 1000 Spaniern unter Leyva die Besatzung von Pavia bildeten. Er vertheidi
mit Ludwig von Lodron die Vorstadt St. Antonio so heldenhaft, daß die Franzo
vergebliche Stürme unternahmen. Am Tage der berühmten Schlacht w
Boineburg mit seinen Deutschen sofort bereit, von der Stadt aus in den v
umstrittenen Thiergarten zu brechen, wo er durch einen wuchtigen Angriff auf Kön
Franz und dessen aus den erlesensten Rittern bestehende Begleitung viel zur Z
sprengung des Centrums und zum glorreichen Sieg beitrug. Frundsberg, geg
fremdes Verdienst ebenso erkenntlich, wie sein eigenes oft übersehen wurde, setzte
durch, daß Boineburg zu seinem Generallieutenant (Stellvertreter) und zum kaise
lichen Kriegsrath ernannt wurde.

Im November 1526 lieferte Boineburg der päpstlichen und venetianisch
Armee unter dem Herzog von Urbino bei Mantua ein siegreiches Treffen, das d
eben geschlossenen ligua pro l'Italia liberata (Bund zur Befreiung Italiens) ein rasch
Ende machte. Boineburg's Theilnahme am Feldzug von 1527 und die Anfechtunge
welchen er von den meuternden Lanzknechten ausgesetzt war, fanden bereits ihre E
wähnung, als es nöthig war, diese Dinge zur Charakteristik jener und als Bewe
ihrer Zuchtlosigkeit anzuführen.

Als bei der Erstürmung Roms die über den Tod des Herzogs von Bourbo
bestürzten italienischen und spanischen Befehlshaber vom weiteren Vorgehen ablass
wollten, setzte Boineburg die Fortsetzung des Sturmes durch, übernahm das Comman
und erstürmte trotz des Feuers der Engelsburg die sixtinische Brücke. Auch die später
Aufstände der Lanzknechte bis zu deren theilweiser Befriedigung fanden schon Erwähnun
und wir knüpfen bei jenen Kämpfen an, welche Boineburg mit seinen auf 5000 Ma
zusammengeschmolzenen Lanzknechten ausfocht, um Neapel dem Kaiser zu erhalte

Denn thatsächlich war er das Haupt der Armee, wenn auch der tapfere, aber noch sehr junge, unerfahrene und etwas leichtblütige Prinz Philibert von Oranien das nominelle Obercommando führte. So setzte Boineburg es gegen den Willen des Vicekönigs Moncada und des Marquis del Vasto durch, daß man Neapel besetzte, statt den Franzosen, unter Lautrec, eine Schlacht anzubieten.

Die Ereignisse gaben Boineburg recht. Der Vicekönig fiel in einem unglücklichen Treffen mit der vor dem Hafen stehenden genuesischen Flotte, die Franzosen aber mußten, durch die hartnäckige Vertheidigung und die Pest geschwächt, die Belagerung im August 1528 aufheben und erlitten bei Aversa durch den ihnen auf den Fuß folgenden Boineburg eine schwere Niederlage. Nachdem im „Damenfrieden zu Cambray" Frankreich — für kurze Zeit — sich von den italienischen Händeln zurückzog, wurde zuerst ganz Neapel mit blutiger Strenge zum Gehorsam gegen den Kaiser zurückgebracht, dann wendete sich Boineburg nach Toscana, eroberte nach eilfmonatlicher Belagerung Florenz und stellte auch dort die Ordnung her.

Nach langjähriger Abwesenheit kehrte er 1530 nach Deutschland zurück, wohlaufgenommen vom Kaiser, der ihm aber die im Laufe der Jahre aufgelaufenen Forderungen nicht bezahlen konnte, sondern statt dessen die Herrschaften Schälkingen, Ehingen und Berg in Vorderösterreich verpfändete.

Im Jahre 1531 finden wir Boineburg als Kriegsrath und Feldhauptmann über 12.000 Lanzknechte im Dienste des Königs Ferdinand I. An der Vernichtung der wilden Schaaren des Mihal Oglu hatte er großen Antheil, und seinen klugen Maßregeln war es zu danken, daß die ihm entronnenen Türken anderen kaiserlichen Truppen zugejagt und so fast vollständig vernichtet wurden.

Weniger glücklich kämpfte Boineburg 1534 gegen den Landgrafen Philipp von Hessen, der Ulrich von Württemberg in sein Land zurückführen wollte. In der unglücklichen Schlacht bei Laufen (12. Mai) wurden er und der Statthalter von Württemberg schwer verwundet und sie entgingen nur durch einen Zufall der Gefangenschaft.

Auf Grund der vom Reichstag zu Speier 1542 beschlossenen Reichshilfe wurde Boineburg mit dem Oberbefehl über 84 Fähnlein Fußvolk betraut und war unter den acht Feldobersten, welche dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg als Kriegsrath beigegeben waren. Seine anerkannte Kriegstüchtigkeit sicherte ihm eine ausschlaggebende Stimme, und wir wissen z. B., daß er es gegen den Wunsch der Ungarn durchsetzte, zuerst Pest zu nehmen, ehe man an die Belagerung Ofens schritt. Der erste Theil der Aufgabe war gelöst und auch schon in den Festungswall Bresche geschossen, als die Nachricht vom Herannahen Soliman's im November zum Rückzug zwang.

Nachdem Boineburg im Feldzug von 1544 gegen Frankreich gute Dienste gethan und namentlich Meaux erstürmt hatte, schien es, als ob auch er die Wandelbarkeit der Fürstengunst erfahren sollte. Nachdem er nämlich vom Kaiser zu Unterhandlungen in Religionsangelegenheiten verwendet worden war, schien dieser Verdacht zu schöpfen, daß Boineburg die Sache der protestantischen Fürsten pflichtwidrig begünstige, und ließ ihn sogar verhaften. Aber bald klärte sich die Sache auf und 1546 finden wir ihn schon wieder als kaiserlichen Boten beim Landgrafen von Hessen, wo er durch entschiedenes Auftreten das wiedergewonnene Vertrauen rechtfertigte. Denn als der Landgraf meinte, es sei ihm nicht möglich, sich den kaiserlichen Propositionen zu unterwerfen, entgegnete Boineburg mit scharfer Betonung: „Für diesen Fall

habe ihm der Kaiser, sein allergnädigster Herr, befohlen, zu erklären, der Land
würde dann den Kaiser für keinen solchen seiner Person ansehen."

¶ Absagbrieff/wie Sultan Solleyman Künig Ferdinando zů geschickt.

Wir Sultan Solleyman von des grossen Gots im hymel genaden/ vñ ich Got auff dem




Sultan Soliman I. (Seite 307 u. 318.)

Im kurzen schmalkaldischen Krieg nahm Boineburg durch Eroberung
Festung und Grafschaft Mansfeld theil und erhielt als Belohnung Schloß und A
Rottenburg. Auch als der Stern Karl's V. zu erbleichen begann, hielt Boinebu

r seinen Diensten aus, leitete die erfolgreiche Vertheidigung Ulms gegen Moriz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg (1552), die sich sogar so weit vergessen


Sendbrieff/so Ibraym Wascha/den Herrn kriegß commissarien zů Wien mit seynem handtzeygen versygelt/zů geschickt.

¶ Ibraym Wascha von Gots gnaden/höchster veninscher Secretari/Oberster Rath des durchleüchtigen vnd vnüberwindlichsten Keysers Sultan Selleyman/Haubtman vnd Gubernator des gantzen seynes Keyserthůmbs/vñ aller seyner sachen. Jr Wolgebornen/Großmechtigen/Obersten vnnd Haubtlewt/Als vns ewer schreyben durch ewern Potten zů kumen/haben wir alle sachen verstanden/Vnd wisst/das wir nicht kumen seyn/ewer Stådt eyn zů nemen/sonder zů suchen ewern Ertzhertzogen Ferdinandus/Aber denselben nicht gefunden/darumb seyn wir so vil tag da beleyben/vnd auff jn gewart/aber er ist nicht kumen. Vñ als gestern/haben wir dreye ewer lewt gefangen/ledig gelassen/Der gleychen wöllet jr mit den vnsern gefangē auch handeln/wie wir dañ ewerm Potten solchs euch mündtlichen zů zeygen beuolhen haben. So mögt jr deßhalben eynen von euch herauß zů vns/sich der gefangen zů erkündigen/allzeyt schicken/Vnnd jr in solchem fall/keyn sorg oder forcht/vnsers trawen vnd glaubens halben/tragen/Dann das denen zů Ofen/von vns nicht glawben gehalten worden/ist nicht vnser/sonder jr eygen schuld gewesen/Geben vor Wien in mitten Octobris Anno M D xxix.

Brachim Wascha der nechst des turckischen keysers Rath abconterfect.

Brachim Bascha der nechste rath
Der Keyserlichen Mayestat
In allen sachen der Thürckey
Vnd ist gewesen inlit vnd bey

Als Wien die Stadt belegert wart
Vnd ist geritten auff die art
Mit aller kleydung die er drugt
Ist er worden ab conterfect.

Ibrahim Pascha. (Seite 312 u. 319.)

haben sollen, Meuchelmörder gegen ihn auszusenden. Dann führte er nach sechstägiger Belagerung die Einnahme der Feste Helfenstein durch und nahm am letzten Feldzug

Karl's V. gegen Frankreich theil, in dem er fast der einzige Führer war, welcher glücklich focht. Er erstürmte die Feste Hesdin (21. Jänner 1553) und befehligte in der berühmten Schlacht von St. Quentin die Reserve.

Nach dem Frieden von Cambresis (1559) zog sich Boineburg auf seine Statthalterschaft in Vorderösterreich zurück und starb am 29. Juni 1567 auf seinem Schloß Schälklingen.

Boineburg war kein schöpferischer Geist und auch nicht so frei von den Fehlern seiner Zeit und seines Standes, wie Frundsberg. Als Befehlshaber werden wir ihn aber mindestens gleichstellen müssen, da er großen Scharfblick im Entwerfen mit Kühnheit und Energie im Durchführen eines Planes verband. Er ist der Stammvater eines Geschlechtes, das der österreichischen Armee noch viele ausgezeichnete Streiter gab.

In der Ambraser Sammlung in Wien befindet sich eine vollständige, höchst interessante Rüstung Boineburg's. Sie ist ganz aus Stahl, mit Gold ciselirt und zeigt auf dem Brustharnisch links ein Kreuz mit der Jahreszahl 1551, rechts einen knienden Ritter, den Commandostab in der rechten Hand haltend, mit der Inschrift: „Ist das Endt gutt, so ist's alls gutt!" und darüber einen eingravirten Todtenkopf.

Im Anhang zum nächsten Abschnitt, welcher ein allgemeines Bild der Kriege gegen die Türken und der davon berührten militärischen Verhältnisse Ungarns im sechzehnten Jahrhundert geben wird, werden dann jene berühmten Heerführer Erwähnung finden, welche namentlich im Kampfe mit den Osmanen ihre Lorbeeren sammelten.



## Die Türkenkriege im XVI. Jahrhundert.

Seit die Osmanen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter Orchan europäischen Boden betreten hatten, fühlten sie einen unwiderstehlichen Drang, sich gegen Westen und Norden auszubreiten. Wir begegnen solchen Erscheinungen in der Geschichte öfter, und es ist nicht immer bloße Eroberungssucht, durch welche ein Volk gedrängt wird, immer von Neuem seine Ausbreitung nach einer bestimmten Richtung anzustreben, die übrigens selten zu seinem Heile ausschlägt. Die Deutschen haben die unselige Sehnsucht nach dem Süden, welche während der Kaiser aus salischem und fränkischem Hause herrschte, mit dem Verfall der Kaisermacht und der Zersplitterung des Reiches bezahlt. Derselbe dämonische Zug, der manchen Menschen dazu treibt, mit Außerachtlassung seiner wahren Interessen einem Phantom nachzujagen, dessen Erreichung ihn ruiniren würde, erwacht auch in ganzen Völkern, die ihre beste Kraft für ein Ziel einsetzen, das sie weitab von ihren eigentlichen Aufgaben führt.

So verbluteten die Türken in den mit ungeheueren Opfern durch drei Jahrhunderte wiederholten Eroberungszügen nach dem Westen Europas, und es ist noch sehr fraglich, ob sie, wenn es ihnen gelungen wäre, sich dauernd festzusetzen, diesen

Erfolg nicht mit dem Verlust ihrer Eigenart bezahlt hätten, wie es schon manchem Sieger über ein höher cultivirtes Volk widerfuhr.

Nach dem Fall Konstantinopels (1453) ruhten die Waffen eigentlich nicht mehr, und in Soliman II. (geb. 1496, gest. 1566), der den Beinamen des „Großen“ mit gutem Recht führt, kam 1520 ein Herrscher auf den Thron der Sultane, vor dessen Kraft, Energie und weitaussehenden Plänen man alle Ursache hatte, zu zittern. Schon 1521 machte er seinen ersten Kriegszug, um Belgrad und Schabatz, diese Stützpunkte jeder Operation an der Donau, in seine Gewalt zu bekommen. Sein sehr starkes Heer erlaubte ihm, die Belagerung beider Orte zugleich zu beginnen, doch vereinigte er nach dem Fall der letzteren Feste seine ganze Macht vor Belgrad, dessen Besatzung nur aus 400 Ungarn unter Blasius Olasy und Johann Bóth bestand und an Geschütz und Pulver Mangel litt.

Leider waren die Verhältnisse Ungarns derart, daß an eine energische Abwehr der türkischen Angriffe nicht zu denken war — die Tage Hunyady's und des großen Matthias Corvin waren vorüber. Auf dem ungarischen Throne saß der „königliche Knabe“ Ludwig II. (geb. 1506, gest. 1526), körperlich schwach, auch geistig nicht hervorragend befähigt und daher ein willenloses Werkzeug in den Händen unbotmäßiger und ehrgeiziger Magnaten. Am gefährlichsten erschien Johann Zapolya, der von seinem herrlichen Schloß Trencsin aus fast unumschränkt über ganz Nordungarn herrschte und ziemlich offen nach der Krone strebte. Diesem Mann die Palatinwürde zu übertragen, war nicht rathsam und der König lenkte daher, Zapolya's Bewerbung ignorirend, seine Wahl auf dessen Todfeind Bathory und verletzte dadurch jenen mächtigen Magnaten auf das bitterste. So zerfiel das Land in Parteiungen, auf dem Reichstag ging es um kleinlicher Privatinteressen stürmisch her, während das Verderben schon mit Donnerschlägen an die Pforten klopfte. Es war nur volle Wahrheit, wenn der venetianische Gesandte an seine Regierung berichtete: „Es würde Zapolya nicht leid thun, wenn das Land zu Grunde ginge, soferne er dann Gelegenheit hätte, es wieder zu erringen und sich zum König zu machen.“ Wie es unter solchen Umständen mit der immer mehr als rathsam, vom guten Willen der Magnaten abhängigen Heeresverfassung aussah, ist nicht schwer zu errathen und geht aus den niederschmetternden Ereignissen der nächsten Jahre klar hervor.

Uebrigens bewährte die ungarische Besatzung Belgrads den alten Ruhm der Tapferkeit und wies zwanzig mit ganzer Macht unternommene Stürme Soliman's ab. Aber sie hatte mit einem schlimmen Feind im Innern der Festung zu kämpfen, mit dem Verrath. Serbische Ueberläufer machten den Sultan aufmerksam, daß die Werke dort am schwächsten seien, wo sie gegen die Mündung der Save in die Donau abfallen. Sofort richteten sich die türkischen Kanonen gegen diesen Stadttheil, der meist von Serben bewohnt und ohnedies nur lau vertheidigt wurde. Als die Mauern sanken, zündeten die Serben die Stadt an und flüchteten in die Festung, wo man ihnen den Eintritt aus Mißtrauen verweigern wollte. Aber ihr verschlagener Führer, Michael More von Chula, wußte die Aufnahme durchzusetzen, wodurch die Serben auch die Oberhand in der Festung bekamen, an deren Berennung die Türken nun schritten. Von allen Seiten gruben sie Minen, ohne daß die Belagerten aus Mangel an Werkzeugen und Pulver etwas dagegen hätten thun können.

Wieder waren es Ueberläufer, welche den Sultan bestimmten, den Hauptangriff gegen den großen und festen Thurm Kölestorony (Hirsethurm) zu richten, dessen

tapferer Vertheidiger Jakob Utissenicz schon gefallen war, ehe die auffliegende Mine das kolossale Bauwerk in Schutt legte, ohne indessen den Türken den Zugang zu erleichtern. Unterdessen waren die Serben in ununterbrochenem Verkehr mit den Türken mittelst an Pfeile gehefteter Zettel gestanden und hatten sich gegen das Versprechen von Schonung an Leben und Gut bereit erklärt, die Uebergabe der Festung einzuleiten. Vergebens widersprachen die Ungarn und suchten die Serben zum Ausharren zu bewegen; sie bestanden auf ihrer Absicht, More eilte selbst in das türkische Lager, um zu unterhandeln, und da gegen den Willen der Serben an eine erfolgreiche Vertheidigung nicht zu denken war, mußten auch die Ungarn in die Uebergabe willigen, welche gegen das Zugeständniß freien Abzuges am 29. August 1521 erfolgte. Sofort gingen die Türken nun an die Neubefestigung und Armirung Belgrads, das nun durch 167 Jahre in ihrem Besitze bleiben sollte.

Einen Moment schien es, als ob man in Ungarn, durch den Verlust dieses wichtigen Platzes erschreckt, den Blick von dem inneren Gezänke auf die von außen drohende Gefahr lenken würde und der am 19. October 1521 in Ofen zusammentreffende Reichstag beschäftigte sich mit den Mitteln zu einer erfolgreichen Abwehr. Jeder geistliche oder weltliche Güterbesitzer sollte die Hälfte seines Jahreseinkommens, die niedere Geistlichkeit den zehnten Theil desselben, unbegüterte Edelleute aber einen Ducaten steuern. Den Beitrag der übrigen Unterthanen, Bürger und Handwerker bemaß man nach der Zahl der Schornsteine und für jeden derselben mußte eine „Rauchsteuer“ von einem Gulden entrichtet werden.

Als man indessen gewahr wurde, daß Soliman sich mit dem Fall Belgrads vorderhand begnügte und seine Hauptmacht an die Eroberung von Rhodus wendete, das schon Mohammed II., der Erstürmer Constantinopels, vergeblich belagerte, verflog der Opfermuth in Ungarn bald und von den ausgeschriebenen Steuern flossen nur 45.747 Ducaten ein, da Adel und Geistlichkeit sich der Entrichtung entzogen und niemand Macht und Willen hatte, sie zu zwingen. Dagegen überließ man sich den Zwistigkeiten mit alter Wuth und die Reichstage hallten wieder von dem Gezänk der Anhänger Bathory's und Zapolya's, zwischen welchen schwankend und rathlos der junge König stand.

Im Jahre 1524 nahm Soliman, nachdem er am Weihnachtstag 1522 seinen Einzug in Rhodus gehalten hatte, seine Pläne gegen Ungarn wieder auf, ohne bei der Eroberung Peterwardeins und des ganzen Banates, die schon in das verhängnißvolle Jahr 1526 fielen, erheblichen Widerstand zu finden. Nun erst, als der Sultan schon zur Belagerung von Essek schritt, raffte man sich zu Gegenmaßregeln auf, ein schwaches, durch Parteiungen zerklüftetes Heer wurde aufgebracht, mit dem am 29. August die unheilvolle Schlacht bei Mohacs geschlagen wurde, mit deren Darstellung wir (Seite 105) unseren Abschnitt über das selbstständige ungarische Heereswesen abgeschlossen haben.

Unaufhaltsam ergossen sich die Türken über ganz Ungarn, einzelne Schaaren streiften bis an den Platten- und Neusiedler-See. Ueberall wurde verbrannt und geplündert und nebst zahlreichen kleineren Orten sanken auch Ofen und Fünfkirchen in Asche zusammen. Die Nachricht von Unruhen in Asien bestimmte Soliman zum Rückzug, auf dem er 200.000 Christensclaven mitführte und überall die Absicht verkündete, mit noch größerer Macht wiederzukehren und vor die Mauern Wiens zu ziehen.

Zu den furchtbaren, eben überstandenen Leiden und dieser mit Gewißheit für die nächste Zukunft drohenden Gefahr kam nun noch ein neues Uebel über das unglückliche

Reich: der Kampf um die Krone. Nach den erwähnten von Maximilian und Wladislaw II. geschlossenen Verträgen war kein Zweifel, daß die Kronen von Ungarn und Böhmen an Ferdinand von Oesterreich fielen. Die Witwe Ludwig's II., Maria, eine Schwester Ferdinand's, berief zum Zweck der Anerkennung von dessen Thronfolge einen Reichstag nach Preßburg. Aber Johann Zapolya, auf dem der schwere Verdacht ruht, daß er mit seinem Heer absichtlich bei Szegedin zögerte, um den König dem Verderben zu überlassen, sah den Moment gekommen, seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen. Ein von ihm nach Stuhlweißenburg ausgeschriebener Reichstag, der nur von seinen Anhängern beschickt war, trat am 10. Februar 1526 zusammen, rief ihn zum König aus und unmittelbar darauf folgte die Krönung. Da man gleichzeitig in Preßburg unter Stefan Bathory's Führung Ferdinand I. (geb. 1503, gest. 1564) zum König wählte, war der Bürgerkrieg unvermeidlich, und die Kräfte, die so nöthig gewesen wären, um einen furchtbaren Feind vom Lande abzuwehren, rieben sich gegenseitig auf.

Zapolya's Anhang im Lande erwies sich nicht stark genug, um die erlistete Krone auch zu behaupten. Unter Führung des alten tapferen Niklas Salm und des Markgrafen Kasimir von Brandenburg drang ein österreichisches Heer im Sommer 1527 in Ungarn ein. Tyrnau, Raab, Gran und Komorn öffneten ihre Thore und überall traten die Magnaten, darunter der Kronhüter Peter Perenyi, zur Partei Ferdinand's über. Am 21. August erfocht Salm bei Tokay einen vollständigen Sieg über das fast nur aus Reitern bestehende Heer Zapolya's, dessen tüchtigster Feldherr Lukas Mariai dabei das Leben verlor. Derselbe Tag, an welchem auch Ferdinand in Ofen einzog, kostete einem anderen Heerführer Zapolya's, dem Grafen Christof Frangipani, bei Warasdin Sieg und Leben. Schlimmer noch war es, daß sich auch Siebenbürgen gegen ihn erklärte, das Zapolya bisher immer als die Quelle seiner Macht betrachtet hatte. So blieb ihm denn nichts über, als das Land, zu dessen König er sich mit den verwerflichsten Mitteln aufgeschwungen hatte, als Flüchtling zu verlassen und Unterstützung bei dem furchtbaren Feind desselben zu suchen.

Von Polen aus trat Zapolya mit Sultan Soliman in Verbindung, der natürlich die Gelegenheit begierig ergriff, sich in Ungarns innere Angelegenheiten zu mischen. Aufgestachelt wurde er noch durch das zum mindesten unzeitige Auftreten des Vertreters Ferdinand's in Konstantinopel, des Ungarn Hobordansky, der, statt den Sultan von Zapolya abzuziehen, nicht allein die unbedingte Anerkennung Ferdinand's als König von Ungarn, sondern auch die Rückgabe mehrerer Festungen, darunter Belgrad, forderte. Nun ging Soliman einen Vertrag mit Zapolya ein, der diesem die türkische Hilfe zur Eroberung und Behauptung Ungarns gegen einen jährlichen Tribut von 100.000 Goldgulden und andere erniedrigende Bedingungen zusicherte. Hobordansky aber wurde mit der Botschaft entlassen, daß der Sultan bald kommen werde, um den König Ferdinand aus einem Reiche zu vertreiben, das er unrechtmäßiger Weise an sich gerissen, er werde ihn unverzüglich auf dem Schlachtfelde von Mohacs oder in Ofen selbst aufsuchen; sollte jener aber durch seine Flucht sich zu retten suchen, so würde der Sultan auch bis nach Wien vordringen.

Im Vertrauen auf den türkischen Schutz war Zapolya anfangs 1528 von Polen aus mit einem Heer in Ober-Ungarn eingefallen, wo sein Anhang am stärksten war. Als Rathgeber und Führer einer polnischen Hilfsschaar war ihm der ränkevolle

und ehrgeizige Georg Utjessenovic oder Martinuzzi, Prior des Klosters zu Czenstochau bei Krakau und später Cardinal, gefolgt.

Tokay fiel durch Verrath in die Hände seines Unterbefehlshabers Franz Bodo, der sofort zur Belagerung Erlau's schritt, jedoch von einem Entsatzheer geschlagen und gefangen genommen wurde. Um den kühner auftretenden Anhang Zapolya's zu entmuthigen und diesen vor der drohenden Einmengung der Türken zu vernichten, wendete sich Niklas von Salm nach Ober-Ungarn, wo ihm Zapolya selbst entgegentrat. Bei Szinye unweit Kaschau kam es am 15. März zum Kampf, der namentlich durch Katzianer's treffliche Maßregeln zu einer entscheidenden Niederlage Zapolya's wurde und ihn abermals zur Flucht nach Polen zwang.

Die Rüstungen Soliman's hatten sich verzögert, und dann waren im Herbst 1528 furchtbare Regengüsse einem Vormarsch des türkischen Heeres hinderlich gewesen. Indessen konnte kein Zweifel über die im nächsten Jahre drohende furchtbare Gefahr sein, der man nur durch ein Zusammenfassen aller Kräfte hätte begegnen können. Aber nicht allein in Ungarn sah es damit schlimm aus, sondern auch die Stände der meisten österreichischen Länder zeigten sich, erbittert über die harten Maßregeln Ferdinand's gegen die Evangelischen, nicht sehr willig. Nur in Oberösterreich bewilligte man ansehnliche Summen, und das Aufgebot des zwanzigsten, zehnten und fünften Mannes. Gegen die Meinung der Stände, daß es räthlicher wäre, der gefürchteten türkischen Reiterei wieder Reiter entgegenzustellen, beharrte Ferdinand auf dem Aufgebot; die so aufgebrachten Truppen sammelten sich in Enns unter Hans von Starhemberg und schützten das Land gegen die bis an die Grenze vordringenden Streifcorps der Türken. Das war zwar auch recht verdienstlich, aber für die Abwehr im Großen und Ganzen war damit nichts geschehen und für diese kam auch die im April 1529 in Speyer bewilligte Reichshilfe schon zu spät.

Am 9. April 1529 brach Soliman mit einem Heer von mindestens 200.000 Mann von Konstantinopel auf, und ohne Widerstand zu finden, überschritt er die Grenze und drang gegen Ungarn vor. Der leidige Geldmangel hatte oft die Bezahlung der österreichischen Truppen unmöglich gemacht, und diese hausten dann unter der Bevölkerung so schlimm, daß man die Ankunft der Türken kaum mehr für ein Uebel ansah. Am 20. Juli erst langte Soliman, der sein Heer schonen wollte, auf der Ebene von Mohacs an, wohin er, nicht ohne fühlbare Bosheit, Zapolya zur Huldigung beschieden hatte, der sich mit einem kleinen Heere wieder nach Ungarn wagte und bei Saros-Patak sogar ein Treffen gewann.

Erst bei Ofen schien den Türken ein Aufenthalt zu drohen, da der Commandant Thomas Nadasdy fest zum Widerstand entschlossen war. Aber nach dreitägiger Einschließung verloren seine Soldaten schon den Muth, und nachdem zwei Rottmeister, Traubinger und Besserer, verrätherisch Nadasdy in seinem Zimmer eingeschlossen, zog man die Fahnen ein und übergab gegen das Zugeständniß freien Abzuges die Festung. Aber der Verrath rächte sich, denn beim Abzug gerieth ein deutscher Soldat in Händel mit einem Türken, aus welchen sich ein Gemetzel entwickelte, in dem die ganze treulose Besatzung niedergehauen wurde. Am 14. September erfolgte in Ofen die feierliche Einsetzung Zapolya's zum König von Ungarn von des Sultans Gnaden. Dieser ließ sich bei dieser Staatsaction durch den gewandten Renegaten Ludovico Gritti, einen gebornen Venetianer, vertreten, wie Soliman denn überhaupt den „König Janusch“ — so hießen die Türken Zapolya — ziemlich bagatellmäßig behandelte.

Gran wurde widerstandslos durch den Primas Paul Vardai übergeben, der die Hände Soliman's küßte, ebenso öffnete Wissegrad, die alte Königsburg, sofort ihre Thore; das Raaber Schloß verbrannte dessen Commandant, Christof Lemberg, und zog sich mit der Besatzung zurück. Erst Bruck an der Leitha und Neustadt zeigten sich zu ernstem Widerstand entschlossen, doch hielt sich Soliman mit ihrer Bezwingung nicht auf, sondern rückte mit möglichster Beschleunigung vor Wien.

Zur Ehre und zum Ruhme der kleinen, aber hochherzigen Stadt Bruck an der Leitha muß einer rühmenswerthen Episode gedacht werden. Als die Türken vor Bruck vorbeizogen, fragte Soliman seinen Großvezier: „Wie nennt sich das kleine Städtchen dort, mit den verschlossenen Thoren?“ — Mit tief geneigtem Haupte sprach Ibrahim der Großvezier: „Die Rais (Unreinen) nennen es Bruck an der Leitha. Meine Spahis erwarten den Befehl, diese Stätte des Uebermuthes der Erde gleich zu machen. Sclaven, welche die Thore vor den Gebietern zu verschließen wagen, verdienen keine Schonung. Als ich sie auffordern ließ, Dir zu huldigen, ward mir die Antwort, daß sie sich nur dann dazu bequemen werden, wenn Du Wien erobert haben wirst.“ — Soliman betrachtete den kleinen Ort neuerdings und sagte: „Wahrhaftig, mir gefällt diese Antwort. Man beunruhige diese Stadt nicht im geringsten, sondern trage unsere siegreichen Waffen lieber bis an die Mauern Wiens.“

In den am 20. September rings umher auflodernden Flammen konnte man in der Stadt die grausigen Anzeichen der furchtbaren Gefahr erkennen, die unaufhaltbar näher rückte.

## Die erste Belagerung Wiens, 1529.

Obwohl man schon seit 1526 das Erscheinen der Türken vor den Mauern Wiens fürchtete, war doch schlecht für die Vertheidigung vorgesorgt. Erst in den paar letzten Monaten, als kein Zweifel mehr über das thatsächliche Heranrücken einer so schweren Prüfung bleiben konnte, nahm man die Sache etwas energischer in die Hand. Alle Bauten in den Vorstädten wurden eingestellt, um die Arbeitskräfte bei den Festungswerken verwenden zu können, und die Gemeinden der Umgegend mußten Hand- und Spanndienste leisten. Uebrigens sah es nach dem Berichte von Augenzeugen noch immer schlimm genug mit der Vertheidigungsfähigkeit der Werke aus. Die Mauern waren meist nur sechs Schuh dick, zwei bis drei Klafter hoch, so daß deren Ersteigung mit Leitern keinerlei Schwierigkeit bot, und in ziemlich schlechtem Bauzustand. Nur vor den Hauptthoren erhoben sich gemauerte Vorwerke, das stärkste derselben stand vor dem Kärntnerthor, wo der alte sehr feste Kärntnerthurm den Stützpunkt einer doppelten Reihe von Wällen mit Gräben und Brustwehren bildete. Die Armirung bestand aus 72 Geschützen verschiedenen Kalibers, während Soliman einen Artilleriepark von 300 Stücken, darunter ganz gewaltige Geschütze, mit sich führte.

Ziemlich ansehnlich war die Besatzung. Zur Vertheidigung wurde die ganze waffenfähige Bevölkerung, Bürger, Handwerker, Studenten und Stadtsöldner aufgeboten. Außerdem betrugen die Truppen, durch Zuzüge der aus Ungarn vertriebenen Besatzungen und einzelne Hilfscorps gebildet, an 20.000 Fußknechte und 2000 Reiter. Sowohl die Reichstruppen als die böhmisch-mährischen Hilfsvölker kamen erst an, als Wien schon von den Türken eingeschlossen war. An der Spitze der ganzen Vertheidigungsanstalten stand der dem Reichsheer vorausgeeilte Pfalzgraf Friedrich,

dem die beiden kriegserfahrenen Feldhauptleute, Niklas Graf von Salm und Wilhelm von Roggendorf (geb. 1481, gest. 1541), beigegeben waren. Unter ihnen dienten von namhafteren Kriegern Hans Katzianer, Niklas Thurn, Leonhard von Fels und Eck (Hector) von Reischach. Weiters nahmen noch besonderen Antheil an der Vertheidigung der Statthalter Georg von Puchheim, der Generalproviantmeister Markus Beck von Leopoldsdorf, der Kanzler Niklas Rabenhaupt, Bürgermeister Wolfgang Treu, Stadtrichter Paul Bernfuß und die drei Stadträthe Wolf Mangold, Sebastian Schmutz und Sebastian Eiseler, dann viele ansehnliche Grafen und Herren, unter welchen wir die Namen Auersperg, Apfaltern, Berlichingen, Hager, Herberstein, Khevenhiller, Kollonitsch, Lamberg, Manderscheid, Oettingen, Pappenheim, Schellenberg, Schwarzenberg, Seizendorf, Trauttmansdorf, Wolkenstein und viele Andere finden. Ein kleiner Haufe auserlesenen spanischen Kriegsvolkes wurde von Don Louis de Avalos, Anguillera, Villannet und dem durch seine Kühnheit berühmten Don Juan de Salamanca befehligt.

Als der Fall von Ofen bekannt wurde, auf dessen zähe Vertheidigung man große Hoffnungen gesetzt hatte, machte man sich auf das Aeußerste gefaßt und begann mit dem Abbrechen der Vorstädte, und auch in der Stadt wurden die dem Wall zu nahe stehenden Häusern niedergerissen, vom Stuben- bis zum Kärntnerthor ein zweiter Wall und Graben aufgeführt, schwächere Stellen der Mauer mit zwei- oder dreifachen Pallisadenreihen verstärkt und das Möglichste gethan, um in wenigen Tagen die Versäumnisse von Jahren nachholen zu können.

Am 20. September verließ König Ferdinand I. mit dem Hofstaat Wien, und ihm folgten zahlreiche Flüchtige, darunter schmählicher Weise auch sämmtliche Stadträthe bis auf die obgenannten drei.

Am 22. September wurden die Vorstädte in Brand gesteckt und schon Tags darauf erschien die Vorhut der Türken bei St. Marx, wobei es zu jenem Zusammenstoß mit Hardegg's Kürassieren kam, bei welchem der Cornet Zedlitz in Gefangenschaft fiel. Des letzteren romantisches Geschick gab Stoff zu mehreren Erzählungen und Balladen. Der Sachverhalt wird gelegenheitlich eingehender erzählt werden.

Am 25. September rückte die türkische Hauptmacht vor Wien, in 16 Lagern einen weiten Bogen von Simmering bis Nußdorf spannend. Das prachtvolle Zelt Soliman's stand an der Stelle des heutigen Neugebäudes bei Simmering, vor dem für den Hauptangriff ausersehenen Kärntnerthor bis zum Stubenthor schlug der Großvezier Ibrahim (Bild S. 305), der Liebling Soliman's, sein Lager auf. Das ungarische Hilfsvolk Zapolya's stand auf dem Wienerberg, das Lager der gefangenen Christensclaven befand sich am Himmelpfortgrund (Theil des heutigen IX. Bezirkes). Der Donaustrom und die Arme desselben wurden von der 400 Schiffen zählenden türkischen Donauflottille, den Nassern, besetzt und stets nach allen Richtungen befahren, um jede Zufuhr und jede Verbindung mit der Reichsarmee hintanzuhalten. Ein Versuch, ihnen mit Schiffen entgegenzutreten, scheiterte an der Kürze der Zeit, und die fertig gestellten 28 Fahrzeuge mußten versenkt werden.

Soliman mochte glauben, auch Wien werde widerstandslos in seine Gewalt fallen, um dann der Mittelpunkt seines geplanten abendländischen Reiches zu werden. Er sendete daher vier Gefangene, reich mit Kleidern und Geld beschenkt, in die Stadt, mit der Aufforderung, sich zu ergeben, in welchem Falle die günstigsten Bedingungen

angeboten, ja das Versprechen gegeben wurde, daß kein Türke die Stadt betreten werde. Salm erwiderte diese Artigkeit durch Rücksendung von vier türkischen gleichfalls reich ausgestatteten Gefangenen, ohne die Anerbietungen zu beantworten. Die dann in üblicher Weise erfolgenden dreimal wiederholten Aufforderungen zur Ergebung wurden dahin beantwortet, daß man entschlossen sei, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Bei der letzten Aufforderung rief einer der trotzigen alten Lanzknechtsführer dem türkischen Abgesandten mürrisch zu: „Wien ist noch kein fauler Apfel, den man dem Ersten Besten nachwirft!"

Nun schritt Soliman unverzüglich zum Angriff, der besonders gegen den Kärntnerthurm, die Kärntner- und Augustinerbastei gerichtet war. In den Ruinen der abgebrannten Vorstädte hatten sich die Janitscharen festgesetzt, um mit den Büchsen und Pfeilen die Wälle zu bestreichen und die dahinter gelegenen Gassen unsicher zu machen. Die Pfeile waren oft schön geschnitzt und bemalt, ja sogar mit edlen Steinen und Perlen besetzt, sollen aber auch nicht selten vergiftet gewesen sein.




Das Salm-Denkmal in der Votivkirche.
(Seite 318.)

Die gefährlichste Art des Angriffes war aber jene durch Minen, in deren Herstellung die Türken besondere Meister waren. Von mehr als vierzig Stellen aus trieben sie unterirdische Gänge gegen die Stadt hin, die theils in den Gräben mündeten, um ungefährdet bis hart an die Mauern zum Sturm gelangen zu können, theils aber den Zweck hatten, die Wälle in die Luft zu sprengen oder sogar einen Zugang in die Stadt zu schaffen.

Um diesen Gefahren entgegenzuwirken, mußten sehr schwierige und mühsame Arbeiten unternommen werden. Durch Bergleute aus Tirol ließ man um die bedrohtesten Stellen gleichfalls einen unterirdischen Gang ausheben, von dem aus jedes entfernte Geräusch, Klopfen oder Graben, beobachtet wurde, um entgegen arbeiten zu können. Auf diese Art entdeckte man mehrere sehr gefährliche Minen, aus welchen man die feindlichen Arbeiter vertrieb, das Pulver wegnahm und sie wieder verschüttete. Auch in allen gegen den Wall gelegenen Kellern wurde scharfe Wacht gehalten. Behältnisse mit Wasser oder Trommeln aufgestellt, welche auf jedes unterirdische Geräusch

aufmerksam machten. Es soll den Türken wirklich gelungen sein, in einen Keller einzudringen, wo sie aber durch die Wachsamkeit einiger Bäckerburschen vertrieben wurden; von daher soll auch die Bezeichnung des betreffenden Hauses (heute Montenuovo-Palais) auf der Freiung, als „Heidenschuß" herrühren.

Diese Erzählung ist sicher falsch, denn die Türken legten in jener Gegend gar keine Minen und kamen überhaupt mit denselben nicht über die Stadtmauer hinaus. Hätte doch ein solcher ungeheurer mühsamer Gang unter der Erde bis zur Mitte der Stadt gar keinen Zweck gehabt; auch blieb in der kurzen Frist, welche der Feind vor Wien weilte, nämlich nicht volle drei Wochen, zu einer so großen Arbeit keine Zeit. Der Name des Hauses rührt von den ehemaligen Besitzern desselben, der Familie Heiden, her, und die Sage bezüglich der Bäcker entstand dadurch, daß sich thatsächlich die Bäckerinnung während der Belagerung besonders wacker hielt, und nicht nur bei der Vertheidigung mitwirkte, sondern auch aufopfernd für die Verproviantirung thätig war. Deshalb erhielt sie auch nach aufgehobener Belagerung einen großen, mit rühmenden Emblemen gezierten silbernen Prunkbecher zum Lohne, der noch heute in ihrer Lade bewahrt wird, nebst der Erlaubniß, denselben alljährlich am Osterdienstag im feierlichen Aufzuge in der Stadt herumzutragen. Im Jahre 1809 nahm dieses erhebende patriotische Volksfest gelegentlich der französischen Invasion sein Ende.

Auch durch wiederholte Ausfälle suchte man die Belagerer in ihren Arbeiten zu stören. Am 29. September führte Eck von Reischach mit glücklichem Erfolg einen solchen Ausfall, denn es wurden feindliche Schanzen und Laufgräben zerstört, mehrere Geschütze vernagelt, ja Großvezier Ibrahim schwebte in Gefahr, gefangen zu werden. Minder glücklich verlief ein anderes Gefecht bei einem Ausfalle am 5. October, der mit 8000 Mann unternommen wurde, und gegen die Batterien vor der Kärntner- und Augustiner-Bastei gerichtet war, deren Geschützfeuer großen Schaden that. Schon waren die türkischen Werke erstürmt und die Janitscharen flohen gegen das Lager zu, als durch den Ruf einiger Feiglinge: „Wir werden von der Stadt abgeschnitten! Rette sich, wer kann!" Verwirrung und Schrecken in den Reihen der christlichen Truppen entstand. Ohne die errungenen Vortheile auszunützen, wendete man sich über Hals und Kopf zur Flucht, wobei zweihundert Mann und der tapfere Hauptmann Wolfgang Hager (aus der Familie der von Allentsteig) das Leben verloren.

Die Türken blieben die Antwort auf solche Angriffe nicht schuldig. Unmittelbar nach diesem Ausfall ließen sie zwischen dem Kärntnerthor und der Augustinerkirche zwei Minen springen, welche die Mauer in der Länge von dreißig Schritten niederwarfen und eine leicht zu ersteigende Bresche bildeten. Unter des Großveziers eigenem Befehl stürmten die zur Abwehr des Ausfalls zusammengezogenen türkischen Truppen gegen die Mauern, und es gelang ihnen mehrmals, die Höhe zu erklimmen, und zweimal wurden sogar Roßschweife aufgepflanzt. Aber die Vertheidiger, den greisen Niklas Salm und Hektor von Reischach an der Spitze, waren nicht zu erschüttern; ein Regen von Steinen, Kugeln und Pfeilen ergoß sich auf die Stürmenden, und was von ihnen die Höhe der zertrümmerten Mauern erreichte, wurde mit Spieß, Schwert und Morgenstern niedergeschlagen.

Eine furchtbare Vertheidigungswaffe, welche die Wiener Bürger bei diesen Kämpfen anwendeten, waren die „Sturmsensen", lange starke Spieße, von deren Schaft aus nach beiden Seiten vorwärts gekrümmte, scharfe, sensenartige Klingen ausliefen.



Die Helden Salm und Reischach an der Spitze der Vertheidiger Wiens gegen die Türken. 1529.



Von kräftiger Hand geführt, genügte eine solche Waffe, die an eine Klafter breit war, zur Vertheidigung eines ziemlich breiten Mauerabschnittes.

Mit unsäglichen Mühen und unter dem steten Feuer der Belagerer mußten die zerschmetterten Mauern nothdürftig durch neue Palissadenreihen, Herstellung einer steilen Böschung und hölzerner Bollwerke, oder durch gewaltige mit Erde und Steinen gefüllte Schanzkörbe ausgebessert werden. Aber auch die Türken bereiteten sich zu neuen Angriffen vor, indem sie Faschinen und Reisigbündel aufhäuften, um den Graben ausfüllen zu können und den Sturm zu erleichtern. Am 8. und 9. October erfolgten neun furchtbare Stürme, welche aber, trotzdem die türkischen Befehlshaber, ohne Rücksicht auf den Menschenverlust, immer neue Schaaren gegen die Schuttwälle schickten, doch in Folge der trefflichen Maßregeln und der unerschütterlichen Tapferkeit der Vertheidiger glücklich abgeschlagen wurden. An den bedrohtesten Stellen fing man nun an, aus den Mauern der eingerissenen Häuser einen zweiten Wall herzustellen, für den Fall, daß es den Türken gelingen sollte, sich auf dem ersten festzusetzen.

Vom 11. October an richtete sich der Angriff auch auf die Strecke zwischen Kärntner- und Stubenthor. Zum Glück kamen nicht alle Minen zur vollen Wirkung, was indessen die Türken nicht hinderte, mit immer wachsender Wuth anzustürmen; ein Sturm vom 11., wo nur der untere Theil der Mauer eingestürzt war, kostete ihnen in kurzem Kampf tausend Mann. Besonders gefährlich und blutig war der 12. October; mehreremale flogen Minen auf, die an zwanzig Klafter der Mauer zwischen dem Kärntner- und Stubenthor in Schutt legten, und Sturm folgte auf Sturm.

Hier und bei den anderen Breschen wogte fast unaufhörlich der Kampf. Kaum war der Knall einer auffliegenden Mine erfolgt, so stürzten sich die Türken in dichten Schwärmen durch Staub und Qualm zum Angriff, so daß man sie von der Stadt aus oft erst sah, wenn sie schon den Schutthaufen erklommen hatten. Aber nirgends gelang es ihnen, sich zu behaupten, denn an Stelle der zerschmetterten Mauern bildeten die Leiber der tapferen Vertheidiger einen undurchdringbaren Schutzwall. So unbezwinglicher Widerstand schien endlich auch den Fanatismus der türkischen Soldaten abzukühlen; von den Kirchthürmen der Stadt aus sah man, daß einzelne Schaaren, statt zum Angriff vorzugehen, sich zerstreuten, und durch ihre Befehlshaber vergeblich mit Säbel und Peitsche bearbeitet wurden. Die hart bedrängte Besatzung schöpfte aus solchen Anzeichen neuen Muth und widerstand den bis in die Nacht fortgesetzten Stürmen auf das tapferste.

Soliman, der sich die Bezwingung Wiens bei dem ihm wohlbekannten mangelhaften Zustand der Befestigungswerke so leicht vorgestellt hatte, wüthete vor Grimm und überhäufte seine Paschas bei einer Zusammenkunft am 13. October in seinem Zelte mit Vorwürfen. Zugleich ordnete er für den kommenden Tag einen Hauptsturm an, den er persönlich leiten wollte. Das Unterlassen jeden Angriffes an diesem Tag und die Regsamkeit im feindlichen Lager ließen aber auch in der Stadt die drohende Gefahr vermuthen, so daß man so viel wie möglich die bedrohtesten Stellen verstärkte und alle Vorbereitungen zur Abwehr traf, an der sich alle Stände, Mann und Weib, alt und jung, je nach Kräften betheiligte.

In drei großen Abtheilungen führte Soliman am Morgen des 14. Octobers sein Heer zum Angriff, während rückwärts in breiten Massen die Reiterei folgte, um die Weichenden aufzuhalten. Am furchtbarsten tobte der Kampf an dem vor dem

Kärntnerthurm liegenden Bollwerk, das nur mehr ein durch große Balken gestützter Schutthaufen war. Hier commandirten Wilhelm von Roggendorf und Hektor von Reischach mit ebensoviel Umsicht als Ausdauer, und die Mannschaft wetteiferte in Tapferkeit. Vom Kampf an dieser Stelle ist uns eine Episode erhalten geblieben, die gewiß des Erzählens werth ist.

In der Nacht vorher waren in dem Lager auf dem Schweinsmarkt (der heutige Lobkowitzplatz) zwei Truppenführer, der deutsche Ritter Wilhelm von Arenstein und der Portugiese Don Andreas Lopez de Mello, in Streit über die Vorzüge ihrer Nationen gerathen. Wie es immer bei solchen müssigen Discussionen geht, die nicht zu entscheiden sind, weil kein Theil zu überzeugen ist, wurden sie stets hitziger und kamen endlich, als der Morgen graute, überein, die Waffen entscheiden zu lassen. Rasch war der Wall erstiegen und sie legten schon zum Kampfe aus, als die ersten Janitscharen-Haufen heranstürmten. Das brachte die Zornigen zur Besinnung, sie stutzten und endlich sprach der Deutsche sein Schwert senkend: „Wie ist es doch thöricht, daß wir um eines solchen Streites willen die Waffen gegeneinander kehren, wo unsere Kraft und unser Blut doch dem Kampf gegen den Feind gehört, der uns Alle bedroht.“ Das leuchtete dem Portugiesen ein, sie reichten sich die Hände und kehrten sich gegen die heranstürmenden Türken. Schon hatte ein Janitschar die Höhe erklommen und den Roßschweif aufgepflanzt, da faßte ihn der Deutsche mit nervigem Arm und schleuderte ihn in den Graben hinunter, dann so wie der Portugiese seine Waffen gegen jene kehrend, die herauf klommen. Wiederholt verwundet, kämpften sie heldenmüthig fort, einander zugleich gegenseitig schützend, bis sie nebeneinander verblutend zur Erde sanken. Die Moral, welche sich daran knüpfen ließe, wird sich gewiß jeder Leser, besonders in der neuesten Zeit, selbst construiren können, wenn er den Portugiesen mit irgend einem anderen der Völker aus unserem großen Reichsverband ersetzt.

So wüthend der Ansturm war, so heldenmüthig und ausdauernd kämpfen die Vertheidiger. Endlich erlahmte der ohnehin nur mehr künstlich angestachelte Muth der Türken und sie liefen lieber der eigenen Reiterei in die Speere, als gegen die Mauern, die schon so vielen Tausenden das Leben gekostet hatten. Gegen Mittag flog noch eine Mine am Kärntnerthurm auf und der letzte Vorstoß der Türken erfolgte. Er wurde zwar gleichfalls glücklich abgeschlagen, erforderte aber ein schmerzliches Opfer; ein feindliches Geschoß schlug in die Mauerreste und ein davon abspringendes Steinstück zerschmetterte dem Grafen von Salm, der stets an den bedrohtesten Stellen war, den Schenkel. Zum Glück traf den heldenhaften Greis der verhängnißvolle Stein erst in der letzten Stunde der nun glücklich abgewendeten Gefahr.

Die Unmöglichkeit, sein durch einen ungeheuren Troß schwerfällig gemachtes Heer in dem ausgesogenen Lande zu ernähren, der heranrückende Winter, besonders aber die steigende Unzufriedenheit seiner Truppen, bewogen den Sultan, die Belagerung aufzuheben. Er faßte den Entschluß noch am Nachmittag des 14. October und ging unverzüglich an dessen Ausführung. In der Aufwallung einer ihm sonst fremden Grausamkeit ließ Soliman alle im Lager befindlichen Christensclaven, über zweitausend an der Zahl, niedermetzeln, dann wurden die Reste der Vorstädte nochmals in Brand gesteckt, und in der Nacht vom 17. October erfolgte, nachdem noch eine allgemeine Salve aller Geschütze abgegeben wurde, der Abbruch des Lagers und Abmarsch des türkischen Heeres, das 40.000 Mann vor Wien verloren hatte.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welch leichtem Herzen man von der Stadt aus

die endliche Abwendung einer so furchtbaren Gefahr wahrnahm. Seit langer, langer Zeit erscholl wieder frohes Glockengeläute und ein feierlicher Gottesdienst bei St. Stefan stattete dem Himmel Dank für den Schutz in so schwerer Bedrängniß ab. Wiederholt unternahm die Reiterei unter dem schneidigen Katzianer Ausfälle, um sich von dem wirklichen Abzug der Türken zu überzeugen, wobei denselben manches Schaden zugefügt und mehrmals gefangene Christen befreit wurden.

Eine energische Verfolgung scheiterte an dem Hinderniß, das in jener Zeit so oft die militärischen Maßregeln hemmte — an der Unbotmäßigkeit der Soldtruppen. Sie erhoben nämlich unter dem Vorgeben, daß fünf Hauptstürme abgeschlagen worden seien, Anspruch auf den fünffachen Sold und Nachsicht des Ersatzes für den während der Belagerung bezogenen Proviant. Da es im Moment unmöglich war, ihr Begehren zu erfüllen, rotteten sie sich zusammen, bedrohten ihre Vorgesetzten und sprachen die Absicht aus, die Stadt, welche sie eben noch beschützt hatten, zu plündern. Da solche Fälle, wie wir ja erfahren haben, in der That vorgekommen waren, konnte es nicht wundern, daß die Bürger beunruhigt waren und vor ihren bisherigen Waffenbrüdern fast so viel Angst hatten, wie vor den früheren Bedrängern.

Selbst das Zureden des als Führer der Reichstruppen nunmehr nach Wien gekommenen Pfalzgrafen Friedrich vermochte die Wüthenden nicht zu besänftigen, deren große Mehrzahl sich auch an das Beispiel des Fähnrichs Paul Gumpenberger nicht kehrte, der mit einem kleinen Anhang erklärte, sich mit dem doppelten Sold zu begnügen. Nach unlöblicher Lanzknechtssitte drohten sie den Hauptleuten und schließlich den Bürgern mit Mord und Todtschlag, und es mußten schließlich alle Mittel aufgeboten werden, um ihnen den dreifachen Sold bezahlen zu können, womit sie sich zufrieden gaben. Nach Herstellung der Ruhe wurden allerdings die Rädelsführer der Meuterer zur Verantwortung gezogen und einige enthauptet, die Gelegenheit zur wirksamen Verfolgung des türkischen Hauptheeres war jedoch verpaßt.

Der greise Held, welcher sich um die Rettung Wiens am meisten verdient gemacht hatte, Graf Niklas Salm, sollte der in den letzten Tagen der Bedrängniß erhaltenen Wunde erliegen. Die Strapazen und Aufregungen hatten selbst Salm's kräftige Natur erschöpft, obwohl er sich an Größe und Kraft mit Frundsberg messen konnte. Der Stein hatte die Weichtheile des Fleisches ganz zerrissen und auch der grimmige Schmerz trug dazu bei, zwar nicht die moralische, aber doch die körperliche Kraft des greisen Helden zu beugen. Am 4. Mai 1530 endete er auf seinem Schlosse Marcheck sein thatenreiches Leben. Die Leiche wurde nach Wien gebracht und in der Dorotheerkirche bestattet, wo die Dankbarkeit seiner Fürsten, Karl V. und Ferdinand I., dem nie wankenden treuen Diener ein köstliches Denkmal setzte. Bei der Aufhebung der Dorotheerkirche ließ die Familie Salm das Denkmal nach Schloß Raitz in Mähren bringen, und 1879 erfolgte über Betreibung des „Wiener Alterthumsvereines" die Aufstellung desselben in der Votivkirche zu Wien.

Es ist eine der schönsten Arbeiten jener Zeit und stellt einen Sarkophag aus gelblich-grauem Marmor dar, dessen Deckel das lebensgroße Bild des Grafen Niklas von Salm, in voller Rüstung, mit Lanze und Schlachtschwert, vor dem Bild des Gekreuzigten kniend, zeigt. Besonders merkwürdig sind die an den Seitenwänden angebrachten Basreliefs, welche die zwölf bedeutendsten Waffenthaten Salm's darstellen, und zwar: die Schlacht bei Murten (1477), die Vertheidigung Veronas (1513), die Eroberung Friauls (1509), die Schlacht bei Creazzo (1513), die Schlacht an

der Bicocca (1522), die Schlacht bei Pavia (1525), die Schlacht und die Einnahme von Tokay (1527), den Entsatz von Erlau (1527), die Schlacht bei Szinye (1528), endlich zwei Scenen aus der Belagerung von Wien. Zwischen diesen Basreliefs sind die Brustbilder Friedrich III., Max I., Philipp des Schönen von Burgund, Karl V., Ferdinand I., Sigmund's von Tirol, Ferdinand des Katholischen von Spanien, Frundsberg's, Bourbon's und sein eigenes angebracht. (Bild Seite 313.)

Die Stadt Wien ihrerseits hat nur eine schuldige Dankespflicht erfüllt, wenn sie dem Standbild Salm's unter den um Wien hochverdienten Männern, deren Statuen die Elisabethbrücke schmücken, eine Stelle einräumte.

Auch im Auslande herrschte allerorts allgemeine Theilnahme für die bedrängte, später jubelnde Sympathie für die befreite Stadt Wien. Besonders in Deutschland war man sehr um ihr Schicksal besorgt; man spendete nicht blos werkthätige Hilfe, sondern hielt öffentliche Gebete ab — in Nürnberg läutete man zu verschiedenen Tageszeiten die Kirchenglocken, um die Gläubigen zum Gebet aufzufordern — man veranstaltete Umzüge und Bittgänge, die öffentlichen Belustigungen und Tänze wurden eingestellt u. s. w. Und als dann die Nachrichten von dem Heldenmuthe der Anführer, Bürger, kaiserlichen Soldaten und Reichstruppen während der Belagerung der geängstigten Stadt sich in Deutschland überall verbreiteten, als der Ruf der Todesverachtung der Wiener Bürger und der geistigen Ueberlegenheit der militärischen Führer überall in Deutschlands Gauen erscholl, da fühlte man allerorts, was Wien für Deutschland und den christlichen Glauben gelitten und geleistet hatte. Allgemein feierte man das große Ereigniß, in der deutschen Geschichte ein Blatt des Ruhmes für immerwährende Zeiten, das leider binnen kurzer Zeit wieder vergessen ward. Nun, damals wenigstens machten zahlreiche Flugschriften, Abbildungen der Belagerung, einzelne Scenen- und Episodenbilder, Bildnisse der Führer und Kämpfer des christlichen und türkischen Heeres, Lieder und Lobgesänge die Runde durch ganz Europa und verschafften dem Ereigniß die ihm gebührende Volksthümlichkeit. Auch erschienen mehrere ausführliche gleichzeitige Beschreibungen, die stark verbreitet wurden. Selbst der große Meistersänger Hans Sachs besang zweimal dieses Ereigniß.

Eines der interessantesten und werthvollsten Gedenkblätter an diese Epoche ist die Rundansicht der Stadt Wien aus jenen Tagen durch Nikolaus Meldmann und die fliegenden Blätter und Darstellungen von Figuren des türkischen Heeres, die der Briefmaler, Formschneider und Buchdrucker Hans Guldenmund aus Nürnberg im December 1529 herausgab. Wir liefern anbei eine verkleinerte Wiedergabe der interessantesten Blätter dieser Serie, welche sich in der berühmten Sammlung des verstorbenen Feldzeugmeisters Franz Freiherrn von Hauslab, nunmehr im Besitze des regierenden Fürsten Johann von Liechtenstein, befinden.

Vor Allem erblicken wir (Bild Seite 304) den Sultan Soliman zu Pferde, im reichen Kostüm, den Turban mit einem mächtigen nach rückwärts hängenden Straußfederbusch geschmückt und in der Rechten einen Scepter haltend. Ober dem Bilde ist der Text eines Absagebriefes des Sultans an König Ferdinand I. vom Jahre 1529 beigegeben, der folgendermaßen lautet: „Wir Sultan Solleyman von des grossen Gots im Hymmel genaden, und ich Got auff dem erdtreych und aller tieffe großmechtiger Keyser und Soldan zu Babylon, mechtiger Keyser zu Katheyria, Künig zu Egypten, Künig zu Trabia und in Antiochia, zu Sarthon und Künig des Edlen gesteyns in India, Eyn erhalter der götter und Fürst und gelayter von dem dürren Baum biß

iff den berg Achana, und Künig aller Künig, von auffgang der Sunnen biß zum
idergang, Probst des yrdischen Paradeyß Machomets, trost und heil der Thürcken und
ayden, und eyn verderber der Christenheyt, Eyn behüter der gruben des gecreutzigten
ots (des heiligen Grabes) und Künig zu Hierusalem. Ferdinandus, der sich schreybt
unsern landen eyn Künig zu Hungern, Du solt dich bey verlierung unser Kron
ntzlich versehen, daß wir dich mit dreytzehen Künigreychen in kurtzer zeyt mit unser
acht zu Wien suchen wöllen, Alleyn der groß gott im himmel wöll dir helffen, So
ill ich gott auff erdtreych dich und all deyn helffer, mit unsern Kriegßstücken des
ler ellendischen tods, so wir erdencken mügen, richten lassen, darnach must du gentzlich
rsehen, das wir das gantz gemeyn Teutsch land, unsers Keyserthumbs in kürtz mit
nser macht belegern und besetzen wöllen. Haben wir dir und deynem Bruder Carolo (V.)
cht wöllen verhalten. Datum in Constantinopel im 1529. Jar."

Wir haben also hier ein wohlgetroffenes gleichzeitiges Porträt des Sultans
oliman vor uns.

Das nächste Blatt Guldenmund's bringt das Bildniß des Ibrahim (auch
rachim) Pascha, ebenfalls zu Pferd, doch in mehr einfacher Kleidung. (Bild Seite 305.)
em Blatte ist der Text eines Sendbriefes desselben an die „Herren Kriegscommissarien
Wien" und das Facsimile von seiner Unterschrift beigegeben. Dieses Sendschreiben
utet: „Ibraym Wascha von Gots gnaden, höchster veciriſcher Secretari, Oberster Rath
s durchleuchtigen und unüberwindlichsten Keysers Sultan Selleyman, Haubtman und
ubernator des gantzen seynes Keyserthumbs, und aller seyner sachen. Ir wolgebornen,
roßmechtigen, Obersten und Haubtlewt; Als uns ewer schreyben durch ewern Potten
kummen, haben wir alle sachen verstanden, Und wisst, daß wir nicht kummen seyn,
er Stadt eyn zu nemen, sonder zu suchen ewer Ertzhertzogen Ferdinandus, Aber
nselben nicht gefunden, darumb seyn wir so vil tag da belyben (geblieben) und auff
gewart, aber er ist nicht kummen. Und als gestern, haben wir drey ewer Lewt
fangen, ledig gelassen, Dergleychen wöllet jr mit den unseren gefangenen auch han-
ln, wie wir dann ewern Potten solchs euch mündtlich anzuzeygen bevolhen haben.
o mögt jr deßhalben eynen von euch herauß zu uns, sich der gefangen zu erkundigen,
zeyt schicken, Und je in solchem fall keyn sorg oder forcht, unsers trawen und glau-
ns halben, tragen, Dann das denen zu Ofen, von uns nicht glawben gehalten worden,
nicht unser, sonder jr eygen schuldt gewesen. Geben vor Wien in mitten Octobris
nno 1529."

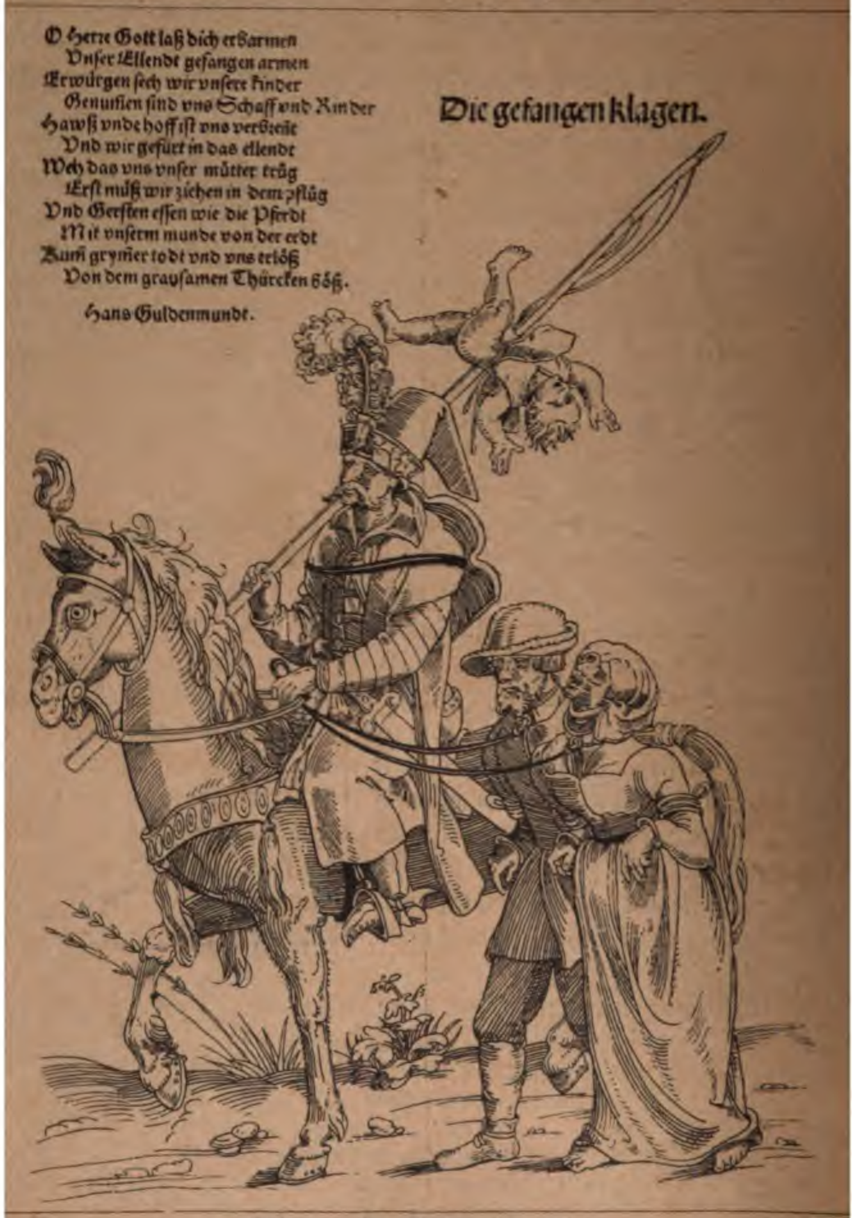
Das achtzeilige Gedicht unter dem Bilde lautet:

„Brachim Bacha der nechste rath,
Der Keyserlichen (türkischen) Mayestat
In allen Sachen der Thürckey
Und ist gewesen mit und bey
Als Wien die Stadt belagert wart
Und ist geritten auff die art
Mit aller kleydung die er dregt
Ist er worden abconterfect (abgebildet)."

Das dritte Blatt Guldenmund's (Bild Seite 320) endlich zeigt uns die Art
d Weise, wie die Türken gegen ihre Gefangenen vorgingen. Es führt uns einen
kischen Reiter vor, der an einer Lanze ein Kind gespießt hält, während er dessen
glückliches Elternpaar an einem Strick nach sich führt. Das oberhalb befindliche
dicht, die Klagen der Gefangenen ausdrückend, lautet:

er laß Dich erbarmen
Ellendt gefangen armen
gen sech (sahen) wir unsere Kinder
nen sind uns Schafe und Rinder
undt hoff ist uns verbrennt
r gefürt in das Ellendt

Weh daß uns unser Mutter trug.
Erst müß wir ziehen in dem pflug
Und Gersten essen wie die Pferdt
Mit unserm munde von der erdt
Kumm grymmer todt und uns erlöß
Von dem grausamen Thürcken böß."




Gefangene der Türken. (Seite 319.)

Was die Ansicht von Wien betrifft (Seite 328), so ist dieselbe eine g
derjenigen, welche sich in dem berühmten Städtebuche des Georg Braun bef
welche eine Nachbildung der berühmten Längenansicht Augustin Hirschvo
ie zeigt uns Wien von der Seite der kaiserlichen Burg und wurde nicht
der Türkenbelagerung verfertigt. Die Fortificationen lassen sich ganz g

bestimmen. Wenn wir selbe von West nach Ost verfolgen, erkennen wir links in jener entfernten vorspringenden „Katze“, welche die äußerste Grenze der Stadtbefestigungen bildet, die Mölkerbastei; das nun in der Fronte folgende Bollwerk ist von Hirschvogel als „Röm. Königl. Majestät Bastey“ bezeichnet; von dieser zieht sich in einer Länge von 215 Klaftern eine einfache Mauer bis an die Burgbastei, von wo sie sich, nur durch das „Türmlein bei den Augustinern“ unterbrochen, bis an die letzte, auf dem Bilde sichtbare, vom „Freiherrn Lienhart von Vels seeligen beratschlagte Pastey“



Das türkische Heer in Marschordnung. (Seite 324.)

(von ihr wird späterhin noch die Rede sein) fortsetzt. Den Schluß der ersichtlich gemachten Fortificationen bildet der Kärntnerthurm mit dem gleichnamigen Thor und seinen Vorwerken. Von den damaligen vier über den hier vollkommen unter Wasser gesetzten Stadtgraben führenden Brücken zeigt uns das Bild zwei, nämlich jene in Form eines Viertelkreises von der Stadtseite nach dem Eingange der Burgbastei geschlagene Brücke und sodann jene beim Kärntnerthor.

Obwohl von den Gebäuden in der Stadt wegen der hohen Mauern wenig mehr als die Dächer zu sehen sind, zeigt sich doch eben in diesen letzteren der mittelalterliche Charakter. Breite Pult- und hohe Satteldächer, zuweilen mit Katzen-

steigen oder Eckthürmchen geziert, hochaufsteigende Dächer und Thürme der Kirchen, doch vollends überragt von dem ehrwürdigen St. Stephansthurme, zeigen sich uns hinter den hohen Mauern. Verfolgen wir die Gebäude links von West gegen Ost, so gewahren wir zuerst das Dach des Schottenthurmes (Stadtthurm), sodann das Schottenkloster, jenes der Minoriten, weiter rückwärts den Thurm von St. Pankratz (an dessen Stelle heute die päpstliche Nuntiatur am Hof) sowie das Kloster der „weißen Brüder" (Karmeliter) am Hof, dazwischen den Thurm von „Unser Frauen" Maria Stiegen, dessen durchbrochene Krone sonderbar genug dargestellt ist. Der nun folgende unbeschriebene Thurm der St. Michaelskirche macht durch seine Dachbekleidung den ungünstigen Eindruck eines im Verfall begriffenen Objectes; die Kanten dieses Thurmdaches waren in jenen Tagen mit Krabben (Meerkrebse ohne Scheeren, spinnenartig) geziert. Das nächstfolgende Gebäude ist die kaiserliche Burg. Nun folgen der St. Stephansdom und die Klöster von St. Dorothea, St. Augustin, St. Hieronymus (heutige Franziscaner), der Himmelspforte (Rauhenstein- und Ballgasse), St. Johann (Johanniter) und St. Clara (beim Kärntnerthore, etwa an der Stelle wo heute das Hotel Sacher).

Die Umgebung der Stadt zeigt einige Vorstadthäuser, Wiesenpläne, Einfriedungen der Gärten u. s. w. Links zeigt sich der Kahlenberg (heute Leopoldsberg) mit dem markgräflichen Schlosse. Im Hintergrunde erblicken wir jenseits der Donau einige Gebäude des unteren Werd (Leopoldstadt), diesseits desselben den oberen Werd (Roßau), von hier reihen sich einzelne Gehöfte und Gruppen solcher bis in die Gegend der Laimgrube, wo das Wegkreuz bei den Steinplätzen stand, dann ziehen sich die Gebäude am linken Ufer der Wien entlang bis zum Kärntnerthor. Fuhrwerk und Reiter vorne als Staffage sind ungarischer Provenienz, und ist nicht recht erklärlich, warum gerade solche hier angebracht wurden; vielleicht um anzudeuten, daß hier vor nicht langer Zeit König Matthias Corvin residirt hatte.

Wien hatte durch die Türken-Belagerung schweren Schaden erlitten. Mehr als tausend Bürgerhäuser waren theils direct, theils durch die fortificatorischen Arbeiten zerstört worden. Schlimmer noch als dieser Verlust wirkte die drohende Gefahr der Wiederholung eines solchen Angriffes, der jeden Aufschwung der Gewerbe auf Jahre hinaus lähmte. Die Zahl der Bürger sank auf 2000 herab, und auch die Universität, die unter Max I. von 6000 Studenten besucht wurde, kam ganz in Verfall. Ihren drastischen Ausdruck fand diese stets drohende Gefahr in der Umgestaltung Wiens zu einer förmlichen Festung nach dem damaligen Stande des Fortificationswesens. Sogar das deutsche Reich, dessen Stände sonst die Schnüre des Geldbeutels stramm zuzogen, hatte die Bedeutung Wiens für die Sicherheit des christlichen Westens kennen gelernt und steuerte für die Befestigung Wiens bis zum Jahre 1560 465.919 Gulden bei. Im Ganzen betrugen die verwendeten Summen 1,020.979 Gulden, wozu Wien ungefähr 300.000 Gulden leistete, der nach Zuziehung obigen Betrages bleibende Rest aber von den österreichischen Ständen gedeckt wurde. Indessen kam nicht der ganze Betrag für Wien zur Verwendung, da auch die Befestigungen von Raab und Komorn bestritten wurden.

Uebrigens braucht bekanntlich gut Ding Weile, und hätte Soliman, wie er es ankündigte und wohl auch im Plan führte, seinen [illegible] in [illegible]chsten Jahren wiederholt, so würde Wien kaum in besserem V[illegible]g[illegible]wesen sein als 1529. Denn die eigentliche Neugestaltung [illegible] begann

erst nach dem Jahre 1548 und wurde langsam und bedächtig durch zwölf Jahre fortgesetzt.

Daß man die Gefahr einer neuerlichen Türkeninvasion stets vor Augen hatte, beweisen viele Maßregeln der folgenden Jahre. Wiens Bürger gaben sich mit neuerwachtem Eifer kriegerischen Uebungen hin, deren hohen Werth sie in so schwerer Zeit erst recht anerkannt hatten, und eine hohe Obrigkeit unterstützte dieses Bemühen auf jede Weise. Im Jahre 1541 lesen wir „den 19. April haben Bürgermeister und Rath in jetziger vorsteender Kriegsnot gemainer Burgerschaft vnd zu mererer Übung irer Personen zugeben, und gestatt, ain Freischiessen mit Valkhonnetten allhie bey Sanct Niclas vor der Statt (Landstraße Hauptstraße) vnd zu einem voraus vnd freyer Schankhung verordnet, drey gewinnendten, nemlich fünf Ellen Taffant, 5 viertl roten Steinat (Tuch) vnd ain zinnerne Schüssel.“ Weiters wurde 1546 auf städtische Kosten ein Wettschießen veranstaltet, an dem noch „Stahlschützen“ (Armbrustschützen) mit einem Schießen „nach dem Vogel auf der Stangen“ theilnahmen, wobei ein aus einzelnen Stücken zusammengesetzter Adler durch Bolzschüsse herabgeholt wurde und für jeden Theil eigene Preise festgesetzt waren. Die Ordnung für Büchsenschützen vom Jahre 1559 weist auf ziemlich strenge Zucht hin und erinnert theilweise an die militärischen Vorschriften jener Zeit. Unter Anderem heißt es da:

„Es sollen Auch alle geverlich vortheill verpodten sein, vnd kain schütz zwy khugl eines schuß schiessen, noch gefuetert oder gespitzt khugel, sondern simbel vnd Rundt, welliches das vbertritt vnd mit solchem geverlichen Vortheil begriffen, desselb schiesszeug ist verfallen sandt Sebastian (dem Patron der Schützen) ohn alle gnat vnd widerret . . . . Item die Schützen samentlich sollen sich gegeneinander aller vngebührlichen andasstungen, Goczslezzterung, Lugstraffen vnd anderer verpotener Scheltwort, auch des beschreyen vnd einreden am schiessen Im Standt in den Schueßhütten, auf der Zielstat, bei der Scheyben vnd allenthalben genzlich enthalten.“

Im Allgemeinen oblag die Vertheidigung der Stadt der Bürgerschaft, wenn auch im Nothfalle die landesfürstliche Hilfe angerufen wurde und auch sonst eingriff. Symbolisch wurde die Verpflichtung durch die Bewahrung der Stadtschlüssel ausgedrückt, von welchen es in der von Ferdinand I. erlassenen Stadtordnung für Wien vom Jahre 1526 heißt: „Dieweil die notdurfft insonderheit erfordert, die Statt Thor in sorgfeltiger Verwahrung zu haben, so ist vnser Satzung, daß hinfüro vnser Burgermeister die Schlüssel zu den äußeren und inneren Thoren mit Fleiß bewaren möge.“

Die Angst vor der Türkengefahr beherrschte eben durch lange Zeit das ganze städtische Leben Wiens, das seinen Ruhm, die Vormauer der Christenheit zu sein, mit schweren Opfern und nur zu berechtigten Sorgen bezahlen mußte.

In der That sammelte Soliman schon 1532 wieder ein gewaltiges Heer, um Wien zu bezwingen. Aber dieses Mal war es der Energie Karl's V. auf dem Regensburger Reichstag gelungen, rechtzeitige Hilfe zu schaffen, und während die Vortruppen Soliman's, der gefürchtete „Sackmann“, wie Mihal Oglu im Volksmunde hieß, schon von Süden her gegen Wien schwärmte, sammelte sich im Tulnerfeld ein über 80.000 Mann starkes christliches Heer, das zum Schutze Wiens heranzog und zwischen Korneuburg und der Wolfsau (Brigittenau) eine ausgedehnte feste Stellung bezog.

Das Erscheinen dieser stattlichen Macht, die, wenn auch nicht an Zahl, so doch ... den Türken weit überlegen war, bestimmte Soliman zum Rückzug.

den er über Steiermark antrat. Nicht ohne Einfluß darauf war gewiß auch die heldenmüthige Vertheidigung von Güns, auf die wir noch zurückkommen werden. Es war das ein Vorgeschmack, welcher Widerstand ihn wieder hinter den Mauern Wiens erwarten würde.

Die Marschordnung des türkischen Heeres wird deutlich in der Illustration (Seite 321) gezeigt. Obwohl sie einem gleichzeitigen Werke im Original entnommen ist, möchten wir doch bezweifeln, daß die Marschformation thatsächlich in ganz so geometrischer Weise gestaltet war. Einige Einzelnheiten, wie z. B. der Transport der Hakenbüchsen und anderer Waffenvorräthe durch Kameele, ist aber nicht uninteressant und entspricht gewiß den Gewohnheiten der Türken. Die Buchstaben-Bezeichnung bedeutet: A, B, D, G, P, Q, R Spahis oder reguläre türkische Reiterei; E abziehende „Renner“; C der Befehlshaber der Artillerie (Topdschi); F, G, H türkische Artillerie; T Janitscharen; K der Großherr, umgeben von seiner Leibwache (Bostandschi); L der Seraskier (Großvezier) und M der Aga der Janitscharen, jeder in Mitte einer Janitscharen-Orda; N, O Waffen und Munitionstransport; S der Schatz des Sultans.

Während Soliman durch die Steiermark vor Graz gezogen war, machten auch die wilden Schaaren des „Sackmann“, die wieder bis an die Enns gedrungen waren, Kehrt und zogen durch den Wienerwald, um den Rücken des türkischen Heeres zu decken. Aber Pfalzgraf Friedrich, Hans Katzianer, Schertlin von Burtenbach, Boineburg und die anderen Führer hatten schon alle Anstalten getroffen, um diesen furchtbaren Schaaren, die überall Brand und Verwüstung hintrugen, das verdiente Ende zu bereiten. Alle Pässe in die Ebene und nach Steiermark waren besetzt, und als am 19. September der Angriff begann, sah sich der Führer der wilden Horde, Mihal Oglu, von allen Seiten eingeschlossen. Zuerst befahl er die Niedermetzelung der mitgeschleppten 4000 Christensclaven, dann suchte er nach Steiermark durchzubrechen. Aber es war umsonst, immer enger schloß sich der Kreis, von Laxenburg eilte Graf Ludwig Lodron herbei, von Pütten kam Katzianer, und was aus den Thälern des Wienerwaldes entkam, fiel bei Leobersdorf den Truppen des Markgrafen Joachim von Brandenburg in die Hände. Nach dem Fall ihres Führers, der tapfer focht, suchten die Türken ihr Heil in der Flucht und wurden von den erbitterten Bauern in die Wälder gejagt und erschlagen, wo sie sich zeigten. Noch trägt ein steiler Fels bei Sebenstein den Namen „Türkensturz“.

Es war nämlich am 19. September 1532 eine ziemliche Schaar Türken ins Püttenthal gekommen, um da zu rauben und zu morden; die tapferen Landleute griffen sie jedoch mit Kühnheit an und schlugen sie in die Flucht. Bei der Verfolgung durch die Bauern geriethen die Moslims im blinden Lauf an einen Abhang jenes mächtigen Felsens nahe der Burg Sebenstein, welcher sich am Ausgange des Aspangthales mehrere hundert Fuß hoch senkrecht erhebt, und stürzten von da in den Abgrund, wo sie dann sammt und sonders zerschmettert gefunden wurden. Daher stammt der Name dieses neben Sebenstein, gegen Scheiblingskirchen zu, gelegenen Felsens.

Von 15.000 Mann, welche der furchtbare Vortrab des türkischen Heeres zählte, entkamen nur Wenige über den Semmering, um dem vor Graz lagernden Sultan die Unheilskunde zu bringen. Dieser schwere Verlust bewog Soliman, auch hier die Belagerung aufzuheben und in sein Reich zurückzukehren, da er wohl ein Vordringen des kaiserlichen Heeres erwartete und einen Z[illegible]stoß mit demselben in den

steirischen Bergen, die der Zusammensetzung und Kampfweise seiner Truppen ungünstig waren, ausweichen wollte. Von Lugovich ließ er ein etwas bombastisches und gar zu sehr mit den Thatsachen in Widerspruch stehendes Schreiben an König Ferdinand richten, um den Rückzug zu beschönigen, indem es hieß, „er habe den Kriegszug blos unternommen, um Karl, den König von Spanien, der sich Kaiser nenne und sich die Herrschaft über die Welt anmaße, zu suchen, ihn aber nirgends, selbst in Graz nicht, gefunden." Das war allerdings richtig, nur stand nicht in dem Schreiben, warum der Sultan nicht vor Wien gezogen, wo Karl V. mit recht ansehnlicher Begleitung zu seinem Empfange bereit war und „gefunden" werden konnte.

Ein Plan der Rückeroberung Ungarns scheiterte an der Weigerung der Reichsfürsten, welche am Schutz der deutschen Grenze genug gethan zu haben erklärten. Unter diesen Umständen schritt Ferdinand zu Unterhandlungen mit Johann Zapolya, als plötzlich ein Gesandter Soliman's, der in Persien engagirt war, mit Friedensanerbietungen in Ofen erschien und den Schattenkönig Johann zu einem Frieden mit Ferdinand zwang, der beiden Theilen den dermaligen Besitzstand in Ungarn zusicherte. Am 22. März 1533 wurde dieser erzwungene Friede geschlossen, welcher die Oberherrschaft des Sultans über Ungarn anerkannte.

Bevor wir in Kürze die militärischen Einrichtungen in dem von Ferdinand I. beherrschten Theil Ungarns skizziren, wollen wir der in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Belagerung von Güns einige Zeilen widmen.

## Die Vertheidigung von Güns gegen Soliman II.

Wenn auch keine eigentliche Festung, befand sich die kleine alterthümliche Stadt Güns doch schon von jeher in gutem Vertheidigungs-Zustand, wie wir ja anläßlich der Belagerung durch Herzog Albrecht I. gesehen haben. König Karl I. aus dem Hause Anjou erließ 1336 den Günsern alle Steuern auf zehn Jahre unter der Bedingung, daß sie die Stadt mit neuen Mauern und Gräben, sowie mit Schanzen umgeben. In dem Krieg zwischen Friedrich III. und Matthias Corvin fiel Güns in die Gewalt des Ersteren, und wurde 1481 von den Ungarn mit stürmender Hand zurückerobert. Um die Befestigungen zu erneuern, gewährte auch Corvin den Günsern einen fünfjährigen Steuernachlaß, wofür sie eine feste Mauer mit Thürmen und Zugbrücken herstellten.

Dieses Schutzes erfreute sich Güns, als sich 1532 das Herr Soliman's nahte. Desto schlimmer aber sah es mit den Streitkräften aus. Commandant und Pfandherr zu Güns war zu dieser Zeit Herr Nikolaus Jurissitsch, Rath und Hauptmann des Kaisers, der schon unter Ludwig II. zu wichtigen Diensten gebraucht worden war. Vergebens suchte er bei dem kaiserlichen Feldhauptmann Hans Katzianer in Wien um Mannschaft und Kriegsvorrath an; man übersah die Wichtigkeit des Ortes und ließ ihn ohne Hilfe. Nicht einmal genügend Munition besaß er, da sein ganzer Pulvervorrath nur einen Centner betrug.

Dessenungeachtet dachte Jurissitsch nicht daran, die Stadt aufzugeben, sondern er warb auf eigene Kosten zehn schwer bewaffnete Reiter und achtundzwanzig Hußaren, kaufte auch um 300 Goldgulden Pulver und versah die wehrfähigen Einwohner mit Waffen und Munition. Schaaren von Flüchtlingen waren die Vorboten des nahenden Türkenheeres; er nahm sie alle auf, theilte die kriegstauglichen unter die anderen Ver-

theidiger ein, verrammelte alle Thore und wartete so, zum äußersten Widerstand entschlossen, des Türkenheeres, das sich wie eine Lawine gegen das kleine, von so unzulänglichen Kräften vertheidigte Städtchen heranwälzte.

Am 21. Juli erschien Großvezier Ibrahim (Bild Seite 305) vor Güns und forderte zur Uebergabe auf. Der ablehnenden Antwort folgten wiederholte Stürme, welche jedoch tapfer abgeschlagen wurden. Nun erst entschloß sich Ibrahim zur völligen Einschließung des Städtchens und begann mit der Beschießung, welche fortgesetzt wurde, als am 4. August auch Soliman mit dem Hauptheer anlangte.

Da die Umgebung mehrere dominirende Hügel hat, auf welchen die Türken ihr Geschütz vortheilhaft placiren konnten, so lagen nach drei Tagen schon viele der Außenwerke in Trümmern. Nun wurden die Leitern angelegt und in wenigen Tagen nicht weniger als vierzehn Stürme unternommen, aber die Vertheidiger fochten so heldenhaft, daß nicht einer davon gelang. Auch den Schaden, welchen Geschützfeuer und Minen verursachten, besserte man in rastloser Arbeit wieder aus. Einmal legten vier gleichzeitig explodirende Minen an verschiedenen Stellen sechzehn Ellen breite Breschen in die Mauern, und nun gelang es den Janitscharen einzudringen. Aber Alles, was Waffen tragen konnte, warf sich, von Jurissitsch geführt, auf sie, und nach mörderischem Kampf wurden sie mit großen Verlusten wieder hinausgedrängt. Uebrigens schmolz bei diesem ungleichen Kampf auch das kleine Häuflein der Vertheidiger rasch zusammen, und am zweiundzwanzigsten Tag der Belagerung zählte man deren nur mehr die Hälfte, 350 waren schon gefallen.

Soliman wurde über diesen hartnäckigen Widerstand eines so unbedeutenden Ortes umso ungeduldiger, als ungarische Streifcorps die Verproviantirung seines Heeres behinderten und er auf die Nachricht vom Eintreffen des Reichsheeres erst einsah, wie viel kostbare Zeit er vor Güns verloren hatte. Bald erschien es ihm räthlich, an die Heimkehr zu denken, und um deren Schmach vor den eigenen Truppen zu bemänteln, zog er über Steiermark ab und schickte ein Streifcorps von 15.000 Mann gegen Wien, dessen spätere Vernichtung wir schon berichtet haben. Großvezier Ibrahim blieb vor Güns zurück, aber weniger in der Absicht, es zu bezwingen, als um dem demüthigenden Abzug eine möglichst ehrenvolle Form zu geben. Zu diesem Zweck ließ er Jurissitsch, der als Abgesandter König Ludwig's II. in Constantinopel gewesen und ihm persönlich bekannt war, unter Zusicherung freien Geleites in das Lager laden.

Jurissitsch folgte der Einladung, da er sich nicht verhehlen konnte, daß jeder ehrenvolle Ausweg ergriffen werden müsse. Nur mehr ein Drittel seiner Leute war dienstfähig, aber auch da zählten schon die Leichtverwundeten mit und Alle waren durch Nachtwachen und angestrengte Arbeiten bis zum Tode erschöpft. An eine Uebergabe dachte aber der beherzte Jurissitsch auch jetzt noch nicht, ja er wußte das von Ibrahim vorgeschlagene Gaukelspiel ganz zu seinen Gunsten zu wenden.

Am 26. August begab er sich in das Lager, wo ihm der Großvezier viele Schmeicheleien über die bewiesene Tapferkeit machte, aber doch beifügte, es sei jetzt Zeit, an die Uebergabe zu denken, denn ein fruchtloser Widerstand sei zwecklos und vermessen. Wenn er jetzt capitulire, so werde ihn der Sultan mit Güns und dem umliegenden Gebiete belehnen, bei fortgesetztem Widerstand aber habe er nur den Tod oder harte Gefangenschaft zu erwarten.

Jurissitsch aber kannte die precäre Lage der Türken und durchschaute des Großveziers Absicht. Er entgegnete daher, daß es ihm nicht möglich sei, diese Aner-

bietungen anzunehmen, da er gewiß von den zum äußersten Widerstand entschlossenen deutschen und spanischen Soldaten getödtet würde, wenn er nur mit einem Worte einer Uebergabe gedenken wolle — eine trefflich berechnete Nothlüge, weil sich kein Mann solchen Kriegsvolkes in den Mauern von Güns befand, die Meinung aber, es sei so, Ibrahim noch mehr zu Unterhandlungen geneigt machen mußte. Da ihm solcher Weise, fuhr Jurissitsch fort, auf jede Art der Tod drohe, ziehe er natürlich vor, ihn bei ehrenvoller Vertheidigung zu finden, statt durch die Hände seiner meuternden Soldaten.

Das leuchtete Ibrahim ein, dessen hochherzige Denkweise selbst gleichzeitige christliche Schriftsteller rühmen, und nach einigem Herumreden erklärte er sich bereit zum Abzug, wenn Jurissitsch, um vor den Augen der türkischen Truppen eine Unterwerfung zu fingiren, einige Janitscharen in die Festung einlassen wolle, die, nachdem sie von den Zinnen den Namen Gottes und seines Propheten ausgerufen hätten, sofort wieder in das Lager zurückkehren würden. Als Jurissitsch auch da noch Anstände machte und auf die Erbitterung seiner Soldaten hinwies, welche die Janitscharen sicher niedermetzeln würden, begnügte sich Ibrahim, um die Waffenehre scheinbar zu retten, damit, daß zehn Janitscharen in die Stadt kämen und für kurze Zeit einen Roßschweif auf die Mauer pflanzten.

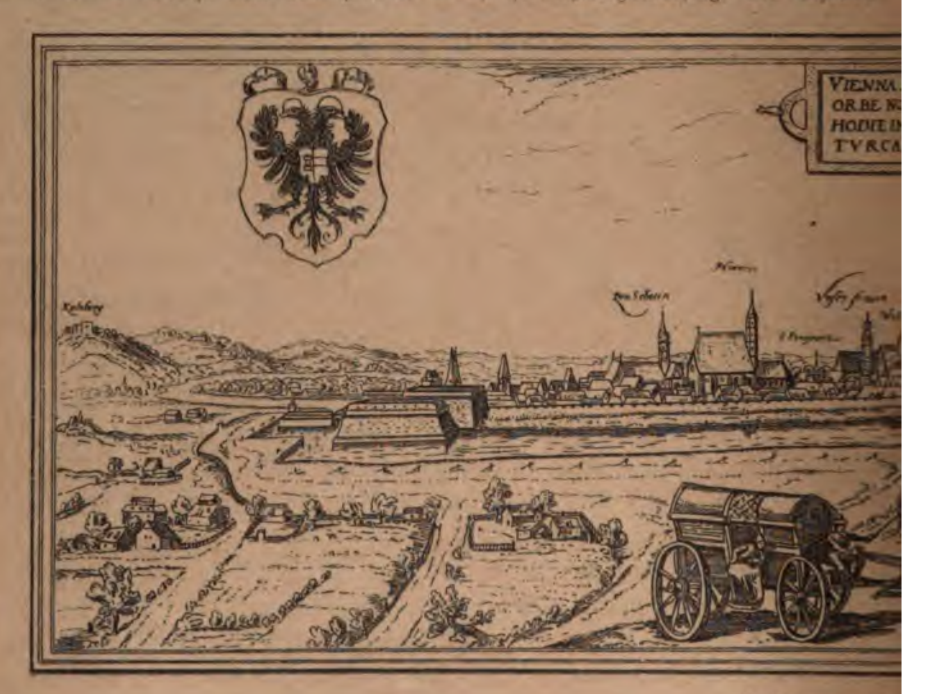
In dieser Weise vollzog sich am 27. August die wunderliche Ceremonie, welcher Jurissitsch aber auch noch eine lustige Wendung zu geben wußte. Er empfing selbst die türkischen Soldaten unter dem Thor auf das beste und bewirthete sie reichlich, wobei sie trotz des Koranverbotes auch dem feurigen Ungarwein tüchtig zusprachen. Als vollste Eintracht herrschte, schwatzte er den weinseligen Türken ihre Fahne ab und ließ sie, um der Erwartung des Lagers zu genügen, von seinen eigenen verkleideten Leuten unter lautschallenden Allahrufen auf dem Walle schwenken und feststecken — gewiß weniger als ein Zeichen der Unterwerfung, sondern als ein Symbol der eigenen Tapferkeit und Ausdauer.

Am nächsten Tag, den 28. August, brachen die Türken das Lager ab und zogen, befriedigt von diesem höchst zweideutigen Gaukelspiel, nach Steiermark ab. Der tapfere Widerstand von Güns, der nur das Verdienst des Niklas Jurissitsch war, hatte Wien vor einer neuen Bedrohung gerettet und war überhaupt von der größten Tragweite. Denn hätte Soliman sich nicht aufhalten lassen, sondern wäre er weiter nach Westen vorgedrungen, so würde er vielleicht dem Sammeln des Reichsheeres zuvorgekommen sein, und es wären so die Pläne ausgeführt worden, mit welchen er schon 1529 vor Wien scheiterte. So kann im Kriege oft thatsächlich die Tapferkeit und Ausdauer eines Einzelnen so schwer wiegen, wie die gesammelte Kraft von vielen Tausenden. Das Verdienst des Jurissitsch fand indessen volle Anerkennung. Er wurde sofort nach dieser glorreichen Vertheidigung von Güns zum Freiherrn erhoben, und ein ihm gehöriges Haus in der Schenkenstraße (heute Nr. 3, alt 47) zu Wien, das „Kroatenhaus“ genannt, an der Stelle der späteren ungarischen Hofkanzlei, dürfte wohl durch landesfürstliche Schenkung in seinen Besitz gekommen sein. Im Jahre 1538 wurde er oberster Feldhauptmann der fünf niederösterreichischen Lande und später auch Landeshauptmann von Krain. Sein Todesjahr ist unbekannt.

## Die ungarischen Wehrverhältnisse im XVI. Jahrhundert.

Wir wollen nun einen Blick auf die militärischen Verhältnisse werfen, wie sie sich nach dem Anfall an das Haus Habsburg in den demselben verbleibenden Landestheilen entwickelten. Denn nur in diesen herrschte ja noch eine gewisse Rechtsordnung, während dort, wo Johann Zapolya gebot, der Uebermuth der Magnaten und die Noth des Augenblickes alle Maßregeln bestimmten und dort, wo später die Türken herrschten, die rauhe Faust des Eroberers die Zügel willkürlich führte.

Nach den verschiedensten Wandlungen, welche die ungarische Wehrverfassung durchgemacht hatte, obwohl man das Princip der persönlichen Heeresfolge der Theorie




Ansicht von Wi

nach immer festhielt, war man endlich zu einer Art von Zweitheilung gelangt. Man unterschied zwischen der den Adeligen obliegenden Dienstpflicht und der auf dem unterthänigen Grundeigenthum ruhenden Kriegslast, die nach der Zahl der Thore (Porta) bestimmt wurde und danach Portal-Miliz hieß. Nach der alten Uebung des Adels, Kriegsdienste nur zu leisten, wenn es bequem war oder mit den politischen Nebenabsichten übereinstimmte, ruhte bald das Schwergewicht der ungarischen Wehrkraft lediglich in der Portal-Miliz. Da deren Erhaltung aber der königlichen Casse oblag, mit der es meist schlecht bestellt war, so war im Falle der Noth der König doch auf die Banderien der Adeligen angewiesen, die nur widerwillig und ungenügend beigestellt wurden. Durch diese Umstände kam es endlich so weit, daß das Land einer furchtbaren Gefahr fast wehrlos gegenüber stand, wie es bei der Schlacht bei Mohacs der Fall war.

Dieser furchtbare Schlag schien wenigstens beim [illegible] Theil des Adels eine Umkehr vorbereitet zu haben, und da man unter den [illegible] Verhältnissen von

einem persönlichen Zuzug absehen mußte, bewilligte der nach der Krönung Ferdinand's I. zusammentretende Landtag (1526) für jede Porta eine Kriegssteuer von zwei Gulden, ein Modus, der dann beibehalten wurde, so daß man 1536 für Kriegszwecke wieder 2 Gulden, im nächsten Jahre 3 und 1538 wieder 2 Gulden von jeder Porta ausschrieb.

Ein großer Theil der adeligen Banderien war bei Mohacs zu Grunde gegangen; ausgenommen davon blieben fast nur die Anhänger Zapolya's. Das Bemühen Ferdinand's I. ging also dahin, soweit seine Macht reichte, aus den Trümmern des ungarischen Heeres einen neuen, lebenskräftigen Körper zu schaffen. Bei dem Hängen der Ungarn an überlieferten nationalen Rechtsformen mußte hiebei die Anknüpfung an die alte Wehrverfassung gesucht und doch den Bedürfnissen der umge-



ndert. (Seite 320 u. f.)

änderten Kriegführung Rechnung getragen werden. Man lehnte sich also an die alte Bannerordnung an, indem ein Decret vom Jahre 1528 bestimmte, daß die Prälaten, Barone und Edelleute jederzeit eine streitbare Mannschaft (**homines exercituales**) zur Vertheidigung des Landes bereithalten müssen, und zwar von je 20 Bauernhöfen einen gerüsteten Mann, sowie daß auch die Verpflegung nach demselben Maßstabe zu erfolgen habe, wenn die Portal-Miliz durch allgemeines Aufgebot einberufen werde. In dieser Weise erfolgte 1530 durch den kaiserlichen Feldhauptmann Wilhelm von Roggendorf das Aufgebot im Neutraer Comitat, wobei man die alten Formen so ängstlich befolgte, daß die Aufbietung durch einen Herold mit blutigem Mantel und Schwert erfolgte, als Weisung, sich zu rüsten und am bestimmten Sammelplatz einzufinden (Bild Seite 345).

Ueber diese bei längerem Kriege sehr drückenden Lasten verpflichteten sich die Landtage aber wiederholt zu noch größeren Leistungen. So legte der Landtag von 1542 eine

einmalige Abgabe von einem Sechzigstel des aus den Besitzungen stammenden sogenannten Portalvermögens auf, welche auch von den Bürgern der Freistädte in gleichem Maßstabe entrichtet wurde. Im Jahre 1545 aber mußten sich alle Prälaten, Barone und Edelleute bei Strafe des Hochverrathes beim Heer einfinden, zugleich aber auch von je zehn Bauern einen gerüsteten Mann stellen. Aehnliche außerordentliche Leistungen erfolgten noch wiederholt, zum Beweise, daß die alten kriegerischen Tugenden der Nation durch Parteikämpfe und widrige Verhältnisse zwar verdunkelt, aber nicht erstickt werden konnten.

Der persönliche Ehrgeiz einzelner Magnaten hielt noch immer an der äußern Form der Banderien fest, obwohl kaum jemand im Stande war, ein vollständiges Banderium stellen zu können. Als sich bei der Krönung Maximilian's II., 1563, die Magnaten mit ihren Bannern einfanden, zeigte es sich, daß unter einzelnen nur zwölf, zehn, ja auch sechs Mann standen.

Unter die Regierung Ferdinand's I., der durch die vielen Kriege auf die Bahn militärischer Reformen gedrängt wurde, fällt auch die erste Einrichtung der späteren Militärgrenze. Schon unter Ludwig II. hatten deutsche Truppen in den Festungen Zengg, Klissa, Krupa, Licca, Jaicze u. s. w. eine Art Defensionslinie gegen die stets drohenden Ueberfälle der unruhigen Nachbarn gebildet. Später siedelte Ferdinand I. zahlreiche geflüchtete Serben und Katholiken aus dem sogenannten Türkisch-Croatien in den Grenzbezirken an, welche den Boden unentgeltlich erhielten, von allen Abgaben frei waren, aber sich nicht blos zum Schutz ihres eigenen Landes, sondern überhaupt zu immerwährenden Kriegsdiensten verpflichten mußten. Die Flüchtlinge aus Bosnien, welche unter gleichen Bedingungen an der Grenze von Krain, in dem heute noch strittigen Sichelburger Bezirke angesiedelt und Uskoken genannt wurden, machten sich zwar durch militärische Tüchtigkeit, aber auch durch ihre niemand verschonende Raublust berühmt. Man mußte sie daher nach den fast ganz entvölkerten dalmatinisch-croatischen Grenzbezirken versetzen, wo sie nicht so leicht jemand Anderen als den Türken gefährlich werden konnten. Um 1580 entstand dann die sogenannte Banalgrenze durch Ansiedler aus Dalmatien und der kleinen Walachei, welchen Rudolf II. nebst den obengenannten Begünstigungen auch volle Religionsfreiheit zusicherte. Bald bildeten die Grenzcontingente einen besonderen Bestandtheil des österreichischen Heeres, denn im Wallenstein'schen Reiterrecht (1617) ist schon von einem croatischen Grenzobersten die Rede.

Der nationale Anstrich in Ausrüstung und Kampfweise war fast ganz aus dem ungarischen Kriegswesen geschwunden. Immer mehr trat auch hier, wo einst ein Reitervolk ausschließlich stritt, das Fußvolk in den Vordergrund. Anfänglich war es der königlichen Anordnung oder dem Gutachten des Kronfeldherrn — Landescapitain — überlassen, wie viele Fußknechte statt der Reiter zu stellen waren, wobei man auf zwei Berittene drei Fußsoldaten rechnete. Später aber mußte die Miliz jedes Comitates mindestens zur Hälfte aus Fußvolk bestehen. Was die Reiterei betrifft, so wissen wir, daß jene in schwerer Rüstung stets geringer an Zahl wurde und fast nur mehr jene leichte Cavallerie ausgerüstet wurde, für welche Ungarn in den Hußaren ein in den Heeren von ganz Europa nachgeahmtes Vorbild schuf.

Auch in der Ausrüstung verschwanden nach und nach die streng nationalen Formen. Harnisch und Panzer waren jenen der de[illegible]en Reiter gleich, nur die Helme behielten lange die von der Mitte aus aufstreben[illegible] Die alten ovalen Schilde

ren 1572 ab, als sie aus den Schutzwaffen des westlichen Europa schon lange verwunden waren. Unter der engeren Berührung mit den Orientalen verschwand aber s in Gebrauch gekommene gerade Schwert wieder, und man kehrte zu dem stark rümmten Säbel zurück.

Eine besondere Art Kriegsvolk waren auch die in der zweiten Hälfte des sechnten Jahrhunderts entstehenden Haiducken. Man nannte so das von einzelnen agnaten oder auch von bedrohten Comitaten zum Kampf gegen die Türken geworbene ßvolk, welches dann später besonders in den Grenzfestungen verwendet wurde. Der ebenbürgerfürst Stefan Bocskay verlieh vielen durch ihre treuen Kriegsdienste sgezeichneten Haiducken den Adel und feste Wohnplätze, aus welchen sich die Haicken-Districte entwickelten, welche zwar die Steuerfreiheit genossen, insoweit sie cht specielle Kriegssteuern betraf, aber zur Heeresfolge verpflichtet waren.

Besonders andauernd scheint indessen die Opferwilligkeit des ungarischen Adels cht gewesen zu sein, wozu allerdings die nun auch in Ungarn auftauchenden conssionellen Gegensätze beitragen mochten. Auf dem Landtage von 1569 wurde der önig aufgefordert, gegen die Widerspenstigen, welche in Ausrüstung und Verpflegung er beständigen Reiterei nachlässig seien, mit den von früher festgesetzten Strafen vorugehen, und auf dem Landtage von 1574 drohten die Edelleute: „wenn die Prälaten nd Barone fortfahren sollten, entweder gar keine oder wenige Mannschaft zu halten, ürden auch sie von der, wegen Haltung einer beständigen Reiterei bestehenden Ordnung blassen."

Wiederholte Einschärfungen scheinen nichts gefruchtet zu haben, so daß unter Matthias 1609 häufige, selbst monatliche Musterungen angeordnet wurden. Auch die ersönliche Heeresfolge kam immer mehr ab, und sowohl 1596 wie in den nächstolgenden Jahren erfolgte die Ablösung derselben gegen Geld, wobei der Adel für jeden Bauernhof einen Gulden, also für jeden gerüsteten Mann zwanzig Gulden reluirte. Dadurch erhielt das Banderialsystem den letzten Stoß, wenn auch eine Verordnung on 1601 bestimmt hatte, daß alle Magnaten oder Prälaten, welche nicht mindestens ünfzig Mann stellten, unter dem Banner des Comitates auszurücken hatten. Wo die Türken herrschten, und dies war in fast zwei Dritttheilen des Landes, konnte ohnehin on einer solchen Aufstellung keine Rede sein, aber auch sonst verarmte der Hochadel urch die fortwährenden Kriege und Parteikämpfe so sehr, daß die Banderien, ieses Ueberbleibsel der alten ungarischen Wehrverfassung, bald ganz in Vergessenheit amen.

So war Ungarn wohl der Schauplatz eines durch anderthalb Jahrhunderte ährenden Kampfes mit den Türken, aber seine Wehrkraft lag darnieder, und es aren fast ausnahmslos fremde Soldaten, welche in diesen Schlachten bluteten, wenn s auch nicht an einzelnen Heldenthaten fehlt, welche von Ungarn ausgeführt wurden, nd wir unter den kaiserlichen Heerführern den Namen Zriny, Palffy, Erdödy, Draskowicz u. s. w. begegnen.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick der ungarischen Wehrverhältnisse im sechzehnten Jahrhundert wollen wir den weiteren Verlauf der Türkenkriege verfolgen.

## Das Ende Hans Katzianer's.

Die Verhältnisse in Ungarn verhießen auf keinen Fall lange Ruhe. Di
theilung des Landes konnte weder Ferdinand I. noch Johann Zapolya er
sein, da es ja Beiden einleuchten mußte, daß dadurch nur ihre Kraft lahm
werden sollte, bis es den Türken genehm war, nach dem bekannten französischen
wort, die Artischoke ganz zu verschlingen, von der sie bis jetzt nur einzelne
gespeist hatten.

Als es daher 1536 neuerlich zum Kriege kam, wunderte sich zwar n
darüber, aber das kaiserliche Heer war nicht in der Lage, eine kraftvolle O
einzugehen. Die Landtage, jener von Böhmen voran, versprachen zwar sehr viel
mit der Aufstellung der Truppen ging es so lau, daß erst 1537 ein operations
Heer zum Schutze des arg bedrohten Croatien zusammengezogen werden konnte.
selbe bestand aus 24.000 Mann, davon ein Dritttheil Reiterei, und wurde v
kühnen und umsichtigen Freiherrn Hans von Katzianer befehligt, der aber i
Feldzuge seine früher so oft bewährten Fähigkeiten verloren zu haben schien
ungarische Reiterei befehligte Ludwig Pekry, die Oesterreicher führte Graf
Hardegg, die Böhmen Graf Albrecht Schlick, die Steiermärker Johann U
die Tiroler endlich der ritterliche Graf Ludwig Lodron, der schon mit seinem S
Frundsberg in Italien manche schöne Waffenthat ausgeführt hatte.

Dieses Heer sammelte sich im November 1537 an der Drau unweit
nachdem schon im Frühjahr die wichtige Grenzfestung Klissa in die Hand der
gefallen war. Schlimmes Herbstwetter, grundlose Wege und mangelhafte Verprovia
lähmten die Schlagfertigkeit des kaiserlichen Heeres, das am rechten Drauufer
zog, den von Mohammed Pascha und dem Pascha von Bosnien geführten
entgegen. Sie wichen aber jedem Zusammenstoß aus und begnügten sich mit
Scharmützeln und Ueberfällen, um die Kaiserlichen zu ermüden und deren
viantirung zu erschweren.

Aber die schlimmsten Feinde führte das Heer Katzianer's mit sich: K
und Zwietracht unter den Führern. Tagelang führte der Weg durch Sümpfe,
die Rosse bis an den Bauch im Wasser standen und die Fußgänger kaum v
kommen konnten; das mitgeführte Vieh ging zu Grunde und täglich starben
von Menschen, während andere kraftlos und elend zurückgelassen werden mußt
man bei Valpo ankam, war das Fußvolk auf die Hälfte zusammengeschmol
Reiterei hatte sich dagegen durch beträchtliche Zuzüge sogar etwas vermehrt.
türkische Gefangene erfuhr man, daß bei Essek in starker Stellung ein osm
Heer von ungefähr 16.000 Mann stehe; nur mit Mühe konnte Katzianer im
rath den Beschluß eines sofortigen Angriffes durchsetzen, der allerdings unter
zweifelnden Umständen der einzig rettende war, da im Falle des Gelingens
festen Essek ein Stützpunkt gewonnen wurde.

Aber die Türken blieben ihrer vorsichtigen Taktik getreu, sie ließen sich z
Schlacht zwingen, und dem Drängen der ungarischen Führer nachgebend, entsc
nun Katzianer zum Rückzug gegen Diakowar, stets umschwärmt von de
rückenden Türken.

Die Lage des kaiserlichen Heeres wurde immer verzweifelter; Regen und

er dauerten ununterbrochen fort, die hungernden und erschöpften Truppen konnten nur wenige Meilen zurücklegen, und schon mußten von den achtundvierzig Ge- n eine Anzahl zurückgelassen werden. Unter diesen Umständen lösten sich bald Bande der Disciplin und es bereitete sich ein Ausgang vor, der schmachvoller als es die blutigste Niederlage hätte sein können.

Am Abend des 1. December 1537 wurde ein Lager zwischen Gora und okopolje bezogen, nachdem tagsüber mehrere hitzige Gefechte mit den von allen auftauchenden Spahis geliefert worden. Der Kriegsrath beschloß hier eine neu- Aenderung in der Richtung des Rückzuges, wodurch die ohnehin schwankenden ten so erschreckt wurden, daß ihre Panique sogar auf die Führer zurückwirkte. erste schlimme Beispiel gab Ladislaus More, früher ein gefürchteter ungarischer uter, indem er mit einem Theil der ungarischen Reiterei aus dem Lager nach nahen Burg St. Elisabeth entwich. Ihm folgte der übrige Theil der Reiter Pekry, dann flüchtete sich das steirische und böhmische Fußvolk, und selbst die en Anführer, ja endlich auch der Feldhauptmann Hans von Katzianer, nahmen pflich Reißaus. Nur Ludwig von Lodron mit dem tirolischen und österreichischen volk, das bestimmt war, den Rückzug zu decken, hielt tapfer aus und suchte durch uptung des Platzes die Trümmer des aufgelösten Heeres zu retten. Als am gen die türkischen Colonnen heranzogen, ermahnte Lodron seine Soldaten zu rem Widerstand, indem er ihnen zeigte, daß die Flucht nicht ungefährlicher, aber viel schmachvoller sei. Da rief ihm ein deutscher Fußknecht zu: „Du hast leicht t! Du sitzest zu Pferd, mit sechs Füßen kannst Du schneller fliehen, als wir mit en!“ Lodron hieb den Zaghaften sofort nieder, sprang aus dem Sattel und rief: üder, ich fechte zu Fuß an eurer Seite!“ Die Pferde aber ließ er den Ver- deten und Kranken geben.

Zum dichten Keil geformt, führte er nun seine Schaaren in den Kampf, aus noch der Rest der Böhmen mit ihren Führer Schlick entwich. Andere Hauptleute en sich, der Führer der Kärntner, Mager, fiel nach tapferer Vertheidigung, und Lodron, obwohl schon schwer verwundet, kämpfte noch fort. Erst als ihm rad Beg Schonung des Lebens für sich und die Seinen zusicherte, gab er den ungslosen Kampf auf und ergab sich mit seinem zusammengeschmolzenen Fähnlein. igens wurde er unter dem Vorwande, daß er doch an seinen Wunden sterben , auf Mohammed Pascha's Befehl getödtet und sein Haupt in silberner Schüssel Constantinopel geschickt.

Ferdinand I., der auf dieses Heer so große Hoffnungen gesetzt hatte, war das schmähliche Ende dieses Feldzuges mit Recht tief erbittert und beschloß die ge Bestrafung aller Schuldigen. Katzianer betonte in der ihm abgeforderten tfertigungsschrift die Unbotmäßigkeit der Unterbefehlshaber und entschuldigte sich t, daß der Zug unter Essek hinab nicht mit seinem eigenen Willen geschehen und hon am Beginn des Feldzuges die Befürchtung ausgesprochen habe: „daß aus vielen getheilten Regimentern der Kriegsoberften allerlei Beschwerden entstehen en.“

So begründet auch theilweise diese Entschuldigungen sein mochten, so stimmten dennoch den erbitterten König ebensowenig zur Nachsicht, als der Hinweis ianer's auf seine früher geleisteten Dienste. Mit freiem Geleitsbrief stellte sich ianer in Krems, wo er vor einer Versammlung von Hauptleuten und Räthen

nochmals seine Vertheidigung führte, die darauf hinauslief, daß Proviantmangel u
Zwiespalt im Heer Schuld an dem Unglück trugen, er aber nicht, wie man ihm v
geworfen hatte, verrätherisch gehandelt habe. Das mochte nun allerdings richtig se
aber mit gutem Recht erwiderte man ihm, daß er trotzdem seine Pflicht als Feldhau
mann gröblich verletzt habe und dafür als crimen laesae majestatis mit seiner Per
einstehen müsse.

Hierauf erfolgte die Verhaftung Katzianer's, der nach Wien gebracht wu
wo auch Schlick und Niklas Thurn schon gefangen saßen.

Eine Bittschrift Katzianer's, worin er sein ganzes Eigenthum als Pfand
seine Freilassung bot, blieb ebenso unberücksichtigt wie die allseitige Verwendung
ihn; selbst Karl V. soll für ihn eingetreten sein, aber der Einfluß der verwitwe
Königin Maria scheint überwiegend gewesen zu sein, die schroff meinte: „
Katzianer's Sache verdiene keine Gunst."

Unter diesen Umständen mußte er des Schlimmsten gewärtig sein und traf
nach seine Maßregeln. In der Nacht vom 30. auf den 31. Jänner 1538 entflo
thatkräftig unterstützt, aus seinem nur nachlässig verwahrten Gefängniß, in e
Schreiben an den König Ferdinand sich damit entschuldigend: „billig müsse
Diener dem Zorn seines Herren entweichen".

Katzianer floh nach Croatien, wo er selbst Besitzungen hatte, aber auf
ihm von Niklas Zriny eingeräumten Schloß Kostainitza seinen Aufenthalt n
Bald war er der Mittelpunkt eines Kreises von Magnaten und Würdenträgern, d
Ziele zwar vorderhand nicht offen rebellisch, gewiß aber nicht ganz unbedenklich wa
Katzianer gebot über reiche Geldmittel, warb eifrig Kriegsvolk, und schon der
stand, daß man ein förmliches Bündniß zu gegenseitigem Schutz schloß, ließ erken
daß man nöthigenfalls auch zu bewaffnetem Widerstand entschlossen sei.

Als aber klar wurde, daß Ferdinand durch dieses Verhalten Katzian
nur noch mehr gereizt und entschlossen sei, die volle Strenge gegen ihn walte
lassen, knüpfte dieser auch Verbindungen mit den Türken an, und dies brachte ih
Zerwürfnisse mit seinen bisherigen Gastfreunden. Da Gefahr in Verzug schien
Katzianer noch immer über ansehnliche Mittel gebot, griff der jüngere Graf N
Zriny, den wir noch näher kennen lernen werden, zu einem verzweifelten M
und erdolchte Katzianer bei einer Zusammenkunft. Den Kopf ließ er nach
senden, den Körper aber in den Schloßgraben werfen, von wo er nach Oberdrau
gebracht und beigesetzt wurde.

Ein gewisser tragischer Zug ist in dem Schicksal dieses Mannes nicht zu
kennen, der so lange das Schwert ruhmreich und mit Ehren geführt, ausgezeic
Dienste geleistet hatte und dann durch widrige Verhältnisse und verzweifelte Kopfl
keit auf eine Bahn gedrängt wurde, die ihm nicht allein ein gewaltsames schimpfl
Ende brachte, sondern seinem Namen die mit dem früheren Wirken so wenig ve
barliche Schmach des Verrathes anheftete. Katzianer ist nicht das einzige Bei
eines in untergeordneter Stellung sehr Verdienstliches leistenden Generals, dessen ge
Kraft aber der kräftigen und zielbewußten selbstständigen Leitung eines Heeres
gewachsen ist. In den Sitten jener Zeit und im Mangel an moralischem Halt
dann die Ursache, daß er ein zum großen Theil unverschuldetes Mißgeschick nicht
Ergebung trug, sondern sich um den Preis seiner Ehre zu retten suchte.

Soliman verlangte von Ferdinand I. die Bestrafung der Bluthat Zri

dazu der Monarch, obwohl er dieselbe weder angeordnet noch gebilligt hatte, doch umsoweniger schreiten konnte, als es ihm an Mitteln dazu fehlte. Soliman ließ aber ein Heer von 12.000 Türken in Croatien einbrechen, welches die Zriny'schen Besitzungen grauenhaft verwüstete, die Schlösser niederbrannte und die Bewohner mitschleppte. Der letzte Act dieses erschütternden Dramas spielte sich später vor Szigeth ab, wo die beiden letzten Helden desselben ihre Laufbahn schlossen.

Die Nachkommen Katzianer's hatten übrigens für das Verschulden ihres Ahnherrn nicht zu büßen; sie erhielten die von Ferdinand I. eingezogenen Güter zurück und wurden sogar 1665 in den Grafenstand erhoben.

* * *

Johann Zapolya, der vor der Hilfe des Sultans mit gutem Rechte ein gelindes Grauen verspürte und sonst von keiner Seite Unterstützung erhielt, knüpfte 1538 Unterhandlungen mit Ferdinand I. an, die zu dem ohne Vorwissen des Sultans geschlossenen Frieden von Großwardein führten. Derselbe sicherte ihm jenseits der Theiß und in Siebenbürgen die Anerkennung als König von Ungarn, wogegen er jedem Bündniß gegen das habsburgische Haus entsagte, an welches, wenn er ohne Leibeserben sterbe, ganz Ungarn fallen sollte. Um den letzteren Punkt des Friedens illusorisch zu machen, vermählte sich Johann Zapolya im Februar 1539 mit Isabella, der jugendlichen Tochter des Polenkönigs, die den alternden Gatten gegen alle Erwartung am 6. Juli 1540 mit einem Söhnlein, Johann Sigmund, beschenkte. Dadurch wurde Ferdinand I. aller Vortheile des Großwardeiner Friedens verlustig und neue Wirren drohten, da der an der Spitze des von Johann Zapolya eingesetzten Regentschaftsrathes stehende Kardinal Georg von Martinuzzi ein ebenso scrupelloser als energischer Mann war. König Janusch verschied nämlich wenige Tage nach der Geburt seines Söhnleins, am 22 Juli 1540, wie man berichtete, „an den Folgen der nicht mehr erhofften Vaterfreuden." Es war ein schlimmer Trost für Ferdinand, daß Soliman immer mehr das Rauhe gegen das Haus Zapolya herauskehrte und offenbar die Absicht verfolgte, Ungarn ganz unter seine eigene Herrschaft zu bringen.

Nachdem am 17. October 1540 der in den Windeln liegende Johann Sigmund zum „König von Ungarn" ausgerufen worden, rückte ein ansehnliches kaiserliches Heer unter dem Befehl des tüchtigen und ehrenhaften, aber körperlich hinfälligen Feldhauptmanns Leonhard Freiherr von Fels gegen Ofen vor. Totis und Vissegrad wurden genommen, und im October schritt man zur Belagerung von Ofen. Aber die Ungunst der Jahreszeit und die stets wiederkehrende Klage, Mangel an Proviant und Lebensmitteln, zwangen Fels schon im November zur Aufhebung der Belagerung, und nachdem er Pest, Waitzen, Vissegrad und Stuhlweißenburg mit Besatzungen versehen hatte, zum Rückzug. Im Lager vor Ofen war es zwischen dem deutschen Fußvolk und den von Peter Perenyi geführten Ungarn zu so blutigen Schlägereien gekommen, daß bei Schlichtung derselben Fels am Schenkel und Perenyi durch einen Steinwurf verwundet wurden.

Nicht günstiger ließ sich die Kriegführung des Jahres 1541 an, wo die von Martinuzzi zu Hilfe gerufenen Türken unter Soliman selbst heranzogen. Diesmal stand an der Spitze des kaiserlichen Heeres der tapfere Freund und Waffengenosse Niklas Salm's, Wilhelm von Roggendorf, der von sich selbst klagend sagte: „daß

im Uebrigen auch, seiner glänzenden kriegerischen Tugenden unbeschadet, Feldherrn-Begabung ermangelte.

Im Juni 1541 erschien das kaiserliche Heer vor Ofen und durf auf Erfolg hoffen, als man ein Einverständniß mit der Partei der Königi unterhielt, die der türkischen Hilfe und den ehrgeizigen Plänen Mart gleicher Weise mißtraute. Ein Versuch der Ueberrumpelung mißlang, Roggendorf gegen den Rath seiner Hauptleute zu einer förmlichen entschloß, zog schon die Avantgarde des gewaltigen Türkenheeres herbei. sah er die Nothwendigkeit des Rückzuges ein, und als er denselben antr im Uebergange auf das linke Donauufer begriffene Heer (22. Aug vehementer Weise von den Türken angegriffen und erlitt trotz heldenhaf in welcher Roggendorf selbst, wie immer, voranleuchtete, eine vollkomme Der Verlust an Menschen war groß und schmerzlich, auch Roggendor den Opfern, da eine Kugel ihm den Arm zerschmetterte, woran er wenig zu Sommerein starb. Aber auch das ganze Gepäck, 150 Feld- und 36 geschütze fielen in die Hände der Türken, und die bisher behauptete Ste ging verloren.

Am 26. August kam Soliman vor Ofen an, wo trotz des S Mutter das Söhnlein Zapolya's in sein Lager gebracht werden mußte. Versprechungen besetzte der Sultan am 2. September Ofen, „weil man ein nicht in Frauenhänden belassen dürfe, denn Frauen sind veränderlich n und bald dahin, bald dorthin geneigt.“ Damit war die lange drohend Ungarns durch die Türken entschieden, und dem Schein zuliebe wies m kommen Zapolya's Siebenbürgen und einige angrenzende Comitate „Sandschakat“ an. Die Liebfrauenkirche wurde zur Moschee eingeweih 145 Jahre sollte nun der Halbmond auf der Ofener Burg herrschen.

Die Versuche König Ferdinand's, durch das Versprechen ei Tributes von 50.000 Ducaten den ruhigen Besitz des nördlichen Ungarns wurden ausweichend beantwortet, ein deutlicher Fingerzeig, daß Sol oberungssucht noch nicht befriedigt war.

Diesen drohenden Anzeichen gegenüber raffte man sich auf, und von Regensburg bewilligte die Mittel für ein Heer von 60.000 Mann 10.000 Reitern, das vom Kurfürsten Joachim II. von Branden Beirath Konrad's von Boineburg und Dietrich's von Pfirt befehligt Herzog Moriz von Sachsen, der Liebling und spätere Gegner Karl's V.,

Moriz von Sachsen und Andere auszeichneten, scheiterten an der Tapferkeit
s Janitscharen bestehenden Besatzung.
lneinigkeit unter den Heerführern und Reibungen zwischen den Truppen, Krank-
und Mangel an Proviant thaten dann das ihrige, um einen mit so großem
id von Kräften begonnenen Feldzug zu einem unrühmlichen Ende zu bringen.
nand I. traf wohl das Richtige, wenn er in einem Brief an seinen Bruder
V. klagt, es fehle zumeist „an dem Gehirn der guten Anführung".
Ende October mußte die Belagerung resultatlos aufgehoben und der Rückzug
ten werden, und der Feldzug endete, wie Schertlin von Burtenbach in



Niklas Zriny. (Seite 341 u. f.)

Lebensbeschreibung klagt, thatsächlich „mit Spott und der ganzen Christenheit
ichtheil".
Vergebens suchte Ferdinand I. die Lage der Dinge durch einen mit der
Isabella im Namen des unmündigen Johann Sigmund geschlossenen
zu bessern. Soliman kümmerte sich darum nicht mehr und zog im Frühjahr
ieuerlich in das Feld, um auch den Rest Ungarns zu erobern. Fünfkirchen
rst, und Ende Juli standen die Türken vor Gran, dessen Besatzung aus
rn unter Martin Liscan und Franz Salamanca, Italienern unter
elli und Vitelli und deutschen Lanzknechten bestand, die von den Haupt-
Tristan Vierthaler und Michael Regensburger befehligt wurden. Die
erung zur Uebergabe wurde umso entschlossener zurückgewiesen, da im letzten

Augenblick der Spanier Sancio Lotta mit 600 Mann und der [illegible]
licher Soldzahlung aus Wien gebracht hatte. Am 29. Juli begann die Be
zu welcher 375 Geschütze auf der Donau herbeigeschafft wurden. Unter de
baren Feuer der türkischen Batterien und den [illegible] Stürmen [illegible]
ursprüngliche Kampfesmuth der Belagerten, und als es wie gewöhnlich an der
zahlung stockte, gab es Ueberläufer in Masse, darunter auch der [illegible]
werker, ein Italiener, welcher überdies den Türken die schwächsten Stellen der
Befestigung verrieth.

Dagegen entflammten die Mollah's (Oberrichter) die Kampfbegierde [illegible]
so sehr, daß diese am 6. August, ohne Befehl Solimans, einen allgemeinen
wagten, der siebenmal abgeschlagen und mit einem Ausfall beantwortet wurde
den Türken 3000 Mann kostete. Aber sie ließen nicht ab, und das ganze Lager
Soliman zu, als er, weil eine Kugel das goldstrahlende Kreuz der [illegible]
niederriß, triumphirend ausrief: „Nun ist Gran unser!“

Zwölftausend Kugeln waren schon in die Stadt geschlagen, als ein Theil der
Besatzung unter Führung des Spaniers Liscan auf Capitulation drang, und
Soliman freien Abzug mit Hab und Gut bewilligte, erfolgte am 12. August die Über
gabe. Allein die Bedingungen wurden, wie gewöhnlich, schlecht gehalten. [illegible]
Liscan, der gehofft hatte, sein zusammengerafftes Geld in Sicherheit bringen
können und es im Sattel verborgen hatte, sah sich bitter getäuscht. Man nahm
die goldenen Ketten, die er trug, und seine Pferde, mit dem höhnischen Bemerken, sie
ihm, da er zu Schiffe fahre, unbequem sein. Bevor man die Uebrigen abzieh
wurden sie beraubt und unter Mißhandlungen zum Wegräumen des Schutt
Begraben der Todten angehalten.

Wenige Tage nach Gran fielen auch Stuhlweißenburg und Siege
die Hände der Türken, womit Soliman den Feldzug schloß, der ihn seinem
der gänzlichen Unterwerfung Ungarns, um so viel näher gebracht hatte.

So wenig Ruhm bisher auch die Reichsheere geerntet hatten, so zeigte
Reichstag von Speyer 1544 doch willig zu neuer Hilfeleistung, die aber mehr
das mit dem Sultan verbündete Frankreich gerichtet und mit der Bemerkung
wurde, „damit jeder andere Potentat sich ähnlicher unchristlicher Handlung
Bündnisse enthalte.“

Indessen war Karl V. durch die religiösen Wirren genöthigt, 1545 gege
Tribut von 10.000 Ducaten einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand von den
zu erkaufen, um in seinem Lieblings-Project, der Gegenreformation in Deut
nicht gestört zu werden. Dieselben Pläne bezüglich der österreichischen Länder b
auch Ferdinand I., 1548 einen fünfjährigen Waffenstillstand gegen einen
tribut von 30.000 Ducaten mit dem Sultan abzuschließen.

Ganz ruhten aber die Waffen auch während der Dauer eines solchen Ue
kommens nicht, denn der Sultan hatte nichts dagegen, wenn die Paschas der
länder Raubzüge zur Beschäftigung und Bereicherung ihrer Truppen in das
barreich unternahmen. Besonders in Siebenbürgen, wo der kaiserliche General
Castaldo, Marchese von Cassano, gegen die Gewalt und heimlichen Umtrie
Zapolyaner Stand zu halten hatte, herrschte nie völlige Ruhe.

Diese Zwistigkeiten boten 1552 auch dem Sultan wieder den Anlaß, seine
nach Ungarn einrücken zu lassen. Eine Reihe fester Plätze war schon in seine

llen, als sich die Heere des Veziers Achmed Pascha und des Beglerbeg Ali Pascha inigten und, 180.000 Mann stark, im September 1552 vor Erlau erschienen. Die 1800 Mann starke Besatzung bestand nur aus Ungarn, die von Stefan Dobo von tzka und dem heldenmüthigen Hauptmann Stefan Metzkay befehligt wurden. nen schlossen sich 500 bewaffnete Bürger, Handwerker, Bauern an, und auch Frauen hmen an dieser denkwürdigen Vertheidigung theil.

Am 11. September wurde die Belagerung eröffnet; alle umliegenden Höhen aren mit Geschützen schwersten Calibers besetzt, die theilweise 50 Pfund schwere Kugeln leuderten. Aber man antwortete aus den wenigen Geschützen der Festung, die nur un eigentliche Artilleristen besaß, so wirksam, daß schon am 14. September das euer der gefährlichsten Batterien am sogenannten Königsstuhl zum Schweigen gebracht ar. Die Schäden der Mauern wurden immer wieder zur Nachtzeit ausgebessert. Balken it Eisenklammern, mit Erde gefüllte Fässer u. s. w. mußten die Breschen ausfüllen. Diese Vertheidigungsarbeiten leitete Gregor Bornemissza, ein gewöhnlicher junger Schmied, der unerschöpflich an Hilfsmitteln war und den Ehrennamen des „Archimedes von Erlau“ erhielt, weil er seiner Vaterstadt dieselben Dienste leistete, wie der classische Mathematiker bei der Belagerung von Syrakus. Da die Türken auch Feuerpfeile, glühende Kugeln schossen, wurden alle Häuser abgedeckt, alle Heu- und Strohvorräthe vernichtet, das Getreide aber in tiefen Gruben verwahrt und mit nassen Ochsenhäuten bedeckt.

Am 29. September erfolgte der erste Sturm, bei welchem die Janitscharen ein vorliegendes Bollwerk eroberten. Sofort aber ließ Dobo seine ganzen Geschütze gegen dasselbe donnern, so daß die Türken, aus Furcht vor einem Einsturz, die wankenden Mauern verließen, nachdem sie einen Verlust von 8000 Mann erlitten hatten.

In der Nacht des 4. October traf die tapferen Vertheidiger ein furchtbares Unglück, indem ein großer in der festen Kathedrale aufbewahrter Pulvervorrath in die Luft flog und durch die Explosion ein Theil der Festungsmauern zerrissen wurde. Kaum gelang es Dobo und Metzkay der Verwirrung und einreißenden Muthlosigkeit Herr zu werden und den sogleich von den Türken unternommenen Sturm abzuschlagen. Bornemissza verstopfte die Lücken des Walles und baute zwei Pulvermühlen, um die Munition zu ersetzen.

Am Babeker-Thor versuchten die Türken durch Sandsäcke und Reisigbündel den Graben auszufüllen und eine bis zur Wallhöhe reichende Brücke für den Sturm herzurichten. Aber der „Archimedes von Erlau“ wußte zu helfen; er ließ Feuereimer, mit Schwefel und Pech gefüllt, brennende Kienspäne, in Talg getränkte Strohwische und überladene Pistolen in Weidenkörben hinabschleudern. Die Reisigbarrikade wurde in Flammen gesetzt, und als die Türken zum Löschen eilten, wurden viele von den platzenden Pistolenläufen niedergestreckt, ihre Arbeit aber sank in Asche zusammen.

Den ganzen 10. October stürmten die Türken von allen Seiten gegen Erlau, und Dobo konnte kaum rasch genug von einem Ort zum andern eilen, um überall der höchsten Gefahr zu begegnen. Wieder bewies Bornemissza seine Findigkeit; er ließ glühend gemachte Stangen durch die Mauerscharten stecken, an welchen sich die heraufklimmenden Türken furchtbar verbrannten. Leichte Tonnen und mit Brettern verschlagene Räder, die mit Brennstoff und überladenen Pistolen gefüllt waren, wurden angezündet und den an den Schutthaufen heranstürmenden Türken entgegengerollt, Tod und Entsetzen in deren Reihen verbreitend. Erst die Nacht machte dem gräßlichen Ringen ein Ende.

Nur mit Mühe vermochte der Großvezier die murrenden Janitscharen am 12. October nochmals zu einem mit ganzer Macht unternommenen Sturm zu bewegen, der über 10.000 Türken das Leben kostete, aber von dem Häuflein heldenmüthiger Vertheidiger abgewehrt wurde.

Nun weigerten sich die Janitscharen, weiter vor Erlau zu bleiben, und da Regen und Schneefall eintrat, zog das Türkenheer, nachdem über 12.000 Kugeln abgeschossen worden waren und 40.000 Mann das Leben verloren hatten, am 19. October ab. Die Belagerten hatten 326 Mann eingebüßt. Die ruhmvolle Belagerung Erlaus ist ein glänzender Beweis, was auch geringe Kräfte leisten können, wenn sich zur Tapferkeit eine zielbewußte energische Leitung gesellt.

Ein Versuch Castaldo's, das von den Türken besetzte Szegedin zu erobern, scheiterte an der Zuchtlosigkeit der dabei verwendeten Heiducken. Schon war die Stadt besetzt und alle Türken, welche sich nicht rechtzeitig in die Citadelle flüchten konnten, niedergemacht. Statt aber diese anzugreifen und sich gegen einen Angriff zu schützen, überließen sich die Heiducken bei Plünderung der Häuser reicher Juden und Türken durch mehrere Tage allen Ausschweifungen. Selbst als der Pascha von Ofen mit seinen Truppen naht, lassen sich die Haiducken nicht bewegen, in den Kampf zu ziehen, und nur die deutsche und ein Theil der ungarischen Reiterei unter den Obersten Peter Bakhit und Adam Opperstorf stellt sich den heranziehenden Türken entgegen. Lange schwankt der ungleiche Kampf, der aber doch mit einer vollständigen Niederlage Castaldo's endet. Die Reiterei rettete sich theilweise durch die Flucht, die Haiducken aber wurden sämmtlich niedergehauen. Viertausend Nasen und vierzig Fahnen sendete Ali Pascha von Ofen als Siegeszeichen nach Constantinopel.

Diesen schmerzlichen Verlusten folgte auch der Fall Temesvars, womit wieder für zwei Jahre eine kleine Pause im Kampf eintrat, bis 1556 die von Castaldo bedrängte Witwe Zapolya's, um ihrem Söhnlein Siebenbürgen zu erhalten, abermals die zweideutige Hilfe des Sultans anrief. Um dieser neuen drohenden Gefahr zu begegnen, ernannte Ferdinand I., der mittlerweile durch die Verzichtleistung seines Bruders deutscher Kaiser geworden war, seinen zweiten Sohn Ferdinand (geb. 1529, gest. 1595), der als Gatte der schönen Philippine Welser und als Gründer der Ambraser-Sammlung bekannt ist, zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere in Ungarn. Indessen wurde in der nächsten Zeit der Krieg von beiden Seiten lässig geführt, und außer der Erorberung einiger kleineren Plätze und dem Entsatze des von Ali Pascha belagerten Szigeth hatte der Erzherzog keine Gelegenheit, Lorbeeren zu sammeln.

Neben diesen Kriegsereignissen liefen schon seit sieben Jahren Friedens-Unterhandlungen, die in Constantinopel von dem gewandten Anger Gislen von Busbek als kaiserlichem Gesandten geführt wurden. Erst 1562 kam es zu einem achtjährigen Waffenstillstand, welchen der Kaiser mit einem Jahrestribut von 30.000 Ducaten und dem Versprechen, sich mit dem Erben Zapolya's auszugleichen, erkaufen mußte.

Das letztere aber erwies sich sehr schwierig, und als Johann Sigmund auf den Rath Stefan Bathory's den Titel „erwählter König von Ungarn“ annahm, der ebensowenig den Thatsachen wie dem Rechte entsprach, war es sofort klar, daß auch ein so friedliebender Herrscher, wie es Ferdinand's Nachfolger, der edle Maximilian II. (geb. 1527, gest. 1576), war, zum Schwert greifen mußte.

Kaum hatte die Partei Zapolya's aber durch den Feldhauptmann Freiherr

Lazar von Schwendi (geb. 1522, gest. 1584) einige Schlappen erlitten, als sich das alte Spiel wiederholte und der Schutz Soliman's angerufen wurde. Dieser war umso geneigter, ihn zu gewähren, als der Kaiser mit der Tributzahlung zögerte, die er wie eine untilgbare Schmach empfand. Vorderhand erhielten die türkischen Befehlshaber in Ungarn den Auftrag, Johann Zapolya zu unterstützen, im nächsten Jahre werde der Sultan, der eben (1565) Malta belagerte, an der Spitze seines Heeres in Ungarn erscheinen, um sich mit dem neuen Kaiser, dem Sohn seines alten Feindes Ferdinand, in offener Feldschlacht zu messen.

Durch die religiösen Wirren erregt, wollten die österreichischen Landtage von einer Kriegshilfe nichts wissen, selbst das meistbedrohte Krain verweigerte dieselbe. Dagegen genehmigte der Reichstag zu Augsburg im März 1566 eine dreijährige Kriegshilfe, woran die merkwürdige Forderung geknüpft war, Ungarn möge dem römisch-deutschen Reich einverleibt werden. So konnte ein immerhin stattliches Heer aufgestellt werden, das aber gleichwohl an Zahl jenem bei weitem nicht ebenbürtig war, mit welchem Soliman am 1. Mai 1566 von Constantinopel auszog. Am 27. Juni war er vor Semlin, wo er Johann Sigmund unter so demüthigenden Formen empfing, wie einst dessen Vater Johann Zapolya, und dann ging der Zug des an 100.000 Mann starken Hauptheeres gegen Erlau, das zuerst bezwungen werden sollte. Aber die mächtige Hand der Vorsehung führte ihn einem anderen Kampfplatz zu, vor welchem dieser größte aller osmanischen Herrscher seine Laufbahn beschließen sollte.

## Die heldenmüthige Vertheidigung Szigeths durch Niklas Zriny.

Kaum vor Erlau angekommen, erhielt Soliman die Nachricht, daß der mit Verstärkungen heranziehende Pascha von Bosnien an der Siklos eine entscheidende Niederlage erlitten habe. Weniger dieser Verlust als die Thatsache, daß ihm derselbe von dem zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen am rechten Donauufer ernannten Grafen Niklas Zriny, einem alten Feind Soliman's, beigebracht worden war, versetzte den Sultan in solchen Zorn, daß er seine bisherige Absicht aufgab und sofort gegen Szigeth zog, wo er am 5. August 1566 anlangte.

Szigeth liegt fünf Meilen westlich von Fünfkirchen an dem Flüßchen Almas, das kleinere Seen und ausgebreitete Sümpfe bildet. Darin bestand auch die Hauptstärke des Platzes, dessen eigentliche Feste selbst auf keiner dominirenden Anhöhe lag. Auf der Südseite wurde sie durch einen Arm des Sees von der Stadt getrennt, war von fünf Bollwerken umgeben und zerfiel in das innere und äußere Schloß. Das erstere war von einem Wassergraben und schwachen Wällen umgeben und durch eine Brücke, die durch einen Thurm gesperrt war, mit dem äußeren Schloß verbunden. Das äußere Schloß hatte gleichfalls Wälle und zwei vorspringende Bastionen. Von hier führte eine Brücke zur Altstadt, die eigentlich nur ein großer, rechtwinkeliger Gebäudecomplex war, das von einem durch vorspringende Eckbastionen unterbrochenen Wall umgeben und durch einen Graben von der sogenannten Neustadt getrennt war. Auch diese umgab ein Erdwall, durch welchen zwei mit Bollwerken geschützte Thore nach der Landseite führten.

Die Anlage Szigeths als Festung war weder sehr günstig, noch die einzelnen Wälle besonders stark. Die Vertheidigungsfähigkeit beruhte nur darin, daß es auf drei

Seiten von Wasser oder Morästen umgeben war und von der Landseite nur ein
gang möglich war, so daß der Feind erst die beiden Städte erstürmen mußte, eh
den Kernpunkt, das Schloß, angreifen konnte. Indessen war es nicht unmöglich,
durch keine Werke vertheidigten Dämme zu durchstechen, wodurch mindestens ein
der aufgestauten Wasser abgeleitet worden wäre.

In diesen Ort warf sich Zriny, der nicht daran denken konnte, mit se
2500 Mann dem vierzigfach überlegenen Heer des Sultans im offenen Felde gegenü
zutreten. Niklas Zriny (Bild Seite 337) war 1518 geboren und nahm als elfjäh
Knabe schon an der Vertheidigung Wiens theil, wofür er von Karl V. ein Strei
und eine goldene Ehrenkette erhielt. In welcher Weise er die geplante Verrät
Katzianer's vereitelte, wissen wir bereits; aber auch im offenen Kampfe war er
unermüdlicher und tapferer Gegner der Türken, welchen er als Führer einer lei
Reiterschaar wiederholt empfindlichen Schaden zufügte. In Anerkennung dieser Verdie
wurden ihm die Würden eines Tavernicus (Reichs-Schatzmeister) von Ungarn
1542 die des Banus von Croatien übertragen, seit 1563 war er Oberbefehlshaber
Truppen am rechten Donauufer.

Zriny wußte, welche Gefahr gegen Szigeth heranzog, und traf darnach
Maßregeln. Er häufte große Vorräthe an Lebensmitteln, an Munition und Wa
aller Art auf, ließ die Werke nach Möglichkeit verstärken, neue Schanzen errichten,
Wälle der Städte und die Mauern des Schlosses mit Geschützen besetzen, und th
die Werke in bestimmte Abschnitte, deren jeder einem der Hauptleute zugetheilt wa

Als Soliman's Heer nahte, berief Zriny die Besatzung und alle mä
lichen Einwohner der Stadt zusammen und mahnte dieselben in einfachen aber h
vollen Worten an die Pflicht gegen König und Vaterland, und daß die Ehre fü
eine tapfere Vertheidigung hinwiese, in der sie diesem Feind gegenüber auch einzig
Heil erwarten dürften. Für den Fall seines Todes stellte er ihnen seinen Neffen,
Hauptmann Alapi, als seinen Stellvertreter vor; dann rief er noch den Sold
die Kriegsgesetze ins Gedächtniß, schärfte ihnen Gehorsam, Wachsamkeit und Treue
Als abschreckendes Beispiel ließ er einen Soldaten, der gegen seinen Hauptmann
Säbel gezogen hatte, am gleichen Tage enthaupten.

Am 1. August erschienen die türkischen Vortruppen vor Szigeth und es entsp
sich ein hitziges Gefecht mit einer aus der Stadt ausfallenden Abtheilung unter Ha
mann Paul Istvanffy. Aehnliche Gefechte gab es auch an den nächsten Tagen,
einige Versuche der Türken, sich der Neustadt zu bemächtigen, wurden blutig zu
gewiesen.

Am 5. August kam das Hauptheer vor Szigeth an und ein ungeheueres
umschloß den kleinen Platz; das Prunkzelt Soliman's wurde auf einer Anhöhe
Orte Szibolt aufgeschlagen.

Schon am 6. begann die Berennung durch einzelne Janitscharen-Abtheilun
am Abend erfolgte eine allgemeine Salve der türkischen Geschütze, und die Janitsch
brannten unter dem Rufe: „Allah!" ihre Gewehre ab, worauf man von den W
mit dem Feldgeschrei: „Jesus!" antwortete.

Am folgenden Tag begannen die Türken unter dem Schutze von Schanzk
die eigentlichen Belagerungsarbeiten. Ein Versuch, die Thore der Neustadt in Br
zu stecken, mißlang, und die Janitscharen mußten sich nach großen Verlusten in
Laufgräben zurückziehen. Eine schwere Gefahr brachte den Belagerten dadurch, daß

türkische Artillerie-Chef in der Nacht des 8. August mit großer Mühe in dem Morast nächst dem Schloß einen Damm aufschütten ließ, auf welchem eine mit schweren Geschützen armirte Batterie placirt wurde.

Am 9. August schon waren die Erdwälle der Neustadt durch das türkische Geschützfeuer so erschüttert, daß an eine erfolgreiche Vertheidigung ohne unverhältnißmäßige Opfer nicht zu denken war. Zriny befahl daher die Einäscherung dieses Stadttheils und den Rückzug in die Altstadt, nachdem sein Antrag, auch diese aufzugeben, im Kriegsrath auf Widerspruch gestoßen war. Damit schloß die erste Phase dieser ewig denkwürdigen Belagerung.

Die Türken nützten sofort die Trümmer der Neustadt für ihre Zwecke aus, worin sie von dem mit 600 Soldaten in der Altstadt stehenden Hauptmann Matthias Szesödi durch häufige Ausfälle gestört wurden. Aliportuk Pascha, der Befehlshaber der Artillerie, ließ neue Dämme in den See und die Sümpfe bauen und richtete sein Feuer gegen die schwächsten Stellen der Werke, die er von in Fünfkirchen ansässigen Türken erfuhr. Zugleich nahm er die Durchstechung eines Staudammes in Angriff, durch welchen die Westseite unter Wasser gesetzt war.

Ein am 14. August gegen Zriny's Willen unternommener Ausfall von 200 Soldaten unter den Hauptleuten Radwany und Dando that zwar den Belagerern viel Schaden, da ein Theil ihrer Geschütze vernagelt wurde, kostete aber fast der ganzen tapferen Schaar das Leben, so daß Zriny bei der Nothwendigkeit, die Streitkräfte für die voraussichtlichen Stürme zu schonen, keine solchen Unternehmungen mehr zuließ.

Das Gelingen des erwähnten Dammdurchstiches gab den Türken die Möglichkeit, mit ihren Belagerungsarbeiten jetzt schon gegen das Schloß vorzugehen. Sie benützten dazu in Ermanglung von Erde mit feuchter Wolle gefüllte Säcke, die sie so hoch aufthürmten, daß sie damit die Werke des Schlosses überragten und dieselben durch das Gewehrfeuer der Janitscharen bestrichen werden konnten.

Am 19. August erfolgte der Sturm auf die Breschen in der Umwallung der Altstadt. Wiederholt wurde der wüthende Anlauf abgeschlagen, aber stets neue Schaaren stürzten sich auf die schwachen Wälle und endlich drangen die Türken in die Altstadt ein. Nur wenige der tapferen Vertheidiger konnten sich in das Schloß retten und bis auf die Brücke zu demselben wogte der grimmige Kampf. Die noch verbleibende Besatzung betrug nur mehr 800 Mann, ein Dritttheil des ursprünglichen Standes.

Während die Türken ihren Angriff nun auf die Festung concentrirten, erfuhr der Sultan, daß sich bei Altenburg ein ansehnliches kaiserliches Heer sammle, das seinem geschwächten, mit einem ungeheuren Troß belasteten Heere allerdings gefährlich werden konnte. Er ließ daher ein um einen Pfeil gewickeltes Schreiben in das Schloß schießen, in welchem Zriny die Statthalterschaft von Illyrien und große Reichthümer angeboten wurden, wenn er das Schloß übergeben wolle. Da keine Antwort erfolgte, griff Soliman zu stärkeren Mitteln. Er schickte die zufällig in seine Hände gefallene, mit dem Wappen Georg's, des Sohnes von Niklas Zriny, behangene Trompete in die Festung, mit der Botschaft, daß dieser Sohn in seiner Gewalt sei, und falls nicht Szigeth ohne Verzug übergeben würde, ließe er den Kopf Georg Zriny's abschlagen und vor den Wällen aufpflanzen. Aber auch diese Drohung, deren Grundlosigkeit Niklas Zriny nicht kannte, machte ihn nicht wankend; sein Entschluß hielt im schweren Kampf zwischen Pflicht und Vaterliebe an der ersteren fest.

Der Nachfolger Aliportuk's, der durch einen Schuß aus der Festung getödtet worden war, setzte die Beschießung so eifrig fort, daß eine der beiden Bastionen des Schlosses vollkommen zerstört wurde und am 26. August ein vom Janitscharen-Aga geleiteter Sturm darauf stattfand. So wüthend aber auch der Angriff war, so setzten ihm die Vertheidiger einen so heldenmüthigen Widerstand entgegen, daß die mehrmals unternommenen Stürme erfolglos blieben. Dasselbe Schicksal hatten auch die an den folgenden Tagen eingeleiteten Angriffe, an deren Erfolglosigkeit sich der fanatisirte Kampfesmuth der Osmanen abkühlte.

Die große Anzahl der Leichen und die halbausgetrockneten Moräste hauchten unter der glühenden Augustsonne so verderbliche Miasmen aus, daß gefährliche Seuchen unter den Türken ausbrachen und deren Lager etwas zurückgezogen werden mußte.

Auch der hochbejahrte Soliman war schon seit längerer Zeit unwohl. Aber dieser Feuerseele konnten weder Alter noch Krankheit die Energie nehmen, und er bestand darauf, daß am 29. August — der Tag, an welchem er seine schönsten Siege erfochten hatte — ein großer Sturm unternommen werde. Für dessen Ausgang machte er, nachdem er scharfen Tadel über die bisherige Erfolglosigkeit der Belagerung ausgesprochen, seine Befehlshaber persönlich verantwortlich.

So arg nun auch schon die Krankheit in seinem greisen Körper wüthen mochte, so stieg Soliman am Morgen des 29. August doch zu Pferde, um sich den zum Sturm vorrückenden Truppen zu zeigen. Mit neuentfachter Kampfbegier stürzten sich die Janitscharen gegen die Wälle, ein wüthendes Handgemenge begann, aber sie mußten — nachdem ihre Führer gefangen und nahezu die Hälfte gefallen war — weichen. Doch die erbitterten und vor dem Zorn des Sultans bangenden Paschas trieben immer neue Schaaren zum Angriff und so dauerte dieses furchtbare Ringen mit geringen Unterbrechungen durch zwei Tage und eine Nacht fort. Berge von Leichen thürmten sich vor den schon zu Schutthaufen gewordenen Wällen auf, aber mit nicht erlahmendem Muth wiesen die Belagerten diese wüthenden Angriffe ab, obgleich ihr stets mehr zusammenschmelzendes Häuflein bald keine Ablösung mehr gestattete und sie den mit frischen Kräften unternommenen Stürmen, ohne sich Ruhe gönnen zu dürfen, entgegentreten mußten.

Nach zwei Tagen Ruhe, welche von der Erschöpfung beider Theile erzwungen wurde, versuchten am 2. September die Janitscharen nochmals einen Sturm, und als auch dieser vergeblich war, griff man nach einem anderen Mittel, die Feste zu bezwingen. Während ein unablässiger Hagel von Kugeln und Pfeilen die Vertheidiger von den Wällen vertrieb, bahnten sich die Türken von dem durch die Hitze ausgetrockneten Sumpf aus einen unterirdischen Weg zum Schloß, der nach zweitägiger Arbeit schon bis unter den Wall reichte, wo sie eine Oeffnung durchschlugen. Dieselbe wurde rechtzeitig bemerkt und Zriny ließ kleine Pulverfässer und mit Feuerwerk gefüllte Körbe hineinwerfen, welche den Arbeitern viel Schaden thaten, aber ihr Werk nicht zerstören konnten.

In den letzten Tagen hatte Soliman's Krankheit so zugenommen, daß er keinen Einfluß mehr auf die Belagerung übte, und am Abend des 4. September starb er, der Sultan, unter dessen glänzender und kraftvoller Regierung das osmanische Reich den Gipfel seiner Macht erstieg, von dem es nun unter schwachen und unfähigen Nachfolgern wieder abwärts sank.

Um den ohnehin schon murrenden Truppen keinen willkommenen Anlaß zu bieten,

die Aufhebung der Belagerung zu erzwingen, beschloß der Großvezier Mohammed im Einverständniß mit den Paschas den Tod des Sultans zu verschweigen. Um aber das Geheimniß sicher zu bewahren, griff man zu dem echt türkischen Mittel, den Arzt, den Apotheker, die Pagen und Diener, kurz alle Personen, welche um das Ende Soliman's wußten, ermorden zu lassen. Um ein trotzdem im Lager verbreitetes



Kriegsaufgebot der Magyaren. (Seite 329.)

dunkles Gerücht zu ersticken, wurde noch täglich für des Sultans Tafel vorgesorgt, die Feldmusik mußte wie gewöhnlich vor seinem Zelte spielen, ja einzelne Berichterstatter erzählen sogar, daß man die Leiche, mit prächtigen Gewändern bekleidet, auf den Thron setzte und dann die Vorhänge des Zeltes zurückschlug, um die nicht eingeweihten Paschas vom Leben des Herrschers zu überzeugen. Zugleich machte der Großvezier den Befehlshabern bekannt, daß der Sultan nach ihren Köpfen greifen würde, wenn Szigeth nicht in längstens drei Tagen genommen sei.

Am Morgen des 5. September zündeten die Türken von ihrer Mine aus das hölzerne Bollwerk an, das, von der Sonne ausgedörrt, bald hell aufloderte. Doch der heftige Wind trug die Flammen gegen das Schloß zu, wo sie die zu Vertheidigungszwecken aufgehäuften Balken, Reisigbündel und Faschinen und endlich auch die Gebäude ergriffen. Alle Löschversuche wurden durch die massenhaft fliegenden Geschoße der Janitscharen erschwert und dazwischen donnerten unablässig die türkischen Batterien gegen das Schloß.

Unter diesen Umständen glaubten die Türken, daß ein Sturm gelingen müsse, und in der That waren die Janitscharen schon in das nicht brennende Bollwerk und in das Schloß eingedrungen. Da eilte Zriny an der Spitze eines Häufleins seiner Tapfern herbei, erlegte mit seinem Streitkolben selbst mehrere Feinde und trieb sie nach hartem Kampf wieder zurück. Ein zweiter und dritter Sturm hatte kein anderes Resultat und endlich mußten die Türken nach einem Verlust von 7000 Mann weitere Versuche aufgeben.

Indessen wüthete das Feuer im äußeren Schlosse fort, und da es unmöglich war, dasselbe zu löschen, auch die Zahl der Vertheidiger sehr zusammengeschmolzen war, blieb nichts über, als sich in den letzten Zufluchtsort, das innere Schloß, zurückzuziehen. Rasch raffte Zriny so viele seiner Krieger zusammen, als in dem Getümmel möglich war, doch die Türken merkten seine Absicht, überstiegen die Wälle des äußeren Schlosses und drängten so ungestüm nach, daß es noch auf der Brücke zu einem hitzigen Handgemenge kam, und kaum das Thor verammelt werden konnte. Die zurückbleibenden Gefangenen und Verwundeten wurden sofort niedergemetzelt, dann überließen sich die Janitscharen dem Plündern, wobei sie in Zwistigkeiten und Händel kamen, die Vielen das Leben kostete.

Der letzte Act dieses erschütternden und durch den Heldenmuth der Besatzung erhabenen Dramas begann. Zriny war sich klar darüber, daß das innere Schloß einem ernsten Angriff nicht widerstehen konnte, da es mit Ausnahme eines aus Ziegel gemauerten Thurmes kein Werk besaß, das auch nur eine Stunde dem Geschützfeuer hätte widerstehen können. Das Schlimmste aber war, daß alle Proviantvorräthe im äußeren Schlosse waren und theilweise in den Flammen zu Grunde gingen, da im Innenraum kaum Platz für einige tausend Scheffel Getreide war. Und endlich das Furchtbarste — es fehlte auch an Wasser, und in den ersten zwei Tagen schon kamen viele Weiber und Kinder vor Durst um, da sie eng zusammengepfercht in der glühenden Hitze verschmachteten. Zwei Tage lang, den 6. und 7. September, wurden die Türken durch die Flammen des äußeren Schloßes und wohl auch durch Ermüdung gehindert, gegen den letzten Fleck Erde, welchen die heldenmüthigen Vertheidiger noch behaupteten, vorzugehen. Doch wurde die Beschießung nicht unterbrochen und am 7. steckte ein Feuerpfeil auch das innere Schloß in Brand, ohne daß es möglich war, den um sich greifenden Flammen Einhalt zu thun. Und zugleich zeigten sich die von allen Seiten anrückenden Türkenschaaren, Kopf an Kopf drängten sich die noch immer nach vielen Tausenden zählenden Belagerer gegen die kleine Schaar heran, die kaum mehr einen Schutzwall hatte und zugleich vom Feuer bedrängt wurde.

Da war kein Zweifel mehr, der Moment trat ein, in welchem die letzten Consequenzen des bisherigen tapferen Widerstandes gezogen werden mußten. Und Zriny, keinen Augenblick an schimpfliche Unterwerfung denkend, zögerte nicht. Er kleidete sich in ein reiches, seidenes Gewand, verschmähte aber Panzer und Helm, sondern wählte



Niklas Zriny fällt bei der Vertheidigung von Szigeth, 1566.

eine schwarzseidene, mit Diamanten und einem stolzen Reiherbusch besetzte Mütze; seine Bewaffnung bestand aus einem kostbaren Säbel, der schon von seinem Vater geführt worden war, und einem leichten runden Schild. In sein Kleid ließ er sich die Schlüssel der Festung und hundert Ducaten einnähen, damit jene nicht in die Hände der Feinde fielen so lange er lebe und diese, wie er sagte, jenem Türken, der seinen Leichnam entkleide, den Lohn für diese Mühe sicherten.

So trat Zriny in die Mitte seiner Krieger die ihn gerüstet und gleichfalls auf das Aeußerste vorbereitet, erwarteten, während von Außen schon das Getöse der türkischen Feldmusik und ihr Schlachtruf herüber tönte.

Mit kurzen kraftvollen Worten*) bestärkte Zriny die Soldaten in ihrem Entschlusse und der allgemeine Ruf antwortete ihm, sie seien „Eines Herzens und Eines Sinnes mit dem Führer!“ Zum Beweis warfen sie nach dessen Beispiel alle Schutzwaffen, Helme, Harnische und sogar die Scheiden ihrer Säbel von sich, um leichter für den letzten Kampf zu sein.

Nun übergab Zriny dem Lorenz Juranitsch, einem der tapfersten der noch lebenden Hauptleute, die kaiserliche Fahne und befahl das Schloßthor zu öffnen. Kaum gingen die Flügel auseinander, so wurde ein schon bereit gehaltener, mit gehacktem Eisen, Bleikugeln und Kettengliedern geladener Mörser abgefeuert, der in den jenseits der Brücke in dichten Massen stehenden Türken furchtbare Verheerungen anrichtete.

Durch den Pulverdampf stürmte nun Zriny an der Spitze seiner Tapferen unter dem Feldgeschrei: „Jesus!“ hinaus. Schon auf der Brücke entspann sich ein wüthendes Handgemenge, in dem die Türken keinen Zoll breit Boden erringen konnten. Aber in die kaum mehr 300 Mann zählende Heldenschaar schlugen nun von allen Seiten Pfeile und Kugeln, so daß sie rasch zusammenschmolz. Auch Zriny, von zwei Kugeln schon verwundet und noch fortkämpfend, wurde endlich durch eine dritte todt niedergestreckt. (Siehe das Bild.)

Nun erst wichen die Ungarn zurück und der Kampf wogte im Thor und im Innern fort, der letzte Rest warf sich in den Thurm und vertheidigte sich bis auf den letzten Mann. Nur sehr Wenige fielen lebend in die Hände der Türken und diese mußten in türkischen Kleidern in das Lager geschafft werden, um sie vor der Wuth der über diesen furchtbaren Widerstand erbitterten Sieger zu schützen. Unter den wenigen Geretteten befand sich der Neffe Zriny's, Kaspar Alapi.

Kaspar Alapi war eine der interessantesten Persönlichkeiten damaliger Zeit, ein Held, der seinem Oheim Zriny wenig an Tapferkeit nachgab, aber unansehnlich von Gestalt, unbedeutend in den Gesichtszügen, dabei hatte er einen ansehnlichen Höcker. Im Treffen bei Pest führte ihn seine Tollkühnheit mitten unter die Türken, welche ihn sogleich umringten. Zwanzigfach übermannt, mußte er sich trotz der rasendsten Vertheidigung ergeben. Schon hob ein Deli (Leibgarde eines türkischen Oberbefehlshabers) den Arm, ihn niederzuhauen, als ihn ein anderer aufhielt. „Schämst Du Dich nicht?“ rief er demselben zu, und dann, zu Alapi gewendet: „Du, kleine Kröte! lauf zu! und komm' ein zweites Mal nicht wieder.“ Denselben Augenblick drangen die Ungarn vor. Alapi rief: „Denkt an die kleine Kröte!“ entriß dem Leichnam eines Spahi Lanze und Säbel und vereinte sich glücklich mit seinen Freunden.

---

*) Wir nehmen Anstand, den Wortlaut dieser Rede mitzutheilen, da er uns in drei verschiedenen Fassungen vorliegt, von welchen unserem bescheidenen Erachten nach — keine echt ist.

Seitdem war Alapi stolz auf den Beinamen „die kleine Kröte“ und im ganzen Lande bloß unter diesem Namen bekannt. Als 1562 Alp Arslan Szigeth überrumpeln wollte, weckte ihn aus so hoffärtigen Träumen seine gänzliche Niederlage durch „die kleine Kröte“. Wieder durch seine Tapferkeit hingerissen, wurde Alapi abermals umringt; da aber die Türken mehr die Riesengestalten des Banus Zriny und seiner Freunde Praputovich und Batschatiza im Auge behielten, kam er leicht verwundet davon, schlug und verfolgte sie auf ihrer wilden Flucht. Als Soliman auf Szigeth rückte, zog die „kleine Kröte“ mit 1500 Mann dem zehnfach überlegenen Vortrab unter Mehmed Bey entgegen, überraschte ihn in der Nacht mit unwiderstehlichem Ungestüm, tödtete viermal so viel Türken als er Mannschaft zählte, fing viele vornehme Officiere, machte überreiche Beute und zog sich dann wieder in die Festung zurück.

Als später die Festung Szigeth in Flammen stand und Zriny mit Lorenz Juranitsch den Heldentod, den er gesucht, fand, wurde Alapi, den Zriny schon früher für diesen Fall zum Festungshauptmann ernannt hatte, mit einigen Genossen von der Brücke abgeschnitten und von ihnen in das Gewölbe eines fernen Vorwerkes hineingerissen, während die Pulverkammer mit dem Hauptgewölbe in die Luft flog. Sie hofften auf Flucht, wurden jedoch bald getäuscht. Der verborgene Winkel wurde von Janitscharen entdeckt, welche dann die Flüchtenden niedermetzelten; nur die „kleine Kröte“ wurde abermals durch ihre widrige Gestalt gerettet. Es hielten die Türken Alapi für einen gemeinen Waffenknecht und schleppten ihn zu Zriny's Leichnam, um seine prachtvollen goldenen Armbänder zu öffnen, die sie nicht von der Leiche hatten trennen können und deshalb schon die Arme abhauen wollten. Alapi warf sich an der Leiche seines Freundes nieder, küßte die kalte Hand des Helden, öffnete das ihm wohlbekannte geheime Schloß der kostbaren Armbänder und warf es den Raublustigen hin, die forteilten und ihn ruhig entfliehen ließen. So ward zum drittenmale seine Gnomengestalt sein Retter vom Tode.

Alapi, noch durch sechzehn Jahre als Befehlshaber in Kanischa und Verweser des croatischen Banats, genoß den Triumph, bei seinen häufigen Siegesmahlen, unzählige Toaste auf die „kleine Kröte“ jauchzen zu hören. Nachdem er Zriny's Schatten zahllose Todtenopfer gebracht, starb er am 29. Mai 1584 und wurde im Kloster Nemeth begraben.

Die Türken hatten nach der Eroberung Szigeth's in ihrer Siegesfreude nicht daran gedacht, dem Feuer Einhalt zu thun, das immer weiter fraß und endlich auch den erwähnten festen Thurm, der in den Gewölben die Pulvervorräthe enthielt, ergriff. Mit furchtbarem Krachen erfolgte die Explosion und nicht allein der Thurm, sondern auch die übrigen Werke mit den Grundfesten flogen in die Luft, wobei mehr als 3000 Türken das Leben verloren.

Der Janitscharen Aga ließ den Kopf von Zriny's Körper trennen und auf einen Pfahl in der Mitte der auf einen Haufen geschichteten Köpfe der übrigen ungarischen Krieger pflanzen. Dann wurde er nach Ofen gesendet, dessen Pascha Mustafa Sokolowitsch ihn mit einem den Tod eines so tapferen Helden betrauernden Schreiben an den kaiserlichen General in Raab, den Grafen Salm, schickte. Von dort kam Zriny's Haupt durch seinen Schwiegersohn, Balthasar Batsani, nach Csakathurn, wo sich das Familienbegräbniß befand. Den Körper setzten die Türken in Banjaluka bei.

Der Verlust, welchen das türkische Heer vor Szigeth erlitt, wird mindestens auf .000 Mann beziffert und das Türkenheer mußte im eigenen Interesse daran denken, Masse der Leichen zu beseitigen, deren Ausdünstung die ganze Gegend verpestete. d mit so riesigen Opfern war der Besitz eines Schutthaufens erkauft worden, der t mit vieler Mühe wieder in einen haltbaren Platz verwandelt werden mußte.

Als der Sultan auch bei dem für den 14. September bestimmten Siegesfest ht erschien, war es nicht mehr möglich, die Wahrheit zu verheimlichen; das Heer uhr den Tod seines großen Herrschers und Feldherrn, und tiefe Niedergeschlagenheit nächtigte sich der wilden Schaaren, als ahnten sie, welch' unwiderbringlichen Verlust Armee und das Reich erlitten habe.

* * *

Das kaiserliche Heer war nicht weiter als bis Raab gekommen, obwohl es bei rgischerer Kriegführung nicht an Zeit gefehlt hätte, mit ansehnlicher Macht den tsatz Szigeth's mindestens zu versuchen. Auf die Nachricht vom Tode Soliman's lte Kaiser Maximilian II. jede weitere Vorrückung ein, da vorauszusetzen war, z dadurch der Krieg ein Ende erreichen würde. Und als bald darauf das türkische er den Heimweg antrat, entließ auch der Kaiser den größten Theil seiner Truppen, h, einer Sorge nach Außen ledig zu sein, da ihm deren noch genug im Innern nes Reiches blieben.

Sultan Selim II., der Sohn und Nachfolger Soliman's, hatte keine Ader i seinem großen Vater, und war der Erste jener osmanischen Herrscher, deren ganze aft im Serail-Parfum erstickte. Der Kaiser benützte diesen glücklichen Personenwechsel d schloß am 17. Februar 1568 einen achtjährigen Waffenstillstand auf Grund des tehenden Besitzverhältnisses. Der lästige Tribut wurde in ein jährliches „Ehren- chenk“ von 30.000 Ducaten verwandelt und so nach echt diplomatischer Weise eine impfliche Sache durch ein recht fadenscheiniges Mäntelchen verhüllt. Bezüglich Sieben- rgens wurde die für die Zukunft verhängnißvolle Bestimmung getroffen, daß dessen änden, im Falle Johann Sigmund Zapolya kinderlos sterben sollte, das ie Wahlrecht zustehe.

In der That wollte dieser, der durch Georg Boczkai mit den unzufriedenen agnaten Ungarns in Verbindung getreten war, von einem Frieden mit dem Kaiser nichts ssen. Und war Johann Sigmund, der zugleich nach den Kronen Polens und garns strebte, dessen Ehrgeiz also viel bedeutender war, als seine Macht und Per- lichkeit, auch kein gefährlicher Gegner, so war es doch schlimm genug, daß das aus send Wunden blutende und zum größten Theile unter der Türkenherrschaft schmachtende garn auch jetzt nicht zur Ruhe kommen sollte.

Dem kaiserlichen Feldhauptmann Hans von Rueber gelang es, dem anspruchs- len Sprossen des Hauses Zapolya mehrere so empfindliche Schlappen beizubringen, z er sich 1570 zu einem Vertrag mit dem Kaiser herbeiließ, der ihm gegen Verzicht Ungarn die Herrschaft in Siebenbürgen und den Comitaten Bihar, Mittel-Szolnok, asna und Marmaros sicherte, aber auch den Ständen das ominöse Wahlrecht vor- ielt. Als Johann Sigmund im nächsten Jahr starb, zeigte sich erst, warum ser Schwächling, der stets nur eine Marionette anderer Leute war, so hartnäckig diesem Wahlrecht bestanden hatte; denn die Stände Siebenbürgens beriefen den on seit Jahren allmächtigen Rathgeber und Minister des Verstorbenen, Stefan

Bathory, zum Fürsten von Siebenbürgen — eine für das kaiserliche Interesse, w[ie] die Zukunft lehrte, sehr unbequeme Wahl.

## Don Juan d'Austria und die Seeschlacht von Lepanto.

In die kurze Pause, während welcher die Waffen zwischen Oesterreich und der Türkei ruhten, fällt ein Ereigniß, das nicht übergangen werden darf, weil ein Sproß des Habsburgischen Geschlechtes den größten Antheil daran hatte und es noch heute als eine der glänzendsten Waffenthaten aller Zeiten gefeiert wird.

Ueber die Geburt und die ersten Knabenjahre des Don Juan d'Austria (Bild Seite 352) ist ein Dunkel gebreitet, das durch die Verhältnisse leicht erklärlich wird. Man schwankt zwischen den Jahren 1545 und 1546, in welchen er als natürlicher Sohn Kaisers Karl V. aus dessen Verhältniß zu einer hochgestellten Dame zu Regensburg geboren wurde. Das als Mutter genannte Fräulein Barbara von Blomberg, eine eminente Sängerin, dürfte nur vorgeschoben worden sein, um den Namen der wirklichen besser verheimlichen zu können. Von der Erziehung des Knaben wissen wir nur, daß dieselbe dem Vertrauten Karl V., Louis Quijada von Villagar, anheim gegeben war. Erst bei seiner Thronentsagung scheint Karl V. seinem Sohne Philipp II. Mittheilung von dem Vorhandensein dieses Halbbruders gemacht zu haben, und ein seinem Testament beigeschlossener Act bestimmte, daß derselbe am besten in einem regulirten Mönchsorden eintrete, aber dazu nicht gegen seinen Willen gezwungen, sondern ihm, im Falle er sich dem Weltleben zuneige, aus den Einkünften des Königreichs Neapel ein Jahres-Einkommen von 20.000 bis 30.000 Ducaten gesichert werden solle.

Erst 1561 ließ Philipp II. den Knaben an den Hof bringen und verlieh ihm, in dem sich schon der Heldengeist des Vaters regte, das goldene Vließ und auf inständiges Bitten die Erlaubniß, ein Schwert tragen zu dürfen. Er theilte seine Erziehung mit dem Infanten Don Carlos und dem später als Feldherrn berühmt gewordenen Prinzen Alexander Farnese, und zeichnete sich nicht allein in den Wissenschaften, sondern auch in allen körperlichen Uebungen und schöngeistigen Künsten aus. Schon in jener Zeit mag Philipp II. düstere argwöhnische Natur jenes Mißtrauen gegen Don Juan's aufstrebende Heldennatur gefaßt haben, das diesen später verfolgte und die volle Entfaltung seiner reichen Gaben verhinderte. Vielleicht war auch eine erklärliche väterliche Eifersucht mitthätig, da der Abstand zwischen dem blühenden, nach Thaten dürstenden Jüngling Don Juan und dem an Geist und Körper verkrüppelten Sohn des Königs, dem unglücklichen Don Carlos, ein allzu großer war.

Vergeblich waren die Versuche Philipp's, seinen Halbbruder für das Mönchsthum zu gewinnen; Don Juan's Lebenslust und Thatendrang stemmten sich dagegen, und auf fortwährendes Drängen übergab ihm der König endlich 1567 ein Commando gegen die aufständischen Mauren in Granada. Schon diese erste Probe bewies Don Juan's kriegerische Befähigung; er nahm nacheinander die letzten festen Plätze der unglücklichen Mauren, siegte in der Schlacht bei Munda, verfolgte die Zersprengten bis in die letzten Schlupfwinkel des unwegsamen Gebirges und zwang die Ueberreste dieses Volkes, das einst ein glänzendes Reich beherrschte, nach Afrika zu fliehen.

Der Ruhm, welchen Don Juan d'Austria sich errang, stimmte Philipp II. nicht günstiger, dessen kleinlicher Geist in jeder überlegenen Natur eine Gefahr sah. Als sich die Fürsten der von Pius V. gegründeten heiligen Liga zur Bekämpfung der Türken

im Mittelmeer die Dienste Don Juan's erbaten, konnte Philipp zwar nicht umhin, denselben zum „General de la mer“ zu ernennen, war aber bemüht, ihm so engumschriebene Instructionen zu ertheilen, daß er hoffen durfte, jede bedeutendere Thätigkeit unwirksam zu machen. Aber Don Juan d'Austria machte, wie jedes echte Genie, diese engherzigen Berechnungen zu Schanden und erwarb sich gegen den Willen und zum Aerger seines königlichen Bruders einen auch heute noch nicht verwelkten Lorbeerkranz.

Don Juan begab sich schon 1570 nach Messina, um das Sammeln und die Ausrüstung der Flotte zu überwachen, mit welcher er die stets bedrohlicher auftretende osmanische Seemacht brechen sollte. In seinen Briefen nach Madrid rühmt er die Ausrüstung der Schiffe, aber er rügt auch die Zuchtlosigkeit und geringe Disciplin des zusammengewürfelten Schiffvolkes. Indessen war er voll Zuversicht, ohne welcher ja nichts Bedeutendes gelingen kann, und schloß seinen letzten Bericht mit den Worten: „Wenn der Himmel mir seinen Beistand nicht versagt, so hoffe ich, daß zur Ehre Gottes und zur Verbreitung seiner heiligen Lehre große Thaten geschehen werden!“

Ende August 1571 war auch das wichtige Cypern in die Hände der Türken gefallen, und die dadurch freiwerdende Flotte derselben, 300 Schiffe mit einer Besatzung von 100.000 Mann, wendete sich nordwärts, um die christliche Flotte, die sich drohend bei Messina sammelte, aufzusuchen.

Mit 330 Fahrzeugen, welche 40.000 Mann trugen, fuhr Don Juan d'Austria auf diese Nachricht am 25. September 1571 aus dem Hafen von Messina. Diese Flotte war aus Schiffen Spaniens, Venedigs, des Papstes, des Herzogs von Savoyen und des Malteser-Ordens zusammengesetzt. Unter Don Juan d'Austria commandirten sein Jugendgenosse Alexander Farnese, der päpstliche Admiral Marc Antonio Colonna, der venetianische Admiral Sebastiano Veniero, der Malteser Großprior, der Marquis von Santa-Cruz und ein Sprosse des genuesischen Seeheldengeschlechtes der Doria.

Am 7. October kam Don Juan d'Austria vor Lepanto an, in dessen Bucht die gewaltige osmanische Flotte in voller Kampfbereitschaft seiner wartete. Noch einmal ordnet er seine Geschwader und übergibt das Commando des rechten Flügels an Andreas Doria, jenes des linken dem Venezianer Barbarigo, er selbst führt das Centrum. In breiter Linie setzt sich nun auch die osmanische Flotte in Bewegung und auf beiden Geschwadern stehen die Bemannungen dicht gedrängt auf Deck, bereit zum Gefecht.

Auf ein von Don Juan's Schiff gegebenes Signal fallen die christlichen Streiter auf die Knie und bitten um Gottes Gnade und Beistand in dem bevorstehenden Kampf. Um die Mittagsstunde des 7. October fällt der erste Schuß von den türkischen Schiffen und bald dröhnen die schweren Geschütze so gewaltig, daß die Berge von Patras und Missolunghi das Echo zurückgeben. Mit dem Näherrücken der beiden Flotten mischt sich auch das Rollen des Kleingewehrfeuers in das Schlachtgetöse und der Pulverdampf wird so dicht, daß sich die Sonne dahinter verbirgt.

Die Schiffe — wohl die größte Zahl, die jemals in einer modernen Seeschlacht zur Verwendung kam — legen sich Bord an Bord, und der grimmige Kampf mit der blanken Waffe beginnt. Don Juan sucht sich das feindliche Admiralschiff aus, um es zu entern. Zweimal zurückgeschlagen, gelingt es ihm beim dritten Angriff, seinen Fuß als der Erste auf das feindliche Schiff zu setzen — eine Scene, welche Besuchern des Dogenpalastes in Venedig von dem herrlichen Bilde im Bibliotheksaale in Erinnerung sein wird. Fünfhundert Türken wurden an Bord dieses Schiffes allein erschlagen,

und der Kopf des Kapudan-Pascha (Flottenbefehlshabers) wird als Wahrzeichen auf eine hohe Stange gesteckt.

Nicht minder heldenhaft kämpft die übrige christliche Flotte und in nicht ganz fünf Stunden ist ein glorreicher Sieg erfochten. Zwei Dritttheile der türkischen Flotte sind untergegangen oder in den Händen der Sieger, 30.000 Türken gefallen, 10.000 ge-



Don Juan d'Austria. (Seite 350 u. f.)

fangen und ebensoviele Christen, welche als Ruderſclaven verwendet waren, befreit. Der einbrechende Abend gab den Trümmern der stolzen türkischen Seemacht Gelegenheit, sich zu retten. Die christliche Flotte hatte 15 Galeeren und ungefähr 8000 Mann verloren. Unter den Verwundeten befand sich der unsterbliche Verfasser des „Don Quixote“, Don Miguel Cervantes de Saavedra, der sich stets seiner Theilnahme an dieser Schlacht rühmte, von welcher [illegible] in seinem weltberühmten Roman sagt:

„Dieser ruhmvolle Tag brach den Stolz der Osmanen und enttäuschte die Welt, welche ihre Flotte für unbesiegbar hielt.“

Außer dem vorerwähnten Bilde im Dogenpalaste zu Venedig ist noch das seinerzeit



Vorführung der Gefangenen von Lepanto. (Seite 354.)

in Neapel zur Ausstellung gelangte schöne Gemälde Lorenzo Debani's zu erwähnen, welches den Moment vorstellt, wo der Kampfgenosse Don Juan's, der Admiral Sebastian Veniero, der Signoria in Venedig die Gefangenen von Lepanto vorführt,

von welchem effectvollen, auch für die Kostümkunde hochinteressanten Gemälde anbei (Seite 353) eine Reproduction folgt.

Die ganze Christenheit jauchzte dem fünfundzwanzigjährigen Sieger zu, und der Papst wendete auf ihn die Worte des Evangeliums an: „Es kam ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes!" Nur der, dessen natürliches Gefühl ihn, abgesehen von anderen Gründen, die herzlichste Freude hätte lehren sollen, König Philipp II. betrachtete diesen Sieg und den Kriegsruhm des Bruders mit scheelen Augen. Sein Befehl griff dazwischen, als Don Juan d'Austria seinen Sieg ausnützen und die Flotte vor Constantinopel führen wollte. Vielleicht hätte sich Don Juan einem solchen Befehle nicht gefügt, wenn nicht Uneinigkeit unter den Flotten-Befehlshabern ohnehin ein weiteres gedeihliches Zusammenwirken unmöglich gemacht und die Trennung der Flotte herbeigeführt hätte.

So ging denn wieder einmal eine herrliche Waffenthat ungenützt verloren, und der Großvezier Mohammed Sokolli spottete treffend, wenn er zum venetianischen Consul sagte: „Durch die Eroberung Cyperns haben wir Euch einen Arm abgeschnitten, durch die Vernichtung unserer Flotte habt Ihr uns nur den Bart geschoren. Ein abgeschnittener Arm wächst aber nicht von Neuem, während der geschorene Bart noch stärker wiederkehrt." Und in der That geboten die Türken schon in einem Jahre wieder über eine ansehnliche Flotte, von welcher indessen der Nimbus der Unüberwindlichkeit für immer gewichen war.

Don Juan mußte die Vereitlung seiner kühnen Pläne bitter empfinden, und seit dieser Zeit herrschte ein gespanntes Verhältniß zwischen ihm und Philipp II. Der letztere verwendete ihn zwar noch zu einer Expedition nach Afrika, ließ ihn aber streng überwachen, und als Don Juan d'Austria den etwas abenteuerlichen Plan faßte, sich an der Nordküste Afrikas ein Reich zu gründen und die Macht Karthagos wieder zu erwecken, berief Philipp ihn zurück. Auch die vom heiligen Stuhl patronisirten Pläne einer Verehelichung mit Maria Stuart, ja auch mit Elisabeth von England, fanden offenen und geheimen Widerstand bei Philipp II., der seinem thatendurstigen Halbbruder endlich die Statthalterschaft der Niederlande anvertraute. Er errang einige Erfolge über die Aufständischen, fühlte aber zu gut, daß er von allen Seiten überwacht und sein Wirken eingeschränkt war. Dies und die Vernichtung glänzender Hoffnungen verdüsterten die Seele des thatenlustigen und kühnen jungen Mannes so sehr, daß er schrieb: „Ich mag an nichts mehr denken, als an die Einsamkeit einer Klause." So war er nach einer kurzen Periode voll Ruhm und Enttäuschungen jenes Sinnes, den Philipp II. früher vergeblich zu wecken gesucht hatte. Am 31. October 1577 erfocht er bei Gemblours einen Sieg über die Insurgenten der Niederlande, erkrankte bald darauf und starb am 1. October 1578 auf einem Schlosse bei Namur — angeblich durch Gift, das ihm beigebracht wurde, eine zwar nicht absolut unmögliche, aber auch durch nichts bewiesene Annahme.

## Der Heldentod Herbart's von Auersperg.

Der achtjährige Waffenstillstand war noch nicht abgelaufen, als sich der dem Trunk und anderen Lastern ergebene Sultan Selim II. zu einer Verlängerung desselben auf die gleiche Zeit bestimmen ließ. Dies hinderte indeß nicht, daß einzelne Paschas den Krieg auf eigene Faust fortführten, und wenn dies, wie schon erwähnt,

unter Soliman geschah, so durfte man sich unter des kraftlosen Selim's Regierung schon gar nicht darüber wundern.

Einer der schlimmsten Nachbarn war Ferhadbeg Pascha von Bosnien, der seine Raubzüge über Croatien bis nach Krain und Untersteiermark ausdehnte.

Trotz der auf allen Landtagen wiederkehrenden Klagen traf der in Graz residirende Erzherzog Karl II. (geb. 1540, gest. 1590), ein eifriger Beförderer der Gegenreformation, keine Maßregeln zur Abwehr dieser Einfälle und überließ es den Ständen der einzelnen Länder, sich zu halten, so gut sie konnten. Da nahm sich der tapfere Landeshauptmann von Krain und kaiserlicher Feldoberst für Croatien und die windischen Lande, Herbart von Auersperg, der Sache energisch an und trug dem im August 1575 zu Laibach zusammentreffenden Landtag die Sachlage vor. Es war nur zu richtig, wenn er sagte, „daß die Feinde leider mehr durch unser allzuvieles Nachsehen als durch ihre Streitbarkeit von Tag zu Tag ihre Länder je länger, je mehr erweitern und alle Gewaltthaten und Bedrückungen verübten,“ und weiter, „daß die Türken den Frieden oder vielmehr den bloßen Namen des Friedens, nicht friedlich, noch mit nachbarlicher Verträglichkeit und Ruhe, sondern mit unserer armen Leute Niederlage und großem Schaden unterhielten, den Frieden im Mund und in der Faust den Krieg führten“. Und nachdem er den Landtag beschworen hatte, nicht weiter zu zögern, schloß er damit, daß „er seines Theiles an schuldiger Pflicht nichts wollte erwinden lassen, noch einigen Fleiß sparen, sondern in der That erscheinen lassen, daß des allgemeinen Vaterlands und Jedermänniglichs Wohlfahrt, keineswegs aber Eigennutz solche Fürsorge bei ihm erweckte. Mit solchen Ansehen auf die gemeine Sicherheit bliebe er Zeit seines von Gott verleihenden Lebens entschlossen, für keiner Mühe noch Ungelegenheit der Reisen, noch einiger Kriegsgefährlichkeit für sein Vaterland und anvertraute Grenzen die Achseln zu zucken. Sollte je aber Gott über ihn verhängen, daß er wurde von den Türken übereilt und überwältigt, so wolle er dennoch seinem Amt entweder durch einen rühmlichen Sieg oder ehrlichen Tod hoffentlich genug thun.“

Nur wenige Wochen dauerte es, so sollte er beim Wort genommen werden, und er löste es als tapferer Krieger ein. Die Herren Stände schienen die in Herbart's von Auersperg Rede verborgenen Spitzen eben nicht sehr schmerzlich zu empfinden, denn sie faßten den wohlfeilen Beschluß, daß der Landeshauptmann „mit den eben verfügbaren Streitkräften dem drohenden Türkeneinfall nach Möglichkeit begegnen solle“, — von einem Aufgebot oder Rüstungen aber war weiter keine Rede.

Herbart von Auersperg, der schon manchen harten Strauß mit den Türken ausgefochten und ihnen 1566 an der Unna eine schwere Niederlage beigebracht hatte, zögerte trotz der Schwäche seiner Streitkräfte, die zusammen kaum 4000 Mann betragen mochten, nicht, dem nahenden Feind entgegenzurücken.

Am 22. September 1575 kam es bei Ludasky an der Radonya zum Treffen mit den vielmals überlegenen Truppen des Pascha von Bosnien. Als Herbart sich in voller Rüstung zu Pferde setzte, scheute dieses, worin sein jüngster Sohn Wolf Engelbrecht ein übles Vorzeichen sah. „Der Vater, solches merkend“, erzählt uns die Chronik, „hieß ihn ohne alle Furcht und Sorge sein; sagte, er sollte nur von seiner Seiten nirgends hin weichen und den Anblick der Türken nicht fürchten; ja dafern es Gott gefallen sollte, ihn aus diesem Leben zu nehmen, den Tod selbsten nicht zu fliehen, sondern Gott zu loben und mit fröhligem Muth für den Christlichen Glauben mitten unter dessen Feinden redlich zu sterben. Und beschloß endlich solche seine Auf-

frischungsrede mit den Worten: ‚Das was kein Mensch meiden kann, muß nur überwunden sein. Es liegt auch nichts daran, ob Einer bald oder langsam sterbe, es muß doch einmal sein.‘“

Trotzdem die Uebermacht der Türken keinen Erfolg hoffen ließ, ging doch Auersperg denselben mit kühnem Angriff entgegen. Aber schon seine Vortruppe, ein von Voikovich geführtes Geschwader croatischer Hußaren, wurde geworfen und floh; auch die Fußknechte wichen nach kurzem Kampfe und zerstreuten sich in die Wälder. Nur die deutschen Reiter hielten tapfer aus und mit ihnen setzten Herbart von Auersperg, sein obengenannter Sohn und der Hauptmann von Weixelberg den aussichtslosen Kampf fort. Bald waren sie auf allen Seiten von den Türken umringt, „aber darum verlor der unverzagte und redliche Herr sein großes Gemüt nicht“, erzählt uns der krainische Chronist Valvasor; „er wich, sein oder seines Sohnes Leben zu retten, um keinen Schritt, sondern blieb in den Fußstapfen, darein er anfangs getreten, unbeweglich und schlug tapfer um sich“.

„Solches verdroß einen fürnehmen Delien (Reiter), welcher dem Beeg aus Bosnia sehr lieb war“, erzählt Valvasor weiter, „daß ein Einziger ihrer so vieler Delien und sonst anderer ritterlicher Türken so großem Gewalt widerstehen sollte; sprengte derowegen von hinterwärts zu dem ritterlichen Mann und hieb seinem durch so große überstandene Mühe bereits müden Gaul das Kreuz fast gar voreinander, also daß derselbe zur Stunde gefallen und dadurch dem streitbaren Obristen alle Gegenwehr benommen worden. Welcher, als er alle Wege des zuvor noch allezeit gehofften Heils oder Auskommens gesperrt gesehen, den Schelmen, so ihm das Roß niedergehauen, zu Fuß umgebracht und vom Roß herabgestoßen. Dieses Türken Tod hat Einer, der etwa seiner getreuen Knechte einer geweſt, vor seinen Augen nicht dulden noch ungerochen lassen wollen, sondern hiezu gesprengt und dem edlen ritterlichen Mann (der nichts anders als mit seinem Tode, seiner Ehr und des Vaterlands schuldigen Pflichten genug zu thun, auch dadurch der großen Marter und Gefängniß zu entfliehen, von Gott begehrt) zwischen allen anderen Delien, welch' sich, Ihn lebendig für den Ferrad Beeg zu bringen bemühten, und deßwegen unter einander, welcher solche Ehre davon bringen sollte, mit einander zankten, den Kopff abgehauen und dadurch dem ritterlichen und zu aller Zeit denkwürdigen redlichen Mann alle Mühe, Sorge und Arbeit zumal hinweggenommen.“

Ohne mit dem naiven Chronisten über dieses jedenfalls probate Mittel, der Erdensorgen ledig zu werden, rechten zu wollen, sei doch eine andere Version erwähnt, welche glaubwürdiger berichtet, daß Herbart nach heldenmüthiger Gegenwehr getödtet und ihm dann nach türkischer Sitte der Kopf abgehauen wurde. Ferhadbeg sendete denselben nach Constantinopel, von wo er nach zwanzig Jahren von der Familie Auersperg gegen eine große Summe ausgelöst und in der Familiengruft zu Tschernembel bestattet wurde.

Mit dem Fall des Führers wurde der Widerstand schwächer, und das überlebende Häuflein ergab sich. Darunter war auch des Erschlagenen Sohn, Wolf Engelbrecht, damals 22 Jahre alt, „welcher nicht so sehr auf seine fast noch schwache Jugend, als auf seines Vatern und seiner Vorvordern Exempel sahe, ja denen Andern neben ihm Fechtenden selber ein Exempel ritterlicher Tugend gab, indem er mit tapferm Streit und rittermäßigem Kampf seine Jahre weit übertraf, auch sein Schwert eher nicht ruhen ließ, als bis er nach gefährlicher zwiefacher Verwundung vom Pferde geworffen ward“.

Ein ritterlicher Tod auf dem Schlachtfelde wäre dem armen jungen Manne eher zu wünschen gewesen, denn nachdem man ihn mit dem Haupt des Vaters geneckt hatte, wurde er zuerst nach Bosnien und dann nach Constantinopel geschleppt und erst nach zwei Jahren gegen ein hohes Lösegeld entlassen. Die schlecht geheilten Wunden und die Leiden der Gefangenschaft hatten aber seine Lebenskraft gebrochen, und er starb schon wenige Jahre nach seiner Rückkehr (1590), nicht ohne Spur eines langsamen, von den Türken erhaltenen Giftes.

Herbart von Auersperg aber verdient gewiß als glänzendes Beispiel, wie ein wackerer Krieger sein Wort einlöst, für alle Zeiten in der österreichischen Kriegsgeschichte einen ehrenvollen Platz.

Es bedurfte erst eines so schmerzlichen Opfers, um die Stände der innerösterreichischen Länder (Steiermark, Kärnten und Krain) und die Regierung zu Graz zu einiger Opferwilligkeit und Energie bei Abwendung dieser verheerenden Einfälle anzuspornen. Ja Erzherzog Karl ließ sich 1581, um den Unwillen der Stände zu besänftigen und Geldbewilligungen gegen die Türken zu erhalten, sogar herbei, zu erklären, daß „aus gewichtigen Ursachen das Patent vom December 1580 (welches scharfe Maßregeln gegen die Evangelischen traf) aufgehoben sei und Alles beim Alten belassen bleibe“.

Leider blieb es trotzdem auch bezüglich der militärischen Maßnahmen gegen die Raubzüge der Paschas so ziemlich „beim Alten“.

* * *

Kaiser Rudolf II., eben so unkriegerisch wie sein Vater Maximilian II., aber auch dessen anderer großer Eigenschaften entbehrend, gestand während des Landtages in Preßburg 1583 gerne die weitere Zahlung des „Ehrengeschenkes“ an den Sultan zu, um nur eine abermalige Verlängerung des Friedens auf acht Jahre vom Sultan zu erlangen und wieder auf den Hradschin zurückkehren zu können, wo er sich seinen gelehrten astrologischen Spielereien und künstlerischen Passionen überließ.

In der That herrschte in den nächsten Jahren vergleichsweise Ruhe. Erst als im April 1592 Hassan, Pascha von Bosnien, in Croatien einfiel, wurde man unliebsam daran erinnert, daß der Friede abgelaufen sei. Mehrere feste Plätze wurden von den Türken genommen und der Banus von Croatien, Thomas Erdödy, erlitt unweit Sissek eine empfindliche Niederlage. Diese Feste und Kanizsa leisteten, von den Türken belagert, tapferen Widerstand, und der Winter machte für diesesmal dem Feldzug ein Ende.

Um die von neuem drohende Gefahr durch die Türken jedermann in Erinnerung zu bringen, ordnete der Kaiser im ganzen Reich und Ungarn täglich dreimaliges Geläute — das „Türkenläuten“ — an, der erhoffte Zuzug aus dem Reiche blieb aber aus, und es waren ausschließlich österreichische Truppen, welche am 22. Juni 1593 dem Hassan Pascha bei Sissek eine Niederlage beibrachten, die ihm und 16.000 Mann seiner Truppen das Leben kostete.

Entschieden unglücklich war für die kaiserlichen Waffen das Jahr 1594, in welchem der Türkenkrieg wieder auf allen Seiten losbrach. Das Commando der Hauptarmee hatte Erzherzog Matthias, der älteste Bruder Rudolf's II., übernommen, und belagerte Gran vom April bis Juni, konnte es aber trotz sechsmaligen Sturmes nicht erobern, und auch auf dem übrigen Kriegsschauplatze kam es zwar zu keinen ent-

frischungsrede mit den Worten: ‚Das was kein Mensch meiden kann, muß nur überwunden sein. Es liegt auch nichts daran, ob Einer bald oder langsam sterbe, es muß doch einmal sein.‘"

Trotzdem die Uebermacht der Türken keinen Erfolg hoffen ließ, ging doch Auersperg denselben mit kühnem Angriff entgegen. Aber schon seine Vortruppe, ein von Voikovich geführtes Geschwader croatischer Hußaren, wurde geworfen und floh; auch die Fußknechte wichen nach kurzem Kampfe und zerstreuten sich in die Wälder. Nur die deutschen Reiter hielten tapfer aus und mit ihnen setzten Herbart von Auersperg, sein obengenannter Sohn und der Hauptmann von Weixelberg den aussichtslosen Kampf fort. Bald waren sie auf allen Seiten von den Türken umringt, „aber darum verlor der unverzagte und redliche Herr sein großes Gemüt nicht", erzählt uns der krainische Chronist Valvasor; „er wich, sein oder seines Sohnes Leben zu retten, um keinen Schritt, sondern blieb in den Fußstapfen, darein er anfangs getreten, unbeweglich und schlug tapfer um sich".

„Solches verdroß einen fürnehmen Delien (Reiter), welcher dem Beeg aus Bosnia sehr lieb war", erzählt Valvasor weiter, „daß ein Einziger ihrer so vieler Delien und sonst anderer ritterlicher Türken so großem Gewalt widerstehen sollte; sprengte derowegen von hinterwärts zu dem ritterlichen Mann und hieb seinem durch so große überstandene Mühe bereits müden Gaul das Kreuz fast gar voreinander, also daß derselbe zur Stunde gefallen und dadurch dem streitbaren Obristen alle Gegenwehr benommen worden. Welcher, als er alle Wege des zuvor noch allezeit gehofften Heils oder Auskommens gesperrt gesehen, den Schelmen, so ihm das Roß niedergehauen, zu Fuß umgebracht und vom Roß herabgestoßen. Dieses Türken Tod hat Einer, der etwa seiner getreuen Knechte einer gewest, vor seinen Augen nicht dulden noch ungerochen lassen wollen, sondern hiezu gesprengt und dem edlen ritterlichen Mann (der nichts anders als mit seinem Tode, seiner Ehr und des Vaterlands schuldigen Pflichten genug zu thun, auch dadurch der großen Marter und Gefängniß zu entfliehen, von Gott begehrt) zwischen allen anderen Delien, welch' sich, Ihn lebendig für den Ferrad Beeg zu bringen bemühten, und deßwegen unter einander, welcher solche Ehre davon bringen sollte, mit einander zankten, den Kopff abgehauen und dadurch dem ritterlichen und zu aller Zeit denkwürdigen redlichen Mann alle Mühe, Sorge und Arbeit zumal hinweggenommen."

Ohne mit dem naiven Chronisten über dieses jedenfalls probate Mittel, der Erdensorgen ledig zu werden, rechten zu wollen, sei doch eine andere Version erwähnt, welche glaubwürdiger berichtet, daß Herbart nach heldenmüthiger Gegenwehr getödtet und ihm dann nach türkischer Sitte der Kopf abgehauen wurde. Ferhadbeg sendete denselben nach Constantinopel, von wo er nach zwanzig Jahren von der Familie Auersperg gegen eine große Summe ausgelöst und in der Familiengruft zu Tschernembel bestattet wurde.

Mit dem Fall des Führers wurde der Widerstand schwächer, und das überlebende Häuflein ergab sich. Darunter war auch des Erschlagenen Sohn, Wolf Engelbrecht, damals 22 Jahre alt, „welcher nicht so sehr auf seine fast noch schwache Jugend, als auf seines Vatern und seiner Vorvordern Exempel sahe, ja denen Andern neben ihm Fechtenden selber ein Exempel ritterlicher Tugend gab, indem er mit tapferm Streit und rittermäßigem Kampf seine Jahre weit übertraf, auch sein Schwert eher nicht ruhen ließ, als bis er nach gefährlicher zwiefacher Verwundung vom Pferde geworffen ward".

Hatvan sich allen Grausamkeiten überlassen hatten, da loderte der Grimm mächtig empor, die Janitscharen warfen sich auf die Wallonen, welche sammt und sonders niedergehauen und unter Martern getödtet wurden.

Diesem ersten Verlust folgte ein noch schlimmerer. Nach der Einnahme von




Adolf von Schwarzenberg. (Seite 362.)

Erlau wendete sich Mohammed III. gegen das heranziehende kaiserliche Heer, das von Erzherzog Max und Sigmund Bathory geführt wurde und 60.000 Mann, darunter 32.000 Reiter mit 120 Kanonen zählte, also vermöge besserer Kriegszucht dem an Zahl überlegenen Türkenheer immerhin gewachsen war. Bei Keresztes kam es vom 23. bis 25. October zu einer dreitägigen blutigen Schlacht, die an Wechsel-

fällen reich war. Am ersten Tage errangen die Kaiserlichen bedeutende Vortheile und erbeuteten 43 Kanonen. Am zweiten Tag handelte es sich um die Forcirung der von der Zagyra gebildeten Sümpfe, welche die Stellung des Hauptheeres der Türken deckten und nur auf schmalen Furten zu passiren waren. Auch dieses schwierige Unternehmen gelang durch die Umsicht Schwarzenberg's und Teuffenbach's. Schon dachte der Sultan an den Rückzug und ließ sich nur durch den Zuspruch eines Hodscha zum Ausharren bewegen, der ihn auf den Koranspruch verwies: „Der Geduld folgt Sieg und Leichtes kommt nach Schwerem!"

Aber auch der entscheidende dritte Schlachttag gestaltete sich verhängnißvoll für die Türken; sie geriethen durch den vehementen Angriff der Deutschen und Ungarn in Verwirrung, und das vom Sultan selbst geführte Centrum wendete sich zur Flucht, so daß über 100 Geschütze verloren gingen.

Da rächte sich der Mangel an Manneszucht in furchtbarer Weise, und ein dreitägiger Sieg verwandelte sich in wenigen Stunden in eine furchtbare Niederlage. Trotz des strengen Verbotes machten sich die zuchtlosen Soldaten an das Plündern. Die Ordnung löst sich auf, man ergießt sich durch das ganze Lager, und auf den Schatzkisten des Sultans tanzen die siegesberauschten Thoren. Da macht Cicala Pascha, ein Renegat, mit der türkischen Reiterei noch einen Vorstoß, mehr um die Flucht des Sultans zu sichern, als auf eine solche Wendung hoffend; aber als er auf keinen ernsten Widerstand stößt und Alles in wirren Haufen vor ihm flieht, begreift er rasch die Situation und stürmt immer weiter. In kaum einer Stunde war das ganze kaiserliche Heer zersprengt, Tausende in die Sümpfe gejagt oder von den nachsetzenden türkischen Reitern niedergehauen, darunter die beiden Herzoge Ernst und August von Holstein. Die Kriegscasse mit 10.000 Ducaten und 97 Kanonen fielen den Türken als Beute zu, und sie setzten den Sieg neben jenen von Mohacs.

Zum Glück war das türkische Heer nicht in der Verfassung, um den Sieg ausnützen zu können, sondern es zog sofort über Belgrad nach Constantinopel, um dort großartige Freudenfeste zu feiern. So gelang es wenigstens den Trümmern des kaiserlichen Heeres, sich zu retten; Erzherzog Max mit dem Markgrafen Karl von Burgau und dem Ober-Zeugmeister Pernstein führte die zusammengerafften Reste des Heeres nach Kaschau, Sigmund Bathory eilte nach Siebenbürgen, nur der wackere Christoph von Teuffenbach hielt Stand, um den Rückzug der Türken zu beobachten. Ein gleichzeitiger christlicher Chronist stellt diese Niederlage als eine Strafe des Himmels für die von dem kaiserlichen Kriegsvolk verübten Grausamkeiten vor und erzählt davon Beispiele, gegen deren Wiedererzählen sich die Feder sträubt. Beklagenswerther als die militärischen waren die politischen Folgen dieser Niederlage, denn der schon abnehmende Einfluß der Türkei stieg wieder auf den Zenith und das angebahnte bessere Verhältniß zu Siebenbürgen und den anderen Donauländern kam bedenklich in das Schwanken.

Im Felde ließen sich die Dinge übrigens nicht so übel an, als man fürchten durfte. Das Jahr 1597 verlief unter viel zwecklosem Hin- und Widermarschiren, jedoch erlitt der Großvezier Mohammed Saturdschi bei Waitzen durch Nicolaus Palffy und Schwarzenberg eine empfindliche Niederlage.

## Die Eroberung von Raab.

Noch günstiger verliefen die Kriegsereignisse des nächsten Jahres. Adolf von Schwarzenberg (Bild S. 360), einer der tüchtigsten und auch persönlich achtenswerthesten Generale jener Periode, war Commandant von Komorn, wollte sich aber mit keiner passiven Rolle begnügen, sondern traf alle Vorbereitungen zu einem bedeutenden Unternehmen. Er häufte Belagerungsgeräthe aller Art in Komorn auf, Geschütze, Munition, Feldbrücken, Sturmleitern, Petarden u. s. w., ohne aber jemand über das Ziel seiner Vorbereitungen zu unterrichten. Erst als er gegen Ende März zur Ausführung des so sorgfältig vorbereiteten Unternehmens schritt, erfuhr man, daß die Wiedereroberung Raabs geplant war. Am 27. März brach er mit 4850 Mann, darunter 1700 Reiter, von Komorn auf, wobei dem Vortrab die Aufgabe zufiel, alle auf den Straßen befindlichen Reiter, Wägen oder Fußgänger anzuhalten, um den Feind ungewarnt zu überraschen.

Am 28. März hielt Schwarzenberg bei Gönyö einen Kriegsrath, in welchem die genauesten Dispositionen getroffen und die Rollen vertheilt wurden. Die Aufgabe, das Stuhlweißenburgerthor zu sprengen und zuerst in die Stadt zu dringen, fiel dem Oberstlieutenant Vaubecourt*) mit einer Compagnie „Franzosen" zu, womit wohl französisch sprechende Niederländer gemeint sind, weil sie besonders von den Wallonen unterschieden werden. Die Führung des Hauptcorps behielt sich Schwarzenberg selbst vor.

Am 29. März, um zwei Uhr nach Mitternacht, kam man vor Raab an. Fünf verkleidete und der türkischen Sprache kundige Hußaren ritten zum Stadtthor und antworteten den anrufenden Wachen, sie gehörten zur Bedeckung eines von Ofen kommenden Transportes, man möge nur die Brücke niederlassen, damit derselbe noch vor Tagesanbruch in der Stadt geborgen sei. In der That wurde die Zugbrücke gesenkt, und die Hußaren ritten auf derselben langsam, immer mit den türkischen Wachen plaudernd, weiter, um der Compagnie Vaubecourt's Zeit zum Nahen zu geben. Auch dieser gelang es, unbemerkt bis zur Brücke zu kommen, und erst als die Soldaten auf dieselbe sprangen und ungestüm gegen das Thor liefen, merkten die Wachen den Sachverhalt, gaben Feuer und warfen das Thor wieder zu. Aber eine rasch angebrachte Petarde schmetterte dasselbe mit gewaltiger Explosion in Trümmer, daß einer der schweren Thorflügel 300 Schritte weit geschleudert wurde, und die nun rasch vordringen Kaiserlichen eilten an die jeder Abtheilung angewiesenen Plätze, während Niklas Palffy mit seinen 1000 Hußaren die Stadt von außen umzingelte.

Die vollständig überraschten Türken kamen erst zum Vorschein, als schon die Wälle und alle Hauptpunkte der Stadt besetzt, die Thore sämmtlich in der Gewalt der Kaiserlichen waren. Sie suchten sich in Schaaren zu sammeln, wurden aber von den alle Straßen durchziehenden Colonnen sofort wieder zersprengt, entweder niedergemacht oder gefangen. Nur an einzelnen Punkten kam es zu ernstlicherem Widerstand.

Ali Pascha, der Commandant von Raab, eilte sofort, nachdem der Lärm sich erhob, von der Burg mit der Wache gegen das Stuhlweißenburgerthor. Auf eine von

*) Johann V. von Nettancourt, Graf von Vaub[illegible] [illegible]rb [illegible] [illegible]her Generallieutenant 1642.

Peter Orsitz geführte Haiduckenschaar stoßend, griff er dieselbe, die Fahne in der einen, den Säbel in der anderen Hand haltend, tapfer an und fiel nach kurzem heftigen Kampf. Sein Kopf wurde sofort auf der ersten eroberten Bastion aufgepflanzt.

Am hartnäckigsten war der Kampf bei der nordöstlichen Bastion Jarkositz, in welche sich viele Türken geflüchtet und verbarricadirt hatten. Sie wiesen alle Aufforderungen zur Waffenstreckung zurück, wehrten sich auf das verzweifeltste, und als endlich nach vielen vergeblichen Stürmen die Kaiserlichen durch die gegen die Stadt gelegene Kehle der Bastion eindrangen, sprengte Alay-Beg, ein Timarioten-Führer, das Werk in die Luft, wobei der Rest der Türken, aber auch viele kaiserliche Soldaten das Leben verloren.

Ein anderer Haufe Türken griff die auf dem Hauptplatz postirte Reserve so hitzig an, daß dieselbe im ersten Schrecken bis zum Thore zurückwich. Schwarzenberg mußte hier persönlich in das Gefecht eingreifen, und erst mit Hilfe dreier wallonischer Reiter-Geschwader gelang es, die Türken zu werfen und den Hauptplatz zu behaupten. Diese Episode allein hatten den Kaiserlichen 200 Mann gekostet.

Um zehn Uhr Vormittags war der Kampf um die Festungswerke entschieden, nur in einzelnen Häusern wehrten sich noch kleinere Abtheilungen, die aber rasch überwältigt wurden, und in der Burg vertheidigte sich Omar Aga mit den Janitscharen. Als er aber mit Kanonen beschossen wurde, ergab er sich, nachdem ihm Pardon zugesichert worden war.

Bei Tagesanbruch war das furchtbare Gemetzel geendet und Feldmarschall Schwarzenberg Herr der Festung. Sinnend stand der Held vor dem Haupte des Pascha, auf welchem ein Rabe saß, der das Gehirn benagte. Als Kaiser Rudolf II. die Siegesnachricht erfuhr, dankte er dem Helden dadurch, daß er ihm in das Wappen den Raben gab, der an dem Türkenschädel nagt.

Die Türken hatten in Raab zum Spotte der Christen einen metallenen Hahn setzen lassen, mit den Worten:

„Wenn dieser Hahn wird krähen,
Sollen die Christen in Raab stehen."

Nach der Einnahme Raabs ließ Schwarzenberg diesen Hahn abnehmen und zum Andenken über das Thor einen steinernen Hahn setzen, mit den Worten:

„Wenn dieser Hahn wird krähen,
Soll Raab wieder übergehen."

Von der 1600 Mann zählenden Besatzung waren 1300 Mann gefallen, der Verlust der Sieger belief sich auf 400 Todte und 600 Verwundete. An Kriegsbeute fand man 187 Geschütze und zahlreiche Gewehre, 500 Centner Pulver, 25.000 Kanonenkugeln, viele ausgezeichnete Pferde, goldene und silberne Gefäße, kostbare Pelze u. s. w. Nicht die geringste Frucht dieses herrlichen Sieges war die Befreiung von 400 Christensclaven.

Die Kunde von der Wiedereroberung Raabs erregte allerorten große Freude, denn man betrachtete es nicht ohne Grund als eine Art Ausfallsthor nach dem Westen. Selbst der sonst meist apathische Kaiser Rudolf II. wurde dadurch so erregt, daß er befahl, auf allen Kreuzwegen und Höhen steinerne Säulen zum Gedächtniß dieses Ereignisses zu errichten. Diese heute bis auf sehr wenige Exemplare schon verschwundenen sogenannten Raaber-Säulen trugen eine die Eroberung feiernde Inschrift, von der wir nur ein Bruchstück kennen, das also lautet:

„Sagt' Gott dem Herrn Lob und Dank,
Das Raab wieder kommen in Christenhand,
O Christ, wenn Du dies Kreuz siehst an,
So sag' Gott Dank in dem Fürgang,
Wegen der edlen Festung Raab,
Die uns der Türk hat drungen ab.
Im September 94 . . . . . wieder,
Aber in 98 . . . . . . . .
In Martii wieder einnehmen lahn (lassen),
Sey Lob, Ehre und Preyß im höchsten Thron."

Auch in Wien stand seinerzeit in der Währingerstraße eine solche Denksäule (Bild Seite 368), die aber bei der Demolirung des Versorgungshauses, des sogenannten „Bäckenhäusl", weichen mußte und sich jetzt wohl im städtischen Depot befinden dürfte. Auch das gothische Wienerkreuz bei Neustadt, auf der Anhöhe des Wienerberges, verdankt sein Entstehen Rudolf's Befehl.

Der glückliche Bezwinger Raabs wurde in den Grafenstand erhoben und erhielt, wie erwähnt, als Erinnerung an seine kühne That das Bild eines Raben in sein Wappenschild, außerdem noch ein kaiserliches Geschenk von 100.000 fl. Im gleichen Jahre nahm Schwarzenberg noch Veszprim und Totis und wurde im Juli zum obersten Feldherrn in Ungarn ernannt, der nur dem Erzherzog Matthias untergeordnet blieb.

*
* *

Schlimmer gestalteten sich die Dinge in Siebenbürgen. Sigmund Bathory, ein schwankender, zu Abenteuerlichkeiten geneigter Mensch, hatte im Beginn des Jahres 1598 Siebenbürgen gegen die schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor abgetreten. Im August bereute er aber den Tausch schon wieder und erschien auf dem Landtag zu Torda, von den Gegnern Oesterreichs, an deren Spitze der ehrgeizige Stefan Bocskai stand, mit Jubel begrüßt. Mit seiner Bitte um Unterstützung von der Pforte abgewiesen, wendete sich Sigmund Bathory an den ränkevollen, aber energischen und kriegerischen Wojwoden Michael der Walachei, der sogleich einschlug und in durchaus nicht uneigennütziger Absicht ein Hilfsheer von 35.000 Mann zusagte.

Während so der kaiserlichen Sache ein neuer und nicht ungefährlicher Gegner erwuchs, sammelte sich im Juli 1598 ein 100.000 Mann starkes Türkenheer unter Mehmet Serdar Pascha bei Belgrad, das im September vor Großwardein rückte. Man hatte die Gefahr vorausgesehen, 1500 Haiducken, 3000 deutsche Fußknechte, eine Compagnie schlesischer Reiter, italienische Söldner unter Graf Johann Markus Isolani und 1000 Ungarn unter Oberst Paul Nyary nach Großwardein geworfen, es mit Geschütz und Munition, sowie mit Geld versehen und in dem General Melchior von Redern einen tüchtigen und kriegskundigen Commandanten bestellt.

Am 29. September 1598 langten die Türken vor Großwardein an und bezogen ein ausgedehntes Lager. Redern sah sofort die Unmöglichkeit ein, die Stadt zu behaupten, und zog sich mit der waffenfähigen Bürgerschaft, nachdem er Stadt und Vorstädte niedergebrannt hatte, in die Festung zurück.

Mehmet Serdar Pascha begann die Belagerung sehr energisch, legte aber das Hauptgewicht auf den Minenkrieg, da vorläufig mit Bestürmung und Beschießung bei der entschlossenen Haltung der Besatzung kein Erfolg zu erwarten war. Mehrere Minen versagten, weil, wie der Annalist Khevenhüller erzählt, „Gott der All-

mächtig des Türkens Fürnemmen durch sein starken Arm augenscheinlich abgewendt, das angezündte Bulfer wiederumb aus der Fornellen (Minen) Mundtloch mit großem gewaltigem sausen und praussen zuruck heraus getriben, welches dem Türken, so allerdings zum Sturmb anzulauffen gefast gewesen, hart zum Kopf gestoßen". Am 17., 20. und 21. October sprangen indessen Minen mit glücklichem Erfolg, daß die Mauern Breschen in der Breite von 20 bis 30 Ellen erhielten. Aber die mit großer Wucht ausgeführten und auch an den folgenden Tagen wiederholten Stürme blieben erfolglos und brachten den Türken nur schwere Verluste.

Am 29. October waren sie mit der Ladung einer neuen Mine beschäftigt. Da schleuderte ein deutscher Büchsenmeister brennendes Werg unter die Pulverträger, deren Last explodirte, das Feuer griff um sich und entzündete auch vorzeitig die Mine, wobei gleichfalls viele Türken umkamen.

Am 1. November erfolgte der letzte Sturm, eben so erfolglos wie die früheren. Mangel an Lebensmitteln, die vorgerückte Jahreszeit und Seuchen nöthigten nun Serdar zum Rückzug, den er am 3. November mit einem um 20.000 Mann verminderten Heere antrat. Die Vertheidiger hatten 1300 Mann eingebüßt.

Die Jahre 1599 und 1600 gehörten zu den wechselvollsten. Sigmund Bathory war wieder einmal seiner Würde und des Weltgetriebes überdrüssig und verzichtete neuerdings auf Siebenbürgen, diesmal zu Gunsten seines Vetters, des Cardinal Andreas Bathory. Aber der Wojwode Michael wollte nicht ohne Entgelt gerufen worden sein und drang nun mit einem starken Heer nach Siebenbürgen. In der Schlacht am Schellenberg bei Hermannstadt (27. October 1599) erfocht er einen vollständigen Sieg, der ihn umsomehr zum Herrn des Landes machte, als der flüchtende Cardinal von den über seine Feigheit erbitterten Szeklern erschlagen wurde. Es blieb nichts über, um doch den Schein zu retten, als daß der Kaiser den Wojwoden zum erblichen Statthalter ernannte. Aber dieser strebte höher; als er der Anerkennung des Sultans sicher war, forderte er wichtige Theile Ostungarns, und nur mit Mühe konnte man den Kaiser Rudolf II. von der Gefährlichkeit dieses Mannes überzeugen. Nun erhielt der in Oberungarn commandirende kaiserliche General Geörg Basta, Freiherr von Sult, der im gleichen Jahre von den Türken zum Rückzug nach Kaschau genöthigt worden war, den Auftrag, die Fortschritte des Wojwoden aufzuhalten. Obwohl Basta selbst wegen seiner Grausamkeit und Habsucht berüchtigt war, fand er doch in den unter der blutigen Schreckensherrschaft Mihael's seufzenden Siebenbürgern die eifrigsten Bundesgenossen, und mit ihrer Hilfe erfocht er am 18. September 1600 den Sieg bei Miriszló, welcher den Wojwoden zur Flucht in die Walachei zwang.

Ein empfindlicher Schlag traf die kaiserliche Sache durch den Verlust Kanizsas, das als Grenzfestung für den Schutz der Steiermark von besonderer Wichtigkeit war. Seit August 1600 wurde diese Festung vom Großvezier Ibrahim belagert. Der Commandant, Oberst Georg Paradeiser, ein erprobter tapferer Kriegsmann, leistete energischen Widerstand und machte wiederholt glückliche Ausfälle, wobei die türkischen Geschütze vernagelt wurden. Durch einen unglücklichen Zufall flog in der Festung ein Magazin mit 1000 Centnern Pulver in die Luft, wodurch man genöthigt war, durch einige Tage das Feuer einzustellen, ohne übrigens in der Vertheidigung nachzulassen. Als aber das von Karl von Lothringen und den Grafen Mercoeur, Herberstein, Zriny und Nadasdy geführte Entsatzheer sich zurückzog, ohne wegen nume-

rischer Schwäche einen Angriff auf das türkische Lager gewagt zu haben, glaubte Paradeiser zu Unterhandlungen mit dem Großvezier berechtigt zu sein.

Am 20. October wurde Kanizsa übergeben, da der Besatzung freier Abzug mit aller Habe zugestanden war. Da jedoch nicht alle Mittel der Vertheidigung erschöpft worden waren, erhob man gegen Oberst Paradeiser den Vorwurf des Verrathes oder mindestens sträflicher Pflichtversäumniß. Er wurde auf directen Befehl Kaisers Rudolf II. in strenge Untersuchung gezogen. Der Verlauf dieses Kriegsgericht-Processes ist zu charakteristisch, als daß er nicht, nach den Originalberichten aufgezeichnet, hier Platz finden sollte.

„Nach Aufhebung der Festung hatte sich der gewesene Commandant, Oberst Georg Paradeiser, bei dem Duc de Mercurio (Philipp Emanuel von Lothringen, Herzog von Mercoeur, Armee-Commandant in Ungarn, geb. 1558, gest. 1602) der Aufgebung halber zu entschuldigen, zu Rackelspurg (Radkersburg in Steiermark) eingestellt. Weil aber zur selben Zeit kein rechter Grund, ob er oder die gewesenen Soldaten an der Aufgebung schuldig oder nicht, vorhanden, hat er ihn, weil er ihm mit Eidespflicht nicht verbunden war, mit erstlicher Antwort wieder um ab- und vor Erzherzog Mathias, sich allda zu entschuldigen, gewiesen. Hierauf haben die Römisch-Kaiserliche Majestät, weil Paradeiser das Grenzhaus Kanischa, so ein Schlüssel zum Königreich Ungarn, Oesterreich und Steyr, jenseits der Donau vor des Feindes Einfall zu verwahren, vertraut worden, ob er sich seines wegen Gott und höchstgedachter Römisch-Kaiserlich Majestät gethanenen Eides gemäß, daß er nämlich solche erhalten, Ehr', Leib, Leben darinnen lassen, und nicht dem Feinde übergeben wollte, verhalten und dem allen nachgekommen sei, befragen zu lassen, Anordnung und Befehl gethan, dem allsobald, Ihro Majestät Verordnung nach, gehorsamliche Vollziehung geschehen und er Paradeiser auf vierzehn unterschiedliche Artikel darauf er seine Antwort zu geben schuldig sein sollte, examinirt und verhört worden."

„Weil aber seine Verantwortung bei ansehnlichsten Obersten und Befehlshabern nicht genugsam erheblich sein wollen, so ist er darauf vor das Kriegsrecht nach Wien, sammt seinen Dienern zu erscheinen, gewiesen worden, er solle allsobald seine Entschuldigung wegen der Aufgebung Kanischa nicht allein schriftlich übergeben, sondern auch dabei den ganzen Verlauf, was von Tag zu Tag geschehen, ausführlich berichten. Ueberdieß sind auch die zwei Fähnlein Deutscher Knecht zu ihrer Verantwortung, wie auch die Ungarn, die aber mehrentheils ausgerissen und flüchtig worden, auf Begehren des Obersten zu Wien erschienen zitirt worden."

„Den 4. December wurde diesem gewesenen Commandanten Paradeiser das Kriegsrecht zu gedachtem Wien, welches hernach den acht Tag über ihn zu halten angestellt war, durch ein Decret angekündigt. Wie denn auch hierauf umgeschlagen und ausgerufen (d. h. unter Trommelschlag und Ausrufen verkündigt) wurde, daß er, sammt allen deutschen Befehlshabern und Gemeinen Soldaten, welche zu Kanischa zu Roß und Fuß unter seinem Commando gedient, auf bestimmten Rechtstag, bei dem Kriegsrecht vorstehen, die Klage wegen Aufgebung der Festung geschehen würde, anhören und sich darauf mit der Anhörung gefaßt machen sollten. Dawider aber Paradeiser dergestalt excepirt (eingeredet), daß Ihro Erzherzogliche Durchlaucht aus denen denselben allbereit zugestellten Artikeln eine zwar kurze, jedoch wahrhafte und wohlgegründete Verantwortung, neben denen von beiden Fähnlein gegebenen Testimonien, so er Ihro Kaiserlichen Majestät Kriegs-Rath gehorsamst überreicht, gnädigst zu ersehen hätten,

wie er an der Aufgebung der Festung Kanischa keine Schuld trage, so könne er auch neben denen, welche in die Aufgebung ohne sein Vorwissen eingewilligt, in gleicher Verantwortung nicht stehen. Wolle sich derowegen zu Ihro Erzherzogliche Durchlaucht versehen, sie werden seine persönliche Einstellung und Erscheinung für das öffentliche Kriegsrecht allergnädigst einstellen und ihn desselben überheben, benebenst von Hof aus tägliche Commissärs zu beiden Parteien mündlicher Examination verordnen gegen denen er sich der Nothdurft nach verantworten wolle. Auf welche Exceptiones das Kriegsrecht noch auf vier Tag, bis auf den 12. Dezember verschoben worden."

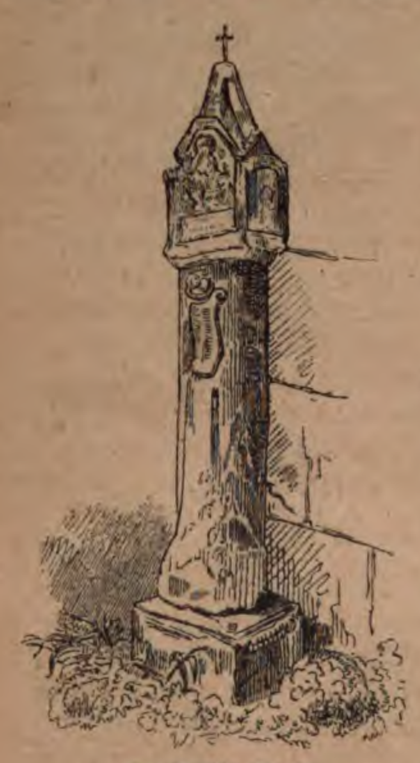
„Nach Erscheinung desselben ist der erste Rechtstag über Georg Paradeiser als Kommandanten der Festung Kanischa wie auch über die Kanisische, Babotscher und Klein-Komorner Soldaten zu Wien, auf dem Platz vor der Kaiserlichen Burg angeordnet und das Kriegsrecht mit viel ansehnlichen Offizieren, Haupt- und Befehlsleuten in großer Anzahl besetzt worden, darauf Oberst Paradeiser, den beide Herren von Kollonics, als Obersten, und sein Bruder, wie auch Herr Leonhard von Harrach, vor Gericht begleiteten, sich selbst persönlich und gehorsamst eingestellt, wie auch alle interessirte Soldaten neben ihm erschienen, und vom General-Profoßen solcher Gestalt angeklagt worden, daß sie nämlich ihren Eid, den sie Ihro Kaiserlichen Majestät gelobt und geschworen, in Aufgebung der ihnen vertrauten Festungen, nicht, wie sich's gebührt, in Acht genommen hätten. Wie dann der Profoß die eingewendete Klage mit mehrer Schärfe und Ausführung den unpartheiischen Richtern vorgetragen, und gegen den Verbrechern wegen ihren Meineids mit ernstlicher Strafe, andern zu einem Exempel fortzuschreiten begehrt hatte. Auf welche Anklage der Oberst Paradeiser für seine Person, um sechs Wochen und drei Tage, zur Einbringung seiner Verantwortung gebeten, welche ihm sowohl auch andern Befehlshabern und Kriegsleuten, so dabei interessirt, zugelassen und bewilligt und inmittelst der Oberst Paradeiser allein verarrestirt, aber nicht gefangen genommen worden." (Es geschah dies in der kaiserlichen Burg selbst.)

„Im darauffolgenden Jahr 1601, den 9. Juni, wurde die Kanischer, Babotscher und Klein-Komorner Knecht vor das Kriegsrecht abermals zu Wien, so vor der kaiserlichen Burg gehalten, zu Anhörung ihres Urtheils vorgestellt, welches ihnen fast allen das Leben abgesprochen. Sie sind aber allsobald auf ihre Knie niedergefallen und haben sich gegen die Burg, wo Erzherzog Matthias an einem Fenster stand, gewendet und um Gnade und Fristung ihres Lebens gebeten. Worauf ihnen der Erzherzog das Leben geschenkt und dahin begnadigt, daß sie auf unterschiedliche Grenzen, besonders die Kanischer Knechte, auf drei Jahr und drei Tage, gegen geringe Besoldung, die Babotscher ihr Lebelang um die Proviänt dienen sollen. Die Klein-Komorner Knechte aber wurden allerdings (jeder Verschuldung) los und ledig gezählet."

„Inzwischen war Kanischa aufs neue, doch ohne glücklichen Succeß, von den Christen belagert, unter welcher Zeit hatte der gewesene Kommandant Paradeiser, als er gesehen, daß weder er, noch seine Eheliebste und Kinder, so die Kaiserliche Majestät mehrmals um Fristung seines Lebens mit unterthänigsten Fußfall gebeten, keine Gnade erlangen konnten, sondern dem Kriegsrecht seinen Gang gelassen, daraus er, wie seine Sache einen schlimmen Ausgang gewinnen würde, spüren und abnehmen konnte, den 9. October seines Dieners Kleider, welcher ein einfältiger Mensch gewesen, den er bei sich gehabt und der ihm die Speisen zu- und abgetragen, angezogen, und war also verkleidet in der Kaiserlichen Burg zu Wien aus seiner Verwahrung bis an

die dritte Stiege herabgekommen. Als aber die Wache gesehen, daß er angefangen zu laufen, und derjenige einfältige Mensch, dafür sie ihn gehalten, nicht sein könnte, so hatten sie ihn ereilt und in bessere Verwahrung genommen."

„Bald darauf aber und weil er die wohl verwahrte Haupt-Festung Kanischa, die mit Recht eine Vormauer und Aufhaltung der Feinde konnte genannt werden, ohne höchst dringende Noth dem Kihaja Bascha, seines Eidespflicht gänzlich entgegen, aufgegeben, ist er sammt seinen Mitconsorten den 19. October wieder vor das Kriegsgericht gestellt, und sind die Urtheile über ihn und andere fünf Befehlshabern von dem unpartheiischen Kriegsrecht zu Wien unter freiem Himmel vor der Kaiserlichen Burg geschöpft, aus Befehl Ihro Kaiserliche Majestät in offenem sitzendem Kriegsrecht verlesen und allsobald die Exekution derselben männiglich zum Exempel und Abscheu, auch daß ein jeder seinen Eid besser bedenken sollte, an die Hand genommen und exequiret worden."


Die Raaber Säule.
(Seite 364.)

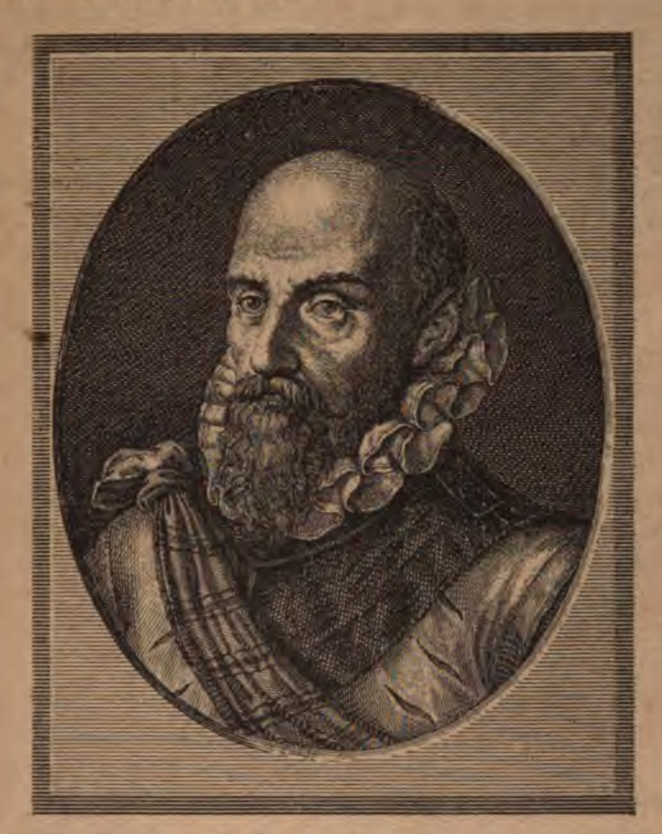
„Als erstlich sollte Georg Paradeiser, gewesenen Obersten zu Kanischa, und deren incorporirten Grenzen, sowohl dem Georg Kugler, Fendrich und angesetzten Hauptmann zu Kanischa, jedem die rechte Hand, wie das Urtheil vermöcht, abgehauen, folgends mit dem Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet und darauf einer mit dem andern zur Erde bestättigt (bestattet) und begraben werden, und sollte die Exekution allsobald in der Stadt Wien auf dem Platz, der Hof genannt, wirklich vollzogen werden."

„Wilhelm Uhrmüller, Hauptmann zu Babotsch, und Hugo de Rasso, Fendrich, als die Babotsch aus verzagter Kleinmüthigkeit aufgegeben, sollen mit dem Schwert, wie das Urtheil vermöchte, vom Leben zum Tod hingerichtet, und darauf einer mit dem andern zur Erden bestättigt und die Exekution allsobald in der Stadt Wien, auch auf vorangezogenem Ort wirklich vollzogen werden."

„Dem Pankraz Ruß, Schultheiß und Oberwachtmeister zu Kanischa, der zu mehrmalen seine Eides-Pflicht höchlich vergeßen und sich, als man mit dem Türken Sprach gehalten (Verhandlung gepflogen), dabei finden lassen, auch falscher Zeugniß und Schriften überwiesen worden, sollte, vermög ergangenen Urtheils, ernstlich seine Zunge zum Nacken herausgerissen und er alsdann neben dem Mathes Stöckel, Feldwebel zu Babotsch, mit dem Strang am lichten Galgen (damit ist ausgedrückt, daß der Galgen von Jedermann gesehen werde) bis sie beide erwürgen, vom Leben zum Tod hingerichtet und über das dem Schultheiß seine Zunge oben über ihn an den Galgen genagelt werden. Dann sollte man sie beide drei Tage lang die Sonne bescheinen lassen (sollte heißen von der Sonne), dann ablösen und begraben und sollte die Exekution allsobald in die Stadt Wien auf den Platz, der Graben genannt, wirklich vollzogen werden."

„Ueber diesen Prozeß sind am erwähnten Tage die Urtheile eröffnet und ist gleich darauf die Exekution ergangen und zu Wien am Hof auf einer aufgerichteten Bühne, sowohl auf dem Graben, beim hohen Gericht die Urtheile exequirt und vollzogen worden. Dies war", so schließt die Relation, „das Ende dieser Treu und Pflichtvergessenen Offiziers, welche andern zum Beispiel und merklichen abscheulichen Exempel solcher Gestalt zur scharfen Execution mit höchstem Recht gezogen worden."

Der Sohn Georgs, Franz Paradeiser, tilgte die auf dem Namen seines Vaters ruhende Schmach; im Jahre 1647 vertheidigte er die Stadt Eger in Böhmen in ruhmvollster Weise durch volle achtundzwanzig Tage gegen einen zehnfach überlegenen Feind und nöthigte denselben zum Abzug.



Ruprecht von Eggenberg. (Seite 359.)

Wie schon beim Processe erwähnt, mißlang ein im Jahre 1601 unternommener Versuch, Kanizsa rückzuerobern, obwohl das von Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II.) geführte Belagerungsheer 30.000 Mann stark war. Durch drei Monate, von September bis November 1601, setzte der türkische Commandant Terjaki Hassan den Belagerern alle Mittel der Tapferkeit und List entgegen, und eintretender Frost und Schneefälle nöthigten den Erzherzog, nach einem Verlust von 3000 Mann, die Belagerung aufzuheben. Der Rückzug war so eilig, daß die Kaiserlichen ihr ganzes Geschütz, 47 Stücke, und das Gepäck im Stich lassen mußten und durch die verfolgenden Türken noch 3000 Mann verloren.

Was er auf dem Schlachtfelde verloren, suchte der ehrgeizige Wojwode Michael

als Höfling wieder zu erringen. Er eilte nach Prag, und es gelang ihm in der That, Rudolf II. so für sich zu gewinnen, daß ihm nochmals die Statthalterschaft von Siebenbürgen zugesagt wurde. Vorderhand mußte freilich dieses unglückliche Land wieder erobert werden, da Sigmund Bathory rückgekehrt war und zum drittenmale seine selbst aufgegebenen Herrscherrechte reclamirte. Basta erhielt den Befehl, sich mit dem Wojwoden Michael zu vereinigen, um Sigmund zu vertreiben. Am 3. August 1601 kam es bei Goroszló zur Schlacht, in welcher Basta und Michael einen glänzenden Sieg errangen, der den unsteten Sigmund aus dem Land trieb. Sofort erwachten aber die hochfliegenden Pläne Michael's wieder; er rühmte sich, daß ihm das Land von rechtswegen gehöre, „denn einmal habe er es allein erobert, jetzt aber dazu mitgeholfen, und so wolle er auch mehr als Basta, ja selbst der Kaiser, darin gelten". Bei solchen Aeußerungen konnte es an Zerwürfnissen zwischen den alten Feinden nicht fehlen, und als Basta Beweise dafür zu haben glaubte, daß Michael mit der Pforte in Verbindung stehe, ließ er ihn am 19. August 1601 in seinem Zelt überfallen und ermorden. Obwohl grausam und gewaltthätig, war Michael ein Mann von großen Eigenschaften und ist die bedeutendste Erscheinung seines Volksstammes.

An Härte und Grausamkeit stand ihm übrigens Basta (Bild Seite 392) nicht nach, dessen Charakter überdies noch durch scrupellose Geldgier und Geiz entstellt wird. Seine Gegner mochten nicht ganz unrecht haben, wenn sie von ihm, der eifrig von jedem Friedensschluß abrieth, sagten: „Er wolle das Kriegsfeuer unterhalten, um sich daran zu wärmen." In dem unglücklichen Siebenbürgen wüthete er nach Michael's Tod in entsetzlicher Weise und sah den zuchtlosen Soldaten jede Grausamkeit nach. So ließ er es z. B. unter seinen Augen geschehen, daß nach der Einnahme von Bistritz den gefangenen Bauern die Hirnschalen abgenommen wurden, um sich am Erfrieren der bejammernswerthen Opfer zu ergötzen. Basta's Name war noch durch Jahrhunderte ein Gegenstand des Abscheues und Schreckens in Ungarn und Siebenbürgen. Uebrigens war er, der seine kriegerische Ausbildung unter Alexander Farnese in den Niederlanden erhalten hatte, ein tüchtiger und kenntnißreicher General und schrieb zwei seinerzeit hochgeschätzte militärische Werke: „Il maestro di campo generale" und „Governo della cavalleria leggiera".

Man meint, daß der Ausruf „Basta!" (genug) davon herrührt, daß dieser Feldherr, die Unabänderlichkeit eines Entschlusses bekräftigend, stets die Discussion mit den Worten: „So sage ich — Basta!" abschloß; es ist dies aber unrichtig. Der Ausdruck ist dem Italienischen entlehnt und stammt von bastare (genug sein, genügen).

Ein grelles Licht auf die Unzukömmlichkeiten und Gefahren, welche mit den aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Miethlingsheeren verbunden waren, wirft die Affaire von Papa, welche in das Jahr 1600 fällt. Diese nicht unwichtige Festung hatte eine aus 1000 Mann bestehende Besatzung, meist Franzosen und Wallonen. Soldrückstände, wahrscheinlich aber auch ein Versuch, ihren Zügellosigkeiten ein Ziel zu setzen, trieben diese Soldaten zur Meuterei, wie man damals sagte „zum rotten". Sie überwältigten ihre Hauptleute und traten mit dem Pascha von Stuhlweißenburg in Verbindung, welchem sie gegen eine Geldsumme und sicheres Geleit durch das türkische Gebiet nach Italien (Venedig) oder an die Meeresküste die Uebergabe Papas antrugen. Bevor aber dieser verrätherische Plan noch zur Ausführung kam, hatte Erzherzog Maximilian den rückständigen Sold gesendet und bot den Empörern gegen Rückkehr zu ihrer Pflicht vollkommene Verzeihung an. Aber sie mochten wohl

bei der Schwere ihres Verbrechens nicht an die Aufrichtigkeit dieses Anerbietens glauben und hofften auch auf türkische Hilfe; sie wiesen daher die Schiffe des Erzherzogs mit Schüssen ab und legten alle Kameraden, die nicht gemeinsame Sache machten, in Ketten.

Nun rückte, um den Verlust des Platzes zu verhüten, Adolf von Schwarzenberg vor Papa, und eine regelrechte Belagerung begann, welcher die Empörer, die freilich das Schlimmste erwarten mußten, verzweifelten Widerstand entgegensetzten. Leider kostete diese schmachvolle Affaire dem ausgezeichneten Feldherrn das Leben; bei einem wüthenden Ausfall wurde Adolf von Schwarzenberg, der erst am Beginn seiner Heldenlaufbahn stand, durch eine Musketenkugel im Laufgraben vor der Feste getödtet.

Der Tod des geliebten Führers entflammte die Wuth der Belagerer auf das Höchste, die Belagerung wurde unter Anführung des Freiherrn Melchior von Redern nachdrücklich fortgesetzt, bis die Feste erstürmt geworden, wobei die meisten der Empörer umkamen. Die Ueberlebenden wurden nach den anderen ungarischen Waffenplätzen gebracht und auf martervolle Weise hingerichtet. Zehn der vornehmsten Rädelsführer sendete Redern am 28. August in Eisen nach Wien, wo sie „im Amtshause (Gerichtshaus*) einlogirt" und am 27. October „justificirt" wurden. Lorenz Jacqueney, „so vom guten Adel", wurde auf dem Platze Hof geviertheilt, und die vier Viertel vor den Stadtthoren aufgehängt; Lieutenant Jean Balde vor der Stadt am Tabor (Brigittenau), Fähnrich Michael Bauge vor dem Stubenthor, Feldwebel Hisson Revel auf der Landstraße „lebendig an einen Spieß gezogen" (gespießt); „denen übrigen Höchsten, nämlich den Lieutenants de la Bißon und du Baghoin, dem Feldwebel Hans Meyer und den Soldaten Jean Carandhe, Michael Bandes, Claude Maglier wurden an dreien verschiedenen Orten, nämlich am Graben, neuen und hohen Markt, zuerst die rechte Hand, mit der sie den Meineid geschworen, dann mit dem Schwert der Kopf abgeschlagen, der Ursachen, daß sie an Gott und der Römisch-Kaiserlichen Majestät meineidig worden, männiglich zum Exempel und Abscheu."

Im Herbst 1601 errang Hermann Christof von Rußworm, der in überraschend kurzer Zeit zum Feldmarschall emporgestiegen war, schöne Vortheile über die Türken. Vor Ofen war er in eine äußerst bedenkliche Lage gekommen, der er sich durch einen meisterhaften Rückzug am 29. September glücklich entzog. Er soll bei dieser Gelegenheit zum erstenmale die Staffelform und die später sehr beliebt gewordene Formation en echéquier angewendet haben, deren Hauptvortheil darin besteht, daß sich die in folgender Gestalt :·: aufgestellten Colonnen gegenseitig im Marsch nicht hindern, aber durch die Feuerwirkung unterstützen. Am 16. October erfocht dann dieser geniale, aber mit allen Lastern einer scrupellosen Zeit behaftete Krieger einen glänzenden Sieg, welcher freilich die Verluste des schon erwähnten fluchtartigen Rückzuges des Heeres von Kanizsa nicht wettmachen konnte.

Ein guter Theil Ironie lag darin, daß die Türken sogar über das Wüthen Basta's und der Bathory'schen Partei in Siebenbürgen erschraken und zur Mäßigung mahnten, so daß unter ihrer Vermittlung endlich im Juli 1602 ein Vertrag zu Stande kam, laut welchem Sigmund Bathory seine Ansprüche an Siebenbürgen für Güter in Böhmen und einen Jahresgehalt von 50.000 Dukaten an den Kaiser abtrat. Mit

*) Das alte Gerichtshaus stand in der Rauhensteingasse, an Stelle des Hauses mit der heutigen Nummer 10 (alt 933).

einer solchen Lösung war aber Stefan Bocskay nicht einverstanden, und sowie es einst gegen Michael der Fall war, führte nun ihm das unsinnige Schreckensregiment Basta's zahlreiche Bundesgenossen zu. Als dieser 1604 nach Ungarn abberufen wurde, um dem Heer des Großveziers Jauf Ali entgegenzutreten, pflanzte Bocskay die Fahne der Empörung auf und wurde nicht allein nach Ueberwältigung der schwachen kaiserlichen Garnisonen zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen, sondern trat auch mit den über die gewaltsame Gegenreformation mißvergnügten Evangelischen Ober-Ungarns in Verbindung. Schaarenweise gingen die meist der reformirten Kirche angehörigen, wilden und tapferen Haiducken in sein Lager über, und er fühlte sich in Kaschau so sicher, daß er eine „Ständeversammlung" dahin ausschrieb. Weder General Johann Jakob von Barbiano-Belgiojoso (geb. 1565, gest. 1626) noch Basta vermochten ihm etwas anzuhaben, ja der letztere mußte endlich im Herbst 1604 ganz Ober-Ungarn räumen.

In unbegreiflicher Verblendung hatte man ein Friedensanerbieten des erst vierzehnjährigen, von einer gefährlichen Empörung in Asien bedrängten Sultans Achmed zurückgewiesen, und natürlich säumten die Türken nun nicht, einen Vertrag mit Bocskay abzuschließen. Gleichzeitig drangen türkische Raubhorden und Abtheilungen von Haiducken in Steiermark ein, brannten und plünderten nach Herzenslust, und die letzteren trugen den Schrecken fast bis nach Graz.

Am 22. Februar 1605 wurde Bocskay förmlich zum Fürsten Siebenbürgens gewählt, womit dieses kaum gewonnene Land wieder verloren war; am 20. April nahm er auch den Titel eines „Fürsten von Ungarn" an und wurde in beiden Würden vom Sultan anerkannt. Aber auch materielle Hilfe gewährten ihm die Türken, und durch dieselbe gelang es ihm, nicht nur ganz Ober-Ungarn zu unterwerfen, sondern er dehnte seine verheerenden Raubzüge bis nach Oesterreich und Mähren aus.

Zu allem Ueberfluß herrschte noch in den kaiserlichen Cassen ein Geldmangel, welcher nicht allein jede kräftige Unternehmung lähmte, sondern noch viel schlimmere Folgen hatte und z. B. den Verlust des mit so viel Opfern vor zehn Jahren erkämpften Gran verschuldete. Als nämlich Ali Pascha im September 1605 vor Gran rückte, gebot der Commandant Heinrich Graf Dampierre nur über geringe Streitkräfte, die indessen doch zu einer energischen Vertheidigung genügt hätten, wenn die Besatzung nicht wegen Aussichtslosigkeit eines Entsatzes und Soldrückstände gemeutert hätte. An Händen und Füßen gefesselt, wurde Dampierre den Türken ausgeliefert und dann Gran gegen freien Abzug der Besatzung geräumt.

Wahrhaft trostlos erschien die Lage. Den niederösterreichischen Ständen, welche um Schutz vor den bis Wien schwärmenden Schaaren Bocskay's baten, ließ Rudolf II. den Bescheid geben, „sie mögen sich selbst helfen, da er ihnen nicht helfen könne." Aber auch unter dem Kriegsvolk in Wien herrschte eine Stimmung, welche das Aeußerste fürchten ließ; wallonische Fußknechte weigerten sich, nach Oedenburg zu ziehen, das gefährdet war, und vier deutsche Reiterregimenter zogen auf eigene Faust von Preßburg nach Wien, lagerten hier in den Vorstädten und sperrten allen Verkehr, um die Zahlung der Soldrückstände zu erzwingen. Unter solchen Umständen konnte man dem Erzherzog Matthias nicht Unrecht geben, wenn er offen und geheim einen Regierungswechsel anstrebte, aber auch darüber klagte, daß „der Kriegsrath noch dazu helfe, Land und Leute in Verderben zu setzen und er für seine Person

Friedensbedingnisse, wie hart sie auch seien, nicht ausschlagen würde, da er nicht einzusehen vermöchte, wie man noch länger die Sache so forttreiben könne."

In der That kam es im Sommer 1606 zu Unterhandlungen mit Bocskay, der sich anheischig machte, einen Frieden mit den Türken zu vermitteln, wogegen er Siebenbürgen und die angrenzenden Comitate Ungarns erhalten, Matthias aber unter Verbürgung der Religionsfreiheit Ungarn als „königlicher Stellvertreter" verwalten sollte.

Bocskay löste sein Wort und vermittelte den am 11. November 1606 geschlossenen Frieden von Zsitva-Torok, der den Türken ihren Besitzstand in Ungarn ließ und das bisherige jährliche „Ehrengeschenk" in eine einmalige Zahlung umwandelte.

Dieser Friede blieb die Grundlage des immer unsicheren Verhältnisses zur Pforte bis über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, und es ist als ein großer Glücksfall anzusehen, daß es gelang, mit den Sultanen für einige Zeit die alte Rechnung abzuschließen, wo sich schon am stürmisch bewegten Horizont die Anzeichen einer neuen furchtbaren Prüfung — des dreißigjährigen Krieges — zeigten.



## Die Bauernkriege.

Wir fassen in diesem Abschnitte alle jene, oft blutigen und gefährlichen Empörungen zusammen, welche vom Ende des fünfzehnten bis in das erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts in den verschiedensten Theilen unserer Monarchie unter der Landbevölkerung ausbrachen. Es erscheint überhaupt im Interesse der Uebersichtlichkeit und um die charakteristischen Unterschiede in der Kriegführung schärfer betonen zu können, wenn wir die oft neben und durcheinander laufenden Kämpfe in große Gruppen zusammenfassen, statt die einzelnen Schlachten oder Feldzüge in streng chronologischer Reihenfolge aufzuzählen. Was sich nach der Ursache und im Verlaufe gleich ist, wird sich innerlich näher stehen, als Vorkommnisse, die zwar in dieselbe Zeit fallen, aber weiter kaum einen Berührungspunkt haben.

Namentlich was die Ursachen betrifft, haben alle Bauernkriege sehr viel Aehnlichkeit. Der Druck übermüthiger Feudalherren, welche sich nicht damit begnügten, daß der Bauer kaum mehr ein freies Eigenthum sein nennen konnte, sondern oft auch noch in der empörendsten Weise in dessen rein menschliche Beziehungen, in das Familienleben oder die gewöhnlichen Rechtsverhältnisse eingriffen — das war stets die erste Ursache einer Gährung, die dann oft zu blutigen Excessen ausartete. Reiche Nahrung fanden solche Stimmungen in den allgemeinen Verhältnissen; die herrschende Rechtsunsicherheit, die kaum auf kurze Zeit erlöschenden Kriege, welche nur von der fast noch erschöpfender wirkenden Kriegsgefahr abgelöst wurden — das zu Zeiten ganz darniederliegende Ansehen der landesfürstlichen Macht, welche keine Mittel hatte, die innere Rechtsordnung aufrecht zu halten, oder das Land nach Außen zu schützen:

alle diese Umstände lasteten am schwersten auf dem Landvolk und trieben es zu einem Zusammenschluß, der in so stürmischen Zeiten nicht ohne gewaltsame Mittel herbeigeführt und aufrecht erhalten werden konnte. Bei den einzelnen Bauernaufständen wirkten oft noch andere Einflüsse mit, und namentlich in der religiösen Bewegung der Geister lag später ein mächtiger Hebel, um die Massen zu stacheln und zu lenken; eine eigenthümliche Erscheinung aber tritt fast bei allen Bauernkriegen hervor: sie richteten sich, mindestens im Beginne, fast nie gegen die landesfürstliche Gewalt, sondern gegen die Grundherren, den Feudaladel, die Geistlichkeit, oder auch nur gegen das den Bauer quälende und aussaugende Kriegsvolk, mochte es nun das des eigenen Fürsten oder fremdes sein.

Wir werden sehen, daß in einzelnen Fällen die Anführer selbst scharf betonten, daß sie nicht gegen den Landesherrn zu den Waffen greifen, sondern um sich gegen eine Bedrückung zu schützen, die von anderer Seite kommt. Man darf, um die bald da, bald dort aufflackernden Bauern-Unruhen richtig zu beurtheilen, nicht übersehen, daß sie stets im guten Glauben, eine durch Willkür gebeugte Rechtsordnung mit gewaltsamen Mitteln schützen zu wollen, unternommen wurden und die Bauern daher der Meinung sein mußten, daß sie nur das thaten, was eigentlich der landesfürstlichen Gewalt zugekommen wäre. Dafür, daß sie nicht erkannten, wie jede gewaltsame Selbsthilfe auch den letzten Rest staatlicher Ordnung vernichtet, muß man die wilde, rechtlose Zeit verantwortlich machen, welche die letzte Lösung jeden Conflictes nur im Kampf, den besten, ja einzigen Schutz bedrohter Rechte nur in dem gegen Alle erhobenen Arm sah.

Einer der ersten größeren Bauern-Aufstände brach um 1477 in Kärnten aus. Wiederholte verheerende Türkeneinfälle hatten das Land und natürlich in erster Linie die bäuerliche Bevölkerung schwer betroffen, ohne daß Mittel getroffen worden wären, denselben entgegenzutreten. Kaiser Friedrich III. war nach allen Seiten in Händel verwickelt und litt so sehr an Geldmangel, daß er während des gleichzeitigen unglücklichen Krieges mit Matthias Corvin vom Zwettler Abt 60, von der Stadt Steyr 90 Goldgulden borgen mußte. Von ihm war keine Hilfe zu erwarten, die adeligen Stände und die wenigen Städte aber suchten sich nach Möglichkeit selbst zu schützen, ohne an die Allgemeinheit und das jedem Angriff preisgegebene Landvolk zu denken. Zu wundern war es daher nicht, daß dieses endlich eine Art Selbsthilfe organisirte, nur kehrte sich die Gewalt der „Bündner" weniger gegen die Türken als gegen den Adel und endlich auch gegen die Obrigkeit, woran der alle Verhältnisse zerrüttende Unfug der Münzverschlechterung und eine neu aufgelegte empfindliche Abgabe, die sogenannte „Leibsteuer", die meiste Schuld trugen.

Als nun noch Mißernten und eine furchtbare Heuschreckenplage über das arme Kärntnerland kamen und 1478 einer der furchtbarsten Türkeneinfälle erfolgte, verübten die zur Verzweiflung getriebenen Bauern schwere Gewaltthaten auf den adeligen Gütern. Kaum hatten die Türken das Land verlassen, so rief der Adel die aus den Kämpfen mit Baumkircher noch in Steiermark befindlichen Söldner nach Kärnten, und ein schrecklicher Rachekrieg entbrannte. Unnachsichtlich wurden alle „Bündner" verfolgt und blutige Strenge waltete statt weiser Gerechtigkeit, die ja nicht blos strafen, sondern auch die Ursachen der Uebelthaten beheben soll.

Eigenthümlich in seiner Entstehung, aber gleichfalls direct gegen den grundbesitzenden Adel gerichtet, war ein im Jahre 1514 ausbrechender Bauernaufstand in

Ungarn. Mit mehr Eifer als Erkenntniß der Zeitverhältnisse betrieb der Cardinal-Primas Bakkos einen neuen Kreuzzug gegen die Türken. Ausgerüstet mit der päpstlichen Vollmacht, wußte er den schwachen König Wladislaus zur Einwilligung zu vermögen und stellte diesem sichere Vernichtung der Türken in Aussicht. Vergeblich warnten einige Würdenträger, und der Schatzmeister Stefan Telegdy wies ahnungsvoll darauf hin, daß das Kreuzheer nur ein Sammelpunkt für die zahlreichen unsicheren und gefährlichen Elemente im Lande sein werde und die Gährung unter dem Landvolk daraus Nahrung und Unterstützung schöpfen könnte. In eindringlicher Weise legte er dar, wie unklug es sei, die verzweifeltsten und unruhigsten Theile der Bevölkerung zu sammeln und zum Bewußtsein ihrer Macht zu bringen, man möge ganz von dem Kreuzzug abstehen oder doch nur die höheren Stände, den Adel und die Bürgerschaft daran theilnehmen lassen. Aber der Primas drang mit seiner Idee durch, der Reichstag genehmigte dieselbe, und am 16. April 1514 wurde die Kreuzbulle verkündigt.

Nur zu bald traten die von allen Einsichtsvollen gefürchteten Folgen ein. Zwar strömten an allen Sammelplätzen die Kämpfer zahlreich zu, und es fehlte bald an Waffen, um sie sämmtlich auszurüsten. Aber neben dem nur nach Beute und Gewaltthat lüsternen Gesindel, wie es als Niederschlag der Parteizwistigkeiten und Kriege durch ganz Ungarn heimisch war, strömten besonders die unter den Willkürlichkeiten des Adels leidenden Bauern dem Kreuzheer zu. In kurzer Zeit lagerten bei Pest, Stuhlweißenburg, Großwardein, Veßprim und Kalocsa ziemlich starke, wenn auch mangelhaft bewaffnete Haufen von Bauern und allerlei Gesindel, deren Disciplin und stets offener hervortretende Denkweise Anlaß zu den gerechtesten Befürchtungen gab. Von dem ursprünglichen Zweck der Fürstenbekriegung war bald keine Rede mehr, obwohl man den Namen der Kreuzfahrer beibehielt, der vom lateinischen crux (Kreuz) im Volksmunde in „Kuruzzen" verwandelt wurde, eine Bezeichnung, die später noch lange als Schreckensruf gebräuchlich war und auch dem harmloseren, Verwunderung ausdrückenden „Kruzi Türken!" (Kuruzzen und Türken) zugrunde liegt.

Während man im ganzen Lande schon vor dem Kreuzheer zitterte, hielt der Cardinal-Primas noch immer an seiner Idee fest und ernannte sogar den Oberbefehlshaber des Kreuzheeres. Seine Wahl hätte nicht unglücklicher ausfallen können, denn sie fiel auf einen zwar tapferen und energischen, aber ehrgeizigen Mann, der in seiner Denkweise jener der erbitterten Bauern viel näher stand, als der Primas ahnen mochte. Georg Dósza, ein Szekler-Bauer aus Dalnok, hatte im Vorjahre besondere Tapferkeit im Kampf gegen die Türken bewiesen und einen ihrer vornehmsten Reiterführer getödtet, wofür er vom König den Adel, ein Gut von vierzig Bauernhöfen, eine goldene Kette und einen Ehrensäbel erhielt. Trotz dieser Auszeichnungen blieb aber Dósza der Gesinnung nach ein Bauer und unversöhnlicher Feind der großen Grundherren, ja es scheint, als ob persönliche Conflicte mit Johann Zapolya, diesem stolzesten und gefährlichsten der Magnaten, in Dósza diese Stimmung noch besonders genährt hätten.

Der neue Oberbefehlshaber ging mit unleugbarem Geschick an die Organisation seines bunt zusammengesetzten Heeres, das bald auf 40.000 Mann anwuchs. Als Unterbefehlshaber fungirten sein Bruder und der Czegleder Pfarrer Laurenz Meszaros, in welchem wir den Rathgeber Dósza's und die eigentliche Seele der ganzen Bewegung zu erkennen haben. Vom Kreuzzug war bald gar keine Rede mehr, aber mit Verdrehungen und Verheimlichungen benützte man die Kreuzbulle und den päpstlichen

Ablaßbrief dazu, um die nach einer Aenderung der allerdings drückenden Besitzverhältnisse lüsternen Bauern noch mehr gegen den Adel aufzustacheln; man spiegelte ihnen vor, der Papst ordne eine neue Güterverteilung an, den Kreuzfahrern sei Freiheit von allen Abgaben und Frohnen zugesichert, und wer bei Durchführung dieses löblichen Werkes mitwirke, genieße einen vollkommenen Ablaß.

Die Zahl derer, welche die drohende Gefahr erkannten, wurde nun mit jedem Tag größer, aber man ergriff die schlimmsten Mittel zur Beseitigung derselben. Mit Gewalt wehrte man den Bauern den Zuzug zum lawinenartig anschwellenden Kreuzheer, und es fehlte dabei nicht an neuen Willkürlichkeiten und Grausamkeiten, die den Haß gegen die Großgrundbesitzer noch mehr entfachten. Statt die Gefahr dadurch zu bannen, daß man in kluger Weise das Kreuzheer wieder zu seinem ursprünglichen Zweck, der Bekriegung der Türken, zurückführte, was übrigens nur der gänzlich ohnmächtigen königlichen Gewalt gelungen wäre, gaben die übermüthigen Magnaten ihrerseits das Zeichen zu Gewaltthätigkeiten, indem sie die Unterthanen zwangsweise zur Feldarbeit anhalten wollten und die Widerstrebenden unbarmherzig verfolgten.

Dósza oder „Zekel Jörg" (Szekler-Georg) wie er in gleichzeitigen deutschen Flugblättern genannt wurde, antwortete seinerseits darauf mit einem förmlichen Manifest in dem er nunmehr offen die Bekämpfung und Vernichtung des „treulosen Adels" als die Aufgabe des Kreuzheeres ankündigte.

„Georg von Szeklerland, ein tapferer Soldat, Anführer und oberster Hauptmann der geheiligten Schaar der Kreuzfahrer", — so lautet dieses höchst eigenthümliche Schriftstück — „Unterthan des Königs von Ungarn, nicht aber der adeligen Herren, entbietet allen Städten, Dörfern und Weilern im Königreich Ungarn seinen Gruß! Wir befehlen Euch auf's Strengste, bei Strafe des Bannes und ewiger Verdammniß und bei Verlust des Vermögens und des Kopfes, das Ihr nach Erhalt dieses Schreibens allsogleich auf der Stelle, ohne jedes Verweilen und Ausflucht, kommt und Euch in das Dorf Czegled begebet, damit so die heilige Schaar und segensreiche Verbrüderung die Kraft und Arme der Ungläubigen und vermaledeiten Edelleute beschränken, zügeln und überwinden könne. Handelt Ihr so, so ist es gut, sonst verfallet Ihr der ebenbeschriebenen Strafe. Ja, auch nicht damit werden wir zufrieden sein, sondern Euch an den Giebeln Eurer Hausthore hängen lassen, Euch spießen, Eure Güter verbrennen, Euch Weib und Kinder tödten."

Solch' „milder" Aufforderung folgten die Bauern umso lieber, als ihnen der Gehorsam Befriedigung ihres Racheburstes gegen die langjährigen Peiniger versprach und Dósza mit populären Schlagworten, wie Güterverteilung, Aufhebung aller Lasten u. s. w., gerade so freigebig umzuspringen wußte, wie die Agitatoren aller späteren Zeiten. Nichts sagt dem unklaren Denken und der Begehrlichkeit der Masse so sehr zu, als überschwängliche Versprechungen, mag es sich nun um ein quacksalberisches Heilmittel für die Schäden der Seele und des Leibes, oder um socialistische Theorien zur sogenannten „Umgestaltung" der Gesellschaft handeln.

Die ungarischen Bauern verstanden die ihnen gegebenen Winke und übersetzten diese Theorien sofort in eine furchtbare Praxis, ohne daß anfänglich eine Macht oder ein Einfluß bestanden hätte, der sie zügeln oder niederhalten konnte. Sie überfielen die Herrensitze, brannten und plünderten, alle Adeligen aber, die in ihre Hände fielen, wurden martervoll hingerichtet.

Neben Dósza standen noch andere Führer auf, die an Ruchlosigkeit mit ihm wetteiferten. Ein höchst seltenes und interessantes Flugblatt unter dem Titel: „Die auf rur, so geschehen ist im Ungarlandt, mit den Creutzern, Vnd auch darbey wie man den Creutzer Hauptmann hat gefangen vnd getödt Zekel Jörg 1514", sagt unter Anderem: „Item. Auch zu wissen, daß auff datum XVj. Junij dies Jars, Im gantzen Ungarlandt auffruer vnd todschlahen ist, Wann die Ungarn haben das Creutz an die Türken zuziehen angenommen, Vnd sein derselbigen Creutzer so viel worden, das jr



Todesmarter Georg Dósza's. (Seite 380.)

ob hundert Tausend mannen, an mer enden, bei einander zu Feldt ligen. Die selbigen haben ain Haubtmann auffgeworffen, den sie ain kunig nennen. Welcher sich also schreibt, Melchior Bannser, auß göttlicher gnaden, Ein kunig des gebenedeyten Volks der Creutzer, Ein frewndt vnd vndertheniger des Ungarischen Königs vnd nicht der Herren, Prelaten, Bannerherren vnd Ritter. Dieselbigen Creutzer schlahen alle Herren, Bischoff vnd Edelleut zu todt, die sie ergriffen, vnd nennen alles jr gut. Haben ain Bischoff, den von Zynnarn (Csanad) mit vil herren vnd Edelleuten gespist. Vnd haben noch teglich grossen zulauf die sich an sie schlahen."

Nun freilich erkannte man, wie gefährlich das Spiel mit der Volksempörung

war, und der Primas verhing, entsetzt über die Frevel, die das von ihm zu[...] getrommelte Kreuzheer beging, den Bannfluch über alle Uebelthäter. Man keh[...] daran so wenig als an die Befehle des alten und unselbstständigen Königs Wladis[...] der jeden weiteren Zuzug zum Kreuzheer verbot und dessen Abmarsch nach [...] anordnete. Niemand hatte mehr Lust, gegen die Türken zu fechten, und das [...] war nur mehr ein Symbol des Bestrebens, für langjährige Unbilden und Bedrü[...] furchtbare Rache zu nehmen. Eine Eigenthümlichkeit, die übrigens sehr häu[...] ähnlichen Empörungen auftritt, ist das stete Betonen der Unterordnung un[...] königliche Gewalt, obwohl gleichzeitig das von derselben repräsentirte Recht un[...] in der furchtbarsten Weise durchbrochen wird.

Uebrigens konnte auch diese Fiction nicht lange aufrecht erhalten werden[...] als einzelne vom Adel mühsam zusammengeraffte Gespannschaftsbanderien sich a[...] unfähig erwiesen hatten, um den Fortschritten und Greuelthaten der Kuruzzen [...] zu thun, berief Wladislaw, der zugleich die böhmische Krone trug, ein böh[...] Heer in das Land, das von Dósza offen bekämpft wurde.

Immer klarer trat die rein communistische Tendenz des ganzen Aufstandes [...] und es ist sehr bezeichnend, daß die schon erwähnte gleichzeitige Flugschrift b[...] betont: „Die gemelte Kreutzer thun kaynem armen kayn laydt, nimmt nyemant [...] mit gewalt, vnd was man Inen zufurt, desselben ain gute notturfft, bezalen [...] par.“ Auch eines religiösen Anstrichs scheint der Aufstand nicht entbehrt zu [...] obwohl oder vielleicht auch weil außer Meszaros noch viele Mitglieder des [...] Clerus es mit den Kuruzzen hielten. In dieser Beziehung erzählt die obige [...] „Also ist der gemayn man in bayde Clöster gangen hye zu Ofen zu sant J[...] Barfuesser, vnd zu sant Niclas Prediger Ordens, auffgestanden, vnd zu den M[...] gesagt: Wie lang Rüsten sich nun die Herren vnd Edelleute, nun bey [...] Jahren. Es ist alles puberey, Es soll kayner wider sie ziehen, die das Creut[...] haben. Wann wir ainen erfaren, den wollen wir selbs erschlahen. Vnd Ir [...] vnd Pfaffen. Alles was Ir sagt, ist mit vnwarheyt, wir wollen füro a[...] Predigen vnd Singen weyter khaynen glauben haben, zu euch nit mer in die [...] kommen. Haben etlich Ire hecklein gezuckt, zu den Münichen geworffen, also da[...] Münich von der Canzel entrunnen seind. Sye waren sonst geheiligt worden von den [...]

Dósza erfocht anfänglich Sieg auf Sieg über die ihm entgegengestellten [...] und war eifrig bestrebt, die Bewegung über ganz Ungarn auszudehnen. Zur [...] achtung des böhmischen Hilfsheeres ließ er einige tausend Mann bei Pest steh[...] brach mit der Hauptmacht gegen die Theiß auf. Bei Csanad stieß er auf ein [...] starkes, vom Adel aufgestelltes Heer, das vom Temescher Obergespan Stefan Ba[...] und dem Csanader Bischof Nicolaus Csaky befehligt wurde. Nach kurzem [...] erfocht Dósza, mit dem viele gezwungene Streiter des Adelsheeres sympathisirten[...] vollkommenen Sieg, der zur regellosen Flucht des letzteren ausartete. Mit canni[...] Grausamkeit verfuhr Dósza gegen die in seine Hände fallenden Magnaten und A[...] Der auf der Flucht eingeholte Bischof von Csanad (in jener Flugschrift in „Zu[...] verballhornisirt) wurde zuerst halbtodt geprügelt und dann im vollen Ornat g[...] Noch schlimmer erging es dem Schatzmeister Stefan Telegdy, der zuerst die G[...] des Kreuzheeres erkannt und davor gewarnt hatte. Dósza ließ ihm einen Stric[...] den Leib ziehen, ihn so an den Galgen hängen und als Zielscheibe für seine[...] schützen dienen.

Unaufhaltsam drang nun das Kreuzheer gegen Temesvar vor; der ganze Marsch war nur eine Kette furchtbarster Greuel, welche an dem Adel und seinen Anhängern verübt wurden. Bathory hatte sich mit den Trümmern des aus der Schlacht bei Csanad geflohenen Heeres nach Temesvar gerettet, das schon damals der wichtigste Platz Süd-Ungarns war, und vermochte es nur mit äußerster Anstrengung gegen die ungestümen Angriffe Dószа's zu halten. Nur von Einem Manne war Rettung und eine wirksame Bekämpfung der Empörer zu erwarten — von Stefan Zapolya, der ein starkes Heer in Siebenbürgen zusammengezogen hatte, bisher sich aber unthätig verhielt, theils aus altem Familienhaß gegen Bathory, theils weil jede Schwächung der königlichen Macht seinen eigenen ehrgeizigen Plänen förderlich sein mußte.

Stefan Bathory demüthigte sich so weit, den persönlichen Gegner um Hilfe zu bitten, damit Temesvar dem König erhalten bleibe und der weitere Ruin des Landes und des Adels abgewendet werde. Mehr als alle patriotischen Bedenken wirkte offenbar das Classeninteresse, wenn Zapolya sich endlich entschloß, gegen Dósza in das Feld zu ziehen. Sein Streben nach der Königskrone verhieß nur Erfolg, wenn er sich einen möglichst großen Anhang unter dem allein ausschlaggebenden und die politische Macht ausübenden Adel Ungarns erwarb; darum schritt er zu dessen Gunsten im letzten Augenblicke ein, wo sich die Ohnmacht des Königs, die Empörer zu bezwingen, schon klar gezeigt hatte.

Zwei Monate schon dauerte die Einschließung und Berennung Temesvars, das bei der Unzulänglichkeit der Vertheidigungsmittel schon längst gefallen wäre, wenn das Bauernheer auch nur über die einfachsten Belagerungsgeräthe oder einige Geschütze verfügt hätte.

Vor Temesvar kam es zum Kampf zwischen Zapolya's Truppen, die meist aus Reitern bestanden, und dem Bauernheer. Lange schwankte der Sieg; doch der Fall Dósza's, der durch einen Lanzenstoß vom Pferde geschleudert wurde, erschreckte die an seine Führung gewohnten Bauern, sie kamen in das Schwanken, und ein nochmaliger Angriff der gepanzerten Reiter trieb sie nach allen Seiten zur Flucht. Dósza selbst, sein Bruder und zahlreiche andere Kuruzzenführer wurden gefangen; nur vom Pfarrer Meszaros ist es ungewiß, ob er in der Schlacht fiel oder sich zu salviren wußte, wie es ja meist die eigentlichen Urheber solcher Empörungen machen, wenn der von ihnen geschürte Brand gewaltsam erstickt wird.

Das Rachewerk gegen die Aufständischen wurde in einer Weise betrieben, welche fast noch die Greuelthaten Dósza's übertraf. Ein in Temesvar eingesetztes besonderes Blutgericht befaßte sich weniger mit der Untersuchung und Rechtsprechung, als mit der Erfindung grausamer Martern, unter welchen die eingefangenen Bauern hingerichtet wurden.

Ueber Dósza's Schicksal, das von Zapolya selbst mit echtem Cannibalen-Scharfsinn ausgeklügelt wurde, erzählt das schon mehrfach angezogene Flugblatt: „Item. der Margraffen Diener mit namen Cristoffel ist auß dem Heer kumen, sagt, wie man den Zeckel Jörg (Szekler Georg) gefangen hab, das man in gefangen hab, das man ihn genummen hab vnd ausgezogen vnd auff eynen hohen stull gesetzt hab. Vnd darnach ym gemacht hatt ein Kron aus einer Radt-schinnen vnd darnach dieselbig Kron glüend gemacht vnd haben im die selben aufgesetzt. Vnd in solchem krönen haben ir pey sechtzig nach im vnd vor im müssen tantzen nach irer manier vnd auch darzue mit geygen vnd pfeiffen gepfeufft auff ir art. Vnd was da gegenwertig ist gewesen von

München oder Pfaffen oder sunst gelert, haben alle gesungen Te deum laudamus. Vnd in solchem singen seynnen Bruder, so mit im gefangen ist worden, von dreyen zu stucken hawen lassen, vor seinen augen, vnd darnach die tanzenden sein pest diener haben in Roch sollen fressen, solches haben sich sein Diener gewidert, in dem seindt drei oder vier niedergehawen worden, vnd da die anderen solches gesehen habenn, seyndt sie mit geöfnetem maulern in jn gefallen vnd stuck aus im gepissen und gefressen haben, hat man in darnach geviertеylt. (Bild Seite 377.)

Nach einem anderen Bericht war auch der Sessel, auf welchen Dósza gesetzt wurde, und das Scepter, das man ihm in die Hand drückte, aus glühendem Eisen, und sein Leib wurde an allen Stellen mit glühenden Zangen gezwickt. Jene seiner Gefährten, welchen befohlen ward, von ihm zu fressen, hatten seit Tagen nichts zu essen bekommen. Dósza selbst soll diese unsäglichen Martern mit stoischer Ruhe erduldet haben, nur als die vom wüthendsten Hunger Gepeinigten aus Angst vor dem Tode das Fleisch von seinen versengten Gliedern rissen, rief er ihnen zürnend zu, daß er nicht um sie verdient habe, sie als gefräßige Hunde an seinem eigenen Körper zu finden. Die Stücke seines geviertheilten Leichnams wurden durch ganz Ungarn herumgesendet.

Man braucht keiner falschen Sentimentalität zu huldigen, um sich mit Ekel und Schauder vor solchen Scheußlichkeiten abzuwenden, welche für die Wahrheit des Dichterwortes zeugen:

„Besudelt und getränkt mit Strömen Blutes
Klebt Blatt an Blatt in der Geschichte Buch.“

Aehnliche Schauerscenen wiederholten sich durch ganz Ungarn, wo man der in einzelnen Abtheilungen verzweifelnden Widerstand leistenden Reste des Kuruzzenheeres habhaft wurde. In jedem Comitat wurde ein besonderes Blutgericht eingesetzt, das meist nach dem in Temesvar gegebenen Beispiel verfuhr. Wohlthuend hoben sich von diesem blöden Wüthen einzelne Beispiele von kluger Milde ab, wie z. B. jenes des Bischofs Johann Gosztony von Raab, der als Befehlshaber einer königlichen Abtheilung die Geschütze nur mit Stroh, Heu und Fetzen laden ließ und einen Bauernhaufen durch ein bloßes unblutiges Geknalle zerstreute. Vier Monate dauerte es, bis die letzten Zuckungen dieses furchtbaren Aufstandes niedergeschlagen waren, wobei die Adeligen eine wahre Hetzjagd auf die thörichten Opfer der Verführung ausführten und auch die Unschuldigen nicht schonten.

Von dem gleichen Geist der Unduldsamkeit war ein Gesetz, das auf dem gegen Schluß des Jahres 1514 abgehaltenen Reichstag von dem allein stimmberechtigten Adel beschlossen wurde; der 25. Artikel dieses Gesetzes lautete: „Alle im Reiche ansässigen Bauern verlieren ihre Freiheiten, denen zufolge sie bis jetzt ihren Wohnplatz ändern durften, und bleiben ihren Grundherren in leibeigener, ewiger Knechtschaft unterworfen.“ Damit waren alle die Ursachen, welche die blutige Empörung des Dósza herbeigeführt hatten, noch vielfach verschärft und die ganze bäuerliche Bevölkerung willenlos den Grundherren überliefert.

Wie schlimm derartige Zustände, welche die zahlreichste und kräftigste Bevölkerungsclasse von der directen Antheilnahme am Wohl und Weh des Staates ausschlossen, auch auf die Wehrverhältnisse des Landes zurückwirkten, be[illegible]lf Jahre später die Unglücksschlacht bei Mohács. Gewonnen hatte durch [illegible]rung niemand etwas, außer Johann Zapolya, der als „Staatsretter“ ge[illegible]de und dem

die adeligen Reichsstände den Dank der „Nation" aussprachen; als Abgott des Adels trat er nun immer offener als Kronprätendent auf und kehrte sich in keiner Weise an die stets mehr verfallende königliche Macht. Das Volk freilich urtheilte anders und erfand sich in seinem Grauen über die von Zapolya verübten Schauerthaten die Legende, daß er während der Messe, wenn der Priester die geweihte Hostie emporhebe, stets erblinde, weil seine Augen nicht mehr würdig seien, den Leib des Herrn zu schauen.

Wenn auch nicht im selben Umfange, so doch bezüglich der Ursachen und des Verlaufes zeigte viele Aehnlichkeit mit dem Kuruzzenkrieg ein 1516 ausbrechender Bauernaufstand in Krain. Die durch den Krieg in Italien und die Abwehr der Türken stets steigenden Geldanforderungen wurden natürlich von den Landständen so repartirt, daß den Grundherrschaften die Möglichkeit verblieb, die Hauptlast auf die Bauern zu überwälzen, welche ohnehin unter den unruhigen Zeiten am meisten litten. Die so entstehende Gährung wurde von einigen Führern klug benützt, indem sie vorgaben, daß laut der alten Urbarien und Giebigkeits-Documente die Herrschaften kein Recht hätten, die Steuern auf ihre Unterthanen abzuwälzen. Rasch schloß man einen Bund zur Erhaltung der „alten Gerechtigkeiten", und als auch in diesem Falle ungeschickte Maßregeln die Aufregung steigerten, zogen sich bei Rann an der Grenze zwischen Krain und Steiermark 40.000 bewaffnete Bauern zusammen, welche ziemlich peremptorisch auftraten, indessen doch eine Deputation nach Augsburg schickten, um dem Kaiser ihre Beschwerden vorzutragen.

Maximilian I., eben mit den Vorbereitungen zum Kriegszug nach Italien beschäftigt, versprach genaue Untersuchung und Abhilfe, ermahnte sie aber zum Niederlegen der Waffen. Das wollten aber die Bauern nicht thun, bevor sie nicht ihre Wünsche durchgesetzt hatten, und als die versprochene kaiserliche Einflußnahme zu lange auf sich warten ließ, griffen sie zur Selbsthilfe. Vergeblich wendeten sich nun auch die Stände an den Kaiser, der ihnen ziemlich ungnädig bedeutete, es sei ihre Sache, für Recht und Ordnung zu sorgen; die Bewegung griff auch nach Steiermark und Kärnten hinüber, und man war derselben umso hilfloser gegenüber, als auch viele Städte und feste Plätze, vielleicht mehr aus Furcht als aus wirklicher Sympathie, mit den aufständischen Bauern gemeinsame Sache machten. Von der Vertreibung der Grundobrigkeiten gingen die Anführer bald zur Verwüstung der adeligen Güter über, und die einmal entfesselten Leidenschaften ließen es auch an Brand, Mord und anderen Greueln nicht fehlen. Die Bauern geberdeten sich als Herren des Landes und setzten dem nur über geringe Streitkräfte gebietenden Landeshauptmann von Krain, Hans von Auersperg, so hart zu, daß er sich nach seinen eigenen Worten fühlte, als ob er „in die Hölle verdammt wäre".

Nur zögernd ertheilte Maximilian I., der als genauer Kenner der Gebirgsländer die Lage der bäuerlichen Bevölkerung kannte, den Ständen die Erlaubniß, volle Strenge und Waffengewalt gegen die Aufständischen anzuwenden. Von Steiermark her zog der Landeshauptmann Sigismund von Dietrichstein gegen die Rebellen und brachte ihnen bei Pettau eine entscheidende Niederlage bei; vom Süden aber rückte des Kaisers Kriegsrath und Feldhauptmann Georg von Herberstein (geb. 1469, gest. 1528) mit kaiserlichem Kriegsvolk heran, schlug die Bauern wiederholt in Krain und befreite dadurch Hans von Auersperg aus seiner gefährlichen Lage. Der Manneszucht und Bewaffnung ordentlichen Kriegsvolkes konnte die ungestüme Tapferkeit

der schlecht gerüsteten, planlos geführten Bauernhaufen nicht Stand halten, wie groß auch ihre numerische Uebermacht war.

Mit der Niederwerfung des Aufstandes begnügte man sich aber nicht, obwohl es auch niemand mehr einfiel, dessen Ursachen zu erwägen und sie zu beseitigen. Wie in Ungarn schrie man nur nach Rache, und ein blutiges Schreckensregiment begann, „weil nur Furcht und Noth den gemeinen Mann zwingen", wie man an den Kaiser berichtete.

Besonders Sigismund von Dietrichstein wüthete in furchtbarer Weise und verdiente den Namen des „Bauernschinders", den man ihm ertheilte, vollkommen. Außer den Rädelsführern, die in Graz hingerichtet wurden, ließ er die der Theilnahme am Aufstand verdächtigen Bauern zu Dutzenden an die Bäume hängen, in roher Weise witzelnd: „sie sollen, weil sie die Felder nicht mehr bebauen wollen, solchergestalt sich wenigstens als Vogelscheuchen nützlich erweisen". St. Veit, das mit den Aufständischen gehalten und den Truppen des Landes die Thore verschlossen hatte, verlor seine Freiheiten und den Rang der Landeshauptstadt von Kärnten, welcher bei dieser Gelegenheit auf Klagenfurt überging.

Daß die Lage der Bauern wirklich traurig und so manche ihrer Forderungen vollkommen berechtigt waren, das kümmerte die Gewalthaber, sobald sie das Heft wieder fest in der Hand hatten, nicht mehr. Erst der moderne Staat versteht nicht blos zu strafen, sondern auch die Ursachen solcher trauriger Katastrophen zu erforschen und sie nach Möglichkeit, soweit es mit der Rechtsordnung verträglich ist, zu beheben.

Obwohl Luther selbst das Werk der Reformation streng auf das religiöse Gebiet beschränken wollte, konnte es doch nicht fehlen, daß die dadurch entfesselte mächtige Bewegung der Geister sich auch in politischer und socialer Beziehung geltend machte. Es war dies umso natürlicher, als mancher theologische Querkopf in der Sucht, Alles aus „der Schrift" zu erklären und nach ihren Worten einzurichten, zu den gewagtesten Principien kam, welche den Bestand von Staat und Gesellschaft gänzlich in Frage stellten. Es genügt als Beleg hiefür, auf den fanatischen und unklaren Thomas Münzer, der in Prag vollkommene Gleichheit und Freiheit, die Ausrottung aller Genüsse, sowie der Künste und Wissenschaften predigte, und auf die Wiedertäufer hinzuweisen, die dem hirnverbrannten Communismus unserer Tage nahestehen, so wie Münzer's Theorien an jene der Nihilisten erinnern.

Die Haltlosigkeit aller solcher Lehren wird aber nur vom geläuterten Bewußtsein eines freien Volkes erkannt; wo ein unnatürlicher Druck in irgend einer Richtung die Geister verwirrt und erbittert, da finden selbst die absurdesten Lehren leicht Anklang, wenn sie nur Befreiung von dem schwer empfundenen Joch versprechen. Und eine solche Stimmung herrschte im größten Theil der süddeutschen Landbevölkerung, als sich im Jahre 1525 die ersten Anzeichen jener furchtbaren Volksbewegung merkbar machten, die man unter dem Namen des „großen deutschen Bauernkrieges" zusammenfaßt.

Man wird vom heutigen Standpunkte aus kaum etwas gegen die Forderungen einwenden können, welche die Führer der Bauern beim Beginn der Bewegung geltend machten, die anfänglich eine gewisse Mäßigung und Zeichen einer Vorbereitung und gewissen Organisation zeigte. Die Mehrzahl, ja fast alle dieser Forderungen werden heute als etwas Selbstverständliches angesehen und sind sogar überholt. Die Bauern verlangten Aufhebung aller neu auferlegten Las[illegible] nicht dem Recht und Herkommen

entsprachen, eine unabhängige Rechtspflege, die nicht nach Gunst und Ungunst urtheilt, Beschränkung der Zehenten auf die Feldfrüchte, Aufhebung der Leibeigenschaft, endlich Glaubensfreiheit. Uns erscheinen diese Forderungen, die schon lange unverlierbares Recht geworden sind, ganz ungefährlich, den Machthabern jener Tage aber waren sie ein Greuel, und wo man sich in Unterhandlungen einließ, geschah es gewiß nicht in der Absicht, diese Wünsche ernstlich zu prüfen, sondern nur um Zeit zu gewinnen.

Vergeblich waren selbst die Vermittlungsversuche Martin Luther's, der auch die Fürsten und Herren zu Milde und Gerechtigkeit aufforderte, später aber, als die erbitterten Bauern ganze Landstriche verwüsteten, ihnen mit flammenden Worten entgegentrat. Denn durch die schroffe Abweisung auch der berechtigten Forderungen bekamen, wie dies stets der Fall ist, die extremsten Parteien die Oberhand, und die verzweifelten Bauern fachten einen Sturm an, der verheerend über ganz Süd- und Mitteldeutschland dahinbrauste, auch einzelne Theile Oesterreichs berührte und in Strömen Blutes erstickt werden mußte.

Am meisten wurden Tirol und Steiermark unter den österreichischen Provinzen vom Bauernkrieg berührt. In Tirol lag die Leitung in der Hand eines Bergknappen aus Sterzing, Michael Weismayer, der sich den Titel eines „obersten Bundeshauptmannes" beilegte und mehr in der Organisation und Leitung der Massen als im Kampf großes Talent entwickelte. Von Brixen ausgehend, ergriff der Aufstand das ganze südwärts des Brenner gelegene Land bis zum Nonsberg und das Valsugan. Ein von Weismayer nach Meran einberufenes Bauernparlament stellte seine Forderungen in 116 Punkten auf, von welchen Erzherzog Ferdinand, nachdem der Aufstand durch Waffengewalt bezwungen war, jene, welche auf die bäuerlichen Verhältnisse Bezug hatten, in die Landesordnung aufnahm und nur die ziemlich radicalen confessionellen Forderungen rundweg ablehnte.

Minder glimpflich ging es in Steiermark ab, wo der Industrialort Schladming Mittelpunkt des Aufstandes war. Viel trug dazu das harte Gebahren des „Bauernschinders" Sigismund von Dietrichstein bei, der bei Schladming durch den Bauern-Anführer Michael Gruber eine schwere Niederlage erlitt und gefangen wurde. Durch Monate verheerte der grimmige Kampf das Land, bis Graf Niclas Salm mit kaiserlichen Truppen kam, die Aufständischen in einer Reihe blutiger Gefechte bezwang, die Rädelsführer hinrichten ließ und so die Ruhe herstellte.

Auch in Salzburg behaupteten die Bauern anfänglich die Oberhand, so daß ihr Führer, der reiche Gewerksbesitzer Erasmus Weitmoser, den Erzbischof durch zwei Monate in der Feste Hohen-Salzburg belagerte. Auch hier gelang es erst den vom Herzog Ludwig von Baiern herbeigeführten regulären Truppen, des Aufstandes Herr zu werden, worauf ein drückendes und grausames Schreckensregiment eingeführt wurde.

In Oberösterreich griff die Bewegung nicht um sich; dagegen war die Lage der Dinge einige Zeit im Lande unter der Enns ziemlich gefährlich, wo im Wienerwald ein Heer von 12.000 Bauern sich zusammenzog, das Abschüttlung der Grundherrschaft ganz offen als sein Ziel angab. Das Bemühen der Stände, die Bauern zu beruhigen, hatte umso eher Erfolg, als mittlerweile der Aufstand in Steiermark den Waffen Salm's erlegen war, und so konnte hier wenigstens Blutvergießen vermieden werden. Im Sommer 1526 war der Bauernkrieg überall niedergeschlagen. Wenn ein gleichzeitiger Chronist naiv meint: „Was Gott damit gemeint, ist über meinen Verstand,

will solches der Obrigkeit anbefohlen haben", so ist zu betonen, daß die letztere ihre Aufgabe im Allgemeinen in Oesterreich besser erfüllte als im übrigen Deutschland. Man zeigte doch wenigstens guten Willen, einige Beschwerden der Bauern zu erörtern und abzustellen, und hielt sich von der blutigen Vergeltung frei, mit welcher einzelne Feldhauptleute, besonders in Württemberg und Franken, gegen die bezwungenen Bauern vorgingen.

Die Noth der Türkenkriege mit den stets steigenden Lasten brachte 1570 im ungarischen Alföld einen Bauernaufstand zum Ausbruch, der zwar rasch gedämpft wurde, aber da er nicht ganz frei von confessionellen Beweggründen war, noch lange eine Gährung des Volkes hinterließ, die bei den unsicheren Zuständen des Landes doppelt gefährlich erscheinen mußte. Ueberhaupt trat, je mehr man sich in den maßgebenden Kreisen mit dem Gedanken einer gewaltsamen Gegen-Reformation vertraut machte, das religiöse Moment bei diesen Aufständen stets ausschlaggebender in den Vordergrund.

Besonders auffällig war dies bei dem 1597 in den beiden Stammländern der Monarchie ausbrechenden Bauern-Aufstand. Die religiösen Beschwerden bildeten stets den Ausgangspunkt, vielleicht auch blos den Vorwand, hinter dem sich die anderen Forderungen der Bauern verbargen. Loderten einmal die Pfarrhöfe in Flammen auf, dann dauerte es nicht lange, bis diese auch auf die Edelsitze und die Amtshäuser hinüberschlugen.

Nicht undeutlich ließ übrigens Erzherzog Matthias auf dem 1597 zu Wien gehaltenen Landtag durchblicken, daß mindestens ein Theil der bäuerlichen Beschwerden begründet war, indem er als Ursache des Aufstandes anführte, daß „die Bauern, weil sie nie erführen, was man im Landtage beschließe, die Stände im Verdacht hätten, daß sie die Auflagen für sich selbst oder doch mehr und doppelt einfordern", und weiters deutete er an, daß es ungehörig sei, alle Lasten auf die Schultern der Unterthanen zu überwälzen. Ein Versuch, durch Vermittlung der städtischen Beisitzer des Landtages die Unruhen beizulegen, scheiterte an dem Mißtrauen der Bauern und der Engherzigkeit der Vertreter des Ritter- und Prälatenstandes, die sich weigerten, irgend ein Recht aufzugeben oder höhere Lasten zu tragen, weil, wie sie mit unverfrorenem Egoismus beisetzten, „die Nächstenliebe bei sich selbst anfange".

So kam es denn zum Kampf mit dem auf 15.000 Mann angewachsenen Heer der unterösterreichischen Bauern, unter deren Anführern der Schulmeister Georg Steinhauer aus Neufeld eine hervorragende Rolle spielte.

Aus einem vom Kaiser Rudolf II. erlassenen Aufgebot ist zu schließen, daß die Lage zeitweilig sehr gefährlich war. Dieses Aufgebot, eines der letzten, welche erlassen wurden, lautete: „Wir Rudolf u. s. w. Getreue Liebe. Demnach über alle versuchten gütlichen Mittel die boshafte Bauernschaft nicht zu stillen, sondern der Ernst gebraucht werden muß; deßhalb und zur Erhaltung der Gottesordnung, zum Schutz der Obrigkeit, zum Schutz des Adels und althergebrachter Gerechtigkeit, ist hiemit unser gnädiger Befehl an euch und wollen wir, daß ihr, wie dann hierneben absonderlich auch jedem auferlegt worden, so stark ihr zu Roß und zu Fuß aufkommen könnt, nämlich im Viertel unter dem Wienerwalde unserer Stadt Wien, und enthalb der Donau unter dem Mannhartsberg unserer Stadt Korneuburg gerüstet zuziehet, daselbst euch sammelt, auch alles so viel möglich in der Stille und unvermerkt haltet und die Rebellen an Leib und Leben, mit Feuer und Schwert, ihrem Verdienen nach, ohne

Verschonung strafen und verfolgen helfet. Auch wollen wir, daß ihr euer Haus bestellt, Weib und Kinder an sichere Orte flüchtet und solche Fürsehung thut, wo eure Unterthanen von ihren Häusern den Rebellen zulaufen, soll ein jeder Landmann und Nachbar dem andern, dieselben aufrührischen weglaufenden Dörfer, sie gehören, wenn sie wollen,



Die Linde bei Pfaffing. (Seite 389.)

anzünden, verbrennen, Weib und Kinder wegführen und so einen Ernst zeigen, damit die Unterthanen erkennen, daß sie hierin unrecht und ihren Schaden selbst muthwillig gethan und gesucht haben; doch daß zuvor ihr und ein jeder Landtmann seine Unterthanen davor treulich warne, mit der Vertröstung, daß ihnen zu Hause nichts geschehe, sie vielmehr allen Schutz und Sicherheit haben sollen" u. s. w.

Das Kriegsvolk jener Zeit, vielleicht das zuchtloseste, das sich denken läßt, folgte den etwas unvorsichtigen Winken dieses Aufgebotes nur zu getreulich und hauste unter dem Landvolk, ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, auf entsetzliche Weise. Wiederholt wiesen die mit der Vermittlung betrauten städtischen Abgeordneten darauf, daß gerade das Treiben der wilden Soldateska die Fackel des Aufruhres nicht erlöschen lasse und die erste Bedingung des Friedens das Zurückziehen dieser Truppen sei. Es war vergebens, man hatte einmal an die Gewalt appellirt, und sie sollte ihren entsetzlichen Weg fortgehen.

Am linken Donauufer wütheten die Reiter des Obersten Morawsky schrecklich; ohne Rücksicht, ob die Schuld nachgewiesen sei, wurde jeder Bauer, der ihnen in die Hände fiel, martervoll getödtet, verstümmelt und dann mit abgeschnittenen Nasen und Ohren oder entmannt laufen gelassen „zu heilsamen Schrecken und Exempel".

Zur Verrohung der Soldateska trugen nicht wenig die selbst von den Commandirenden wohlgefällig angehörten und verbreiteten „Kriegslieder" bei. Als charakteristisches Beispiel eines solchen dient z. B. das folgende, welches sicher nicht zur Erhebung und Veredlung des Gemüthes beitrug:

„Heut' Bauer rüste dich!
Heut' kriegst du einen Gast an mir!
Nimm mich mit Freuden auf,
Sonst schlag ich dir die Thür
In tausend Stück,
Zum Ungelück
Entzwei, entzwei!
Sag's deiner Tochter, Köchin, Magd:
Es kommen unsrer Drei!

Geb' deine Schinken her!
Sie sind schon recht für uns gemacht;
Wir schneiden sie in der Quer
Und sind sie noch so hart.
Trag auf den Tisch
Gebackene Fisch,
Schenk' ein! schenk' ein!
Du weißt es wohl,
Hier ist Parol,
Hier ist Parol:
He Bier und Wein,
He Bier und Wein!"

Die Bauern wieder entfachten ihren Grimm gegen die soldatischen Unterdrücker mit anderen Liedern, und so entstand bereits im sechzehnten Jahrhundert jene Art von Meinungskundgebungen, die „Soldaten-Vaterunser" benannt wurden und sich über den dreißigjährigen Krieg hinweg selbst bis noch unter Maria Theresia im Bauernvolke erhalten haben, in der letzten Zeit allerdings mehr gegen den occupirenden Feind gerichtet waren. Einer der ältesten und am längsten in Gebrauch stehenden „Soldaten-Vaterunser" war der folgende:

„Wenn der Soldat zum Bauern kehrt ein,
Grüßt er ihn mit freundlichem Schein — Vater
Danket ihm daneben zu aller Frist,
Bauer, was du hast, alles ist — unser

| Dagegen danket ihm der Baur | |
| --- | --- |
| Der Teufel führt dich her du Laur | der du bist |
| Sei gewiß, daß dich noch strafen wird | |
| Der Herr, der oben auf regiert | in dem Himmel |
| Ich glaube daß man kaum einen findt | |
| Der aus diesem verfluchten Gesind | geheiliget werde |
| Ach Gott, kein Volk lebet auf dieser Erde | |
| Durch welchen mehr gelästert werde | dein Name |
| Ihr meistes Wort ist jedes Mal | |
| Was der Bauer hat, dasselbe All | zukomme uns |
| Ja lieber Herr, wenn sie nur kunten | |
| Zu plündern sie sich unterstunden | dein Reich |
| So du sie würdest erschlagen | |
| So würde die ganze Bürgerschaft sagen | dein Wille geschehe |
| Wenn wir quitt wären dieser Pein | |
| So wollen wir armen Bauern sein | wie im Himmel |
| Ich weiß nicht wo das Gesind hinfährt | |
| Im Himmel sind sie nicht viel werth | also auch auf Erden |
| Sie nehmen unser Gut und Hab | |
| Und schneiden uns vor dem Maul ab | unser täglich Brod |
| Daß wir sie alle in dieser Nacht | |
| Mögen erschlagen mit großer Macht | gib uns heute |
| Wir haben dieß gleichwohl Alle verschuldt | |
| Nimm uns Herr wieder auf zu Huld | und vergib uns |
| Wo diese Leute lange bei uns bleiben | |
| So werden sie uns in Elend vertreiben | |
| Wollen schlafen bei unsern Töchtern und Weibern | als auch wir |
| Was nur ansehen die Augen ihr | |
| Müssen wir alles umsonst schier | vergeben |
| Niemand bleibt darum, auch wir | |
| Müssen bezahlen die Schulden ihr | unseren Schuldigern |
| Niemand kann brauchen die Rößlein sein | |
| Ohn' Unterlaß heißt es Bauer spann ein | und führe uns |
| In dem Hause ist alle Tag viel Prassen | |
| Gar oft sie uns in der Stube lassen | nicht |
| Welches denn schmerzlich eindringt | |
| Und manchen ehrlichen Mann oft bringt | in Versuchung |
| Aus alle die solches Böses treiben | |
| Die laß' Herr nicht lange bei uns bleiben | sondern erlöse uns |
| Die Frommen aber spar gesund | |
| Und behüte sie zu aller Stund | von allem Uebel Amen." |

Gab es schon im Frieden und gewöhnlichen Verkehr Anlaß zur haßerfüllten Recitation solcher bösen humoristischen Dichtungen, um wie viel mehr mußte das der Fall sein, wenn der Soldat auf Commando den Bauern gegenüberstand. Nicht nur Spieße, Lanzen und anderes Mordgewehr wurde da gegen die Bedränger geschwungen, selbst ein zur religiösen Ausübung dienender Gegenstand wurde zur gewichtigen Waffe — der Rosenkranz oder Paternoster. Von jeher hatten sich nämlich die Bauern außer den gewöhnlichen landläufigen Wehren auch große Rosenkränze mit gewaltigen, lothschweren Körnern und eisernen Ringen gemacht, durch die sie starke Seile zogen und die sie sich wie fromme Wallfahrer um den Hals hingen; mit diesen theilten sie dann nicht minder gewichtige Hiebe aus als mit den Waffen, die man ihnen verboten oder abgenommen hatte. Das Tragen solcher schwerer Paternoster hatte zudem noch

die schlimme Folge, daß selbst in friedlichen Zeiten, im gewöhnlichen Leben es Mode wurde, sie zu tragen, und daß, wenn die Bauern nach der Messe in den Wirthshäusern erschienen, sie mit ihren Paternostern bei Raufhändeln in der Trunkenheit einander die Hirnschalen, Augen und Nasen zerschlugen. Aus dem Gebrauch dieser Waffe entstand die Redensart: „einen Hieb haben“ für rauflustige Angetrunkenheit.

Die früher erwähnten Scheußlichkeiten trieben gerade deshalb den Aufständischen immer neue Kräfte zu, und schon drohte der Aufruhr nach Steiermark hinüberzugreifen, von wo die Holzknechte und Bergleute aus dem Innerbergischen die Botschaft schickten, daß „ihrer 60.000 zu Hilfe kommen würden, wenn man gegen das Pfaffennest Melk losgehen wolle“.

Da erlitten die Bauern am Steinfelde bei St. Pölten in einer förmlichen Schlacht gegen den Obersten Kollonitz eine vernichtende Niederlage, der nur wenige entrannen.

Damit war die Gefahr beseitigt und der Aufstand gebrochen, aber die blutigen Repressalien begannen erst. In Wien dauerten die Hinrichtungen der eingebrachten Bauern bis in den October 1597 fort und gegen tausend wurden nach abgenommenem Eid, künftig Frieden zu halten, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren in die Heimat zurückgeschickt. Einige schüchterne Versuche, mindestens den begründetsten Klagen der Bauern abzuhelfen, verliefen bei den unruhigen Zeiten im Sand, dagegen ließ Cardinal Melchior Khlesl durch die von Soldaten begleiteten Pfarrer der Bauernschaft das Gelöbniß abnehmen, künftig sammt ihrem Gesinde am katholischen Glauben festzuhalten.

In Oberösterreich kam der Aufstand nicht zum vollen Ausbruch, da die Stände rechtzeitig unter dem Vorwand der Türkengefahr ein 1500 Mann starkes Regiment Fußvolk unter dem kriegserfahrenen Gotthard von Starhemberg aufgestellt hatten. Dadurch eingeschüchtert, erwiesen sich die Bauern gütlichen Vorstellungen zugänglich, und es kam fast gar nicht zur Anwendung von Waffengewalt.

Dagegen war dieses Land dreißig Jahre später der Schauplatz eines furchtbaren Bauernaufstandes, bei dem die religiöse Frage im Vordergrund stand. Die Gleichartigkeit des Gegenstandes wird es gewiß rechtfertigen, wenn wir um des inneren Zusammenhanges willen der Zeit nach etwas vorgreifen und auch diesen Bauernkrieg gleich hier anreihen.

In Oberösterreich waren ganz eigenthümliche Zustände maßgebend. Der größere Theil der Bewohner bekannte sich zur evangelischen Lehre, und die nie ganz aufgegebenen Bestrebungen, den katholischen Glauben zwangsweise wieder einzuführen, unterhielten eine Gährung unter der Bevölkerung, welche wiederholt zu gewaltsamen Ausbrüchen drängte.

Dazu kam noch, daß das Land seit 1619 für die Kriegskosten des baierischen Hilfsheeres gegen Böhmen, welche 13 Millionen Gulden betrugen, an den Kurfürsten Maximilian verpfändet war. Dieser Fürst war in Glaubenssachen nicht weniger eifrig als Kaiser Ferdinand II. selbst und setzte die schon begonnene Gegenreformation in Oberösterreich energisch fort. Die evangelischen Prediger wurden verfolgt und ausgetrieben, den Anhängern der neuen Lehre ließ man nur die Wahl, zum Katholicismus überzutreten oder auszuwandern, in welch letzterem Falle man eine so hohe Steuer, das sogenannte „Abfahrtsgeld“, nahm, daß den Auswandernden selten etwas von ihrem Vermögen blieb. Am unmittelbarsten aber empfand das Volk die Willkür und Erpressungen des zügellosen baierischen Kriegsvolkes und den horrenden Steuerdruck, da Kurfürst

Maximilian, um die Kriegskosten zu erschwingen, zahlreiche neue Abgaben einführte und mit rücksichtsloser Strenge eintreiben ließ.

Schon 1625 kam es zu vereinzelten Aufständen, die von dem baierischen Statthalter, Adam Graf von Herbersdorf, mit unkluger Grausamkeit unterdrückt wurden. So ließ er z. B. unter dem Vorwand, ihre Beschwerden anzuhören, einige unzufriedene Gemeinden auf dem Haushammerfeld bei Vöklamarkt zusammenrufen. Als das Volk sich einfand, wurde es von Truppen umstellt, und Herbersdorf ließ 38 Richter und Gemeindevorsteher herausgreifen, die er sofort ohne Untersuchung und Rechtsspruch zum Galgen verurtheilte. Auf dringendes Bitten schenkte er der Hälfte das Leben; die Verurtheilten mußten jedoch um ihr Leben würfeln, und 17 der Verlierenden wurden sofort im Angesicht des Volkes an eine Linde und drei vom Versammlungsort aus sichtbare Kirchthürme aufgeknüpft.

In der Nähe der Ortschaft Pfaffing bei Vöklamarkt, im Amtsbezirk Frankenmarkt in Oberösterreich, fällt dem Wanderer auf dem Haushammerfelde diese riesige Linde ins Auge, das Denkmal einer traurigen Periode in Oesterreichs socialer und militärischer Geschichte, ein gewaltiger Torso, den die Natur auf wunderbare Weise zu erhalten scheint und der wohl noch selbst das steinerne Wahrzeichen überleben dürfte, das sich in seiner Nähe erhebt. Der kolossale Stamm, der einst kühn seine Zweige zum Himmel streckte, ist jetzt halb verdorrt, hohl, schwarz, und würde zu den lachenden Fluren an seinem Fuße wohl einen seltsamen Contrast bilden, wenn nicht die nimmermüde Natur die langsam fortschreitende Zerstörung mitleidig mit grünem Schleier dem Augen verdecken würde. (Bild Seite 385.)

Unter dieser Linde, auf einem von dem „Freimann“ (Henker) ausgebreiteten Mantel fielen die schrecklichen Würfel, von je zwei und zwei der Verurtheilten geworfen. Die Sage erzählt dabei von einem erhebenden Bilde brüderlicher Treue. Zwei Brüder nämlich, die zufällig miteinander zum Würfeln kamen, stritten darüber, wer den „kleineren Wurf“ habe, da Einer für den Andern sterben wollte!

Diese Grausamkeit Herbersdorf's und die stets ärger werdenden Vergewaltigungen durch die baierischen Truppen nährten natürlich den Funken des Aufruhrs, der nach kluger Vorbereitung endlich im folgenden Jahre in hellen Flammen emporloderte.

Am 17. Mai 1626 kam es zwischen Bauern und baierischen Soldaten, welche eigenmächtig Pferde requiriren wollten, zum ersten Kampf, in welchem die Baiern verjagt oder erschlagen wurden. Damit war das Signal zum Aufstand im ganzen Lande gegeben, dessen Tendenz auf Verjagung der fremden Soldaten und Gewalthaber und auf Erlangung völliger Gewissensfreiheit ging.

Der offenbar sorgfältig vorbereitete Aufstand nahm sofort bestimmte geregelte Formen an, die Bauern theilten sich in verschiedene regelmäßige Corps, führten stramme militärische Disciplin ein und trafen alle Maßregeln für einen längeren regelmäßigen Krieg. Durch Wahl wurden die Hauptleute über die einzelnen Landesviertel, die Unterbefehlshaber und auch ein eigener Kriegsrath bestellt; das Bauernheer besaß aber auch eigene Feldschreiber, Proviantmeister, ja einzelne Corps trugen eine besondere schwarze Montur, wovon sie den Namen der „schwarzen Bauern“ erhielten. Eine besondere „Defensionsordnung“ stellte bestimmte Grundsätze für den Fall des Einmarsches fremder Truppen fest; Flußübergänge, wichtige Straßenknoten wurden durch Schanzen befestigt, Sammelplätze für die Wehrfähigen, Zufluchtsorte für Weiber und Kinder bestimmt.

Die Seele der ganzen Bewegung war Stefan Fadinger (Bild, Seite 393), der um 1570 geboren wurde, von Gewerbe Hutmacher war, längere Zeit Kriegsdienste geleistet zu haben scheint und zur Zeit des Aufstandes einen großen Bauernhof in der Gemeinde Parz, Pfarrdorf St. Agatha bei Aschach im Hausruckviertel, besaß. Noch jetzt heißt im Volksmunde eine in der Nähe seines ehemaligen Besitzthumes gelegene Wiese der „Sammelplatz".

Fadinger war unleugbar eine bedeutend angelegte Natur; kühn und tapfer, besaß er ein ausgezeichnetes Organisationstalent, natürliche militärische Begabung und eine kurze treffende Ausdrucksweise, mit welcher er die Bauern an sich fesselte und sie zu blinder Anhänglichkeit an seine Person brachte. Nicht zu übergehen ist, daß Fadinger nach Möglichkeit jene Ausschreitungen verhinderte, welche sonst mit diesen Aufständen verknüpft waren, auf strenge Manneszucht hielt und das ganze Unternehmen in die Bahn eines regelmäßigen Krieges zu leiten suchte. Sein Name ist frei von dem Gedächtniß scheußlicher Gewaltthaten, wie sie von anderen Bauernführern und — von anderen Gegnern und Besiegern begangen wurden. Stets betonte er die Zwecke des Aufstandes und ließ auf seine Fahnen den Spruch setzen:

„Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So gab uns Gott ein' Heldenmuth!
Es muß sein!"

Sofort nach dem Ausbruch des Aufstandes traf Fadinger seine Maßregeln. Er bot die Bauern auch im Mühlviertel auf, zog aber sein Hauptcorps bei Peurbach im Hausruckviertel zusammen, von wo aus in wenigen Tagen das feste Schloß Velden besetzt, Aschach und Grieskirchen genommen wurden. Die im Lande zerstreuten baierischen Besatzungen wurden von der so plötzlich aufflammenden und doch planmäßig organisirten Empörung vollkommen überrascht. Erst am 21. Mai zog Herbersdorf mit rasch zusammengerafften Truppen und einigen Geschützen gegen die Bauern aus. Bei Peurbach kam es zum Treffen, das nach kurzem Kampf mit einer schmählichen Niederlage der Baiern endete. Man ließ den Soldaten nicht Zeit zum Feuern, so tollkühn stürzten sich die nur mit Aexten, Sensen, Dreschflegeln und Paternostern bewaffneten Bauern auf ihre Glieder. Herbersdorf verlor gegen 500 Mann und mehrere Kanonen und rettete sich mit dem Rest auf fluchtartigem Rückzug nach Linz.

Waitzenkirchen, Wels, Lambach, Steyr, Gmunden, Kremsmünster und Vöcklabruck wurden jetzt von den Bauern in raschem Flug erobert. Nur in Kremsmünster ließen sie sich, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, zu Gewaltthätigkeiten hinreißen, sonst wurde ziemlich gute Mannszucht gehalten. Im Stift Lambach bewahrt man noch ein Besteck auf, dessen sich Fadinger bei seinen Mahlzeiten bediente, während er dort verweilte: ein hornener Löffel, Messer und Gabel mit schönen Achatgriffen, aber Alles von riesigen Dimensionen.

Das Heer Fadinger's war nunmehr auf 30.000 Mann angewachsen, und er nahm den Titel an: „Oberhauptmann der christlich-evangelischen Armee oder der versammelten Bauernschaft von Oberösterreich." Das Betonen des religiösen Standpunktes und seine kluge Haltung führten Fadinger auch zahlreiche Anhänger aus anderen Ständen zu, denn der Haß gegen die Baiern war allgemein. So finden wir unter seinen Unterbefehlshabern den adeligen Landstand Achaz Willinger von der Au und mehrere Bürger. Eine höchst interessante, aber räthselhafte Erscheinung ist der

sogenannte „Student“, dessen Name unbekannt blieb, der indessen nach dem Wenigen, was man von ihm weiß, eine höhere Bildung genossen haben muß und zu den einflußreichsten Rathgebern Fadinger's gehört hat.

Erschreckt über die Erfolge der Bauern, ließ sich Herbersdorf unter Vermittlung der Stände zu Unterhandlungen herbei, er versprach vollkommene Vergebung, wenn sie sich unterwerfen und auseinander gehen würden. Nicht ganz mit Unrecht mißtraute man diesen milden Worten; Fadinger erklärte sich zwar bereit zu Unterhandlungen, setzte aber seine Operationen fort. Mit 18.000 Mann brach er von Steyr gegen Enns auf, umschloß diese Stadt und forderte sie zur Uebergabe auf. Die auf der Donau mit baierischen Soldaten herabkommenden Schiffe wurden angehalten und versenkt, nachdem die Mannschaft getödtet war.

Mittlerweile hatten sich in Linz kaiserliche Commissäre unter Führung des Abtes Ignaz von Lilienfeld eingefunden, um zu vermitteln. Fadinger erklärte, die Waffen nur niederlegen zu wollen, wenn die freie Religionsübung, wie sie vor zehn Jahren zugestanden wurde, wieder eingeführt und die baierische Besatzung vollkommen aus dem Lande entfernt würde. Einige Zeit schien es, als ob das kluge Verhalten der Commissäre in der That eine Verständigung erzielte, und Fadinger entließ während der Erntezeit sogar den größten Theil seiner Leute.

Aber bald faßte man wieder Verdacht gegen die Aufrichtigkeit der gemachten Zusicherungen, und Fadinger, dem Unterstützung von Seite Bethlen Gabor's und Mannsfeld's zugesagt worden sein soll, setzte seine Unternehmungen mit erneuter Energie fort. Auf die Nachricht, daß seine nach Wien geschickten Unterhändler vom Kaiser Ferdinand II. nicht empfangen und Unbilden ausgesetzt worden seien, ergrimmte Fadinger, ließ die kaiserlichen Commissäre in Steyr gefangen setzen und erklärte, daß er nun selbst das Nöthige thun müsse, um die Baiern aus dem Land zu treiben und dem Volk zu seinem Recht zu helfen.

Mit einem bei Ottensheim zusammengezogenen Bauernheer schloß er Linz enge ein, um alle Zufuhr abzuschneiden. Während er alle Vorbereitungen zu einer förmlichen Belagerung traf, drohte er mit einem Hauptsturm und Plünderung, wenn ihm die Stadt nicht übergeben und der baierische Statthalter Herbersdorf nicht ausgeliefert werde. Gleichzeitig ließ er Enns durch seinen Hauptmann Wolf Sturm belagern, und nach hitzigem Kampf wurde das ziemlich feste und gut vertheidigte Freistadt von den Bauern eingenommen.

Herbersdorf bereitete sich in Linz zum äußersten Widerstand vor, und Fadinger traf seine Maßregeln zu einer förmlichen Belagerung. Seine rücksichtslose Kühnheit bereitete ihm aber den Tod. Am 28. Juni wagte er sich auf einem Recognoscirungsritt so nahe an die Mauern, daß die auf ihn feuernden Soldaten sein Pferd tödteten und ihm den Schenkel zerschmetterten. Die ihn begleitenden „Leibschützen“ schafften ihn nach der Vorstadt und von dort nach seinem Hauptquartier zu Ebelsberg, wo er am 5. Juli 1626 nach furchtbaren Leiden seiner Verwundung erlag und in Efferding bestattet wurde. Aber selbst hier sollte er keine Ruhe haben. Ein Decret Herbersdorf's ddo. Linz 5. Mai 1627, an den dortigen Pfleger verordnete: „Es ist nit unbewußt, daß Stephan Fättinger und Christoph Zeller als erste Urheber der nächsten abscheulich-mordthätig- und höchsten landesverderblichen Rebellion, nachdem sie hie zeitlichen die Straf und Urtl Gottes auf ihren Kopf bekommen, von der rebellischen Rott zu Eferding begraben worden. Dieweil aber ihr Körper neben Ehrlichen

nit ruhen sollen, als ist mein ernstlicher Befehl hiermit, daß ihr Beede alsobalden wiederum aus, in ein wildes unwohnsamlich Ort oder Moos eingraben und allda darüber zu ihrem ewigen unehrlich und schändlichen Nachgedenken einen Galgen aufrichten lassen, und wie es geschehen, nichts hernach berichten sollt, verlaß ich mich."

Die Quittung des Linzer Scharfrichters beweist, daß dieser Befehl wirklich vollzogen worden; er bezeuget in derselben: von der Herrschaft Eferding zwanzig Gulden empfangen zu haben, „wegen Vertilgung des Stephan Fadinger und Christoph Zeller, der rebellischen Bauerschaft geweste Obristen." Nach dem Berichte des Pflegers an den Statthalter Graf Herbersdorf wurden diese zwei Anführer der Bauern auf dem Kirchhofe ausgegraben und nicht weit vom Dorfe Seebach (eine Viertelstunde von Efferding entfernt) verscharrt. Es ist daher unrichtig, wenn ältere Chroniken den



Georg Basta. (Seite 365 u. 370.)

Fadinger in Kleinmünchen eingraben lassen; der Irrthum kommt wohl daher, daß, als Fadinger von Ebelsberg weggeführt wurde, die Bauern in Kleinmünchen irgend eine Trauerfeier veranstalteten, was zu der Verwechslung mit einem Leichenbegängniß Grund gegeben haben dürfte.

Fadinger hatte trotz der Schmerzen seiner Wunde bis zum letzten Augenblick die Belagerung geleitet, auch an den wieder angeknüpften Unterhandlungen lebhaften Antheil genommen.

Unleugbar war Stefan Fadinger ein tüchtiger und hochbegabter Mensch, dem auch die Gegner eine gewisse Achtung nicht vorenthalten konnten. Sein Tod war der schwerste Schlag, welcher seine Anhänger treffen konnte, und für die Baiern von größerem Werth als ein gewonnenes Treffen.

Niemand besaß im Bauernheer jenes unbedingte Ansehen, um mit Erfolg an

Fadinger's Stelle treten zu können. Die Wahl Achaz Willinger's, Herr auf Katering und Hinterntobl, zum Oberbefehlshaber war schon deshalb keine glückliche, weil ihm viele Bauern als Adeligen Mißtrauen entgegenbrachten und dadurch der Grund zu Reibungen und Eifersüchteleien gelegt war.

Indessen wurde die Belagerung von Linz eifrig fortgesetzt. In einem blutigen Ausfallsgefechte rächten die Bauern den Tod ihres Führers, wobei sie selbst 200 Mann verloren, von den Ausfallstruppen aber fast alle Leute erschlagen wurden. Um den Belagerern jeden Stützpunkt zu entziehen, ließ Herbersdorf mittelst Pechkränze die Vorstädte anzünden, wobei die Bibliothek und die kostbaren Aufzeichnungen des großen Astronomen Johannes Keppler zugrunde gingen.



Stefan Fadinger. (Seite 390.)

In wiederholten vergeblichen Stürmen gingen viele Bauern zugrunde. Herbersdorf, der im vollsten Wortsinne um sein Leben kämpfte, da er keine Schonung erwarten durfte, verstärkte unablässig seine Befestigungen und ließ um das Schloß eine feste Schanze anlegen, die er „Trutz-Bauer" nannte. Endlich gelang es, eine breite Bresche in die Mauer zu schießen, hinter welcher aber die Vertheidiger schon einen neuen tiefen Graben aufgeworfen hatten.

In Abtheilungen zu 1000 Mann stürmten nun die Bauern gegen diese Bresche, wobei sie Reisigbündel, Säcke mit Sand und Steinen mit sich trugen, um nach und nach den Graben auszufüllen. Da sie stets frische Haufen zum Sturm schicken konnten, wäre ihnen das Eindringen wohl auch geglückt, wenn Herbersdorf in der höchsten

Gefahr nicht brennende Pechballen hätte gegen sie schleudern lassen, welche bei d
leinenen Kleidung der Bauern eine furchtbare Wirkung übten.

Da es in den nächsten Tagen gelang, eine Verstärkung der Besatzung, Provia
und Munition in die Stadt zu werfen, standen die Bauern von weiteren Stürm
ab und begnügten sich mit der vollkommenen Abschließung von Linz. Zu diesem Zw
zogen sie im Umkreis einer Viertelmeile eine dichte Postenlinie um die Stadt, d
Donau wurde mit Ketten gesperrt und an den Ufern Schanzen errichtet.

Von mehreren Seiten rückten jetzt baierische und auch kaiserliche Truppen in d
Land. Von Niederösterreich aus erzwang Oberst Löbl den Entsatz von Enns; v
Böhmen aus kam Oberst Johann Philipp von Breuner, schlug die Bauern b
Kirschbaum und besetzte Freistadt wieder. Steyr, Wels und Lambach wurden den Baue
entrissen, und Herbersdorf erhielt dadurch so viel Luft, daß er die Cernirungsli
um Linz sprengen und auch Urfahr am linken Donauufer besetzen konnte.

Diese Mißerfolge beugten den Trotz der Bauern, und sie traten mit den kais
lichen Obersten in Unterhandlungen, immer betonend, daß sie sich dem Kaiser unt
werfen wollten, die erste Bedingung aber die Entfernung der baierischen Truppen u
zum mindesten des verhaßten Statthalters Herbersdorf sei. Davon wollte al
Kurfürst Maximilian, trotzdem der Kaiser selbst diese Forderung befürwortete, nic
wissen, denn er verfolgte offenbar den Plan, das werthvolle Pfand ganz in sein
Besitz zu bekommen.

Er beschleunigte daher, statt seine Truppen aus Oberösterreich zu ziehen, d
Anmarsch von Verstärkungen. Im October 1626 brach von Passau aus ein ne
baierisches Regiment unter dem Herzog Adolf von Holstein in das Land ein, d
sofort in der grausamsten Weise gegen die Bevölkerung verfuhr. Die Bauern sah
darin einen Beweis von der Unaufrichtigkeit aller Versprechungen und nahmen d
Kampf mit aller Wuth wieder auf. Bei Wesenufer machten sie einen nächtlichen Ueb
fall auf die Soldaten des Herzogs, der sich mit knapper Noth im bloßen Hem
rettete. Tausend Baiern fielen unter den Streichen der ergrimmten Bauern, welche d
ganze Bagage, einige Kanonen mit Munition erbeuteten.

Um diesen Verlust wett zu machen, rückte nun der baierische General-Wachtmeis
Freiherr von Lindlo in das Land und erfocht anfänglich einige kleinere Vorthei
im Siegestaumel ließ er sich aber zu hitziger Verfolgung verleiten und fiel im Pram
wald in einen Hinterhalt. Von allen Seiten angegriffen, verlor er 3000 Mann, zw
Mörser, vier Kanonen und abermals alle Bagage und Munition.

Leider hatte unter diesen längeren von beiden Seiten mit äußerster Erbitteru
geführten Kämpfen der Krieg einen wilden, grausamen Charakter angenommen. Nieman
gab Pardon, die Gefangenen wurden hingerichtet, und wer im Verdacht stand, es m
der einen oder anderen Partei zu halten, hatte das Schlimmste von deren Gegne
zu erwarten. Von einer einheitlichen Leitung konnte unterdessen bei den Bauern kau
mehr eine Rede sein und die Verwilderung machte auch unter ihnen immer mehr Fo
schritte, so daß sie oft so schlimm hausten wie die gefürchteten Baiern.

Kurfürst Maximilian mußte umsomehr trachten, dem Aufstand ein rasch
Ende zu machen, da er die Anwesenheit kaiserlicher Truppen in dem ihm verpfändet
Lande nicht gerne sah. Er sendete daher Ende October 1626 den tapferen Reit
general Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim an der Spitze von 8000 Ma
nach Oberösterreich.

Während die Bauern das rechte Donauufer bewachten und befestigten, den Strom mit Ketten und Seilen sperrten, um ihm die Ueberschreitung zu wehren, brach Pappenheim, der sich den Anschein gegeben hatte, von Passau aus einzufallen, in der Nacht von dort auf, überschritt bei Geiersbach die Grenze und stand am 4. November schon in Linz.

Den verhaßten Baiern gegenüber flammte der Kampfesmuth der Bauern noch einmal zur vollen Höhe empor, und es erging ein allgemeines Aufgebot an alle Waffenfähigen. Trotz der überlegenen Kriegskunst Pappenheim's kostete es noch manchen harten Strauß, bevor er sich des Sieges rühmen konnte, und er mußte sogar die Mithilfe der kaiserlichen Truppen in Anspruch nehmen.

Bei Efferding kam es am 8. November zum ersten Zusammenstoß. Kühn rückten die Bauern dem anziehenden Heer Pappenheim's entgegen und sie fochten so tapfer, daß ihnen schon der Sieg winkte und das Geschütz der Baiern verloren schien. Ein glänzender von Pappenheim selbst geführter Reiterangriff stellte die Schlacht wieder her und entschied sie zu seinen Gunsten, wobei er selbst einen tüchtigen Kolbenschlag bekam. Gegen 3000 Bauern blieben auf der Wahlstatt und viele kamen bei der Verfolgung um, wobei die baierischen Schützen sie „wie Vögel von den Bäumen schossen".

In einem Bericht an den Kurfürsten läßt Pappenheim der bäuerlichen Tapferkeit in seiner Weise Gerechtigkeit widerfahren, indem er sagt, daß die Bauern „gleich rasenden und wüthenden Hunden losfahren". Sie waren auch durchaus nicht entmuthigt und räumten zwar Efferding, zogen sich aber in guter Haltung in das Traunviertel zurück.

Am 11. November kam es bei Gmunden nochmals zum Kampf. Die Bauern hatten sich durch Zuzüge wieder auf 20.000 Mann verstärkt und warfen sich, Psalmen singend, mit Wucht auf das vereinigte kaiserlich-baierische Heer. Durch sechs Stunden wogte der Kampf, und erst das Eingreifen der letzten Reserve brachte die Bauern zum Weichen. Aber selbst der sonst so hitzige Pappenheim wagte nicht, sie zu verfolgen, da sie wiederholt Halt machten und Lust zeigten, das Treffen zu erneuern. Ihr Verlust betrug 4000 Mann, da einzelne Abtheilungen in der Umgegend von Gmunden bis zum letzten Mann fortfochten, ohne Pardon anzunehmen.

Fortwährend nachdrängend, brachte Pappenheim endlich am 19. November den Aufständischen bei Vöcklabruck eine entscheidende Niederlage bei, durch welche sie zersprengt wurden. Als am 30. November auch das feste Schloß Wolfsegg genommen war, wobei wieder gegen 2000 Bauern fielen, war die Kraft des Aufstandes gebrochen und in einzelnen Trupps ergaben sie sich den das ganze Land durchziehenden Colonnen Pappenheim's und des kaiserlichen Obersten Löbl.

Auf Verwendung Pappenheim's sah man von den sonst in solchen Fällen üblichen Repressalien nach, und die Masse der Aufständischen blieb unbehelligt, nur wurde diese Verzeihung an die Bedingung der Rückkehr zum Katholicismus geknüpft. Nur die vornehmsten Führer des Aufstandes wurden zur Verantwortung gezogen; am 26. März 1627 wurde Achaz Willinger mit sieben Anderen, darunter Wolf Madleder, Stadtrichter, und Lazarus Holzmüller, Arzt in Steyr, zu Linz enthauptet; zehn andere Hinrichtungen, darunter der Oberstwachtmeister Schlotter, Hauptmann Wolf Wurm und ein lutherischer Prediger folgten am 23. April nach. Eine Anzahl von Minderschuldigen wurde zur Zwangsarbeit in den ungarischen Bergwerken oder bei den Befestigungsarbeiten von Wien verurtheilt.

Auf Jahre hinaus war der Wohlstand des Landes vernichtet, das auch die der baierischen Pfandherrschaft noch weiter tragen mußte. Wiederholt wurden wäh des weiteren Verlaufes des dreißigjährigen Krieges Versuche gemacht, den Auf neu zu entfachen, so 1632, wo Gustav Adolf vom Lager zu Nürnberg aus stand verhieß, und 1636, wo es in der Welsergegend zu Unruhen kam. Aber die tr Kraft der Bauern war gebrochen und es blieb bei bloßen Anläufen.

Durch mehr als anderthalb Jahrhunderte blieb Oesterreich-Ungarn nun von stets unheimlichen und auf tiefe Schäden deutenden Erscheinung solcher Bauernauf verschont, bis im fernsten Südosten der Monarchie unter Kaiser Josef II. der bek Walachen-Aufstand in Siebenbürgen ausbrach, dessen Schilderung wir uns behalten.

Es erübrigt uns noch, eines blutigen Vorspiels des Bauernkrieges von 159 1597 zu erwähnen — die Ermordung eines tapferen Kriegers gegen Frankreich die Türken, des Freiherrn Christoph von Haim, Herr zu Reichenstein, im Jahre 1

Der zu Arnfels in Steiermark geborene Freiherr war nach ausgezeichneten Kr diensten unter Kaiser Maximilian II. zum niederösterreichischen Kammerrath ern worden und brachte die letzten Jahre seines Lebens auf der Feste Reichenstein in O österreich zu, die er 1565 von den Herren von Liechtenstein gekauft hatte. Wie täuschte sich aber der Freiherr, wenn er in der Zurückgezogenheit des Landlebens den Beschwerden des Krieges und der Staatsgeschäfte ausruhen zu können hoffte! neuer Besitz ward ihm und vielen Familien seiner Unterthanen zum Verderben, er fand hier einen verderblicheren Krieg, als gegen die Lilien und den Halbm und verwickeltere Geschäfte als am Hofe zu Wien.

Haim war streng, rasch, gebieterisch; der Charakter seiner neuen Unterth paßte nicht zu dem ihres Herrn; von jeher zeichneten sich die Bewohner des M kreises, wie die fast aller Gebirgsländer, wenn auch Einfachheit und Biederkeit Grundlage ihres Charakters angenommen werden darf, durch beharrliches Festh am Alten aus; sie waren stets mißtrauisch gegen Neues, Fremdes, wenig Erpro dabei aber doch wieder voll Anhänglichkeit und Hingebung gegen jene, die einmal Vertrauen zu gewinnen wußten. So sind sie zum Theile heute noch beschaffen.

Das alte Bergschloß Reichenstein entsprach wenig den Bedürfnissen des n Gutsherrn und seiner zahlreichen Familie, und so wurde ein stattlicher Anbau mit der Roboten und Frohnen der Unterthanen aufgeführt. Allein in der aus den ält Zeiten stammenden Ungleichheit und Unbestimmtheit der Leistungspflichten der Un thanen an ihre Herrschaften lagen viele Keime der Zwietracht; über alle zweifelha Fälle: Freigelder, Dienste, Roboten, Zehenteinhebung und Ablösung entstanden Stre keiten — die Unterthanen führten Beschwerde gegen ihren Herrn bei der Lan hauptmannschaft in Linz, wie aus einer Rechtfertigungsschrift der Witwe Haim her geht, die sich in dem ständischen Archiv befindet — aber die Streitigkeiten arteten sehr bald in Thätlichkeiten aus.

Am 1. Jänner 1569 rotteten sich die Unzufriedenen zusammen, verbran zwei Meierhöfe, überfielen, 300 Mann stark, mit Pürst- und Faustbüchsen, Wurfha Spießen und Seitenwehren bewaffnet, das Schloß Reichenstein, fanden aber sol Widerstand, daß sie unverrichteter Sache abziehen mußten.

Als vorzüglicher Anstifter dieses Aufruhrs [illegible] Sigmund Gaisrugg der sich durch die Flucht der verdienten Strafe e[illegible]ch bei den übrigen,

nur zu geneigten Unterthanen fortan Unterschleif und Unterstützung fand. Haim konnte die Bestrafung des Schuldigen nicht erwirken, verhielt aber seine Unterthanen zur Bezahlung der Kosten für eine bewaffnete Mannschaft, die er besoldete, um sein Schloß vor einem neuen Ueberfalle zu sichern. Hatte man doch noch immer das traurigste Beispiel solcher Schloßerstürmungen im Deutschen Reich vor Augen, wo selbst Kirchen und Altäre nicht vor der Wuth der blinden Meute geschützt hatten, wo bei einer solchen Gelegenheit, nachdem bereits die gesammte Dienerschaft gefallen, die Schloßgebieterin ihre und ihrer Tochter Ehre mit der Pistole in der zarten Hand hatte schützen müssen. (Bild Seite 409.)

So standen die Sachen, als Freiherr von Haim am 6. Juni 1571 zur Nachschau bei seinen Ackersleuten auf den nahe gelegenen Schloßberg ritt. Bei der Nähe desselben nahm er nur einen Jungen mit sich, der ihm, wenn er abstiege, das Pferd halten sollte. Da kam der herrschaftliche Hofamtmann Gaisrugger (Vater des Sigmund) seinem Herrn auf dem Felde entgegen. Haim ließ den Jungen bei den Ackersleuten warten, bis er ihn rufen würde, und ritt, von dem Hofamtmanne begleitet, aus unbekannt gebliebener Veranlassung wieder gegen das Schloß zurück.

Da stand unter einem Gehege, durch Laubwerk und Reisig so verdeckt, daß absichtliche Vorbereitung vermuthet wurde, Sigmund Gaisrugger — seine Büchse berührte beinahe den Vorüberreitenden — es fiel ein Schuß und durchbohrte die Brust des Kriegers mit drei Kugeln. Seine Angehörigen sahen mit Schrecken, von den Fenstern ihrer Wohnung aus, wie der Freiherr nach dem Schusse schnell thalab dem Schlosse zu ritt, eilten ihm entgegen, hoben ihn von seinem Rosse und untersuchten die Wunde. Da stöhnte der Getroffene: „Oh Amtmann, Amtmann! wie hast Du mich geführt!“

Der Amtmann kam erst später nach, was den Verdacht veranlaßte, er habe längere Zeit am Ort der That verweilt, um dem Thäter zur Flucht zu verhelfen. Indessen kann dieses Zurückbleiben nicht befremden, wenn man bedenkt, daß der Amtmann sicher nicht, gleich seinem Herrn, beritten war. Als der Freiherr dann des Amtmanns ansichtig war, wiederholte er ihm ins Angesicht den Ausruf: „Oh Amtmann, Amtmann! wie hast Du mich geführt!“ — Nach drei Stunden, während welcher er unsägliche Schmerzen litt, verschied er nach empfangenem heiligen Abendmahl.

Von dem Ergebnisse einer eingeleiteten peinlichen Untersuchung fand sich bis heute keine Spur, und so scheint es wirklich, daß alle Maßregeln der Regierung fruchtlos geblieben sind. Noch im September 1572 erließ Kaiser Maximilian II. nachstehendes Patent:

„Wir, Maximilian der Ander rc., entbieten unserem Landeshauptmann und Landräthen, deßgleichen allen Landesgerichtsinhabern und unsern Landsassen, insonderheit auch den Obrigkeiten und Gerichten in Städten, Märkten, Dörfern und Flecken und insgemein Männiglich, was Würden, Standes oder Wesens die in unserm Erzherzogthume Oesterreich unter und ob der Enns wohnhaft und gelegen seien, unsere Gnade. Ihr wißt Euch sämmtlich und insbesondere zu erinnern, als vor der Zeit unser gewesene, niederösterreichische Kammerrath und getreue, liebe Christoph von Haim zum Reichenstein durch seine eigenen, untreuen, aufrühreriſchen und ungehorsamen Unterthanen nächst bei seinem Schlosse Reichenstein, im Viertel Machland ob der Enns gelegen, mörderisch und böslich erschossen worden, haben wir durch unsere niederösterreichische Regierung ernstliche, offene Generale (allgemeines Rundschreiben) ausgehen

und darin Männiglich gebieten lassen, den Thätern und sonderlich einem Sigmund Gaisrucker genannt, alles Fleißes nachzustellen, dieselben zu Gefängniß, und den Gaisrucker, wo nicht lebendig, doch todt einzubringen, damit, wie billig, dieser greulich und hoch strafmäßige Mord an den gelübdbrüchigen, untreuen Unterthanen, Andern zum Abschen und Exempel, gestraft werden möge. Und hatten uns darauf gänzlich versehen, es würden Männiglich, sowohl die Unterthanen als die Stadt-, Land- und Dorfgerichte, ihrer Amtsgebühr und dem Gehorsam nach, so sie diesfalls zur Förderung Rechtens und Bestrafung eines so erschrecklichen Mordes aus christlicher Gebühr gegen Gott und uns, das weltliche Haupt, schuldig, ihre Möglichkeit gethan, die Thäter auf ihren Grund und Boden nicht gelitten, sondern denselben aller Orten durch emsige Erkundigung nachgetrachtet und sie zu Gefängniß gebracht haben: angesehen, daß dadurch dergleichen muthwilligen, untreuen und verwegenen Mördern ein Schrecken gemacht, der einst Furcht und Gehorsam gegen die Obrigkeit erhalten und männiglich vor ihnen gesichert würde.

Wir erfahren aber mit besonders mißfälliger Befremdung, daß bis auf den heutigen Tag und eine so lange Zeit her, ungeachtet aller unserer und vor unserer niederösterreichischen Regierung ausgegangenen, ernstlichen Befehle und Generale, nicht allein keiner aus den Thätern und Flüchtigen ins Gefängniß oder zu der gebührenden Strafe gebracht, sondern, daß auch ihnen keines Ortes nachgestellt, sie allenthalben auf euren Gründen, Obrigkeiten und Gebieten, in Wirthshäusern und sonst gelitten, sie auch von etlichen gar „gehaidt" (beschützt), beherbergt, aufgehalten, befördert und gewarnt werden; inmassen dann der obbemeldte Gaisrucker sich noch bis dato um Reichenstein und der Enden aufhält, hin und wieder streift, sich in allerlei Drohungen mit Schießen und Brennen vernehmen läßt, auch unlängst etliche arbeitende Personen zu Felde mit gewehrter Hand überfallen, geschlagen und geängstigt, überdieß auch das von Haim Witwe und Erben einen Absagebrief auf Morden, Brennen und Rauben in das Schloßthor gesteckt, deßgleichen bei nächtlicher Weile vor das Schloß mit spöttischem Geschrei und Herausforderung etlicher Personen gekommen und in das Schloß durch die Fenster, des endlichen Vorsatzes, Jemand dadurch zu entleiben, geschossen hat — welches wir, unserer kaiserlichen und landesfürstlichen Amtsgebühr nach, zur Erhaltung des geziemenden Ernstes und Gehorsams, auch Verhütung des uns daraus erfolgenden Spottes länger nicht gestatten können.

Wir halten auch gänzlich dafür, wobisher ihr, die Landgerichtsherren, Grund- und Dorfobrigkeiten, auch Richter, Amtsleute und Geschworene jedes Ortes, der Sache mit Ernst, Fleiß und Eifer, wie ihr es zu thun schuldig seid, nachgesetzt, daß man die Thäter, deren Helfer, Wirthe und Förderer längst zur Bestrafung gebracht hätte. Dieweil wir dann diese Gesellschaft ausgerottet, den geschehenen Mord gestraft und mehr Unglück verhütet haben wollen; so ermahnen wir hiemit auch alle, Landesgerichtsherren, deren Inhaber und Verwalter, deßgleichen die Dorf- und Grundobrigkeiten jedes Ortes, also auch die Richter, Amtleute und Geschworenen in Städten, Märkten und Flecken, einschichtigen Höfen und insgemein jeden Unterthan im ganzen Lande, ganz ernstlich befehlend, daß ihr von dato dieses unseres Generals — in allen euern Land-, Stadt- und Dorfgerichten — den flüchtigen Thätern, deren Namen Euch von Zeigern (Vorzeiger des Erlasses) angezeigt werden, alles Fleißes nachstellen, auf dieselben Kundschafte aus machen und aller Orten, wo sie betreten werden mögen, niederwerfen, fängnissen und wohlverwahrt enthalten lasset; dessen auch zur Stunde

uns oder unsere österreichische Regierung, oder aber unsern Rath und Landeshauptmann in ob der Enns erinnert.

Im Falle aber ihr, die Unterthanen, dieselben Thäter sämmtlich oder zum Theile und sonderlich den Gaisrucker erfahret, sollt ihr sie gestracks dem Richter desselben Ortes unversäumt anzeigen und selbst zu ihrer Einziehung allen möglichen Fleiß gebrauchen.

Wir confirmiren und erneuern auch hiemit unsere vorige Erklärung, daß derjenige, welcher den Gaisrucker lebendig zu Händen bringt, dreihundert Gulden, demjenigen aber, wer ihn todt bringt, einhundert Gulden rheinisch aus unserm Vicedomamt (Untergerichtsstelle) zu Linz zur Verehrung alsbald zugestellet werden und dennoch derselbe Anzeiger sein Lebelang gegen Männiglich unvermeldet bleiben und ihm diese Einbringung seiner Ehre und seinem guten Geruche ganz unaufheblich sein soll. Welcher Gaisrucker ein weißbleicher Mann (mit aschblonden Haaren), bei dreißig Jahren alt, einer ziemlichen Länge, mit einem falben Barte, hin und wieder flüchtig ist und sich mit Köllern (Köhlern) in Wäldern und Gehölzen aufhält.

Wo aber, diesem unserem ernstlichen Generale entgegen, ihr Landgerichtsherrn, Grund-, Stadt- und Dorfobrigkeiten, auch ihr Richter, Geschworne und Amtleute läßig sein, nicht allenthalben in eurem Gebiet umsehen, auf die Thäter Achtung bestellen oder das thun würdet, so zur Erlangung der Thäter gehörig, sollt ihr euch gänzlich versehen, daß wir gebührend Einsehen haben und die Sachen auf solche Wege richten werden, daß dergleichen Mordthäter sich der bisher gehabten Freiheit und Sicherheit nicht mehr trösten sollen.

Diejenigen aber, welche die Thäter wissen, uns aber und unserer nachgesetzten Obrigkeit zur Verachtung nicht anzeigen, desgleichen auch die, welche sie oder ihre Angehörigen beherbergen, haien (beschützen), aufhalten, verleugnen, speisen, weiter fördern, warnen und ihnen zum Besten sind, oder aber sich auf Befehl der Obrigkeit zu ihrer gefänglichen Einziehung zu helfen, mit dem wenigsten weigern, werden, wenn wir sie jetzt oder künftighin nach der Thäter Erlangung in Erfahrung bringen sollen, ohne alle Gnade und Barmherzigkeit eben der Strafe des Todes, wie die Thäter selbst, unterworfen sein. Wie wir dann bereits Befehl gegeben, daß auf solche Wirthe Förderer, Aufhalter und Warner gute Achtung gegeben und dieselben durch unsere Landrichter gefänglich angenommen und nach Linz geführt werden sollten.

Darnach sich Jeder zu richten und vor Nachtheil und Schaden zu hüten hat. Es thut auch Jeder von euch uns hieran die gebührende Schuldigkeit und wird das Uebel gestraft. Gegeben in unserer Stadt Wien, den 2. September 1572."

Dieses Patent sowie die Thatsache, daß auch trotz desselben die Schritte der Regierung keinen besseren Erfolg wie alle früheren gehabt haben, beweist, daß hinter der Ermordung des tapferen Kriegers ganz andere Ursachen als die landläufig vermeinten maßgebend gewesen sein müssen. Eine Sage aus jener Gegend gibt die Ursache der Ermordung in einer Weise an, welche eine traurige Illustration zu dem bereits (Seite 68) erörterten Aberglauben des Einmauerns lebender Menschen in alte Burgen und Festungen liefern würde, wenn selbe auf Wahrheit basirt wäre. Sie erzählt nämlich:

Herr Christof von Haim, ein guter Familienvater, ein tapferer Krieger, gerecht, aber streng auf seine Rechte haltend, und mehr gefürchtet als geliebt, war damals eben im Erweiterungsbaue seines Schlosses begriffen, als der kleine Knabe des benachbarten Gaisrugger Bauers plötzlich in Verlust gerieth. Sogleich entstand in

dem abergläubischen Manne der Verdacht, der Gutsherr Ritter von Haim müsse ihm das Kind heimlich geraubt haben, um durch Einmauerung desselben seine Burg unbezwinglich zu machen; und von dem unseligen Wahne verblendet, schwor er bei sich dem vermeintlichen Mörder seines Kindes den Tod. Einst als Herr von Haim Abends von seinem Meierhofe in Greisingberg nach Hause ritt, lauerte ihm Gais-rugger eine Viertelstunde außer Reichenstein im dichten Walde auf und schoß dem Vorüberreitenden drei Kugeln in die Brust. Dennoch hatte der rüstige Mann noch Kraft genug, sein Schloß reitend zu erreichen, wo er in den Armen der Seinigen bald darauf seinen Geist aufgab.

Der Mörder blieb unentdeckt, aber von Gewissensbissen unablässig gefoltert, denn siehe: die nächste Erntezeit entdeckte die Unschuld des Gutsherrn und die Ungerechtigkeit des Verdachtes. Man fand auf dem Felde einen Arm und einen Fuß des verlorenen Kindes, das sich im Getreide verirrt hatte und ohne Zweifel von einem Raubthiere war zerrissen worden. Der Mörder siechte, in der vollen Erkenntniß seiner grundlosen Missethat, reuevoll in kurzer Zeit dem Grabe zu und bekannte in der Erwartung seines nahen Todes aus eigenem Antriebe sein Verbrechen.

Sagen sind immer auf irgend einen geschichtlichen Grund zurückzuführen, und so möchten wir nicht unbedingt Jenen zustimmen, welche die obige Sage verwerfen und als Grund dafür angeben, daß kein documentirter Beweis vorliege, als habe im sechzehnten Jahrhundert der Volksglaube, der hier zu Grunde liegt, bestanden, und welche die Sage für eine spätere Erfindung irgend eines Pflegers oder Beamten halten, der die gefährliche Erinnerung an die Thatsache der Ermordung des Gutsherrn, welche im Munde der Unterthanen fortlebte, damit schwächen und verdrängen wollte.

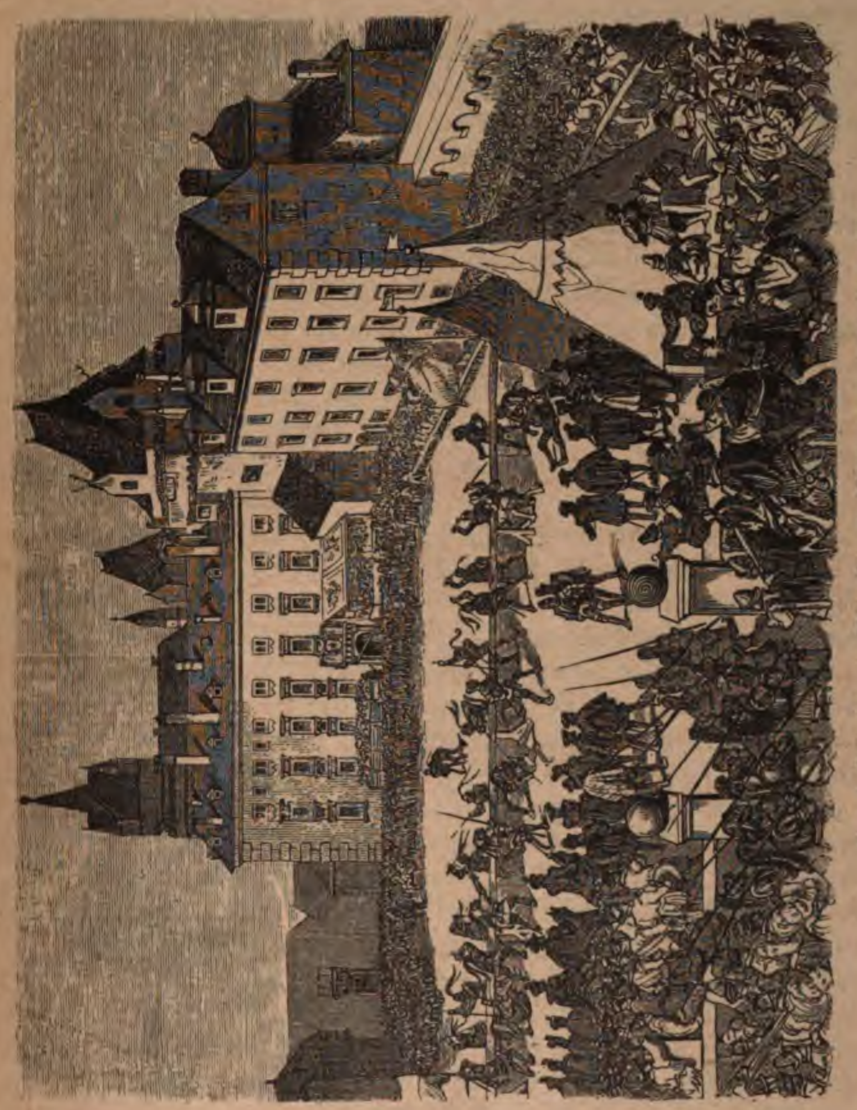
Unerklärbar ist freilich der Umstand, daß die Auffindung der Ueberreste des verlorenen Kindes von der Regierung unbeachtet und unbenützt geblieben, daß das fünf Vierteljahre nach der That erschienene Patent Maximilian's II. über die Urheber noch in unverkennbarer Unwissenheit schwebt. Es muß daher die Grundursache der Ermordung anderswo liegen und etwa der Aberglaube der Kindereinmauerung nur nebenbei mitgewirkt haben. Sie ist vor Allem in dem Processe enthalten, den die Unterthanen schon einige Jahre früher gegen ihren Herrn bei der Regierung in Linz geführt hatten, von dem noch heute die Actenstücke erhalten sind, und es gehörte zumindest eine theilweise Mittheilung derselben in den Kreis der angestellten Untersuchungen.

Auch hier wie im ganzen Verlauf der Bauernkriege zeigt sich evident: Muß es allerdings als Regel gelten, Mord und Aufruhr an krankhafte Zustände des Volkes zu knüpfen, fordert es die Billigkeit, daß man auch die Klagen desselben berücksichtige, die der That vorausgingen und häufig dessen materielles Wohl und oft seine rechtliche Existenz betreffen. Beschwerden und Klagen solcher Art sind im sechzehnten Jahrhunderte keine Seltenheit; sie sind in großer Menge und auf allen Seiten Oesterreichs lange vor dem Bauernkriege erhoben und an die Regierung gebracht worden.



## Kampfspiele und Duelle.

Von nicht minderem culturhistorischen Interesse sind die Kampfspiele, welche in jener Zeit der Bedrängniß abgehalten wurden, vornehmlich wenn irgend ein freudiges Ereigniß bei Hofe oder die Ankunft eines hochgeehrten Gastes eine solche Festlichkeit als unumgänglich nöthig erscheinen ließen.



Das Fußturnier am Burgplatz zu Wien, 1565. (Seite 402 u. 405)

Besonders markant sind diesbezüglich jene Feste, welche im Jahre 1565 bei Gelegenheit der Ankunft von Ferdinand's I. Schwiegersohn, Herzog Albrecht V. von Bayern (geb. 1528, gest. 1579), am Hofe Maximilian's II. zu Wien stattfanden. Auf der Burgbastei wurde „ein überaus schöner und köstlich weiter Saal, lust- und Dantzhaus" erbaut und auch im Arsenal geschahen große Anstalten, um Waffen und Schiffe zu den bevorstehenden Kampfspielen zu rüsten. Am 28. Mai hielt ein Herold

mit Trompetern und Pfeifern einen Umzug und rief das Turnier aus, welches am Burgplatz abgehalten werden sollte. Nach der Sitte der Zeit war dasselbe in allegorisches Gewand gekleidet. Demnach verkündigte der Herold, daß vier tapfere Ritter, welche für ihre hingebende Liebe von ihren Schönen nur mit Undank belohnt worden seien, die Meinung hegen, es gäbe überhaupt nur mehr Herzlosigkeit bei den Frauen. Sie fordern daher alle Ritter, welche anderen Sinnes sind, heraus, diese Ansicht mit Spieß und Schwert zu erhärten.

Der Burgplatz wurde zu dem Turniere aufs schönste hergerichtet. „Vor der Burg ist ein schöner Platz, welcher hundert und vierzig schridt lang und hundert braidt ist. Derselb Platz war überaus wol gebutzt, geziert und vermacht mit großen Planken umbumdumb. Auch war allda vil schöner und zierlicher Pinen (Tribünen) gebaudt für die Frawen und Jungfrawen vom Adl und ander Personen und in der Mitte des Platz ein ander Pine für die Richter und Ernholden (Herolde). Gegen dieser Pin über war die Turnierschranken.“

„Als nun das Turnier-Cartel angeschlagen war, wurden die Dänke (Turnierpreise) bekannt gemacht, die da gegeben werden sollten nach Erkenntniß der Frawen und edlen Jungfrawen. Da kamen nach und nach die Gäste alle herbei und war des Volkes fast zu viel in Wien, daß gar kein Unterkommen war. Wir aber“ — so erzählt Wolf Wolfrath, ein Augenzeuge im Gefolge des Herzogs von Bayern — „wohnten in den Häusern des Grafen von Salm, des Herrn Eitzinger und des von Harrach, von welchen Gänge eingebrochen waren, eines in das andere Haus, dieselben bequemlich zu bewohnen.“

„Als nun mein Herr, der Herzog, bei kaiserlicher Majestät gespeiset hatte, ging er mit allen Herrschaften am 12. Junius 1565 zur Jagd. Den folgenden Tag aber hob das Fußturnier an (Bild Seite 401) und sind zu demselben elf Partheien aufgezogen in großem Schmucke, die hatten bei sich Trommeln, Pfeifen und Trommeten. Darunter war auch Herzog Ernst II. von Oesterreich (geb. 1553, gest. 1595), des Kaisers Sohn, erst zwölf Jahre alt, der mit Herzog Karl II. von Oesterreich (geb. 1540, gest. 1590) zwei Spieße im Rennen gebrochen und fünf Streiche mit dem Schwert gar zierlich gethan.“

Zuerst waren die vier Mantenutoren (Platzhalter) und hierauf die turnierlustigen Ritter oder „Aventurirer“ (Abenteuersuchenden) prunkend in die Schranken eingezogen, und da auch ein Preis für jenen ausgesetzt war, welcher „am zierlichsten auf dem Plan erscheinen würde“, so wetteiferten die Kämpfer in Pracht der Kleidung und des Gefolges. Neben einer großen Anzahl von Pagen, Dienern, Musikleuten und Reisigen fungirte beim Einzuge auch „der groß wällisch Trabant, mit Namen Bartlme, wie ein wilder Mann und hat in der Hand einen gantz großen Thannbaum mit wurzen gehabt, die lenng desselben Baumes war ungefehrlich fünf Klafter“. Dieser war der bekannte Hans Brav, der große Bauer von Trient, wegen seiner außerordentlichen Größe am Hofe Erzherzogs Ferdinand (Gemahl der Philippine Welser) zu Ambras gehalten. Seine Lanzknechtrüstung wird in der Ambrasersammlung bewahrt.

Eine Ueberraschung anderer Art bot eine Abtheilung, bei welcher unter nie fehlender Trommel- und Pfeifenbegleitung eine als Sybille gekleidete Frau erschien, welche verkündete, ein Ritter aus fernem Lande habe von der Aufforderung gehört, und da „sich doch seine Inamorata (Innigstgeliebte) immer und je gegen ihn gantz freundlich, dankbar und in allen trewen erwiesen hat“, so sei er bereit, mit Schwert und Speer

die angeschuldigten Jungfrauen zu vertheidigen. Hierauf wurde der Ritter selbst in einem Häuschen, wie ein Fels gestaltet, herbeigeführt, die Sybille schlug mit einem Stabe daran, der Fels öffnete sich, und der Ritter trat heraus, während zugleich die mit eingeschlossenen Vögel nach allen Seiten herumflogen.

Nachdem elf Parteien ihren Einzug gehalten hatten, begann das Kampfspiel, zuerst der Einzelnkampf und dann die „Folia“, in welcher die in zwei Parteien getheilten Kämpfer sich gruppenweise maßen. „Es sind gar vill spieß gebrochen, darnach traten sy mit den schwertern zusammen und schlugen ritterlich auf einander, in dem gethumbl und graussamen Geschrei haben die Hagkenschützen sich nicht gesaumbt, auch für und für abgeschoßen, daß jeder mögen erachten, es wäre eine rechte Volksschlacht geschehen.“

Dem Zeitgeschmacke gemäß, durfte bei diesem Kampfspiele auch der Spaß nicht fehlen. „Wie nun in der Ordnung wiederum aus dem Schranken abgeschieden wurde“, berichtet Wolfrath, „ist erschienen ein kurzweiliger M a r c o l f u s. (So wurde damals ein Schalksnarr genannt, aus Ursache, daß König Salomo's Hofnarr diesen Namen getragen haben soll.) Der war mit Hahnenfedern geschmückt, saß auf einem ungesattelten Esel rücklings und hielt den Schwanz für seinen Zaum in der Hand. Den wollte unser Narr K u n z necken und hielt ihm einen Spiegel vor, der Marcolfus aber ließ — da lachten Alle.“

Den nächsten Tag fand in dem Tanzhause Abends ein Fest statt, bei welchem die Preise vertheilt wurden; dieselben bestanden in Waffen und goldenen Kränzen und wurden von „schönen und ehrlichen Jungfrawen überreicht. Die Sieger behielten aber nur die ersteren, die Kränze hat jeder „den Jungfrawen wieder geschenkt, sie artlich umbhalst und zu dantz geführt.“ Auch wurden Maskeraden und Scenen aufgeführt, von welchen namentlich eine sehr charakteristisch war, wenngleich sie für unsere Zeit recht derb erscheint. Es erschien nämlich ein „Schalksnarr, geklaidt mit langer zotteter Hosen und zerhauten lumpeten Wamms (Rock), der fuert mit jme ein C u p i d o wol verwahrt und gebunden mit einer großen gulden ketten. Cupido ist gewesen ein schöner junger khnab, der ging, als wenn er nackhet wär, in leibfarben Taffat, welcher dazu gericht und gemalt gewesen, also sauber, daß niemandt anders gemeint, denn er war nackhet. Und die Augen waren ihm verbunden mit einem weißen lainen Schleiertuch, auch hat er an dem ruckhen zwei weisse schöne Flüg, welche Federn mit Gold geschmuckht waren. Also hat jm der Henkher hin und her gefuert in dem Frawenzimmer und jme dem Cupido für und für mit seinen riemen und stricken gedroht, er wöll in henkhen, wovern jme das Frawenzimmer nicht zuhilff kheme.“ Zwei Knaben in weiblicher Kleidung nahmen sich des Liebesgottes an und riefen die Ritter zum Schutze desselben auf.

Die Erfindung des Scherzes gebührte dem spanischen Gesandten, Graf de L u n a, der am nächsten Tage (17. Juni) das Spiel beim zweiten Turnier am Burgplatz weiterführte. Es war nämlich neben der Rennbahn, in welcher diesmal die Ritter zu Pferde erschienen, ein Galgen errichtet und auf der Leiter stand der Henker mit dem gebundenen Cupido. Jeder gelungene Lanzenstoß brachte den letzteren eine Sprosse tiefer, jeder mißlungene eine solche höher auf der Galgenleiter, bis endlich durch die Bemühung der Kämpfer die völlige Befreiung des Liebesgottes gelungen war, der nun den edlen Frauen und Jungfrauen übergeben und zu eigen geschenkt und ins königliche Frauenzimmer geführt wurde. „Nach der zehnten Partie kam ein großer Fels, mit kleinen Bäumlein besteckt, auf welchem ein Thurm stand. Als man nun mit einem Stabe

an den Fels schlug, that sich derselbe von einander und es ritt heraus in völliger Rüst[illegible] Herr Kaspar von Fels, Freiherr von Schenkenberg. Alsodann aber ging [illegible] Thürmlein neben dem Galgen mit großem Krachen und Platzen an und flogen umher [illegible] als 1000 Raketlein. Dann aber wurde Tanz gehalten und die Dänke (Preise) wurd[illegible] vertheilt. Den ersten Dank, ein goldenes Kränzlein, bekam Don Castello Barcho [illegible] der Jungfrau Lasso de Castilia, die er herzte und zum Tanz führte; goldene Rin[illegible] bekamen Hans Kinsky, der Freiherr zu Ulting und ein Herr von Bernstei[illegible]

„Darauf am Tage Johannis des Täufers hielt Herr Graf Luna abermals [illegible] Turnier, vor Wien im freien Feld, in dem untern Werd (Leopoldstadt) enthalben [illegible] Schlagprucken unterhalb des Täber (Tabor) im freyen Feldt. Da waren die Schrank[illegible] errichtet und schön verziert mit Laub- und Blumenkränzen, zwischen hohen Tanne[illegible] bäumen je sechs Schritt weit einer von dem anderen. Und an dem ersten Baume [illegible] des Grafen Luna Wappen, zwischen den Bildsäulen des Mars und der Venus. Di[illegible] waren acht Schuh hoch und standen auf Säulen, zwischen Lorbeerbäumen, die Schwi[illegible] böglein mit grünen Sträuchlein umwunden. Die Bühnen aber, auf welchen Kaise[illegible] Maximilian II. und die edlen Frauen standen, waren schön verziert und geschmück[illegible] und mit Teppichen behangen. Aber auf einer kleineren Bühne, etwas unter der größeren [illegible] saß eine schöne niederländische Jungfrau, gekleidet in weißen Sammet mit Silber. Von ihr herab hing eine rothe Sammetdecke, daran war geschrieben auf Spanisch: ‚Die[illegible] ist die Schönste der Welt. Leget nieder euere Waffen, denn durch ihre Liebe und Gun[illegible] habe ich gesiegt.‘“

Unter der Bühne stand die Bildsäule der Göttin Diana, umhängt mit den vier Wappen der Mantenutoren. In dem Wappen des Grafen von Luna sah man einen mit Wasser umgebenen Felsen, an dem zu kurze Leitern lagen, auf welchen ein Gewappneter die Spitze erklimmen wollte, mit dem Spruche: „Dahin kein Weg ist, steht mein Fuß.“ Der Sohn des Grafen Luna führte fast eben dieses Wappen, darüber aber eine Hand, die nach einer schwarzen und einer weißen Kugel griff, dabei stand: „Ich hab' den besten Theil erwischet.“ Das dritte Wappen des Herrn Proskowsky hatte den Spruch: „Sie 8 mein 3 für 0.“ (Sie achtet meine Treue für nichts; also einer der Rebusse aus früheſter Zeit.) Das vierte Wappen des Don Acrima zeigte einen Berg mit einer Perle; dabei stand „Preziosa“ (die Kostbare). Als nun aber der junge Graf Luna, genannt Don de Zuiones, einritt in die Bahn, warf er geschriebene Zettel um sich, darauf stand: „Da ich mich an Euch ergab, spracht Ihr auch mein Urtheil ab, dennoch werd' ich standhaft sein und Euch lieben nur allein.“

Hierauf ritten nun die Parteien ein, „gar trefflich und zierlich geschmücket“, und es gefiel besonders wohl der Herzog von Münsterberg, der in einem mit Stroh verbrämten Kleide erschien und in seinem Schilde die Worte führte: „Es liegt mir eben nichts daran, Doch muß ich meine Ursach han, In solcher Farbe zu erscheinen, Das wissen die Edlen und Gemeinen.“ Er that dies deswegen, weil er im ersten Turnier keinen Dank erhalten hatte, obwohl er ihn gleich verdient zu haben glaubte. Der Freiherr von Pannewitz erschien ganz schwarz und hatte den Spruch: „Ich weiß, warum ich traure.“ Freiherr von Zelking führte den Reim: „Des Glücks ich wart Nach meiner Art.“ Aber dann kamen „viele vermummt in Weibeskleidern, mit Larven, spitzigen Hüten, waren spanisch gekleidet und hatten den Reim: Spitzig Nasen, helle Stimmen, Wohnt der Teufel darinnen“. Es w[illegible]apfer gerennt und gestochen, bekam auch mancher einen Denkzettel und einige muf[illegible]er Bahn getragen werden.

Aber den ersten Dank erhielt Erzherzog Karl, „einen güldenen Ring, durch eine ungarische Jungfrau, schön von Gestalt".

Endlich wurde am 24. Juni ein großartiges Kampfspiel: „Sturm und eroberung des Städtleins so an der Thuenaw gebaut gewesen" unter Mitwirkung der Donauflotte abgehalten, wozu eine hölzerne Festung am Gestade gebaut war. Hiemit schlossen die Belustigungen, welche durch entwickelte Pracht, die Menge der Theilnehmer und die bewiesene Gewandtheit und Kraft jedenfalls zu den ausgezeichnetsten gehörten, welche Wien in und um seine Mauern begehen sah. Ueber diese Festlichkeiten hat der kaiserliche Herold Hans von Frankolin ein besonderes, 180 Folioseiten enthaltendes Buch unter dem Titel herausgegeben: „Thurnier-Buch. Wahrhaffter Ritterlicher Thaten, so in dem Monat Juny des vergangenen LXV. Jars in und außerhalb der Statt Wien zu Roß und zu Fueß auff Wasser und Land gehalten worden." Das Buch ist mit acht Folio-Kupferstichen von der Hand des renommirten Künstlers Hans Lautensack geziert, und diesem Buche ist unsere Illustration (Seite 401) entnommen. Hochinteressant ist dieselbe insbesondere dadurch, daß man den noch heute stehenden Tract der kaiserlichen Hofburg zu Wien, sogenannten Schweizerhof, und den Tract daneben getreu dargestellt sieht.

Ein absonderliches Kampfspiel aus jenen Tagen fand zu Graz statt und war dessen Held Freiherr Andreas Eberhard von Rauber (geb. 1507, gest. 1575), Jugendgefährte, vertrautester Liebling des Kaisers Maximilian II. und dessen Hofkriegsrath.

Rauber war eine der imposantesten Erscheinungen aller Zeiten. Seine Größe betrug drei Ellen, sein Körper war kräftig und vom schönsten Bau, sein Bart war von so ungeheurer Länge, daß er, in zwei dicke Zöpfe geflochten, dem Stehenden nicht blos bis zur Erde, sondern noch von dieser zurück an den Gürtel reichte. Seine Kraft entsprach dem Aussehen; ein Hieb seiner bewaffneten Hand spaltete den Kopf des grimmigsten Feindes bis zum Fuße des Pferdes, neugeschmiedete Hufeisen zerbrach er mit der Hand wie Glassplitter, und centnerschwere Steine oder Eisen flogen pfeifend in die möglichsten Entfernungen, wenn seine Riesenfaust sie schleuderte. Einmal hob er den Kaiser sammt Rüstung und Zugehör mit einer Hand aus dem Sumpfe, während die andere dessen Schlachthengst unter seinem Leibe hervorzog.

Diese außerordentlichen Eigenschaften verbreiteten sich, sein Ruf drang in die fernsten Länder, und blos um diesen Herkules zu sehen, reisten viele Fremde aus weiter Ferne an den kaiserlichen Hof. Aber turnieren wollte Keiner mit dem Freiherrn, denn das wäre eine ganz vergebliche Sache gewesen, ihm gegenüber Sieger bleiben zu wollen.

Einmal, als der Kaiser den Erzherzog Karl in Graz besuchte, wurden ihm zu Ehren glänzende Feste und Kampfspiele gegeben. Waren selbe beendet, wurden alle Arten von Schauspielern, Tänzern, Gauklern, Taschenspielern u. dgl. in die Halle gelassen, wo sie ihre Künste producirten und den Hof zu unterhalten suchten. Unter anderm erschien eines Tages ein Diener, der einen Juden anmeldete, welcher außerordentliche Kraftübungen anzustellen bereit sei. Man ließ ihn eintreten, er verneigte sich ehrerbietig vor der hohen Gesellschaft, ließ einen düsteren Blick aus den buschigen Brauen auf den Freiherrn von Rauber schießen und erörterte dann, nachdem man ihm erlaubt habe, seine Kraftübungen zu zeigen, zuerst müsse er die hohe Gesellschaft mit seiner Person bekannt machen, und er sei niemand Geringerer, als ein Abkömmling des starken Simson und der Delila, nebstbei bekannt als der stärkste Mann in der ganzen Welt. „Oho, mäßige Dich!" rief der Kaiser, der sich in seinem Freunde

beleidigt fühlte, „neben mir sitzt der steiermärkische Herkules, wie man ihn allen nennt; der tödtet Dich und noch zehn Andere Deines Gleichen durch einen einzigen Schlag seiner Hand.“ Der Athlet lachte verächtlich, was Rauber derart in Wuth versetzte, daß er, den Ort, wo er sich befand, vergessend, schrie: „Elender Prahler! Steh' und kämpfe! Nicht umsonst sollst Du den Rauber herausgefordert haben!“

In einem Nu war der Speisesaal in einen Turnierplatz verwandelt; man brachte Würfel, und die beiden Kämpfer losten, welcher von ihnen dem Gegner den ersten Schlag beibringen sollte. Das Los war dem Juden günstig, er versetzte dem Ritter mit seiner Riesenfaust einen solchen Schlag über den Kopf, daß derselbe ohnmächtig zu Boden sank und erst nach ein paar Stunden wieder zum Bewußtsein kam. Wüthend raffte sich Rauber auf, erfaßte mit der linken Hand den prahlerischen Athleten beim Bart, wickelte ihn zweimal um dieselbe und führte mit der Rechten einen so furchtbaren Hieb darauf, daß ihm die Haare sammt dem Kinnbacken des Juden in der Faust blieben. Der Athlet stürzte zusammen und starb in wenigen Minuten an dieser schrecklichen Wunde.

Nicht lange darauf sollte ein neues Kampfspiel eigenthümlicher Art großes Aufsehen machen. Kaiser Maximilian hatte mit einer Gräfin von Ostfriesland eine Tochter Helene, welche wohl auf keinen Thron Anspruch machen konnte, aber jedem, selbst dem edelsten Ritter, die wünschenswertheste Partie war. Sie besaß einen hohen, schlanken Wuchs und das schönste griechische Gesicht, weshalb sie sich auf Verlangen ihres sie vergötternden Vaters stets in griechischer Idealtracht kleidete. Rauber liebte sie innig, und auch Helene mußte dem schönen, tapferen, riesigen Manne ihre Bewunderung zollen, welches Gefühl sich bald in Liebe verwandelte, und so manches liebe Geschenk aus der theuren Hand, von scherzenden Reden des gütigen Monarchen begleitet, ruhte auf des Ritters Brust, unter seinem ungeheuren Barte verborgen. So der Gunst des Kaisers für seine Liebe sicher, wollte er schon als öffentlicher Bewerber um ihre Hand auftreten, als ihn die plötzliche Erscheinung eines gefährlichen Nebenbuhlers aus seinem Himmel schreckte.

Don Parcas di Montavides, Grand von Spanien, Besitzer von unermeßlichen Schätzen, zahllosen Ahnen und endlosen Titeln, trat auch als Brautwerber auf, und — was das Schlimmste war — er war kaum minder tapfer und stark wie der Freiherr, ja er überragte ihn noch um einen Kopf. Bereits schwankte der Kaiser in seinem Entschlusse, wenngleich die Waagschale mehr sich zu Rauber's Gunsten neigte; endlich aber entschied sich Maximilian für den Zufall. Es sollte nämlich derjenige der beiden Brautwerber, der im Kampfe Sieger bleiben würde, die Tochter erhalten; aber nicht im blutigen, sondern im lustigen Kampfe mußte solches geschehen. Statt Lanze und Schwert war jeder mit einem großen Sacke versehen, und derjenige sollte als Sieger anerkannt werden, der den Andern zuerst in den Sack stecken könnte. Diesen Vorschlag nahmen die Nebenbuhler im Vertrauen auf ihre Stärke an.

Am bestimmten Tage trafen sie sich auf dem Turnierplatze zu Graz — dieser Platz wurde noch bis in die neueste Zeit der „Tummelplatz“ genannt — und als die neunte Stunde schlug, erschien der Kaiser an der Seite der schönen Helene mit seinem Bruder Karl und dem glänzenden Hofstaate. Helene war in griechischem Costüm; ihre königliche Stirne schmückte eine mit Gold und kostbaren St[illegible]reich durchwirkte Binde, ihr schwarzes, dichtes, langes Haar fiel in schönen „R[illegible]locken) herab, feurig blickte ihr schönes Auge nach dem Orte, von woher [illegible]r auftreten

mußten, und als dieselben, versehen mit ihren Säcken, erschienen, flog ein unaussprechlicher Liebesblick dem österreichischen Freiherrn entgegen. Er drückte die Hand ans Herz, verbeugte sich zierlich und stellte sich in Positur.

Nachdem der Herold das übliche Zeichen gegeben — der Kreiswärtel schlug dreimal mit einem Weidenstäbchen an die Lanze, sodann durfte der Kampf beginnen — griffen sich die Gegner an. Grimmig balgten sie sich herum, packten sich gegenseitig mit den riesigen Fäusten und haschten nach Vortheilen durch Wendungen, so viel jeder konnte. Die Erde bebte unter ihren Füßen, der Sand flog weit umher, der Schweiß rann stromweise von den gerötheten Gesichtern; da — ein Schrei! — Rauber beugte ein Knie.

Der Schrei war aus Helenens Brust gedrungen. Wie elektrisches Feuer berührte er den Freiherrn. Wie Anteus von seiner Mutter Erde, schien er neue Kräfte zu bekommen; er erhob sich fest, kehrte seine Rolle um, packte den „spanischen Herkules“ um den Leib, daß dieser sich nicht bewegen konnte, hob ihn hoch in die Luft und — schubbs zappelte derselbe im Sacke. Das Volk hallohte Beifall.

Nun trug Rauber den im Sacke zappelnden Spanier in einer Hand, mit weit vorgestreckten Armen, bis zur Tribüne des Kaisers, wo er ihn zur Erde fallen ließ. Beschämt und mit geknackten Gliedern kroch der Don heraus. Maximilian umarmte den Freiherrn öffentlich als Eidam, und Helene drückte ihm freudig den Brautkuß auf die Lippen. Vom Kampfplatze weg ging der feierliche Zug in die Kirche zum Traualtare, von da zum Hochzeitsfeste. Der Spanier ging traurig in sein Vaterland zurück und vergrub sich vor Scham in ein Dominikanerkloster. Seit dieser Zeit hieß Helene unter dem Volke nur die schöne „Scharsäckin“, und es entstand das Sprichwort: „Einen in den Sack stecken“, was so viel bedeutet, als über jemand irgend einen Vortheil gewinnen. Rauber lebte mit Helene nur eine kurze Ehe, die kinderlos geblieben. Später vermählte er sich zum zweitenmale mit einem kaiserlichen Hoffräulein aus ungarischem Geschlechte, Namens Ursula von Czillagh, welche ihm vier Paar Zwillinge gebar. Rauber's Bild in Lebensgröße bewahrt das Johanneum in Graz, von welchem unsere Illustration (S. 416) eine Wiedergabe bildet.

Nicht selten arteten die lustigen Kampfspiele in gar ernste Duelle aus, von denen einige geschichtliche Berühmtheit erlangten und in den Chroniken verewigt wurden, wie z. B. die folgenden.

„Im Jahr 924, etliche setzen 930, kam ein ungläubiger Ungar, Craco mit Namen, eine Person von zehn Schuh Länge, hieher nach Regensburg, um Leib und Seele (Tod und Leben) zu kämpfen. Weil er andern Orten obgelegen (Sieger geblieben), wollte sich hier niemand seiner annehmen (den Kampf aufnehmen). Endlich erbietet sich Hans Dollinger*), ein adeliger Bürger allhier, dessen Voreltern adelige Güter in Bayern gehabt, und wagte sich an den Heiden, der aber den Teufel zum Beistand hatte. Der erste Ritt mißlang dem Dollinger; in dem andern aber hat er den Heiden umgebracht. In einer vornehmen Behausung, dem Rathhaus gegenüber, und jetzt dem Wolf Heinrich Haßl gehörig, befinden sich in einem Saal nicht allein Kaiser Heinrich des Voglers und beider Kämpfer Bildnisse, aus Gips lebensgroß gemacht, sondern auch auf einer Tafel die Sache mit alten Reimen beschrieben, wie folgt:

---

*) Die Familie Dollinger ließ sich später in Oesterreich nieder, kam daselbst zu großem Ansehen, starb jedoch anfangs des siebzehnten Jahrhunderts aus.

Es ritt ein Türk aus Türkenland,
Er ritt gen Regensburg in die Stadt, da Stechen ward,
Von Stechen ward er wohl bekannt,
Da ritt er für des Kaisers Thür:
„Ist jemand hie, der komm herfür,
Der stechen will, um Leib und Seel,
Um Gut und Ehr, und daß dem Teufel die Seele wär.“
Da waren die Stecher all verschwiegen,
Keiner wollte dem Türken obliegen,
Dem leidigen Mann, der so trefflich stechen kann,
Um Leib und Seele, um Gut und Ehr,
Und daß unsers Herrn die Seele wär.
Da sprang der Dollinger herfür, wohl um, wohl um,
Ich muß hiefür an den leidigen Mann,
Der so trefflich stechen kann.
Das erste Reiten, das sie thäten,
Sie führten gegeneinander zwei scharfe Speer,
Der eine ging hin, der andere her,
Da stach der Türk den Dollinger ab,
Daß er an dem Rücken lag.
„O Jesu Christ steh mir bei, steck mir ein Zweig,
Sind ihrer drei, bin ich allein,
Und führ meine Seel ins Himmelreich.“
Da ritt der Kaiser (Heinrich I.) zum Dollinger, so behend,
Er führt ein Kreuz in seiner Händ,
Er strichs dem Dollinger über den Mund,
Der Dollinger sprang auf, frisch und gesund.
Das andert Reiten, das sie da thäten,
Da stach der Dollinger den Türken ab,
Daß er an dem Rucken lag.
„Du berühmter Teufel, nun stehe ihm bei,
Sind ihrer drei, bin ich allein,
Und führ seine Seel in die bittre Höll hinein.“

Dieses Turnieren oder Stechen geschah auf dem großen Platz vor der stube und bekam von dem Heiden den Namen „Heid“. Hans Dollinger, wie er große Ehre aufgehoben, also ist er und seine Nachkommen von dem Kai sonderbaren Freiheiten begnadigt worden. Craco's Waffen sind zu Niedern 600 Jahre bei Sanct Erhard's Grab aufbewahrt worden, bis selbe im Jahre Kaiser Karl V. von der damaligen Frau Aebtissin von Achaim begehrt, em und mit sich nach Wien geführt.“

Von einem späteren berühmt gewordenen Duell erzählt die Chronik Folg „Als man zälte nach Christi Geburt 1487 Jahr, zog Herzog Sigismund Oesterreich mit Heeresmacht zu Felde gegen die Venediger durch Hilf Beistand mehrerer Fürsten, in trefflicher Anzahl und lagerte sich vor die Roveredo an der Etsch, des unterstanden sich die Venediger zu wehren, und l sich gegen ihn. Und als beide Heere etliche Tage gegen einander gelegen, ein Walch*), Antonio Maria genannt, ein Sohn des Signor Ruberto, der der Venediger Hauptmann und in trefflichem Ansehen war, in das österreic Heer: Ob jemand sei unter den Deutschen, der mit ihm kämpfen wolle, den w

*) Mit dem altdeutschen Worte wal, walich, bezeichnete man ehedem überhaupt einen F späterhin jedoch besonders einen Italiener, woher auch der Ausdruck „wälsch“ kommt.

bestehen (besiegen). Da das dahin kam, sagte Graf Hans von Sonnenberg (Bild Seite 417), ein geborener Truchseß von Waldburg: ‚Das will ich thun und mag er kommen. Ich will kämpfen mit ihm von wegen der Deutschen, zu Rosse, um 1000 Goldgulden auch Waffen und Roß.‘ Und ward der Kampf also abgeredet, daß derselbe



Vertheidigung einer Schloßfrau gegen die rebellischen Bauern. (Seite 397.)

sollte gehalten werden zwischen beiden Lagern und verboten sein bei Strafe des Henkers, daß jemand ein Wort reden, winken, zurufen, Zeichen geben ꝛc. sollte. Die Zeugen waren Ritter und Edle, eine erlesene Anzal und das Zeichen (der Kampfeinstellung, Bekenntniß der Ueberwindung) war Sancta Katharina. Wenn einer der Kämpfer dieses schrie, sollte zugelaufen (Hilfe gebracht) werden.“

„Als sie auf die Bahn kamen, legten jeder seine Lanze ein und als die Trompeten erklangen, rannten sie auf einander zu. Der Graf fehlte seinen Gegner, dieser aber traf ihn auf die Brust. Aber an des Welschen Pferd brach das Eisen, es rannte davon und warf ihn über die Schranken. Er raffte sich aber sogleich wieder auf und nun traten beide mit den Schwertern gegeneinander. Der Welsche entrang ihm dasselbe, und hatte der Graf nur noch Kolbe (Streitkeule) und Dolch. Die Kolbe warf er weg. Da erschraken die Deutschen gar sehr und meinten, er wolle sich gefangen geben. Da lief der Welsche ihn mit seinem eigenen Schwerte an, und der Graf machte mit seinem Dolche ein Kreuz vor sich, sprang seinem Gegner aus dem Stiche und unterlief ihn."

„Nun kam es zum Ringen. Der Welsche vermeinte den Deutschen niederzuwerfen, aber es wollte nicht gehen und Beide fielen zusammen nieder. Des Welschen Kopf lag unter dem Arme des Deutschen und jenes linke Hüfte über ihm. Des Ringens ziemlich matt, griff endlich der Deutsche nach des Welschen Blöße mit der linken Hand, hob ihm etliche Male den Ringharnisch auf, wechselte den Dolch mit der anderen Hand, faßte den Dolch an der Klinge, an der er sich selbst schnitt, brachte aber doch den Dolch seinem Gegner in die Blöße (unbeschützten Leibestheil) und stach ihm denselben von hinten hinauf in die Beine, drei bis viermal in den Leib, bis der Dolch stecken blieb, so, daß er ihn am Heft fassen konnte, und den Welschen hart verwundete. Da schrie dieser Santa Catarina!"

„Sogleich liefen die Grieswärtel (Wärter des Kampfplatzes, der mit Gries, groben Sand, bedeckt war) hinzu, um sie auseinander zu bringen und der Deutsche stand als Sieger auf. Sogleich aber fiel er wieder auf die Knie und dankte Gott für diesen Sieg. Antonia Maria wurde aufgehoben und verbunden und mit vielen anderen Welschen ins Lager geführt, wo sie wohl empfangen und traktirt wurden. Die Kämpfer beschenkten einander mit schön geschmückten Rossen und wurden nachher die besten Freunde, wechselten Briefe und schickten einander Geschenke. Aber die tausend Dukaten bezahlte der Welsche nicht, ob er sie gleich verloren hatte und der Deutsche mahnte ihn nicht."

In der Stiftskirche zu Wolfsegg in Oberösterreich sieht man auf einer hölzernen Tafel den Kampf des Grafen von Sonnenberg mit dem Sohne des venetianischen Heerführers, Namens San Severino, abgemalt, mit einer Erzählung desselben in alten deutschen Reimen.

Der berühmte Chronist Ritter Richard von Stein berichtet ebenfalls über ein sehr charakteristisches Duell: „Bei dem Turniere, welches zu Linz im Jahre 1521 zur Hochzeitsfeier Ferdinand's I. gehalten worden, hat ein vornehmer Spanier an Ihrer fürstlichen Durchlaucht Hof die Deutschen hoch verachtet, sich mit einem Herrn oder Rittersmann um Leib und Leben zu kämpfen angeboten, auch darüber an das Rathhaus sein Barett angeschlagen. Als sich aber aus bedenklichen Ursachen, damit die Hochzeitsfreude nicht möchte gestört werden, keiner so bald gefunden, hat sich gedachter Spanier noch mit mehr verächtlichen Worten wider die Deutschen hören lassen."

„Nun vermeinte Herr Sebastian von Losenstein*), als im Land ob der Ennser, solches vertheidigen zu sollen; darauf sich beide Theile eines Tages verglichen, gerüstet und Jeder mit seinen Beiständen auf den Platz gezogen, der Spanier zwar, mit großer Pracht und meisten Hofgesind zum Donauthor hinein, Herr von

*) Aus dieser Familie stammt das spätere Geschlecht Starhemberg.

Losenstein aber doch zuvor mit etlichen wenigen Beiständen, von der Gasse, wo jetzt das Landhaus ist. Jenem sind ihrer viere vorgeritten, mit roth und weiß angestrichenen Stäben, dieser hat sein Roß, als er den Helm noch nicht aufgesetzt, getummelt, wie auch der Spanier hernach gleichfalls das seinige, zierlich und wohl. Es hat aber Herr von Losenstein einen Beidenhander angehangen, dessen sich Männiglich verwundert, was er zu Roß damit machen wolle. Auf seinem Roß hat er einen Maulkorb geführt, und ist sein Roß dahin abgerichtet gewesen, wann er ihm den Maulkorb abgeworfen und ihm zugesprochen, daß es das andere Roß unversehens angefallen. Auf dem Platze sind Bühnen aufgemacht gewesen für Ihre fürstliche Durchlaucht (Ferdinands Gemahlin, die königlich ungarische Prinzessin Anna, von welcher bereits bei dem politisch wichtigen Feste der Doppelheirat Seite 195 die Rede gewesen) und dero Frauenzimmer."

„Als sie nun mit den Spießen gegen einander gerennt, haben sie Beide gefehlt, darauf zu den Wehren gegriffen, allda der Spanier den Herrn von Losenstein mit Stechen und Schlagen sehr hart angegriffen, von welchem er sich eine gute Zeit mit Verdecken aufgehalten, also daß auch seine Befreundte darüber erschrocken und vermeint, es hätte ihn der Spanier verzagt und erschrocken gemacht. Wie nun der Spanier sich damit abgemüdet und Herr von Losenstein seine Gelegenheit ersehen, hat er dem Roß den Maulkorb abgeworfen, seiner Gewohnheit nach zugesprochen und den Zaum schießen lassen, welches des Spaniers Roß bei der Nase erwischt und festgehalten, Herr von Losenstein aber mit seinem Beidenhander dem Spanier den Helm aufgeschlagen, bloß geschlagen und hart verwundet auch gleich den Garaus machen wollen."

„Als aber Ihre fürstliche Durchlaucht gesehen, in welcher Gefahr der Spanier sei, haben Sie Fried zu nehmen geschrieen, darauf die Spanier, die auf der Bühne gedient, ihn hinweggenommen und also beim Leben erhalten, dessen Herr von Losenstein sehr übel zufrieden gewesen, mit Vermelden, da (wenn) der Spanier den Vortheil vor ihm gehabt, wüßte er nicht, wie es ihm ergangen wäre; doch hat er sich zur Ruhe begeben und ist sammt seinen Beiständen mit Frohlocken abgezogen; darauf die Spanier etwas stille geworden."

Ein tragisches, in Wien viel Aufsehen erregendes Duell war das des böhmischen Cavaliers Otto von Puchomicz mit dem Grafen Niklas Salm, Enkel des berühmten Vertheidigers von Wien (1529), Reichs- und Hofkriegsrath, Generalstatthalter und Commandant der ungarischen Grenzfestung Kanizsa (gest. daselbst 1580).

Beide Herren befanden sich im Rathe vor dem Kaiser Rudolf II., welcher die Regentenwürde erst ein Jahr nach dem Tode seines Vaters besaß und noch nicht Prag zu seiner Residenz gewählt hatte. Graf Niklas Salm erstattete Bericht über das Grenzschloß Kanizsa und wurde beim Hinausgehen aus dem Rathe vom Herrn Otto von Puchomicz zur Rede gestellt, daß er vor Seiner Majestät des Grenzschlosses Erwähnung gethan, da doch diese Angelegenheit noch nicht von den Kriegsräthen vorher erwogen worden wäre, daher zum Vortrage an den Kaiser nicht reif gewesen sei. Wahrscheinlich war der Graf beim Kaiser dadurch den anderen Kriegsräthen in die Quere gefahren und Puchomicz gab nur den Ideen des Gesammtrathes Ausdruck.

Graf Salm antwortete ihm: „Verschont mich mit solchen Worten, zum wenigsten im Vorgemache des Monarchen, und wenn Ihr schon irgendetwas von mir wollt, so eröffnet es mir an einem andern Orte." Darauf entgegnete Puchomicz: „Was ich

Euch zu sagen habe, kann ich Euch hier wie anderswo ins Gesicht sagen." — Nun gab ein Wort das andere, bis sich beide im „Buchenwald außerhalb der Stadt" (nachmals Josefstadt, Roserano-, heute Lerchenfelderstraße) bestellten. Dort fanden sie sich auf ihren Pferden ein, ohne jemand anderen bei sich zu haben, als einen Jungen, der ihnen, nachdem sie abgestiegen waren, die Pferde hielt. Sie griffen zu den Waffen und wurden sogleich handgemein.

Puchomicz erhielt den rechten Arm an zwei Stellen durchbohrt und starb an Verblutung; Salm wurde am Kopfe, indeß nicht gefährlich, verwundet, weil er geschickt die Stöße seines Gegners mit dem Dolche — dieser spielte damals neben dem Schwerte in den Zweikämpfen eine gewichtige Rolle — auffing, sonst würde er ohne Zweifel getödtet worden sein; denn zwei Streiche, welche Puchomicz nach ihm führte, parirte er mit seinem Dolche und hielt sie mit genauester Noth auf, so zwar, daß sein Dolch nach beendetem Duelle sich beinahe mitten entzwei gehauen befand.

Dieses ist übrigens das erste geschichtlich bekannt gewordene Duell, welches auf dem in späterer Zeit so berüchtigt gewordenen Raufplatze, der nachmalig sogenannten Roseranogasse, von der noch späterhin die Rede sein wird, stattgefunden hat.



## Episoden und Kriegertypen.

Nicht nur die Waffenthaten großer Feldherren, auch die heldenmüthige Aufopferung einzelner einfacher Persönlichkeiten verdient als Beispiel der Nachahmung oder zur Ermuthigung Erwähnung. Besonders reich sind diesbezüglich die Episoden aus den Türkenkriegen, deren schon mehrere erwähnt wurden, hier aber noch mehrere nachgetragen werden sollen.

So erzählt der gleichzeitige Annalist Friedrich II. von der Pfalz folgende Opferthat eines einfachen Reiters. „Auf dreißig Schiffen hatten 20.000 Türken die Donau übersetzt und das Marchfeld mit Raub und Brandlegung heimgesucht. Julius Graf von Hardegg, vor dessen Augen ein großer Haufe derselben eben Schloß und Dorf Schmieda angezündet hatte, stürzte mit 200 Reitern so gewaltig in ihre Reihen, daß sie beinahe alle niedergemetzelt waren, ehe sie dessen Gegenwart bemerkten. Von den Seinen verlor er nur einen Mann, der Koberle hieß, und dieser starb auf eine hochrühmliche Weise. Gleich beim ersten Angriffe hatte Koberle nämlich sein Pferd so heftig mitten in die Feinde hineingespornt, daß er mit den bereits Fliehenden bis an die Schiffe fortstürmte, hier sich nicht lange besann, sondern in eines derselben, das von Türken ganz angefüllt war, sprang, es umwarf und selbst mit unterging. Allgemein war die Annahme, daß die That Folge eines raschen, heldenmüthigen Entschlusses gewesen." (Siehe das Bild.)



Selbstaufopferung des Hardegg'schen Reiters Koberle.

Interessant dürfte die Erwähnung sein, daß die Ahnen des berühmten russischen Marschalls Diebitsch-Sabalkanski Oesterreicher waren und sich in kaiserlichen Kriegsdiensten rühmlichst auszeichneten. Das Geschlecht der Diebitsch gehörte zu dem ältesten Adel Schlesiens und insbesondere des Fürstenthums Glogau, in welchem seine Stammgüter liegen. Früh schon traten die Mitglieder dieses Hauses in der Geschichte des Landes mit Auszeichnung auf; man findet in den Annalen von Glogau, daß sie schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ebensosehr in den Kriegszügen der Schlesier als in der Magistratur hervorragten. Sie leisteten den schlesischen Herzogen die Heerfolge und kämpften unter ihren siegreichen Fahnen namentlich gegen die Ordensritter in Preußen während des blutigen Krieges, welcher im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts dem Orden so viel Unglück brachte.

Später, und nachdem die Herrschaft über Schlesien an das Haus Oesterreich übergegangen war, erschienen die Diebitsch oft als Landesälteste der schlesischen Fürstenthümer und als Träger angesehener Hof- und Staatsämter. Der merkwürdigste derselben ist der Ritter Hans von Diebitsch, welcher im Jahre 1529, während der Belagerung von Wien durch Sultan Soliman, gegen die Türken focht und unter den tapfersten Streitern glänzte. Es ist interessant, zu bemerken, wie ein Diebitsch, als einer der Häuptlinge der schlesischen Ritterschaft, im September des Jahres 1529 die damalige Hauptstadt der Christenheit gegen den mächtigsten der Sultane vertheidigen half, und wie einer seiner Abkömmlinge — der russische Feldmarschall Graf Hans Karl Diebitsch-Sabalkanski, der Ueberschreiter des Balkan, daher sein Beiname — den ritterlichen Muth der alten und alle strategische Kunst der neueren Zeit in sich vereinend, genau dreihundert Jahre später, im Jahre 1829, ja auch in demselben Monat, die Hauptstadt des Islam mit dem nahen Widerhall seiner Waffen schreckte.

Ueberhaupt zeichnete sich Schlesien schon 1529 durch seine Rüstung zur Wehre gegen die Osmanen vorzüglich aus. Als Soliman verheerend in Oesterreich einbrach und verkündete, er suche König Ferdinand, um sich mit ihm zu messen, da versammelten sich rasch die schlesischen Stände in Breslau und beschlossen, dem König Ferdinand 700 Reiter, 3000 Mann Fußvolk, 200 Wagen und 800 Rüstpferde zu Hilfe zu schicken; überdies rüstete sich das ganze Land, die Grenzfesten wurden bewehrt, das Volk aufgeboten und über jeden District ein Oberster gesetzt.

Große Verdienste in den Türkenkriegen erwarben sich die Serben, welche, einer Aufforderung der ungarischen Könige zufolge, tractatmäßig als Nation, mit Zusicherung ihrer Religion, Nationalität, Sprache u. s. w. in das wüste und durch die Barbaren verheerte Unterungarn aus Serbien gezogen waren und die Barbaren mit ihrer bedeutenden Waffenmacht aus Unterungarn vertrieben haben. Als die Türken durch hundertdreißig Jahre die Stadt Ofen und den größten Theil von Ungarn im Besitz hatten und alle Magyaren gegen die Karpathen gedrängt wurden, da bildeten die Serben mit ihrer tapferen Brust eine feste Mauer zwischen den Türken und Magyaren. Der unüberwindliche Knez (Fürst) Paul Brankowics hatte die Türken aus dem Banate vertrieben und wurde für seine großen Thaten vom ungarischen Könige, als ungarischer Unterthan, zum Ban im Banate und zum Judex curiae ernannt. Der Serbe Monosterly, Vice-Woiwode, übte mit seiner Armee bei Salankemen Wunder der Tapferkeit; hochberühmt wurden die Helden Bakics.

Paul Bakics kämpfte im Jahre 1524 gegen den mächtigen Ferhat Pascha; entging 1526 der unglückseligen Niederlage bei Mohacs, diente hierauf dem Könige

Nach Verlauf von fünf Tagen, den 24. Juli, zeigte sich der türkische Vortrab das erstemal vor Nagy-Ida. Die Aufforderung zur Uebergabe wurde von den wackeren Vertheidigern mit Kanonen- und Flintenschüssen beantwortet. Kapnin Pascha lagerte hierauf ergrimmt mit seiner vollen Macht vor dem Schlosse und bestürmte es, da der felsige Grund den Minenbau nicht zuließ, unter einem unaufhörlichen Feuer aus allen seinen Geschützen. Adonyi und seine Zigeuner erwiderten dasselbe nach Möglichkeit und schlugen sieben Stürme der Türken so tapfer zurück, daß der Pascha nach dreizehn Tagen an der Einnahme des Schlosses verzweifelte und sich, nachdem er über viertausend Mann vor dessen Mauern verloren hatte, zum Abzuge entschloß.

Aber auch im Schlosse war Mangel an Munition eingerissen, und obwohl der eben so tapfere als umsichtige Adonyi die größte Sorgfalt und Sparsamkeit bei der Ladung der Geschütze anbefahl, so fanden die Zigeuner an dem unausgesetzten Abfeuern derselben doch so großes Vergnügen, daß am vierzehnten Tage, wo der Abzug der Türken erfolgte, nur mehr einige Pfunde vorräthig waren. Durch diesen Mangel und einen bösen Zufall sollten alle Früchte der Vertheidigung verloren gehen.

Es suchte nämlich Adonyi nach dem Abzuge der Feinde die Zigeuner im Schlosse zurückzuhalten, diese aber wollten nichts davon hören, sondern liefen, in dem ihrem Völkchen angebornen Erwerbssinn, sogleich nach der Stätte des Türkenlagers, um in demselben Nachlese zu halten. Zwei derselben geriethen hier in die Hände der türkischen Nachzügler, wurden ergriffen, vor den Pascha geschleppt und verriethen hier, von dem Tode bedroht, den vertheidigungslosen Zustand von Nagy-Ida.

Kapnin Pascha gab diese Neuigkeit seinen entmuthigten Truppen kund und kehrte hierauf mit der ganzen Macht vor das Schloß zurück, aus welchem überdies ein Theil der Zigeuner bereits abgezogen war. Die zusammengeschmolzene Besatzung wehrte zwar den erneuerten Sturm noch einige Stunden mit Piken, Aexten und Schaufeln ab, konnte aber, bei der einreißenden Muthlosigkeit, nicht länger widerstehen, und am Abende desselben Tages wurde die weiße Fahne, das Zeichen der Unterwerfung, aufgesteckt. Der ergrimmte Pascha gab das Schloß den Flammen preis, die tapfere aber unbesonnene Besatzung jedoch mußte über die Klinge springen. Wahrscheinlich theilte auch der tapfere Moses Adonyi dieses traurige Schicksal, wenigstens ist die Sage, daß er mit vier Zigeunern dem Blutbade entronnen und nach Kaschau gelangt sei, durch nichts beglaubigt.

Die Vertheidigung des Schlosses selbst ist nur in Windisch's Geographie von Ungarn mit wenigen Worten erwähnt, daher die vorliegende nähere Schilderung Interesse gewähren dürfte. In Nagy-Ida soll bis 1797 eine jetzt verlorene Steintafel die Erinnerung an die heldenmüthige Vertheidigung, sowie an das traurige Ende des tapferen jüdischen Anführers Moses Adonyi und seiner Kampfgenossen bewahrt haben.

Eine durch ihr tragisches Schicksal hervorragende Persönlichkeit aus dem Kriegerleben jener Tage ist Georg Wüst, der Feldprediger eines kaiserlichen Regiments in Ungarn, bekannt unter der volksthümlichen Bezeichnung „der Soldaten-Magister“.

Im Monat Mai des Jahres 1593 hatte ein Leipziger Kaufmann, Adolf Weinhausen, welcher der Calvin'schen Lehre anhing und bereits seit acht Jahren, wo er aus Bern eingewandert, das Lob eines frommen, ehrenwerthen Mannes genoß, einige Studenten zur Mahlzeit eingeladen, zu der sich auch ein Leipziger Professor, Doctor Major, und ein Wittenberger, Doctor Huber, welcher ebenfalls Calvinist war, einfanden. Als die Geister des Weines die Gemüther erhitzt hatten, kam es zwischen den

Gästen zu heftigen Streitigkeiten, welche von denselben weitergetragen, schließli ganze Stadt ansteckten und einen gewaltigen Tumult hervorriefen. Die Häuse Calvinisten wurden gestürmt, ihre Effecten zerstört und sie selbst aus der Stad trieben. Erst nach mehrtägiger Herrschaft der aufgeregten Menschenmassen gelang bewaffneten Bürgerschaft, die Ruhe wieder herzustellen. Von den Rädelsführern w vier: ein Kürschner, ein Zimmermann, ein Maurer und ein Teichgräber verhafte nach kurzem Proceß auf öffentlichem Markte enthauptet, ihre Leichname aber mit Ehren auf den Gottesacker gebracht und zusammen in ein Grab gelegt.



Eberhard von Rauber mit dem langen Bart. (Seite 407.)

Die vier hingerichteten Handwerksleute waren eigentlich die Sündenböcke höher stehende Haupttumultuanten, namentlich Studenten, welche man entweder achtet ließ, oder die sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht hatten. Unter Le befand sich auch der Student Georg Wüst aus Pegau, einem Städtchen nahe Leipzig, ein riesenstarker, in allen ritterlichen Künsten wohlgeübter Mensch. W Raufereien gab, fehlte er niemals, und in den Herbergen war er der Schrecken bürgerlichen Gäste. Seine Heldenthaten wurden zum Stadtgespräch, und im Colle keller wagte ihm kein Commiliton (Lerngenosse) zu widersprechen, denn seine lag stets am Degengriff. Trotzdem war Georg Wüst bei der Studentenschaft

unbeliebt, denn er hatte ein ehrliches Gemüth und stand immer dem Schwachen als Schutz zur Seite, auch galt er für einen Burschen, der was gelernt hatte; ferner war er ein guter Musikus und auf der Thomasschule Collaborator (Lehrergehilfe) gewesen.

Bei dem obenerwähnten Tumulte hatte Georg Wüst eine Hauptrolle gespielt, so unter Anderem die wilde Rotte dreimal persönlich gegen Weinhauser's Haus, das durch Schüsse vertheidigt wurde, geführt, und als es erstürmt war, die Tumultuanten aufgefordert, alles darin Vorhandene zu zerstören und in Stücke zu schlagen. Sowie die Ruhe wieder hergestellt war, konnte man nicht umhin, auch nach Georg Wüst zu fahnden; der hatte jedoch schon längst die Stadt im Rücken. Damit war die Sache



Der Graf von Sonnenberg (Seite 409.)

abgethan, und nachdem die vier Handwerker ihre Köpfe verloren, legte sich auch die allgemeine Aufregung.

Georg Wüst war nach Ungarn geflüchtet und dort in ein kaiserliches Regiment als Feldprediger eingetreten. In diesem Amte hatte er vier Jahre zugebracht, als ein Streit mit einem Reiterofficier den Feldprediger bestimmte, seines Friedensamtes zu vergessen und den Officier vor die Klinge zu fordern. Georg Wüst stach seinen Gegner todt, und drei Kameraden des Getödteten hatten, dem trefflichen Fechter, einem der eminentesten Schüler der „Bruderschaft von St. Marcus" (S. 38 bereits besprochen) gegenüber, dasselbe Schicksal. Es würde wahrscheinlich noch zu weiteren Duellen gekommen sein, wenn nicht der Regimentsprofoß sich ins Mittel geschlagen und den Feldprediger in Haft genommen hätte.

Eines Abends brach jedoch derselbe aus seinem Gefängniß und flüchtete nach Böhmen, von wo er ein Bittschreiben an den Churfürsten Friedrich Wilhelm I. von Sachsen richtete und um freies Geleit nach Leipzig bat, um daselbst seine Sache wegen des Aufruhrs gegen die Calvinisten persönlich zu vertheidigen. Das Gesuch fand Genehmigung, und Georg Wüst wußte seine Betheiligung bei dem Tumult so geschickt zu entschuldigen, daß er begnadigt wurde, jedoch unter der Bedingung, seinen ständigen Aufenthalt nicht in Leipzig zu nehmen, sondern sich in seiner Vaterstadt Pegau niederzulassen. Dies geschah, nachdem er bei der Universität Leipzig die Magisterwürde erworben hatte.

Der „Soldaten-Magister", wie man ihn jetzt allgemein nannte, führte in Pegau ein eingezogenes Leben; er schrieb einige theologische Streitschriften und unterrichtete Kinder angesehener Familien. Merkwürdig war seine Gewohnheit, stets einen Degen an der Seite zu tragen. Es war dies eine der langen spanischen Stoßklingen mit breitem Korb und Kreuzbügel, wie sie seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts üblich geworden, sich bis nach dem dreißigjährigen Kriege in Mode erhielten. (Bild Seite 425.) Das Recht, eine Wehr zu tragen, konnte ihm, als einem dem Gelehrtenstande angehörigen Manne, nach damaligen Gesetzen nicht verweigert werden. Da sollte ein neues, selbstverschuldetes Unheil den „Soldaten-Magister" treffen.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1597 war der „Soldaten-Magister" mit seinem Vetter Martin Schumartz nach Leipzig gefahren, wo Letzterer Einkäufe zu besorgen hatte. Der „Soldaten-Magister" hatte noch manchen alten Bekannten und Commilitionen daselbst, und bei solchen Besuchen that er insgemein im Collegienkeller einen guten Trunk, wie es damals im Freundeskreise zur guten Sitte gehörte. So kam es denn, daß dem „Soldaten-Magister" heute das Bier ganz außerordentlich mundete, und als er Nachmittags aufbrach, um den Rückweg nach Pegau anzutreten, befand er sich in der übermüthigen Stimmung, durch welche er leicht zum Raufbolde wurde. Es gelang indessen seinen Freunden, den gefährlichen Zechgenossen bei guter Laune zu erhalten, und mit dem Wunsche baldigen Wiedersehens trennten sie sich. Als der „Soldaten-Magister" in die Herberge kam, fand er daselbst seinen Vetter schon seiner harrend, und beide bestiegen den Wagen zur Heimkehr.

Vor der Stadt, unfern der Windmühle, begegnete den Heimkehrenden ein Bauersmann, Hans Ott aus Baalsdorf, welcher mit zehn Pferden einen großen Eichstamm zum Schloßbau nach Leipzig führte. Da Ott nicht auswich, erbitterte dies den „Soldaten-Magister" dergestalt, daß er seinem Vetter die Peitsche aus der Hand riß und damit nach dem Bauersmann schlug. Dieser gab jedoch die Hiebe zurück und versetzte dadurch den „Soldaten-Magister" in die größte Wuth. Er sprang vom Wagen, zog den Degen aus der Scheide und stieß die Klinge dem alten Bauersmann durchs Herz.

Kaum war die unselige That geschehen, so kam der Mörder zur Besinnung und überschaute die Folgen. Schon sah er von der Windmühle den Müller mit einem Beile bewaffnet herbeieilen, dessen Ruf noch mehr Leute hinzulockte. In der ersten Bestürzung suchte Georg Wüst sich in einem Kornfelde zu verbergen; als er jedoch die Vergeblichkeit dieses Rettungsmittels einsah, ging er den Verfolgern herzhaft zu Leibe. Diese waren aber zu solcher Zahl angewachsen, daß Widerstand nichts fruchten konnte; da warf der „Soldaten-Magister" den Degen weg und gab sich gefangen. Er wurde mit gefesselten Händen nach des Wi[illegible]ers Wohnung gebracht, von wo ihn der Leipziger Rath durch seine Knechte na[illegible]hnfeste abholen ließ.

Zu den wichtigsten Vorrechten mancher der damaligen Universitäten, vornehmlich aber der Universität Leipzig, gehörte durch eine alte landesherrliche Verordnung, daß keines ihrer verwandten Glieder anders als durch das Universitätsgericht verurtheilt werden sollte, sogar Mörder waren davon nicht ausgenommen und mußten auf zehn Meilen Weges ausgeliefert werden. Todesstrafe war für diese Verbrecher nicht vorhanden; das härteste Urtheil des Gesetzbuches der Universität lautete nur auf ewiges Gefängniß, welches jedoch nach wenig mehr als Jahr und Tag entweder mit Begnadigung des Uebelthäters, oder, wenn der Fall gar zu schwer war, mit seiner Flucht aus dem Kerker zu endigen pflegte.

Durch diese unbillige Bevorzugung des Gelehrtenstandes auf Kosten der Bürger erbittert, hatte der Leipziger Rath schon vielfache Kämpfe mit der Universität zu bestehen gehabt, namentlich nachdem er 1567 einen Studenten wegen Betrugs auf öffentlichem Markte hatte enthaupten lassen. Dies würde wohl auch nicht geschehen sein, wenn nicht gerade der Churfürst in Leipzig anwesend gewesen wäre, der, über das mit großer Raffinirtheit ausgeführte Verbrechen des Studenten entrüstet, ausdrücklich befohlen hatte, denselben nicht an das Universitätsgericht abzuliefern, sondern ihm kurzer Hand Proceß zu machen und die Execution zu vollziehen, welcher der Churfürst, zur Unterstützung des Rechtsspruches und um öffentliche Demonstrationen zu unterdrücken, aus einem Fenster des Rathhauses zusah.

Kaum war nun der „Soldaten-Magister“ in des Raths Frohnfeste untergebracht worden, als sofort eine Deputation der Universität erschien und den ihrem Gerichte zuständigen Uebelthäter ausgeliefert verlangte. Der Rath weigerte sich und verurtheilte den Verhafteten zur Enthauptung. Dieses Urtheil wurde schon am nächsten Tage nach der That gesprochen und für den darauffolgenden Tag das hochnothpeinliche Halsgericht und die Hinrichtung angesetzt.

Der „Soldaten-Magister“ hatte zwar gegen dieses Urtheil eines ihm nicht zuständigen Gerichts protestirt, ja auch besonders hervorgehoben, daß er seines Amtes als Feldprediger eines kaiserlichen Regimentes bisher nicht enthoben sei und daher, wenn schon nicht dem Gerichte der Universität, doch gewiß dem seines in Ungarn stehenden Regimentes angehöre; als er aber ernstliche Anstalten zur Hinrichtung treffen sah, fügte er sich mannhaft in sein Schicksal und rief: „Man soll sehen, wie ein kaiserlicher Regimentsprediger dem Tode furchtlos ins Auge blickt!“

Fest und ungebeugt betrat er den Kreis, in welchem ein niederes Schaffot errichtet war, umgeben von der bewaffneten Bürgerschaft. Vor dem Schaffote hatten sich die Thomasschüler mit dem bei Leichenbegleitungen üblichen Kreuze aufgestellt. Als der „Soldaten-Magister“ das Kreuz erblickte, wandte er sich an dessen Träger und sagte: „Mein Sohn, als ich noch Collaborator an der Schule zu St. Thomas war, habe ich mit diesem Kreuze gar manche Leiche auf den Gottesacker hinausgesungen und hätte nicht vermeint, daß es auch mir, besonders bei einer so entsetzlichen Gelegenheit, dereinst vorgetragen werden sollte. Hier, Junge, nimm diesen Viergroschen und bete ein Vaterunser für mich!“

Da trat der Praefectus chori auf den armen Sünder zu und sagte: „Herr Gürgen, Gott sei Eurer Seele gnädig, bis zu unser Aller einstigen Auferstehung am jüngsten Tage!“ Der Verurtheilte reichte ihm die Hand, und ohne ein Wort zu sprechen, streifte er das Hemd über die Schulter und bot, auf den Sand niederknieend, sein Haupt dem Schwerte des Nachrichters dar. Als der Streich geschehen war, „ist der

Leib sammt dem abgetrennten Kopfe fein säuberlich in einen bereitstehenden Sarg gelegt und unter dem Geläute der Glocken mit Vortrag des Kreuzes und Gesang der Schüler, begleitet von zwei Geistlichen, auf den Gottesacker getragen worden, wo der Pfarrherr zu St. Johannis, Herr Magister Walch, am Grabe die Leichenrede gehalten."

Kaum war die Hinrichtung vorüber und die bewaffnete Bürgerschaft auseinander gegangen, als auf den Straßen der Ruf ertönte: „Bursen heraus! Bursen heraus!" und die Studenten haufenweise zusammenliefen. Die „Bursen" waren Gebäude, in welchen die Studenten jeder Facultät beisammen wohnten. Damals hießen sie schon „Collegien", aber die Corporationen nannten sich noch nach der alten Einrichtung „Bursenschaften", eine Bezeichnung, welche nach Jahrhunderten wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen worden und nun mit der Bezeichnung „Burschenschaft" ausgedrückt ist.

In der Nähe des Paulineums, als des Hauptsitzes der Universität, wurden hierauf von den Studenten Tische und Sessel zusammengetragen und zur Verhöhnung der Gerichte und des Raths „ein gottloses, peinliches Halsgericht" gehegt, wobei über den Bürgermeister und die vornehmsten Rathsherren der Stab gebrochen und ausgestopfte Puppen mit ihren daran befestigten Namen an einen Schnellgalgen aufgehenkt waren.

Als die Bürgerschaft zur Verhütung weiteren Unfugs abermals in Waffen erschien, zogen sich die Studenten in ihre Collegien zurück und begannen aus denselben auf die Bürger zu feuern. Drei Tage und drei Nächte mußten die Bürger in Rüstung und die Stadtthore geschlossen bleiben. Drei Rathsknechte und zwei Bürger waren von den Studenten erschossen worden. Der Rath hatte in seiner Bedrängniß sich an den Landesherrn gewendet und um Beistand gebeten, worauf als fürstlich Commissäre Hans von Wolfersdorf, Hauptmann zu Weißenfels, und der Kammerrath Badehorn erschienen. Aber wie diese Herren auch inquiriren mochten, sie konnten nur erfahren, daß der Student Justus Rauch bei der Komödie des peinlichen Halsgerichts als Richter, sowie Claus Wobst als „Zeterschreier" (Ankläger) und Quirin Lampe — ein Studiosus von zweiundfünfzig Jahren — als Henker fungirt hatten. Alle drei wurden vierzehn Tage gefänglich in der Pleißenburg untergebracht und dann wieder auf freien Fuß gesetzt. Unter der Studentenschaft aber herrschte allgemeiner Jubel — der „Soldaten-Magister" war gerächt.

Eine merkwürdige Thatsache sei noch zum Schlusse erwähnt. Der Windmüller, welcher den „Soldaten-Magister" gefangen genommen hatte, wurde fünf Jahre später von einem gleichen Schicksale, wie dieser, ereilt. Es ist nicht bekannt, welches Verbrechen er begangen hatte, man weiß nur soviel, daß er im Verdacht stand, ein Schwarzkünstler zu sein. Am 23. Juli 1602, Morgens um neun Uhr, wurde der Windmüller gemeinschaftlich mit einem Schneider, der gestohlen hatte und vom Henken zum Köpfen begnadigt worden war, zum Tode geführt. Als die Beiden zur Richtstatt gingen, erhob sich ein fürchterliches Wetter, welches drei Stunden anhielt. Als der Windmüller den Rabenstein betrat, führte er seltsame und wunderliche Reden. Er rief, daß der Geist des „Soldaten-Magisters" vor ihm stände und ihn mit blutiger Hand bedrohe. Er weigerte sich auf Befehl des Scharfrichters, niederzuknien und mußte von dessen Knechten mit Gewalt dazu gezwungen werden.

Da hieb der Scharfrichter zu und traf den Unglücklichen in die Schulter, daß er Ach und Wehe schrie. Die Knechte wollten ihn wieder aufrichten, aber er wehrte sich.

Darauf warf der Scharfrichter einen Strick um seinen Hals und hieb ihm den Kopf im Liegen ab. In diesem Augenblick brach die Sonne durch die Wolken, und das Wetter verzog sich. Entrüstet über die schauerliche Metzelei, wollte das Volk sich an dem Scharfrichter vergreifen, der aber rief: „er hätte drei Köpfe übereinander gesehen und nach dem untersten, als dem richtigen, zu hauen vermeint und müsse der arme Sünder ein Zauberer gewesen sein!“ — Diese Erklärung wirkte damals beruhigend, und die Menge zerstreute sich voller Befriedigung, daß der „Teufelsgenosse“ für alle Zeit unschädlich gemacht worden war.

Es verdient wohl hier auch Erwähnung, daß die Anhöhe zwischen Weinhaus und Gersthof noch heute die Bezeichnung „Türkenschanze“ trägt. Dieselbe stammt jedoch nicht, wie stets geglaubt wird, aus der, später zu besprechenden, zweiten Türkenbelagerung vom Jahre 1683, wo allerdings daselbst die Türken ein starkes Befestigungswerk errichtet und mit zahlreichen Kanonen besetzt hatten, sich auch auf demselben des andringenden Entsatzheeres mit solcher Ausdauer erwehrten, daß bei der Schanze in der That die Wagschale des Sieges schwankend wurde, der Herzog Karl V. von Lothringen selbst seine Tapferen mehrmals vergebens zum Sturm führte und die Schanze erst in der fünften Nachmittagsstunde genommen wurde, als der Prinz Ludwig von Baden mit den sächsischen Dragonern zur Unterstützung ankam, diese absitzen und mit zwei Kaiserlichen Regimentern zum Sturme anrücken ließ.

So unbestritten auch diese Thatsache ist, wird doch durch einen gleich sicheren Beweis die Annahme widerlegt, daß der Hügel von dieser Redoute 1683 seinen Namen erhalten habe, denn die Topographie Matthäus Merian's, welche 1649 zu Frankfurt am Main aufgelegt wurde, zeigt nämlich auf dem interessanten Blatte, welches das Schloß Hernals bei Wien darstellt, auch die Anhöhe bei Weinhaus mit dem Buchstaben Q bezeichnet, der in der Erklärung als „Türkenschanze“ vorkommt, so daß hiemit der Name schon über dreißig Jahre vor der zweiten Türkenbelagerung im Gebrauche war, daher noch viel früher entstanden sein mußte. Es ist daher die Annahme, daß sich die Benennung „Türkenschanze“ schon von der ersten türkischen Belagerung, 1529, herschreibe, eine vollberechtigte, wenngleich hiefür jede Beweisstelle mangelt, denn in den Beschreibungen derselben wird keine Befestigung des Hügels erwähnt, die auch bei der kaum dreiwöchentlichen Anwesenheit des Feindes, so fern von der Stadt, eine unnütze Arbeit gewesen wäre. Auch der sonst so lehrreiche Rundplan des Nicolaus Meldemann über die Belagerung 1529 läßt über die „Türkenschanze“ nichts entnehmen. Aber es mag hier ein gut vertheidigtes Depot für Munition und Mundvorräthe eingerichtet gewesen sein, dessen Spuren nach dem Abzuge des Feindes verblieben waren und die dem Orte schon im sechzehnten Jahrhundert den Namen „Türkenschanze“ gaben, den er später bei der zweiten Belagerung durch die That rechtfertigte.

Aus der Zeit Kaiser Karl's V. dürfte eine sehr wenig bekannte Episode interessiren — die Eroberungszüge in Amerika, von denen H. Sudelin sowie der Geschichtsschreiber K. von Klöden sehr prägnante Schilderungen liefern.

Es war ein Vertrag zwischen Kaiser Karl V. und den reichen Augsburger Kaufleuten Welser zur Zufriedenheit beider Theile abgeschlossen worden. Kaiser Karl empfing die ausgedungene Summe, deren er zur Bestreitung der Ausgaben, die ihm seine im Jahre 1526 erfolgte Vermählung mit der portugiesischen Prinzessin

Isabella, der Tochter König Emanuels des Großen, verursacht hatte, bedurfte, und die fast überreichen Augsburger Kaufleute Welser erhielten dafür den am Antillenmeer liegenden südamerikanischen Küstenstrich Venezuela (ungefähr die heutige Provinz Caravas) als erbliches Lehen. Sie glaubten dabei nicht schlecht zu fahren, denn das Land war ihnen als ein überaus goldreiches gerühmt worden.

Alfonso von Ojeda, ein spanischer Abenteurer, hatte diesen Küstenstrich an der Nordküste Südamerikas im Jahre 1499 entdeckt, und nach einem Dorf, das wie Venedig auf Pfählen erbaut war und dem er aus diesem Grunde den Namen Venezuela — das heißt „Klein-Venedig“ — gab, wurde später die ganze Landschaft so benannt. Bald nach Ojeda's Ankunft ergoß sich nun ein wahrer Strom von Abenteurern aller Länder und Reiche nach diesen Gegenden, denn der große Ruf von unermeßlichen Reichthümern und die geringe Wehrkraft der Eingeborenen waren hervorragende Lockmittel für Leute, denen es lediglich um Bereicherung zu thun war, und die im schlimmsten Falle weiter nichts als ein erbärmliches Leben in die Schanze zu schlagen hatten.

Diese Menschen trieben es denn auch darnach in den neuentdeckten Länderstrichen; sie begingen die abscheulichsten Räubereien, nahmen die Ureinwohner gefangen, schleppten sie als Sclaven fort und entvölkerten mit Feuer und Schwert die Küsten. Klagen über Klagen kamen über das Meer, und endlich sah sich die Regierung Castiliens veranlaßt, den frechen Raubzügen Einhalt zu thun. Johann von Ampuny, königlicher Factor, erhielt Befehl, an der Küste Venezuela's zunächst eine Stadt anzulegen, allerdings eine schwierige Aufgabe, die aber doch zu einem allenfalls zufriedenstellenden Resultat führte. Ampuny schloß mit dem Indianerhäuptling Manaure, welcher das Land um das Dorf herum, das Ojeda aufgefunden hatte, beherrschte, ein Schutz- und Trutzbündniß, das höchst angenehme, ausgedehnte Gebiet wurde in Besitz der Krone genommen und eine neue Stadt angelegt und erbaut, der man den Namen Coro gab.

Da erhielten plötzlich die Welser vom Kaiser Karl das Besitzrecht. In dem obenerwähnten Vertrage zwischen ihnen und dem Kaiser war festgestellt worden, daß sie vier Schiffe mit dreihundert Mann Besatzung für ein Jahr auf ihre Kosten ausrüsten, das Land im Namen der Krone Castiliens vollends erobern und Alles einnehmen sollten, was zwischen dem Cap La Vela, wo die Statthalterschaft Sanct Martha endigte, und dann Cap Maracagna lag. Sie sollten sich auch aller Inseln bemächtigen, die innerhalb dieser Grenzen waren, ausgenommen Curacao, Aruba und Bonayre, die Ampuny behalten hatte, und in der ganzen Strecke dieses Landes zwei neue Niederlassungen und drei Festungen begründen, sowie fünfzig Bergleute in allen Provinzen vertheilen, in denen sich Spanier niedergelassen hatten.

Der Kaiser verpflichtete sich seinerseits, die Würde eines Alguazil mayor (Oberrichter) auf ewige Zeiten den Welsern zu ertheilen, ebenso den Titel eines Adelantade (Statthalter) unter ihnen erblich zu machen, ferner die Auswanderer von dem Zoll für die Einfuhr aller Lebensmittel, die sie aus Spanien kommen lassen würden, zu befreien. Von dem großen Gewinn, der an den Kaiser fiel, sollten die Welser vier Procent haben, auch von dem durch sie gewonnenen Lande zwölf Quadratmeilen als Eigenthum behalten, die Erlaubniß haben, die Indianer zu Sclaven zu machen, wenn sie sich nicht gutwillig unterwürfen, und die bereits Gefangenen zu taufen, letzteres jedoch nicht ohne Theilnahme der Missionäre und königlichen Beamten. Endlich verpflichtete sich der Kaiser dazu, dem [illegible]fehlshaber der anzuwerbenden

Mannschaft ein Gehalt von 400.000, dem Lieutenant aber ein solches von 200.000 Maravedis — ein Maravedi gleich circa 40 Kreuzer österr. Währung — lebenslänglich zu zahlen.

Zum Hauptmann der angeworbenen Fußknechte und Reiter ernannten die Welser Ambrosius Alfinger, zu seinem Lieutenant Bartholomäus Sailer, welche beide auch zu Anfang des Jahres 1529 wohlbehalten in Coro anlangten. Allein die Welser hatten in diesen Männern keine gute Wahl getroffen, denn mit ihrer Ankunft in dem neuentdeckten Lande nahm dort alle kaum errungene und befestigte Wohlfahrt und alles Glück ein Ende. Gold! Gold! das war ihr Feldgeschrei, und die abscheulichsten Mittel wurden angewandt, um solches zu erlangen. Selbst der würdige Kazike (Oberhaupt) Manaure, mit welchem Johann von Ampuny ein Bündniß geschlossen hatte, wurde schändlich mißhandelt und sogar auf die Folter gebracht, um zu bekennen, wo er sein Gold versteckt habe; zum Glück gelang es ihm zu entfliehen.

Alfinger zog nun in das benachbarte Land der Araguer, wo er Alles plünderte und mordete, was ihm in die Hände fiel, obgleich ihm die Eingeborenen vertrauend und voller Freuden entgegen kamen und ihm reiche Goldgeschenke machten. Alsdann begab er sich zu den Pokabujern, welches Volk zu seinem Unglück viel Gold besaß. Obwohl der Trupp Alfinger's arg zusammengeschmolzen war, fürchtete er sich doch nicht vor Gewaltthaten, ließ Männer, Frauen und Kinder, soviel er nur habhaft werden konnte, gefangen nehmen und so lange dursten und hungern, bis für Jeden ein Stück Goldes aufgebracht war. Wer dies nicht zu bewerkstelligen vermochte, kam elendiglich um.

Aehnlich erging es den Alkoholadern, denen der deutsche Hauptmann mit der ersinnbarsten Grausamkeit eine Menge Gold abzwang, deren Niederlassungen er verwüstete und mit deren Blut er den Boden düngte. Hier erhielt Alfinger auch zuerst Kunde von dem sogenannten „Goldlande“, von den Spaniern El Dorado genannt, das im Innern Südamerikas, weit vom Meer entfernt, an einem See gelegen sein sollte. Von diesem Lande ging die Sage, es sei so goldreich, daß die Einwohner, die zugleich sehr civilisirt und kriegerisch wären, nicht allein Gold und Silber statt aller anderen Metalle verwendeten, sondern sich auch vollständige Waffenrüstungen daraus anfertigten und sogar ihre Häuser damit deckten. Der Name dieses Volkes sei Omegas und seine sehr große, schön gebaute und reiche Hauptstadt umfasse den größten Theil der Einwohner des Landes.

Das war für die goldgierigen Abenteurer eine Nachricht, wie sie ihre Begierde sich nur wünschen konnte. Sofort machte sich Alfinger auf, dies Land zu entdecken und — zu plündern. Aber dies sollte ihm nicht gelingen, vielmehr empfing er im Kampfe mit einem sehr tapferen Indianerstamme eine schwere Verwundung, der er im Jahre 1532 zu Coro erlag. Sein Lieutenant Sailer folgte ihm bald darauf im Tode nach.

Wohl war nun das unglückliche Venezuela von Zweien seiner abscheulichsten Peiniger befreit, aber es folgten ihnen unverzüglich andere. Der deutsche Rittersmann Georg Hohemut von Speier, welchen die Welser im Jahre 1534 nach Venezuela als Oberbefehlshaber sandten, nachdem die Nachfolger Alfinger's bereits anfangs des genannten Jahres gestorben, war nicht minder goldgierig als Alfinger, und seine Raubzüge waren ebenfalls mit gräßlichen Unthaten verknüpft. Sein Lieutenant, Nicolaus Federmann, ein ehemaliger wüster Lanzknecht, machte es nicht besser und raubte, plünderte und massakrirte bei seinen Expeditionen, wo er nur konnte.

Das gerühmte Goldland vermochten jedoch auch sie nicht zu entdecken, und da auch sonst die Gewinnste bei den Unternehmungen die Welser nicht zufriedenstellten, was dieselben auf die Unfähigkeit Georgs von Speier schoben, so rüstete Bartholomäus Welser, der Jüngere, eine neue Flotte aus, unter deren Besatzung sich auch der kaiserliche Kriegsoberst Ritter Philipp von Hutten, ein Bruder des Bischofs von Eichstädt, Moriz von Hutten, befand.

Dieser Mann, der des Kaisers Waffenrock ruhmreich getragen, macht eine schöne Ausnahme unter all den Befehlshabern, welche die Welser nach Venezuela sandten. Wenn ihn wohl auch nur die Lust nach Abenteuern dorthin trieb, so befleckte er doch seinen und seines Vaterlandes Namen nicht mit so entsetzlichen Schandthaten, wie es seine Vorgänger gethan.

Im Jahre 1535 kam er mit 130 Mann in Coro an und unternahm alsbald mit Georg von Speier, dem er aber als Gouverneur-Lieutenant und Militär-Commandant untergeordnet blieb, einen neuen, überaus schwierigen und gefahrvollen Zug nach dem berühmten Goldlande, jedoch wiederum ohne Erfolg. Entkräftet, von 400 auf 80 Mann zusammengeschmolzen, krank und elend kehrten sie nach einer vierjährigen nutzlosen Expedition nach Coro zurück, wo Georg von Speier, ermüdet von den vergeblichen Anstrengungen, bald darauf seinen Abschied nahm.

Nun wurde Hutten, nachdem er noch persönlich dem Kaiser einen Bericht über Venezuela in Europa abgestattet, im Jahre 1541 zum Statthalter von San Domingo ernannt und unternahm nach seiner Rückkehr von Europa mit Bartholomäus Welser einen neuen Zug in das Innere Südamerikas.

Nach ungefähr acht Monaten gelangte er zu einem indianischen Völkerstamm am Flusse Guaviari, bei welchem er erfuhr, daß das ersehnte Goldland nun nicht mehr fern sei. Unter den höchsten Strapazen — es mangelte an Lebensmitteln, Krankheit schmolz das Häuflein Europäer immer mehr zusammen, die eingebornen Führer entwichen — zog er weiter und entdeckte endlich einen Berg, welcher nach der ihm gemachten Beschreibung mit dem Aehnlichkeit besaß, der bei der Goldstadt El Dorado liegen sollte. „Eine große Freude bemächtigte sich der Deutschen,“ heißt es bei unserem Geschichtsschreiber, „und wie einst die Kreuzfahrer sehnsuchtsvoll und hocherfreut die Zinnen der heiligen Stadt erblickten, so malte sich Freude und Vergnügen in den Gesichtern unserer Krieger, die man auch wohl Kreuzfahrer nennen konnte, denn Kreuz und Elend wartete ihrer genug.“ — Man eilte, den Berg zu erreichen, man mühte sich, ihn zu ersteigen, aber als man oben war, fand man sich in seinen Hoffnungen betrogen, denn von El Dorado war weit und breit nichts zu erblicken.

Zu allem Unglück brach jetzt die Regenzeit herein, die ohne Unterbrechung sechs Monate lang andauerte und während welcher sich die Deutschen wenig erholen konnten. Kaum war sie aber beendet, als es wieder von Neuem vorwärts ging. Gefahren, Mühen und Entbehrungen wurden nicht geachtet, war doch Aussicht vorhanden, dies Alles reichlich vergütet zu erhalten. Mit vierzig Mann gelangten Hutten und der junge Welser schließlich bei dem Kaziken von Makaton an, der ihnen versicherte, daß das Land der Omegaer wirklich sehr reich an Gold und Silber sei, daß es aber auch von einem äußerst starken und kriegerischen Volke bewohnt wäre. Er erklärte es für eine Tollkühnheit, mit vierzig Mann ein Land erobern zu wollen, das von Leuten vertheidigt werde, welches noch nie von einem anderen Volke mit irgendwelchem Erfolg angegriffen worden sei.

Hutten ließ sich jedoch von seinem Vorhaben nicht abschrecken, und so versprach denn der Kazike, ihn selbst in das Land der Omegaer zu führen und ihn nicht eher zu verlassen, als bis er ihm El Dorado gezeigt habe. Nach einem fünftägigen Marsche kam man an einen Berg, von welchem aus vier bis fünf Hütten, von großen Strecken wohlangebauter Ländereien umgeben, zu erblicken waren. Weiterhin aber, in einem unmittelbar daneben befindlichen reizenden Thale sollte, wie man Hutten versicherte, ein unermeßlich großer Ort: „El Dorado" liegen.

Als sich die Deutschen den erwähnten Hütten näherten, entflohen einige ackerbauende Indianer, als sie die fremden, weißen und absonderlich gekleideten Ankömm-



Der „Soldaten-Magister". (Seite 418.)

linge erblickten, in wilder Hast nach dem Thale zu. Hutten suchte einen derselben zu ergreifen, allein ein wohlgezielter Speerwurf streckte den Anführer verwundet zu Boden. Zum Glück für die Deutschen senkte sich bald darauf die Nacht auf die Erde herab, denn schon begann es in dem Thal, wo El Dorado liegen sollte, laut zu werden. Trommeln erschallten, und weithin war das Getöse von Waffen vernehmbar. Und als der neue Tag anbrach, da bot sich den Blicken der bestürzten Abenteurer ein unermeßliches Heer von Omegaern dar, das herangezogen kam, um die Fremdlinge anzugreifen. Unter dem Befehl des Obersten Limpia — denn Hutten's Verwundung war eine schwere — rüsteten sich die Deutschen zum Kampfe, der bald begann.

Es klingt fabelhaft, aber es ist erwiesen, daß neununddreißig Europäer zehntausend Indianer zurückschlugen, keiner von den ersteren ward getödtet, aber das Schlachtfeld war mit gefallenen Omegaern bedeckt. Hiebei ist daran zu erinnern, daß Fernand Cortez mit 508 Soldaten und 109 Matrosen, welche zusammen nur 45 Schießgewehre besaßen, ein Land angriff, das von sechs Millionen cultivirter und kriegerischer Einwohner vertheidigt wurde, und daß Francesco Pizzaro das unermeßliche Reich Peru mit 180 Spaniern thatsächlich eroberte!

Mit diesem glänzenden Siege war jedoch kein Resultat erzielt. Die Deutschen sahen ein, daß trotz desselben nicht weiter ohne Gefahr für ihr Leben vorzudringen möglich war und daß das Land nur von einer weit größeren Zahl von Truppen erobert werden könnte. Sie beschlossen daher, sich vorläufig nach Coro zurückzubegeben und mit zahlreicherer Mannschaft später zurückzukehren. Bei den befreundeten Kaziken von Makatoa verweilten sie so lange, bis Hutten von seiner Wunde genesen war, aber trotzdem sollte er weder Coro noch sein deutsches Vaterland wiedersehen.

Als nämlich während einiger Jahre von Hutten keine Kunde nach seiner Statthalterschaft gelangt war, ernannte der oberste königliche Gerichtshof von San Domingo einen gewissen Juan de Carvajal zum Statthalter an Stelle Hutten's. Carvajal hatte bereits einige Zeit als Hauptmann in den Diensten der Welser gestanden, war aber wegen unglaublicher Grausamkeiten entlassen worden. Jetzt hatte er sich durch Intriguen aller Art den Statthalterposten erschlichen und kennzeichnete seinen Antritt sogleich durch die infamsten Scheußlichkeiten gegen die umwohnenden Völker.

Im Jahre 1545 unternahm er einen Zug in das Innere des Landes und stieß dabei in der Charwoche des Jahres 1546, ungefähr hundert Meilen von Coro entfernt, auf den längst todtgeglaubten Hutten, der wieder auf dem Heimmarsch war. Carvajal war aufs höchste erstaunt und erschreckt darüber, denn seine Stellung stand nach Hutten's Heimkehr auf dem Spiele. Kurz entschlossen, kam er mit seinen Begleitern dahin überein, Hutten und seine Genossen, darunter auch Bartholomäus Welser, zu ermorden. Nur ein Einziger entging dem Blutbade und berichtete die Schandthat an den Kaiser, in Folge dessen Carvajal auch nach seiner Rückkehr in Coro vor Gericht gestellt, geschleift und gehenkt wurde.

So endete der Zug Philipp's von Hutten nach dem Goldlande, nach El Dorado, und mit ihm hören überhaupt bedeutendere Unternehmungen der Welser in Venezuela auf. Sechs mühevolle Jahre hatte Hutten auf seinen beiden letzten Zügen nach dem Lande der Omegaer zugebracht und war schließlich um alle Früchte dieser Anstrengungen auf so schändliche Art betrogen worden. Aber auch die Wissenschaft ist durch keine der welserischen Expeditionen wesentlich bereichert worden, denn das Hauptziel war und blieb die Eroberung von El Dorado, und vor diesem traten alle anderen Bestrebungen in den Hintergrund. Venezuela selbst aber wurde unter einer schlechten Verwaltung nur verheert, auf das schändlichste ausgesogen, geplündert und entvölkert. Infolgedessen nahm dann auch Kaiser Karl V. die Souveränitätsrechte über das unglückliche Land auf sich zurück, nachdem die Welser im Jahre 1546 den Besitz desselben thatsächlich aufgegeben hatten.

Ein schönes Beispiel von Ritterlichkeit und Treue gab zur Zeit Karl's V. der General Graf Michael von Abensberg-Traun (geb. 1484, gest. 1530.) Als nämlich Kaiser Karl V. Spanien verlassen hatte, in Aachen zum deutschen Kaiser gekrönt

worden war und sich auf einer Reise nach Regensburg befand (1520), da sah er eines Morgens fünfundzwanzig stattliche Ritter auf milchweißen Schimmeln einhersprengen. Sie trugen gleiche Panzer, gleiche Farben und gleichen Helmschmuck, die Visire geschlossen. Einige Schritte vor ihm hielten sie, und der Führer der Vierundzwanzig schlug das Visir auf — es war Graf Abensberg-Traun. „Wir können Euch, gnädigster Kaiser," sprach er, „bei uns zwar nicht die Herrlichkeiten Iberiens bieten und unser Boden gebiert keine Orangen, aber Ritter von Eisen, denn uns're Frauen sind brav." — Bei diesen Worten gab er den Rittern ein Zeichen, sie schlugen die Visire auf, und — Karl erstaunte, denn ein Gesicht war wie das andere, ein Zug wie der andere, nur durch Jahre unterschieden. Und nun nahm der Graf wieder das Wort: „Diese Vierundzwanzig sind meine Söhne, mannbare Ritter, haben schon alle ihre Lanzen gebrochen, und ich" — dabei erhob er sich stolzer im Sattel — „ich brauche mich nicht zu schämen, ihr Führer zu sein!" Mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" gab er sodann dem Pferde die Sporen und sprengte an der Spitze der Vierundzwanzig im gestreckten Galopp voraus, die Ankunft des Kaisers zu verkünden. — Schon sein Ahnherr Babo von Abensberg, der zur Zeit Kaiser Heinrich's II. lebte, hatte bei einer ähnlichen Begebenheit seine Unterthanentreue gezeigt. Der Kaiser hatte einmal alle zu Regensburg anwesenden vornehmen Herren zur Jagd eingeladen, jedoch mit dem Bedeuten, nur mit wenigem Gefolge zu erscheinen. Babo erschien aber mit 32 Rittern, worauf ihn der Kaiser entrüstet fragte, warum er sich, seinem Befehl zuwider, von solch auserlesenem Gefolge begleiten lasse. „Hoher Herr", erwiderte Babo, „es ist dies kein Gefolge, diese Zweiunddreißig sind meine Söhne, deren jeder nur Einen Knecht bei sich hat, die ich aber mit Blut und Leben Eurem Dienste schenke." Gerührt von der Anmuth und Bravour der jungen Ritter, küßte sie der Kaiser nach der Jagd, nannte sie seine lieben Kinder und behielt sie an seinem Hofe.



## Die Cavallerie des XVI. Jahrhunderts und das Reiterrecht.

Mit der Vermehrung der Feuerwaffen war das Uebergewicht der Reiterei für immer gebrochen; die Fußtruppen wurden zum Hauptbestandtheil der Heere, in dessen Hand in weitaus den meisten Fällen die Entscheidung der Schlachten gelegt war. Bevor man die Wichtigkeit jener Aufgaben erkannte, welche der modernen Cavallerie durch den Kundschafter- und Aufklärungsdienst (Eclaireurs) zukommt, ward diese wichtige Waffengattung, aus welcher einst fast allein die Heere bestanden hatten, nahezu vernachlässigt. Ein theilweiser Grund dafür lag gewiß in der Schwierigkeit, welche die Ergänzung der Reiterei im geworbenen Heere machte. Um derselben zu entgehen, griff man, wie wir sofort sehen werden, selbst zu den Formen des längst verblaßten und alles thatsächlichen Inhalts baren Ritterthums zurück, und die „Kyrisser" Maximilian's I. blieben Vorbild bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Wie wir aus dem „Reiterrecht" entnehmen, war die Werbung in die Hände der Oberste und Rittmeister gelegt, welche daraus meist eine Einnahmsquelle zu machen

mußten, ein System, dessen Blüthe und große Uebelstände wir in der Periode des großen deutschen Krieges kennen lernen werden.

Der Landesherr vergab an kriegserfahrene und bekannte Officiere sogenannte Bestallungen, durch welche sie das Recht und die Verpflichtung zur Werbung einer bestimmten Anzahl Reiter erhielten. Um die Ausrüstung derselben und wohl auch die erforderlichen Pferdeschlag zu bestimmen, lautete die Bestallung entweder blos auf „Gerüstete“ oder auf Kürassiere, „Archibussier“, Draconen u. s. w.

Die Reiter-Werbung unterschied sich schon darin von jener des Fußvolkes, daß damit nicht bis zum Krieg gewartet wurde, sondern man schon im Frieden eine Art Reserve schuf. Diese im voraus geworbenen Reiter blieben an ihren Wohnorten, mußten aber die Pferde und Rüstungen bereit halten, um auf „des Kaisers und heiligen Reiches Mahnung“ sofort auf den bestimmten Musterplatz abrücken zu können. Für diese Bereitschaft erhielten sie ein bestimmtes Wartgeld von vier bis acht Gulden monatlich, und während des „Anrittes“ zum Musterplatz bezogen sie ebenfalls eine Vergütung für jeden Tag. Die Werbherren mußten binnen einer gewissen Zeit genaue Listen der geworbenen Mannschaft abliefern, um wenigstens den gröbsten Unterschleifen mit den Wartegeldern vorbeugen zu können.

Der Abschluß einer Bestallung lautete gewöhnlich auf drei Monate; längere Contracte ging man wegen der Kostspieligkeit der Reiter nicht gerne ein. Uebrigens wurde immer festgesetzt, daß sie im Falle des Bedarfes über diese Zeit hinaus dienen mußten, während umgekehrt, wenn der Kriegsherr sie vor der bedungenen Zeit entlassen sollte, er doch den Sold für die einmal bestimmte Zeit zu leisten schuldig war.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts faßte man 2000 Reiter zu einem Körper zusammen, für welchen jedoch erst um 1600 der Name Regiment allgemein üblich wurde. Davon sollten der Regel nach 1600 mit Spießen und 400 mit Büchsen bewaffnet sein. Man hielt also die verschiedenen Arten der Reiterei nicht auseinander, sondern vereinigte sie in einem Verband. Hundert Reiter davon trugen vollkommen das Gepräge der schweren Cavallerie; sie hatten ganze Rüstungen, ihre Pferde mußten Hengste und schwer genug sein, um einen ganzen Panzer zu tragen. Dies waren die Kürassiere, die wir schon aus dem Heere Kaiser Maximilian's I. kennen. Die übrigen Lanzenträger und Schützen mußten Helme mit Visiren, stählerne Ringkragen, Armschienen, Brust- und Rückenharnisch, Panzerschürze, mindestens aber Panzerärmel mit stählernen Buckeln, Kragen mit Achselschutz, ohne Ausnahme aber lange Handschuhe haben.

Für einen Kürassier mit einer ganzen Rüstung und entsprechendem Pferd wurden monatlich 24 Gulden Sold gezahlt, für jedes andere bei der Musterung approbirte Pferd 12 Gulden. Für je 12 Pferde war ein Troß oder Botenpferd gestattet, sammt einem Boten, für welche gleichfalls 12 Gulden bewilligt wurden. Ebenso gehörte zu je 12 Pferden ein vierspänniger Wagen, für welchen, wenn er bei der Musterung richtig befunden wurde, monatlich 12 Gulden entfielen.

Die Stellung der Oberste war sehr einträglich und gesucht. Der Oberst erhielt an Sold monatlich 600 Gulden, außerdem bezog er für 16 Trabanten, auch wenn er deren nicht so viel mit sich führte, monatlich je 8 Gulden. Die bei den Werbungen thätigen Rittmeister erhielten für jedes bei der Musterung tauglich befundene Pferd 1 Gulden. Unter Kaiser Karl V. theilten sich die unter einem Obersten stehenden 2000 Reiter in zwei Abtheilungen zu je [illegible] Mann, welchen je ein Hauptmann

vorstand, und die wieder in „drei Fahnen“ zerfielen, zwei mit 400 „Spießern“ und eine mit 200 Schützen. Diese Hauptleute hatten eine Besoldung von 50 Gulden monatlich, die sich auch gleich blieb, als unter Maximilian II. nur 300 Reiter unter dem Befehl eines Hauptmannes (Rittmeisters) standen. Fähnriche oder Cornets und die schon bei den Kyrissern genannten, aber doch erst später regelmäßig eingetheilten Lieutenants wurden bei jeder Fahne einer oder zwei angestellt; für die ganze Abtheilung, die öfters auch „Haufen“ genannt wurde, waren noch zugetheilt ein Quartiermeister, ein Proviantmeister, ein Wachtmeister, ein Kaplan (oder später auch Prediger), ein Fourier, ein Schreiber, ein Trompeter und ein Paukenschläger. Für beide unter einem Oberst stehende Abtheilungen war ein Leibarzt angestellt und auf je 100 Pferde ein Hufschmied.

Die Spießer wurden schon zur Zeit Karl's V. in leichte und schwere Reiter eingetheilt. Der Unterschied bestand in der Schwere des Brust- und Rückenharnisches, von welchem jedoch der erstere stets für Flinten- und Pistolenkugeln Schutz bieten mußte. Der Schwere der Rüstung entsprach dann auch der Pferdeschlag. Die Hauptwaffe dieser Reiter, in welchen eigentlich die Ritter fortlebten, war der Spieß oder die Lanze, die von sehr beträchtlicher Länge, mit einer zwei- oder dreischneidigen Spitze versehen war und mittelst eines Lederriemens am rechten Arm getragen wurde. Außerdem führten sie noch ein zu Hieb und Stich taugliches gerades Schwert mit einfachem Korb, das um die Hüfte gegürtet wurde, später häufig auch eine oder zwei Pistolen, die mit Pulverflasche und Patronenbehälter am Sattel befestigt waren. Mit Ausnahme der Lanze hatte der Küraſſier die gleiche Bewaffnung, nur war das gerade Schwert länger und schwerer. Diese Reitertruppen waren zum Angriff in geschlossenen Massen bestimmt, dessen Wucht die feindlichen Linien zersprengen und trennen sollte.

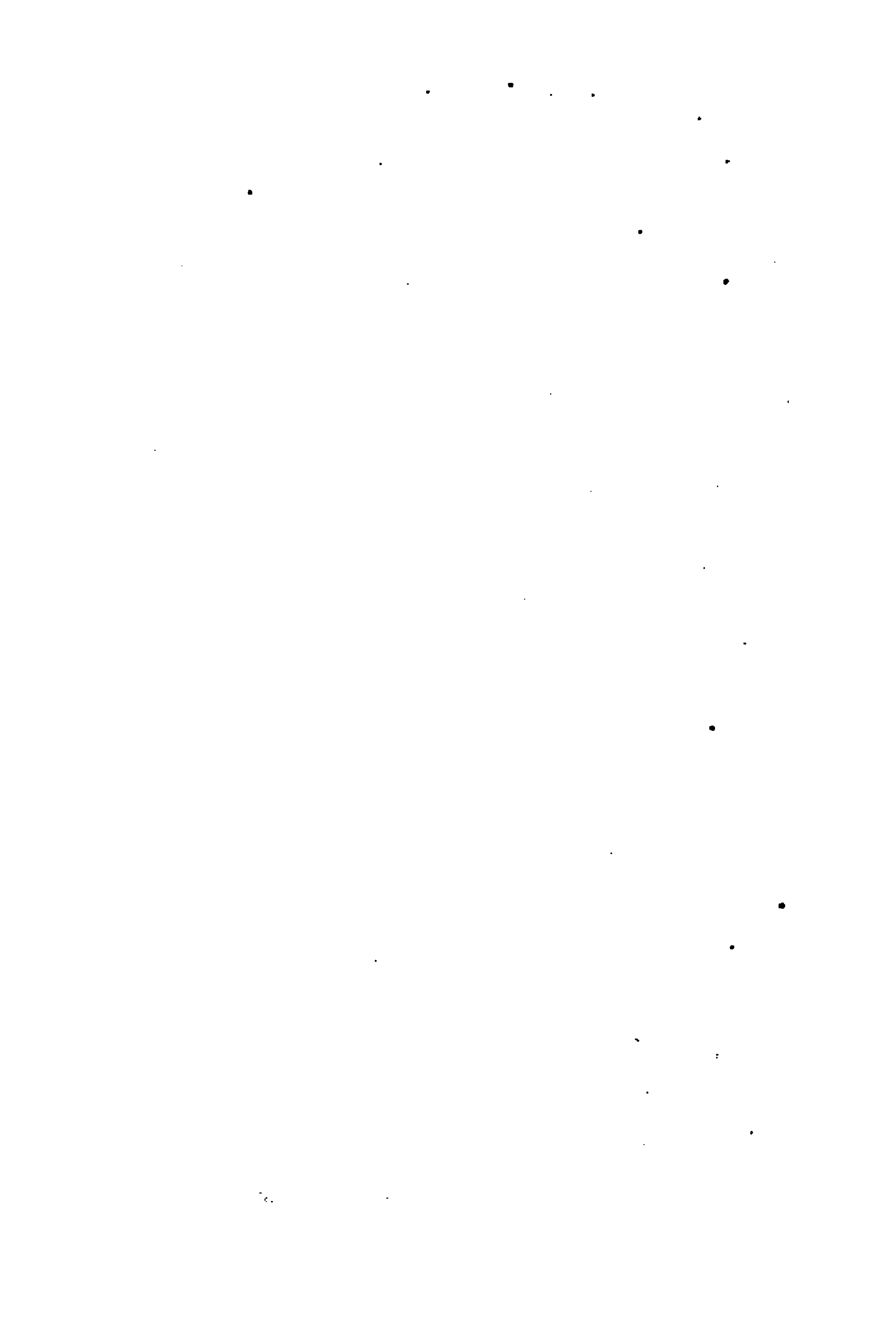
Die Schützen führten nebst einem Schwert anfänglich nur Pistolen, dann aber bald Carabiner oder kurze Hakenbüchsen, welche „Petrinal“ hießen. Bei der Reiterei kam viel früher als beim Fußvolk das Luntengewehr ab und das Radschloß in Gebrauch. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kamen die zu den leichten Reitern zählenden Arkebusiere auf, deren Name von dem französisch corrumpirten Wort Hakenbüchse stammt. Sie führten eine leichte Gattung dieser Feuerwaffe, Blechhaube, Brust- und Rückenharnisch, ein Schwert und zwei Pistolen und waren unter Umständen auch zum Kampf zu Fuß bestimmt. Alle leichten Reiter, welche nach der Schußwaffe benannt wurden (Schützen, Arkebusiere, in Oesterreich auch „Archibusier“ genannt, und die um 1600 auftauchenden Carabinier's), fanden ihre Verwendung weniger im geschlossenen Angriff als in der Eröffnung und Einleitung der Gefechte u. s. w.

Die in den niederländischen Kriegen aus geworbenen Leuten bestehende „deutsche Reiterei“ war nur leicht gerüstet, hatte ein Feuergewehr, zwei Pistolen und einen geraden Degen. Ueberhaupt kam in den meisten Heeren die Lanze mehr und mehr ab, nur in der österreichischen Reiterei erhielt sie sich, woran die unter Maximilian II. beliebten Anklänge an das Ritterthum ihren Antheil haben mochten. Die mit Lanzen bewaffnete schwere Reiterei sollte nur aus „Adeligen und Junkern“ bestehen, die aber auch geworben wurden, wie wir aus dem Reiterrecht wissen. Jeder Reiter oder Ritter hatte mindestens einen Knecht bei sich, der nur halb gerüstet war und ein Feuergewehr mit Radschloß besitzen mußte. Daraus wurden die leichten Reiterschaaren gebildet, welche ganz den oben erwähnten in den Heeren Alba's und Alexander's von Parma befindlichen „deutschen Reitern“ entsprachen.

Die taktische Aufstellung der Reiterei entsprach der Eintheilung in „Fahnen“. Man bildete meist geschlossene Massen von je 16 bis 20 Mann Front und Tiefe, je nachdem die Stärke der einzelnen Abtheilungen es erforderte. Zu bestimmten Zwecken zog man auch mehrere zusammen, um einen gewaltigen Choc auszuführen, oder man bildete kleinere Haufen zum „Scharmuziren“. Das letztere, einst viel gebrauchte Wort hängt mit dem auch jetzt noch für ein kleines Gefecht üblichen Scharmützel zusammen. Nach der Behauptung Einiger stammt das Wort aus dem Italienischen, wo es Scaramuccio, auch Scaramuggio heißt (französisch Escarmouche), und zwar von schiera, Schaar, und mucchio, Haufen, also eigentlich eine Schaar, die sich vom Haufen losgelöst hat. Zu den letzteren Zwecken ward meist die leichte Reiterei verwendet, welcher auch die Requisition und Fouragirungen, der Wachtdienst vor dem Lager und dem Heere (Vorposten) oblagen.

Ein höchst bemerkenswerthes Beispiel, daß trotz der schweren Rüstung der Reiterei noch immer körperliche Gewandtheit zu bethätigen möglich war, bietet der Cornet Christof von Zedlitz, ein schlesischer Edelmann aus der Reiterei des Grafen Hardegg. Derselbe fiel, wie schon erwähnt, 1529 während der Belagerung Wiens durch Sultan Soliman bei einem der ersten Reiter-Scharmützel in türkische Gefangenschaft. In der darüber existirenden handschriftlichen Relation heißt es: „Denn als im obgemelten Jahr der türkische Kaiser Wien berennen lassen, hat sich dieser edle Ritter bald an den Feind gemacht, ihn ritterlich angegriffen und sich sehr wohl gehalten, und als er in einem Scharmützel vom Gaul fiel und derselbe ihm abhanden gekommen, daß er ihm nicht wieder anzukommen getraut hat, geschrien, man wollte den Fahn retten, was ein Niederländer gethan und hat Herr Zedlitz allda ein klein rund Berglein in einem Weinberg zum Vortheil genommen, welches bald drei Türken gewahr worden, die auf ihm zugerennt und mit Macht ihm zugesetzet, er aber hat sich mit seinem Schwert gegen sie geschützet, den Pferden nach den Köpfen gestochen und sich ein Weil aufgehalten, hätte sich der auch wohl entledigt, wo nicht endlich noch ihr zwölf dazu kamen, welche hinten und vorne in ihnen gefallen und ihn mit Haufen zu Boden geschlagen, als er aber einen durch den Arm gestochen, haben sie ihm das Schwert ausgewunden, auch den Harnisch aufmachen wollen; weil er aber in einem ganzen Cüraß verwahrt, hat ihn keiner vermocht aufzumachen, sonst wäre er von ihnen ohne Zweifel in dem Grimme gesäbelt und zu Stücken zerhackt worden, darum sie ihn gefangen zwischen sich genommen und ein gut Viertel Meil Wegs zwischen den Rossen geführt, darnach ihm in seinem Cüraß auf einen Saumesel, welche sie zum Tragen brauchen, sitzen lassen und sind die ganze Nacht geritten, bis gen Bruck an der Leitha, da der türkische Kaiser mit seine gewaltigen Haufen gelegen.“

„Als sie ins Lager kamen, ist ein großer Zulauf geworden, nachdem der von Zedlitz in einem vollen schweren Cüraß gesessen, Haupt, Harnisch und Alles verschraubet, daß an ihme nichts, denn blank Eisen zu sehen war, da hat ihn Einer vom Haufen auf crobatisch angesprochen, was er thun und ausrichten könnte, weil er so viel Eisen an ihm hätte, darauf er geantwortet: ‚Wenn ich einen Gaul hätte, frei, los und ledig wäre, würdest du wohl sehen, was ich thun würde.‘ Als er weiter fragte, ob der von Zedlitz auch die Erde mit der Faust erreichen könnte, hat er sich bald nach der Erden gebuckt, indem zerreißt der Gurt am Saumsattel, daß er mit großem Krachen auf die Erde fallt; wie die Türken deß beginnen laut zu lachen, ist der von Zedlitz eilend aufgesprungen, ohn' allen Vortheil in seiner schweren Rüstung auf dem





Kornet Zedlitz' gymnastische Production vor Sultan Soliman. 1529.

hohen Esel, daß sich die Türken sehr verwundert und des Lachens bald vergassen. In diesem Zuge ist bei dem türkischen Kaiser gewest der Imbre (Ibrahim) Bassa (Bild Seite 305) und ein vortrefflicher und namhaftiger Mann, welcher dem Soliman der Zeit der Nächst gewesen, Alles regiert und unter Händen gehabt im ganzen türkischen Reich, auch in diesem Krieg alle Räth und Anschläge geführt. Als nun vor diesen der von Zedlitz geführt worden, hat er befohlen, man soll ihn aufmachen, aber der ist kein rittermäßiger Mann unter den Türken, der dieses Cürasses Manier, so damals nicht vielmehr bräuchlich und den Feinden ganz unbekannt, hätte aufmachen können, bis ihn der Soliman selber darum zusprechen lassen."

„Darauf der von Zedlitz geantwortet: Wo er seines Lebens sicher, wolle er sich aufmachen. Als ihm der Imber Bassa das Leben zugesagt, hat er dem Dollmetscher auf der Seiten zwei Schräuflein geweiset, dieselben ziehen lassen, da ist der Cüraß bald von einander gegangen, welches den Türken wunderlich fürkommen. Nachdem er den Harnisch abgelegt und die Türken ein goldene Ketten an ihm gesehen, sind sie heftig zugefallen und sich um die Ketten gerissen, aber der von Zedlitz hat sie selbst mit beiden Händen gefaßt, in Stücken zerrißen und unter sie geworfen; haben ihn auch sein Petschierring abgezogen, ihn wegen des Goldes für hohen Standes und Vermögen angesehen, er aber sich für ein Armen von Adel ausgeben, der solches im Krieg verdient. Als nun solches im ganzen Heer kund worden, und von dieses streitbaren Helden ritterlichen Thaten und sonderlicher Geschicklichkeit in wunderbarer Rüstung viel geredt worden, hat ihn ein Jeder sehen wollen, sonderlich weil er unter den Ersten im Berennen der Stadt Wien gefangen worden, derhalben ihm befohlen, daß er sich im vollen Cüraß also sollt' sehen lassen, wie er allermaßen für den Feind gethan, es hat auch derselbest begehrt zu sehen, ob der von Zedlitz in seinem Cüraß ohn allen Vortheil von der Erden aufstehen könnte."

„Sind also folgende Tage Maulesel und sonst mancherlei Roß hinten ausschlagende vorgezogen, da hat sich der Herr von Zedlitz in eingeschraubeten Cüraß auf die Erde geleget, sich behend wiederum erhoben, also im ganzen Cüraß ohn allen Vortheil sich auf das Roß geschwenkt und dieß etliche Mal gethan, sich auf dem Platz mit Rennen, Wendespringen ganz herrlich und ritterlich für dem Höllenhaufen sehen lassen, wie vormals vor dem König Ferdinand I. geschehen und sind also ein Spektakel mit ihm gehalten worden, darüber sich männiglich allda hoch verwundert und sonderlich der Imbre Bassa, welcher ihn bald zu sich hat genommen und in guter Sicherung verwahren lassen." (Hiezu das Bild.)

Christof von Zedlitz wurde im türkischen Lager sehr gut gehalten, erhielt statt seines Harnisches „ein roth Sammet tyrisches Kleid, wie ein gulden Stuck fermiret", und bei Aufhebung der Belagerung erhielt er noch „ein Sammet türkisches Kleid" und hundert Asper und wurde nebst einem ihm bekannten gefangenen Reiter ungefährdet nach Wien entlassen.

Selbst Sultan Soliman hatte ihn liebgewonnen, denn es hatte ihm des deutschen Reiters Kraft hohe Achtung eingeflößt. Er bot ihm eine Ehrenstelle an, wenn er bei ihm Kriegsdienste nehmen wollte, aber Zedlitz antwortete: „Ich bin ein Christenmann und will als Feind aller Christenfeinde sterben." Der Sultan war über diese freimüthige Antwort keineswegs erzürnt, sondern verehrte ihm zwei kostbare Kleider von Goldstoff, zu denen der Vezier noch eine schwere goldene Kette fügte, und ...ubte ihm, frei und ungenirt im türkischen Lager herumzugehen.

Als beim Abzuge der Türken von der Stadt das Geschütz von den Wällen, fröh Kriegsmusik und zum erstenmale wieder das Geläute aller Glocken ertönte, bef Soliman den gefangenen Cornet, der stets frei im Lager herumging, um die Ur




Oberster Zeugmeister. (Seite 460.)

dieses Lärmens. Zedlitz antwortete freimüthig: „Sultan! Was jetzt zum Him dringt, das ist der Christen Danklied, der Bürger Jubel, daß sie den Erbfeind v hinnen fliehen sehen!“ Soliman ehrte den Freimuth des Gefangenen, ließ ihn ab mals in reiche Gewänder kleiden und schenkte ihm mit zwei Leidensgefährten die Freih

edlitz kehrte in die Stadt zurück, wo die Erzählung dessen, was sich bei den Türken
it ihm zugetragen, allgemeines Staunen erregte. Aus jedem Munde erschollen Lob-
eisungen auf den jungen Helden, aber nach kurzer Zeit starb er an der Auszehrung,




General-Reiter-Oberst. (Seite 435.)

id es mag wohl etwas Wahres an der sich alsbald bildenden Meinung sein,
ß irgend ein mißgünstiger Pascha ihm vor seiner Entfernung aus dem Türkenlager
ift habe beibringen lassen. Der edle Soliman selbst war aber einer solchen Unthat
cht fähig.

Wenn auch bei der Reiterei gleichfalls bestimmte Normen über die Rüstung und Bewaffnung bestanden, so war sie doch dem äußeren Ansehen nach noch verschiedener als beim Fußvolk. Aus der Anrede des Feldobersten bei der Musterung, die an „Fürsten, Grafen, Herren, Adelige und gemeine Reiter“ gerichtet war, läßt sich ein Schluß auf die Verschiedenheit des Rangs und der Vermögensverhältnisse ziehen, die sich in der Reiterei zusammenfanden und gewiß in Rüstung und Bewaffnung ihren Ausdruck fanden. Lag doch schon darin, daß die bessere Ausrüstung gewisse Vortheile verhieß, ein Sporn, sich hervorzuthun. Uebrigens betont schon Herr Lazarus Schwendi in seinem „Kriegsdiscurs“: „die Hoffahrt der Kriegsleute soll sein: schöne Rosse, Harnische und Wehren und redliche Thaten, nicht Pracht in Kleidern und Gold und Silber. Ihre Wehren sollen sie geputzt und gerüstet halten, denn welcher Kriegsmann seine Wehren nicht in Ehren hält, der gedenkt nicht redlich zu streiten.

Besonders wird in diesem militärischen Werk des erfahrenen Feldobersten die Wichtigkeit der Stellung des Fähnrichs bei der Reiterei hervorgehoben. Der Rittmeister soll ihm die Fahne vor den Reitern mit einer ernstlichen Erinnerung übergeben. Der Fähnrich soll bei jedem Lärm und jeder Feindesnoth der Erste zu Pferde sein, und sobald er einige wenige Leute bei sich hat, auf den Lärmplatz rücken. In Abwesenheit des Rittmeisters soll er selbst die Schlachtordnung machen helfen. Die Fahne soll er gegen den Feind selbst führen und im Treffen nicht senken, sondern stets aufrecht halten. Er soll im Kampf den Reitern zusprechen und mit den hinteren Flügeln stets nachdrängen und vorbrechen, wenn die vorderen bedrängt oder schwankend werden.

Im Allgemeinen blieben die Formation und Einrichtungen bei der Reiterei durch das ganze sechzehnte Jahrhundert und bis zum dreißigjährigen Krieg viel gleichartiger als beim Fußvolk. Bei diesem bedingte die steigende Vermehrung der Feuergewehre und der Gebrauch der Piken statt der langen Spieße gegen den Schluß des Jahrhunderts Aenderungen in der Zusammensetzung und taktischen Verwendung. Bei der Reiterei aber lag in der Schwierigkeit der Werbung ein Grund, möglichst bei den alten Formen zu bleiben.

Für die Verhältnisse gegen Ende des Jahrhunderts ist ein Bestallungsbrief interessant, durch welchen Kaiser Rudolf II. (Prag, 20. Mai 1598) den Georg Rudolf Marschalch zum Obersten über 1000 deutsche gerüstete Pferde (schwere Reiter) einsetzt, „nemblich das ehr jetzt alsbalden berührte Ein Tausend Reutter, welche Alle und Jede Insonderheit nur wohlgeübte Reisigeknechte, mit tauglichen Pferden und Rüstungen, Alß wolbedeckten Schurz und Ermeln, Kragen, Rück-, Krebs-, Hand- und Haupt-Harnisch, darzu mit solchen guten Seitengewehren und Stechern, deren sie sich zum Ernst gebrauchen können, und insonderheit jeder wenigstens mit Zweyen gerechten Feuerschlagenden Püchsen gefast und versehen seyn sollen, in aller Eyl werben, förderlichst in Bereytschaft bringen, und damit off den letzten nechstkommenden Monats Juny Alten Calenders in Unserer Stadt Olmütz, in unseren Markgrafthumb Mähren, dahin Ihm und den Reuttern hiemit der Musterplatz benannt seyn soll, zur Musterung zugleich erscheinen, und Folgendeß Uns und dem heiligen Reich drei Monat lang, Jeder Monat, dem alten Kriegsbrauch nach, dreißig Tage gerechnet, die nächsten nacheinander dienen.“

„Und sollen die 1000 Pferd in Vier Fahnen, Nemblich ein Jeder 250 Pferde getheilt werden. Darauf sie auch der Obrist mit gut erfharen Rittmeister versehen soll. So bewilligen wir ander den 1000 Reuttern, und off keine weitere oder höhere Anzahl

so gleich etliche Pferde darüber in Musterung passirt werden sollen) Auf jedes gerüstete doch allein in der Musterung gut gemachte Pferd, den gebräuchlichen Rittgulden dem Rittmeister bezahlen zu lassen. Mehr sollen allwege über 50 gemusterte Pferde ein Rottmeister gehalten und demselben von Jedem gemusterten Pferd ein halber und also von allen 50 Pferd 25 fl. Monatlichen passirt und gut gemacht werden. Gleichfalls sollen ihn auf 12 Pferd ein gerüsteter Wagen mit guten vier Rossen gemustert, auch allewege auf Jeden, wo nicht zwey doch ein guter feuerschlagender Doppelhacken oder Muschketen mit sammt zweyen Knebelspießen gehalten werden, und dann auf solchen gemusterten Wagen wollen wir monatlichen Passiren 24 fl. Item sollen auf 12 Pferde ein Troßklepper gemustert und darauf 6 fl. Monatlich passirt; doch so weit dieselben in Musterung vorgestellt werden."

„Ferner bewilligen wir ingemein auf jedes in der Musterung gut gemachte Pferd zu Monatlichen Besoldung 12 fl. Und dann noch auf jedes solch Reisigk gemusterte Pferd zu einer Zubuß einen halben Gulden. Und letztlich wollen wir auch unter Jeden Fahnen Nachfolgende Embter und Vorttel (Besoldungen). Als Nemlich: Auf einen Lieutenant 40 fl., Auf seine 2 Trabanten, Jedem 8 fl., thut 16 fl.; Auf ein Fähnrich 40 fl.; Auf 2 Trommeter, Jedem 12 fl., thut 24 fl.; Auf ein Forier 12 fl; Auf ein Satler 6 fl.; Auf ein Schlosser 12 fl.; Auf ein Schmitt 12 fl.; Auf ein Plattener (Harnischmacher) 12 fl.; Auf ein Dolmetsch 12 fl.; Und dann auf ein Wagen 24 fl. Rheinisch, zu 15 Patzen oder 60 Kreuzer, als über Sold und Fortl."

Wenn diese Besoldungen auch mit Rücksicht auf den Umstand, daß Rüstung und Bewaffnung beigestellt werden mußten und Jeder sich und sein Pferd davon selbst unterhalten sollte, gering erscheinen, so darf doch der damalige Geldwerth nicht übersehen werden, welcher mindestens das Fünffache des heutigen betrug.

Kamen schon bei den Musterungen des Fußvolkes Uebelstände und Unterschiede vor, so muß es damit bei der Reiterei noch viel ärger bestellt gewesen sein, und der Klagen und Rathschläge, um allen Finten zu begegnen, ist in gleichzeitigen Berichten und Schriftstellern kein Ende. Kam es doch vor, daß dieselben Pferde, welche als Bespannung bei den Wägen oder Geschützen vorgeführt worden waren, dann nochmals als Reisigenpferde die Musterung passirten. Im Felde aber boten die wirklichen oder angeblichen Abgänge vor dem Feind Anlaß zu solchen einträglichen „Financirungen".

War das Heer groß und besonders die Anzahl der Reiter eine bedeutende, so setzte man für dieselbe besondere Ober-Officiere ein. Der erste derselben war der General-Reiter-Oberst (nebstbei bemerkt der erste Gebrauch, der von dem Namen General in Oesterreich gemacht wurde, Bild Seite 433). Er stand unmittelbar unter dem Feldherrn, hatte Sitz und Stimme im Kriegsrath und war mit der obersten Leitung und Beaufsichtigung der Reiterei im Lager, auf dem Zuge und vor dem Feinde betraut. Auch Oberst-Wachtmeister über die Reiter gab es bei größeren Haufen, deren Dienstleistung eine doppelte, und zwar bei der Truppe und beim Feldherrn war. In ersterer Beziehung oblag ihnen hauptsächlich die Ueberwachung der Disciplin und Ordnung; sie stellten die Wachen nach Anordnung des Feldmarschalls aus, umritten und besichtigten sie bei Tag und Nacht, damit dieselben vollzählig seien, gehörig abgelöst wurden, kein Reiter absaß oder schlief und keine Feuer gehalten wurden. Aber sie waren auch direct dem Feldherrn unterordnet, holten von demselben die Losung, um sie den Wachen mitzutheilen, und im Felde überbrachten sie seine Befehle den Unter-Commandanten, thaten also Adjutantendienste.

Der Reiter-Oberst führte im Felde stets auch das Commando über den von geworbenen Haufen. Unter ihm standen die schon an der Werbung mitbetheili Rittmeister, die auch vor dem Feind ihre Fähnlein führten, die Schlachtord machten, Bewegungen leiteten und im ersten Glied standen. Sie durften — ebenso alle Untergebenen — das Lager ohne Erlaubniß nicht verlassen. Knechte, die e verbrochen, konnte der Rittmeister in Eisen legen lassen, das Strafrecht aber ihm nur mit Vorwissen und Erlaubniß des Obersten zu; Junker, die Ungebühr ü durfte der Rittmeister verhaften und zum Reiterrecht vorladen lassen.

Der Lieutenant war der unmittelbare Stellvertreter des Rittmeisters, Pflichten des Fähnrichs haben wir schon kennen gelernt. Gegen Ende des Jahrhun kamen auch schon „Wachtmeister" bei den Reitern vor, die anfänglich wi nur die Wachen zu besorgen und zu beaufsichtigen hatten, bald aber an die S der Rottmeister traten und die höchste Mannschafts-Charge bildeten.

Die Bezeichnung „deutsche Reiter" wurde um 1600 nur mehr für schweren Reiter angewendet, denn schon tauchten die nach französischem Muster waffneten Arkebusiere und später auch Dragoner auf.

Ein Armeestand von 1602 specificirt die österreichische Reiterei folgenderma wobei noch keine Regimenter formirt waren, wie schon aus der Ungleichheit der S zahl hervorgeht, sondern die einzelnen Corps nach dem Namen der Führer ben wurden:

| | | | |
|---|---|---|---|
| „Wenigs | 500 | Pferde | |
| Rajetzky | 500 | „ | |
| Mates Graf Thurn | 1000 | „ | Arkebusiere |
| Heinrich Krzinegli | 1000 | „ | „ |
| Otto Lohenstein | 1000 | deutsche Reiter | |
| Hans Rajetzky | 500 | „ | Arkebusiere |
| Wolff Mengensreiter | 500 | „ | „ |
| Rheingraf Philipp Otto | 600 | Curazier | „ |
| Kollonics | 2600 | zu Roß | „ |
| Tilly | 3000 | Wallonen." | |

Im Jahre 1604 zählt ein Verzeichniß auf:

„Obriste zu Roß.

| | | |
|---|---|---|
| Graf Thurn | 1000 | Pferde |
| Christof Teufel | 1000 | „ |
| Hans Christof Puchheim | 1000 | „ |
| Karl Kollonitsch | 500 | „ |
| Adam Trautmannsdorf | 500 | „ |
| Wolf (zweiter Name unleserlich, wahrscheinlich Jörger) | 500 | „ |
| Friedrich Graf Hohenlohe | 250 | „ |
| Curazier, Wallonen | 350 | „ |
| Renn-Fahnen | 200 | „ |
| Draconen | 400 | „ |
| Summa | 5700 | Pferde |

Alle im Feldlager des Basta."

In nahezu einseitiger Weise legte man im ganzen sechzehnten Jahrhundert das Hauptgewicht auf das Fußvolk, und nur selten führte, mehr durch einen Zufall als durch planvolle Absicht, die Reiterei die Entscheidung in einer Schlacht herbei. So war dies z. B. in der Sporenschlacht bei Guinegate der Fall, aber nur, weil die französische Reiterei sich überraschen ließ, das Fußvolk aber durchbrannte, ohne den Kampf abzuwarten. Aus dem gleichen Grunde kennen wir aus dieser Periode auch keine Führer, die sich besonders als Reitergenerale hervorthaten. Am ersten wäre von Oesterreichern neben dem schon ausführlicher erwähnten Hans von Katzianer noch Karl von Zierotin (geb. 1509, gest. 1560, Bild Seite 441) zu nennen, der seine Tapferkeit zuerst beim Zuge Karl's V. nach Tunis bewährte.

Später befehligte Zierotin stets Reiterschaaren und bewährte sich auf Streifzügen und in der Schlacht als kühner und schneidiger Führer. Im Feldzuge von 1540 eroberte er Pest; bei der Belagerung von Belgrad fiel er in das feindliche Lager ein und schlug sich durch die ihn von allen Seiten umringenden Spahis. Im Schmalkaldischen Krieg stand Zierotin als Feldmarschall an der Spitze der schweren Reiterei. Schon 1551 finden wir ihn wieder vor den Türken im Felde, wo er die mährischen Kriegsvölker befehligte. Bei der Belagerung von Lippa drohte durch einen plötzlichen Ausfall der Türken große Gefahr, da ließ Zierotin seine rasch gesammelten Reiter absitzen, um sie den schon ins Lager eindringenden Feinden entgegenzuwerfen, von welchen auch nur wenige in die Festung entkamen. Auch am erfolgreichen Sturm auf die Festung hatte Zierotin großen Antheil. Im Jahre 1556 stand er an der Seite des Erzherzogs Ferdinand, als dieser den Oberbefehl in Ungarn hatte. Dabei führte er die Verproviantirung des nachmals so berühmt gewordenen Szigeth durch — eine seiner glänzendsten Waffenthaten. An der Spitze seiner böhmischen und mährischen Reiter durchbrach er unter fortwährenden Kämpfen das türkische Lager, brachte Proviant und Geschütze glücklich in die Feste und bahnte sich dann wieder den Rückweg. Durch dieses kühne Reiterstück Zierotin's, der den Wahlspruch hatte „Alles Gott, nichts dem Glück!" war Szigeth für diesesmal gerettet.

Eigentliche Reitergenerale finden wir aber erst, als man der Cavallerie wieder mehr Aufmerksamkeit zuwendete und die Wucht ihres Angriffes gegen die um der Feuerwirkung willen in dünnen Fronten formirte Infanterie zu verwenden suchte. In Johann von Werth und Gottfried von Pappenheim werden wir später die ersten eigentlichen Reitergenerale kennen lernen.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts taucht auch der Name der Hußaren als besondere Reitertruppe auf. Sie wurden von einzelnen Magnaten ausgerüstet, so finden die Hußaren Palffy's (600 Mann), Forgacs' (500 Mann) und jene Nadasdy's mit nur 100 Mann in den Schlachtberichten jener Zeit Erwähnung. Für den Feldzug des Jahres 1602 stellten die ungarischen Comitate 1000, die Grenzdistricte 2000, Siebenbürgen aber 3000 Hußaren. In der nächsten Zeit wird die ungarische leichte Reiterei meist unter den Namen Kroaten zusammengefaßt, als welche im Vorpostendienst, bei Streifungen und Ueberfällen sie oft sehr wesentliche Dienste leistet. Einer ihrer bekanntesten Führer war Graf Johann Ludwig Isolani, der auch schon gegen die Türken diente, aber eigentlich zu den Generalen des dreißigjährigen Krieges gerechnet werden muß, wo von ihm die Rede sein wird.

## Das Reiterrecht.

Viel später als für das Fußvolk erhielt auch die Reiterei ihre bestimmten Dienstesvorschriften. Das älteste „Reiterrecht" ist aus dem Jahre 1534 und verhältnißmäßig kurz; in nur 34 Sätzen wird das Nothwendigste bestimmt, und schon aus der milderen Fassung ist zu erkennen, daß die Reiter nicht als bloße Söldner betrachtet wurden, sondern sich aus besseren, wohlhabenderen Bevölkerungskreisen ergänzten. Uebrigens lag durch nahezu hundert Jahre — von 1470 bis 1560 — die Hauptstärke der Heere fast ausschließlich im Fußvolk, und die Reiterei spielte nur eine Nebenrolle. Als sich dies änderte und auch die Reiterei wieder in Aufschwung kam, aber dann in ihren Reihen auch die Berufs- und Glücksoldaten überhand nahmen, stellte sich auch die Nothwendigkeit ausführlicherer und strengerer Dienstesbestimmungen ein.

Kaiser Maximilian II. klagte mit gutem Recht auf dem Reichstag zu Speyer 1570, „wie die jetzt täglich mehr und mehr überhandnehmende Frechheit des deutschen Kriegsvolkes in etwas einzuschränken und so viel möglich, auf der löblichen Vorfahren alte deutsche ritterliche Tapferkeit und Redlichkeit wieder zu richten und dafür zu sorgen sein möchte, daß die Kriegswerbungen der ausländischen Könige und Fürsten in Deutschland, künftig ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers nicht weiter zugelassen und Kriegsgesetze, denen die Reiter und Fußknechte nachleben sollten, gemacht würden."

Wie verderblich mußte die Zerfahrenheit der politischen Verhältnisse, die durch Eifersucht der Fürsten und stete Verkleinerung der kaiserlichen Gewalt geschaffen wurden, auf den Gemeingeist gewirkt haben, bis Deutschland der Tummelplatz fremder Werber werden konnte? Und noch schlimmer war es, daß sie auch, in Folge des gewährten höheren Soldes und der laxeren Disciplin, die in fremden Heeren herrschte, viel Zulauf fanden und Tausende fortzogen, um unter feindlicher Fahne gegen Kaiser und Reich zu fechten.

Auch diese Anregung, wie so manche andere des hochsinnigen und edlen Maximilian II., blieb bei der Ungunst der Zeiten ziemlich erfolglos. Deutschland mußte erst die Prüfungen des dreißigjährigen Krieges erleiden, um fremde Hilfe und fremden Hohn gebührend zu würdigen, das System der geworbenen Heere mußte erst seine ganzen Uebelstände gezeigt haben, bevor man daran ging, ein anderes System der Heeresergänzung einzuführen, das die Vertheidigung der Heimat wieder den durch die Abstammung und Staatsbürgerpflicht dazu berufenen Kämpfern auferlegte.

Nahezu das einzige greifbare Resultat der Anregung Maximilian's II. war die Ausarbeitung eines ausführlichen „Reiterrechtes", dessen Entwurf von dem kriegserfahrenen Feldhauptmann Lazarus Schwendi herrührt. Diese Kriegsordnung der Reiterei, blos für die österreichische Cavallerie berechnet, blieb lange Zeit in Kraft und gibt so genaue Auskunft über Zusammensetzung, Beschaffenheit und Kriegsbrauch dieser Waffengattung, daß eine mindestens auszugsweise Wiedergabe ebenso nothwendig als interessant erscheint.

1. Die Reiter sollen mit wohlgeübten Knechten und guten Rüstungen, nämlich wohldeckenden Schürzen, Aermeln, Rock, Krebs (Brustharnisch, aus übereinander liegenden Schuppen bestehend, daher von der Aehnlichkeit mit einer Krebsschale die Benennung tragend), Haupt- und Handharnisch, jeder zum wenigstens mit zwei Faust- und

feuerschlagenden Büchsen versehen, auf des Kaisers und des heiligen Reiches Mahnung, an dem ihnen jederzeit zu bestimmenden Musterplatz, gegen Erhalt eines halben Monatssoldes auf das Anrittsgeld, förderlichst zur Musterung erscheinen, auch vom Tage der Musterung an gerechnet drei Monate lang, und so lange man ihrer weiterhin noch bedürfen würde, zu dienen schuldig sein.

2. Vor dem Anritte soll ihnen auf jedes Pferd das Nachtgeld mit 9 Kreuzer und auf einen Wagen 9 Kreuzer passirt werden. Jeder ist des Tages 4 Meilen zu reiten schuldig, der fünfte Tag ist Rasttag.

3. Auf dem Musterplatz haben sie der Musterung zu warten. Würde diese für einige Tage verschoben, so sollen für diese Tage auf das Pferd 9 Kreuzer nebst dem Wagengeld weiter passirt und bezahlt werden.

4. An jedem Orte, den ein solcher Anzug trifft, soll die Obrigkeit den Wirthen eine billige Taxe vorschreiben, wonach diese für Roß und Mann 9 Kreuzer über Nacht und für den Wagen 9 Kreuzer erhalten. Hingegen sollen die Reiter mit hinreichender Tractation sich begnügen und sättigen lassen.

5. Bei den Anzügen sollen der Oberst und die Rittmeister schuldig sein, die Reiter alsbald in Rotten auszutheilen und bei jeder Rotte einen Rottmeister oder sonst eine bestimmte Person zuzuordnen und an allen Orten, wo sie durchziehen, des Rottmeisters oder der zugeordneten Person rechten Namen angeben und verzeichnen lassen; damit, falls durch die Reiter den Unterthanen Gewalt oder Schaden zugefügt würde, man wisse, an wen man sich zu halten habe.

6. Nach geschehener Musterung sollen die Reiter einen ganzen Monatssold, nämlich 9 Gulden für jedes Reisigenpferd auf die Hand erhalten, nebst dem Wagengeld und einem Gulden für Troß und Rottmeister.

7. Der Monat hebt mit der Musterung an und wird zu 30 Tagen gerechnet. Sollte man nachher der Reiter nicht weiter bedürfen, so soll der Abritt wie der Anritt ihnen berechnet und bezahlt, für die Aemter und andere Dinge aber kein weiteres Geld gegeben und sie beurlaubt werden.

8. Nach der festgesetzten ersten Musterung, auf welcher jeder mit seinen Reitern zu erscheinen hat, soll den nachkommenden Reitern keine Nachmusterung gestattet werden, noch ihnen wegen des Anrittsgeldes ein Anspruch an Kaiser und Reich zustehen, außer die Versäumniß wäre aus zulässigen Ursachen geschehen. Wenn Einer mehr als die ihm bestimmte und bewilligte Anzahl von geworbenen Reitern bringt, so sind Kaiser und Reich nicht verbunden, sie gleich den Anderen zu unterhalten.

Punkt 9 bestimmt, daß der Sold für drei Monate, sowie das Anrittsgeld auch dann voll zu zahlen sind, wenn die Reiter nicht volle drei Monate im Dienste behalten werden.

Punkt 10 regelt den Ersatzanspruch für umgestandene oder vor dem Feinde umgekommene Pferde.

11. Sollte man der Reiterwägen zu Kriegszwecken bedürfen und die Reiter sie ohne besonderen Nachtheil entbehren können, so sollen sie dieselben auszufolgen schuldig sein.

12. Gemusterte und vergütete reisige Pferde und Troßklepper darf Niemand, außer mit Wissen und Erlaubniß seines Rittmeisters, in den Wagen spannen.

13. Jeder Rittmeister soll, nach Anschlag der Commissarien und Obersten, ungefähr 300 Pferde unter seiner Fahne haben.

14. Dem Rittmeister soll auf jedes gerüstete Pferd, das in der Muster passirt wird, monatlich ein Gulden Rittmeistergeld gut gethan werden.

15. Es sollen jederzeit über 50 Pferde ein Rottmeister und auf jeden Rottm 25 Gulden; ferner je auf 12 Pferde 1 Troßklepper und darauf 6 Gulden; auf e Lieutenant 32 Gulden, auf einen Fähnrich 24 Gulden, auf zwei Trompeter 12 Gul Uebersold; auf einen Schreiber, Feldscheer oder Fourier 12 Gulden Uebersold; einen Feuerschloßmacher 12 Gulden, auf einen Sattler 6 Gulden, auf einen Hufsch 12 Gulden Uebersold; auf zwei Trabanten jedem 8 Gulden, auf einen Caplan Prädicanten, wofern ein solcher zugegen, 24 Gulden passirt und bezahlt werden.

16. „Dieweil der Rottmeistergulden den Rottmeistern darum bezahlt wird, sie schuldig seien, neben den anderen Befehlshabern die Reisigen in guter Ord zu halten, die Rittmeister aber bisweilen diesen Gulden einstecken und dann kein R meister da ist, so soll jeder Rittmeister schuldig sein, den Rottmeistergulden orden unter seiner Fahne auszutheilen und je über 50 Pferde einen Rottmeister zu stellen, ihn von genannten Geld zu unterhalten und namhaft zu machen." Aehn Einschärfungen über richtige Verrechnung und Musterung enthalten die Punkte und 18.

19. Die Rottmeister sollen auf Zügen und Fütterungen und wo es sonst nö gute Aufsicht auf die ihnen untergebenen Reiter führen, damit man die Uebelt leichter ausfindig mache und zur Strafe ziehe.

20. Um die beschwerlichen langen Pferdereihen zu vermeiden, sollen keinem meister über 12 Pferde, keinem Adeligen über 6 oder 8 Pferde und keinem G oder Herrn über 10 oder 12 Pferde passirt und vergütet werden. Nur wenn stattlicher vermöglicher Graf, Herr oder Adeliger mit einer größeren Anzahl ganz ausgerüstet in der Musterung erschiene, dürften ihm die Mustercommissarien e Pferde mehr passiren.

21. Die Obersten und Rittmeister sollen nicht gestatten, daß sich ihrer Viel eine Reihe zusammenschlagen und unter Einem Namen in der Musterung durchre sondern es soll Jeder mit seinem Tauf- und Zunamen und seinen Pferden order im Musterregister verzeichnet sein und durchreiten.

22. Einem jeden Herrn oder Adeligen, der 5 oder 6 Pferde hat, soll nicht als Ein Bube, wer nur 4 oder 3 Pferde hat, kein Junge; wer aber 12 Pferde 2 Jungen passirt werden.

23. Welcher Herr oder Junker 6 Pferde oder darüber hat, der soll darı einen mit einem langen Feuerrohr bewaffneten Knecht haben, welcher zu Roß d umzugehen und es vor dem Feind zu gebrauchen versteht.

24. Der Oberst und die Rittmeister dürfen keine solchen Pferde werben oder Register und in die Musterung bringen, wo der Junker oder Herr nicht persönlich Felde gegenwärtig ist; auch dürfen sie die Pferde unter keinem fremden Namen du reiten lassen.

25. Dieweil etliche Herren oder Junker ihre Pferde unter die Fahne schre lassen und doch mit ihrer Person oder einem oder zwei Klepper, die sie übrig haben vorgeben, frei und Niemand unterworfen sein wollen, woraus allerlei Ungleich Ungehorsam und Unordnung entsteht, so sollen die Rittmeister keine Herrn und Adel unter ihren Reitern dulden, die nicht gleich Andern in das Register geschrieben zum Gehorsam verbunden sind.

26. Die Rittmeister sollen, so viel möglich ihre Reiter aus Adeligen und nicht es „Einspännigerknechten" (die nur ein Pferd stellen) anwerben.

27. Jeder Herr und Junker soll von Haus aus seine Knechte dermaßen bekleiden, ıß ihr Leib gegen Kälte und Unwetter geschützt und die Büchsen wohl gedeckt sind.

28. Jeder Herr oder Junker soll seine Knechte auf die völlige Zeit und so lange aiser und Reich ihrer bedürfen, zu bestellen schuldig sein. Kein Knecht oder Diener at, so lange die Bestallung währt, das Recht, von seinem Herrn oder Junker einen Irlaub zu fordern, es gehe sein Jahresziel aus oder an, wie es wolle; sondern er ist huldig, bei ihm zu bleiben, ihm zu dienen und ihn mit der Besoldung nicht zu teigern, so lange er bleibt und dient. Wer ohne Erlaubniß und Bestallbrief abzieht,



Karl von Zierotin. (Seite 437.)

wird im Betretungsfalle an Leib und Leben bestraft, oder wenn er entläuft, zum Schelm gemacht und darf nirgend gehalten und gelitten werden.

29. Kein Knecht soll seinem Herrn oder Junker muthwillig trotzen und sich ihm widersetzen, geschweige denn, eine Büchse oder Waffe gegen ihn richten, bei Leibesstrafe.

30. Keiner soll dem Andern sein Gesinde abwendig machen. Wird ein Knecht von seinem Herrn in Unfrieden entlassen, so darf ihn kein Herr oder Junker, der auf demselben Zuge ist, annehmen, es sei denn mit Gestattung des vorigen Herrn.

31. Hingegen sollen die Herren und Junker ihre Knechte gebührend und leutselig behandeln. Verhält Einer seine Diener übel und unbillig und es kommt darüber zu Klage und Spaltung, so soll der Rittmeister oder Oberst billig einschreiten. Wäre hiemit der Klage nicht abgeholfen, so soll es an den Feldmarschall gelangen, und dieser den Handel untersuchen und schlichten.

32. Der Oberst oder Rittmeister darf, ohne des Feldherrn Wissen u
willigung, weder einen oder mehrere Reiter beurlauben, noch neu ankommende
annehmen und unter die Fahnen stellen.

33. Wenn solche Reisige erkranken, oder von dem Feinde gefangen wer
sind sie, so lange man im Felde liegt, monatlich wie die Gesunden zu halten.
sollen die Pferde und Rüstungen der Gefangenen oder Kranken jederzeit z
Musterung aufgeführt werden.

34. Wenn Knechte oder Pferde eines Reiters von den Feinden erschossen
getödtet werden, oder sonst ohne Schuld in Verlust gerathen, so soll der Rei
einem oder längstens zwei Monaten andere Knechte oder Rosse einstellen, oh
ihm die Besoldung darauf nicht weiter passirt werden.

35. Keiner soll Knechte, Pferde, Harnische noch sonstige Rüstungen bei An
entlehnen und durch die Musterung bringen, noch Einer dem Anderen leihen, so
jeder für sich selbst vollständig und hinreichend gerüstet sein. Die dagegen han
haben ihre Besoldung verwirkt und verfallen in Strafe.

36. Keine, als des Rittmeisters 12 und des Fähnrichs 6 Pferde sollen
frei sein.

37. Oberste und Rittmeister sollen mit Ernst darauf sehen, daß die Reiter
Muster-Registern nach ihre Pferde und Rüstungen bei ihrer Fahne vollständig h

38. So oft man in den Zügen und Ordnungen der Feld- und M
Commissarien, von den Obersten und Rittmeistern begehrt, die Fahnen ausrücken
lassen, müssen sie es thun, die Fahnen abgesondert ziehen und abzählen lassen. F
sich dann bei irgend einer Fahne ein namhafter und verdächtiger Mangel an der
so soll dem genau nachgeforscht werden, damit kein Betrug vorfallen könne.

39. Der Oberst und die ihm untergebenen Rittmeister, Befehlshaber und R
sollen darüber wachen, daß Niemand aus der Ordnung und dem Lager reite, noch
Wägen fahren lassen, oder sich ohne Befehl mit dem Feind einlasse, sondern
auf seinem angewiesenen Platz bleibe.

40. Sie sollen bei ihren ritterlichen adeligen Ehren und Pflichten das
löbliche deutsche Reiter- oder Ritterrecht unter einander eifrig handhaben, fort
und sich demselben, als ihrer ordentlichen Justiz, unterwerfen, jeden Frevel vor
selben untersuchen und strafen lassen.

41. Der Kaiser bestätigt das alte Herkommen des löblichen Ritter- und R
rechtes und will, daß nicht nur am Kaiserhofe, in den Feldzügen und Besatzungen
Kaisers, sondern auch im ganzen römischen Reiche und in allen kaiserlichen Erbla
darnach gehandelt und Recht gesprochen werde.

42. Was während der Feldzüge allenthalben vor dem Reiterrecht geurtheilt
gehandelt wird, das Alles soll in das Kriegsprotokoll eingezeichnet und am Ende
Zuges zwei beglaubigte Copien davon gemacht werden, die eine für den Kaiser,
andere für die kurfürstliche Kanzlei zu Mainz, damit man im Reiche die ergang
Urtheile kennen lerne und sich darnach richte.

43. Zur Mehrung der Gottesfurcht, christlichen Wandels, guter Ordn
Gerechtigkeit und Gehorsam, sollen sich die Reiter erstlich vor allem gottlosen, le
fertigen, bösen Leben, sonderlich vor Gotteslästerung, Verachtung seines heiligen Wo
vor Bedrückung und Vergewaltigung des armen Mannes hüten und keine unzüch
Weiber mit sich führen oder im Lager haben. Wo es jedoch unverdächtige Weiber

man zu Abwartung kranker Personen, zum Waschen und anderen unsträflichen ngen, ohne Schande und Unzucht gebraucht, die sollen geduldet und zugelassen rden, aber mit Vorwissen der Befehlshaber.

44. Die Obersten, Rittmeister und Befehlshaber sollen den ihnen untergebenen itern kein bös Exempel geben, vielmehr sich selbst alles christlichen und guten ndels befleißigen.

45. Ferner sollen die Herren und Junker sammt ihren Knechten sich befleißigen, Sonntage und so oft zum Gottesdienst oder zur Predigt umgeblasen wird, das ort Gottes zu hören und den Gottesdienst abzuwarten. Wer während solcher Zeit Kneipen, Tabernen und anderen ärgerlichen leichtfertigen Orten betreten würde, soll dafür gestraft werden, nämlich wenn er ein Knecht ist, mit Gefängniß Eisen, und wenn er ein Herr oder Junker ist, durch mündliche Zurechtweisung n Seite des Obersten oder Rittmeisters. Hilft das nicht, so soll der Herr oder nker bei dem Feldmarschall verklagt und vom Reiterrechte bedeutet werden, daß bei Verharren in ärgerlichem Wandel, nach Rechtskenntniß gestraft und aus n Haufen gestoßen werde.

46. Während des Gottesdienstes und der Predigt darf durch die Marketender Wein und Bier ausgezapft und verkauft werden.

47. Oeffentliche Gotteslästerei sind an Ehre, Leib und Leben zu strafen.

48. Dieweil es leider dahin gekommen, daß unter den Deutschen, sonderlich im iege, das lästerlich viehische Vollsaufen schier im allgemeinsten Gebrauche ist, woraus ganzen Nation viel Verkleinerung, Unehr, Nachtheil und Spott entsteht, sonderlich Kriege auch desto weniger Sieg und glückliche Verrichtung erfolgt, so sollen Oberste, ttmeister, Befehlshaber, desgleichen Herren, Junker und Mitreiter, sich der steten, merwährenden Völlerei mäßigen, sonderlich aber solches ihren Knechten und Dienern ch nicht gestatten.

49. Wäre ein Befehlshaber der immerwährenden viehischen lästerlichen Völlerei maßen ergeben, daß er seinen Befehl und Dienst nicht gehörig verrichte, dem soll rch den Feldmarschall und seinen Obersten der Befehl entzogen und einem anderen irdigeren, so mehr nüchtern, übergeben werden.

50. Bei strafbaren Mißhandlungen, die durch Herren, Junker, Knechte verübt rden, soll die Trunkenheit zu keiner Entschuldigung oder Strafmilderung dienen, vielmehr rgleichen Verbrechen desto schärfer, schwerer, ja doppelt gerichtet und bestraft werden.

51. Wer Völlerei halber Feindesnoth versäumt oder verschläft, soll am Leben traft werden.

52. Reisige und andere den Reitern dienende Knechte, welche so viehisch und gestalt sich volltrinken, daß sie ihrer selbst und ihrer Vernunft nicht mächtig sind, len straks festgenommen, in die Eisen geschlagen und ohne des Obersten oder Rittifters Vorwissen nicht ausgelassen werden.

53. Wer gegen den Feldobersten oder Feldmarschall die gewaffnete Hand erhebt, er seinen Befehlshabern, sonderlich in der Amtshandlung sich wiedersetzt, soll an ib, Ehr und Gut gestraft werden.

54. Wer seinen Vorgesetzten mit verächtlichen schmähenden Worten begegnet, rd vor das Reiterrecht gestellt und bestraft.

55. Wer gegen den Feldobersten und anderen Vorgesetzte Meuterei begeht, wird Leib und Leben gestraft.

56. Jeder soll sich der Justiz und Feldordnung gemäß verhalten.

57. Keiner darf an die Justizleute, als Profoßen, Rumormeister, Wagenburgmeister und deren Diener und Zugehörige Hand anlegen, ihnen mit Gewalt und Unbescheidenheit widerstreben, noch sie in ihren Amtsverrichtungen hindern, vielmehr ein Jeder sie gegen Gewalt schützen und schirmen helfen, und zwar bei Leibes- und Lebensstrafe.

58. Keiner soll dem Feldmarschall, dem Obersten oder an deren Statt dem Profoßen einen Diener vorenthalten, noch sein Gesinde gegen Rechtsspruch in Schutz nehmen.

59. Die Rottmeister und gemeinen Reiter sollen gute Züge und Ordnung halten, nicht vor der Fahne umherstreifen. Besonders soll sich kein Reiter in den Troß und unter die Wägen mischen, noch vor der Fahne aus dem Lager rücken und voranziehen; Alles bei schwerer Strafe.

Die Punkte 61 und 62 handeln von Fahnenflüchtigen, wobei es heißt, daß Jene, die auf einen solchen „schießen oder stechen, nicht allein nicht strafbar sind, sondern sich noch großen Dank erwerben“.

63. Ohne des Feldobersten Erlaubniß soll keiner einen Trompeter zu den Feinden schicken, noch von ihnen annehmen, noch in anderer Weise mit ihnen verhandeln. Wem Briefe oder Botschaften von den Feinden zukommen, der hat sie sogleich seinem Rittmeister oder Obersten auszuantworten und dieser sie uneröffnet und unerforscht an den Feldobersten gelangen zu lassen.

64. Niemanden von den Feinden oder dessen Zugehörige darf die Wacht aus dem Lager oder in dasselbe lassen, sondern die Wacht muß den Betretenen dem Obersten ausliefern.

65. Auf Zügen, Wachten oder unter fliegenden Fahnen darf keiner eine gewehrte Hand gegen den Anderen gebrauchen, noch mit ihm balgen oder schlagen, bei Leib- und Lebensstrafe.

66. Keiner, es sei in oder außer dem Lager, darf den Anderen mit Büchse oder mörderischer Waffe anfallen, noch Einer den Anderen zu Roß herausfordern.

67. Niemand darf den Anderen in seinem Zelt und Logiment muthwilliger Weise überfallen und vergewaltigen, bei höchster Strafe.

68. Niemand darf einen Pflug rauben, noch Mühlen, Backöfen und was dem gemeinen Bedürfnisse dienstlich, es sei Freunden oder Feinden zuständig, ohne Erlaubniß beschädigen oder zerstören, noch Wein, Mehl oder Korn muthwilligerweise ausrinnen lassen und verderben, bei Leibesstrafe.

69. Niemand darf alte abgelebte Leute, Priester, Prediger, unbewehrte Frauen oder unmündige Kinder todtschlagen, bei Leibes- und Lebensstrafe.

70. Keine Nation und kein Kriegsvolk darf wider das andere sich zusammenrotten, Aufruhr und Zulauf machen, nach seiner Nation schreien, bei Verlust des Leibes und Lebens.

71. Bei besetzter Wache darf keiner eine Büchse losschießen, noch Geschrei, Gesang und andere Unruhe erregen.

72. Im Felde und in der Garnison, so lange der Feldzug dauert, darf Niemand alte Uneinigkeit und Feindschaft äußern oder thätlich rächen, sondern er muß die Sache verschieben oder durch die Vorgesetzten ausgleichen lassen, oder den ordentlichen Rechtsweg gehen.

73. Wenn Einige unter sich uneinig würden, oder thätlich an einander geriethen, da soll jeder Anwesende Frieden zu stiften suchen und die Zänker sich nach ihm achten.

74. Keiner darf seine ordentliche Wacht versäumen, sie verweigern oder vor der Ablösung verlassen. Wer es thut, verliert seine Besoldung, wird ohne Paßbrief von dem Haufen abgeschafft oder sonst gestraft.

75. Jeder soll mit seinem Harnisch und den anderen gebührenden Wehren, auf welche er gemustert ist, auf die Wacht ziehen, und weder auf Tag- noch Nachtwacht von seinem Pferde abstehen. Wer anders betreten wird, dessen Pferd und Harnisch ist dem Feldmarschall verfallen (woran dem Wachtmeister der halbe Theil gebührt) und er wird noch überdies bestraft.

76. Keiner soll auf der Schild- oder Schaarwacht unnöthigen Lärm machen.

77. Wer auf der Wacht trunken und voll betreten wird, also daß er seine Wacht nicht gebührlich versehen oder die rechte Losung nicht geben kann, verfällt in Strafe.

78. Fremde und verdächtige Personen soll Niemand beherbergen, sondern sie seinen Vorgesetzten anzeigen.

79. Wer Vortheil an den Feinden und Nachtheil an den Freunden sähe oder einen guten Rath zu geben wüßte, wie man den Feinden Abbruch thun und sich selbst vor Schaden bewahren könne, der ist schuldig, dies insgeheim dem Feldherrn, oder dem Feldmarschall oder seinen Obersten mitzutheilen.

80. Niemand darf brandschatzen, ein Lager anstecken oder anstecken lassen, noch brennen, außer auf Befehl des Feldobersten.

81. In Schlachten und Gefechten soll Jeder an dem Orte, wohin er verordnet ist, bleiben und ohne Befehl sich nicht wegbegeben. Wenn in derselben Zeit andere Kriegsleute an einen anderen Orte gegen den Feind siegen, so soll derjenige, der Gehorsam geleistet und das ihm Befohlene gethan hat, eben so gut gehalten werden, als derjenige, der ebenfalls im Gehorsam die That vollbringen half.

82. Auch nachdem der Feind besiegt worden, soll Keiner ohne Erlaubniß sich aus seiner Ordnung und von seiner Fahne weg, auf das Beuten und Verfolgen begeben.

83. Keiner soll dem Andern seine gewonnene Beute mit Gewalt oder sonst entreißen, sondern wenn Irrung und Uneinigkeit hierüber entsteht, der Streit durch die Vorgesetzten oder vor dem ordentlichen Reiterrecht entschieden werden.

84. Keiner soll in oder außer dem Lager die Marketender plündern, ihnen Gewalt anthun oder auf den Proviantplätzen Gewalt üben, in die Proviantplätze einfallen, noch etwas mit Gewalt nehmen, bei Strafe an Leib und Gut.

85. Keiner darf vor das Lager gehen, um Vorkauf auf den Proviant zu thun, sondern aller Proviant soll zu freiem Kaufe in das Lager kommen.

86. Wer den Feinden Vieh oder anderen Proviant abgewinnt, der darf ohne höhere Erlaubniß das Vieh nicht aus dem Lager führen, sondern muß es in dem Lager verkaufen.

87. Wer im Lager oder sonst im Dienste etwas hört, was dem Kaiser und Reiche, deren Kriegswesen oder Land und Leuten zum Nachtheil gereichen könnte, oder wer sonst verdächtige Leute sieht und weiß, der soll es sofort seinem Rittmeister oder Obersten, oder wenn die Sache wichtig ist, dem Feldmarschall melden. Wer dies nicht thut, soll gleich dem Anstifter, an Leib und Gut gestraft werden.

88. Wenn der Kaiser oder dessen Feldoberst gewisse Personen, Städte, Märkte, Flecken, Dörfer, Häuser mit Geleite, Freibriefen, Sauvegarden versieht, so soll Niemand dagegen handeln.

89. Des Kaisers und des Reiches Unterthanen soll im An- und Abzug und sonst in Durchzügen und Lagerungen Niemand beschweren, pressen, plündern oder sonst beschädigen, sondern Jedermann gebührende Bezahlung thun. Hingegen sollen die Kriegsleute von den Wirthen nicht übertheuert werden. Wenn sie aber gegen den Feind zu Felde liegen, dürfen sie die nöthige Fütterung holen.

90. Wenn Geld und Zahlung nicht regelmäßig erfolgen kann, und sie auf den Wirth oder den armen Mann leben und zehren müssen, so sollen sie dennoch nach Gebühr und Billigkeit sich verhalten, über dasjenige, was ihnen die Wirthe oder armen Leute (Bauern) geben, ehrliche Rechnung führen, ihnen Zettel oder Empfangscheine ausstellen und sich's nachher an ihrer Besoldung abziehen lassen.

91. Die armen Leute sollen für ihre derartigen Schäden durch des Kaisers und heiligen Reichs Kriegspfennig oder Zahlmeister ordentlich bezahlt werden.

92. Wenn man in Feindesland und doch auf Reichsboden läge, darf Keiner hinausreiten und die armen Leute plündern, brandschatzen und vergewaltigen, noch seinen Dienern solches gestatten, vielmehr letztere überwachen, daß sie nichts Ungebührliches in das Lager bringen, sondern sich mit Proviant und Fütterung nach vorgeschriebener Taxe, Maß und Ordnung halten. Liefe dieserhalb Klage ein, so sollen die Rittmeister die armen Leute an Geld entschädigen und es den Schuldigen an ihrer Besoldung abziehen. Es sollen auch die Herren und Junker ihre Knechte, nach Befinden ihrer Schuld, zur Widererstattung anhalten, die Thäter noch außerdem vor Gericht gestellt und als Räuber gestraft werden.

93. Wenn der feindliche Feldoberst oder die feindlichen Hauptleute durch die Reiter gefangen würden, so haben diese die Gefangenen gegen ein angemessenes Geschenk dem Befehlshaber zu übergeben.

94. Werden, außer so vornehmen Feinden, noch andere Personen gefangen, die darf derjenige, der sie niederwirft und fängt, schätzen, und nach Kriegsgebrauch behandeln. Doch sollen alle Gefangenen dem Feldobersten angezeigt und ohne sein Vorwissen keiner ledig gelassen werden.

95. Wenn Städte, Schlösser, Flecken, Land und Leute erobert werden, sollen diese sammt den dazu gehörigen Geschütze, Munition- und Proviant-Vorrath jederzeit dem Kaiser und dem Reiche zustehen und bleiben; die eroberten Orte, Land und Leute, nach dem sie zur Huldigung aufgenommen worden, nicht weiter beschädigt, noch gebrandschatzt werden, aber alle Habe, die nach Kriegsbrauch preisgegeben ist, soll den Kriegsleuten bleiben.

96. Wenn verschiedenerlei Nationen zu Roß und Fuß zusammenkommen, soll, um Uneinigkeit zu verhüten, keine Nation die andere mit Willen, Werken und Geberden schmähen, noch sich mit derselben in Streit einlassen, sondern etwaige Ansprüche und Forderungen sollen bei der Obrigkeit und den ordentlichen Kriegsrechten vorgebracht werden.

97. Wenn jedoch Reisige wider Bestallung, Kriegsrecht, Brauch, Ehr und Pflicht handeln, sollen sie nach Erkenntniß und Brauch des Reiterrechtes an Leib, Ehr und Gut gestraft werden.

98. Wenn bei diesen Reitern kein Feldmarschall ist, durch den ein ordentliches iterrecht gehalten werden könnte, die vorgefallenen Vorgehen aber keinen Aufschub den, so soll der Oberst für sich selbst das Unrecht strafen, die Rittmeister, Lieutenante, hnriche, auch wenn es nöthig, einige Rottmeister zu sich fordern, und mit ihrem thun und Erkenntniß nach dem Reiterrechte gegen die Uebelthäter verfahren.

99. Bei allen deutschen Reiterregimentern, mit wenigen oder vielen Fahnen, en, wenn kein ordentlicher Feldmarschall vorhanden, nichts desto weniger Profoßen alten und das Uebel gestraft werden.

100. Wer von einem Rittmeister Anrittgeld nimmt, aber bei der Musterung r dem Haufen nicht erscheint, sondern vor oder nach der Musterung, ehe das Feld= iment bestellt ist, wieder abreitet, oder sich in eines andern Herrn Dienste begibt, soll, um sich zu rechtfertigen, vor das Reiterrecht citirt, und wenn er ungehorsam sbleibt, so über ihn abgeurtheilt werden, wie wenn er zugegen wäre.

101. Wenn in diesem oder anderen Feldzügen, außerhalb des Reiches, bei nden Potentaten, sich Irrungen oder Ehrensachen zwischen Deutschen entspännen, Einer gegen den Andern vor dem Reiterrechte austragen wollte, und der Kläger ne, um das Recht wider seinen, bei dem Haufen in der Bestallung befindlichen gner anzurufen, so soll ihm Recht gestattet, der Beklagte ordentlich citirt werden d Antwort zu geben schuldig sein. Hingegen soll sich der Ankläger dem Feldmarschall d Feldobersten so lange mit Pflichten unterwerfen, gebührende Caution und Ver= erung thun, und alles Gebührende erstatten, so lange bis er seine Sache zu Recht sgeführt hat.

102. In dem Allen sollen sich Oberste, Rittmeister und Reisige halten, wie es lichen frommen Ritters= und andern ehrlichen Kriegsleuten bei Treu und Glauben ührt.

103. Auch soll der Oberst in eigener Person bei den ihm untergebenen Ritt= istern sein und bleiben, und an seiner Statt, ohne des Feldobersten Vorwissen, nen Verwalter oder Lieutenant stellen.

104. Ferner sollen die Reisigen monatlich, oder wenn man es begehrt, sich stern zu lassen schuldig sein, und ihnen dann ihre Bezahlung gereicht werden. enn aber das Geld sich verzöge, und nicht im Ausgang des Monats gleich überall handen wäre, sollen sie dieß geduldig tragen, nichts destoweniger ihre Züge und achten versehen, keinen Zug abschlagen, wie redlichen Kriegsleuten gebührt.

105. Es soll auch diese Bestallung und Artikel zur Zeit der ersten Musterung entlich den gemeinen Reitern im Felde unter fliegenden Fahnen vorgelesen, und sie rauf in Gelöbniß genommen werden.

106. So oft man nachher mustert, soll immer die Bestallung den Reitern im nge wieder vorgelesen werden, damit sich Jeder derselben besser erinnere und sich rnach richten könne.

107. Gleichergestalt sollen alle Reiter, die sich später noch während des Feldzuges den Haufen begeben, und Dienst und Besoldung nehmen, eben so gut zu Haltung Bestallung und Artikel verbunden sein, als ob sie zu Anfang darauf bestellt oder Gelöbniß genommen worden wären.

108. Die Rittmeister sollen bei der Werbung darauf sehen, daß sich keine leicht= tigen übelthätigen und übelberüchtigten Personen unter ihre Reiter einmischen. Wenn che später unter den Fahnen in Erfahrung gebracht würden, sollen sie, sofern sie

sich vergehen, vor das „Reiterrecht“ gestellt, nach Maßgabe ihrer Uebelthat von dem Haufen weggeschafft oder sonst gestraft werden.

109. Würde sonst noch in dieser Bestallung Einer betreten, der ein offener Gotteslästerer, ein berüchtigter Jungfrauen- oder Frauenschänder, der ferner Jemand unredlich ermordet, von seinem Herrn aus dem Feld geflohen, oder sonst einer unehrbaren oder unadeligen That überwiesen wäre, der soll dieserhalb vor das Reiterrecht gestellt und gestraft werden.

110. Wenn in obigen Artikeln etwas vergessen oder ausgelassen, das Reiter- und Kriegsleuten zu halten zustünde und gebräuchlich wäre, so sollen die Reiter eben so gut dazu verhalten und verbunden sein, und die Uebelthäter nach Erkenntniß deßwegen gestraft werden, als wenn es ausdrücklich in dieser Bestallung vermeldet wäre.

Die vorstehenden, unter dem Namen „Reiterrecht“ bekannten Kriegsartikel sind für Organisation und Kriegsgebrauch der österreichischen Reiterei im sechzehnten Jahrhundert von sehr großer Bedeutung. In militärischer Beziehung ist besonders das Bestreben, gewisse Ideen und Formen des mittelalterlichen Ritterthums im Interesse der Heereszucht neu zu beleben, interessant und auch das System der Werbung unterscheidet sich bei der Cavallerie wesentlich von dem beim Fußvolk eingeführten. Die Hauptursache hiezu mag wohl in der Schwierigkeit gelegen sein, im Falle eines Krieges sofort das nöthige Pferde-Material beizustellen, man mußte daher Roß und Mann zugleich anwerben, und womöglich sogar größere Trupps auf einmal zu gewinnen suchen, wodurch man von vornherein auf die begüterten Gesellschaftsclassen und einen abweichenden Vorgang bei der Werbung angewiesen war, wie wir ja schon gesehen haben.

Aber auch in mancher anderen Beziehung werfen die Bestimmungen dieses „Reiterrechtes“ ein höchst interessantes Streiflicht auf die allgemeinen und culturgeschichtlichen Verhältnisse jener Zeit. Aus der Nebeneinanderstellung der „Priester und Prediger“ welchen gleiche Ehren und gleicher Schutz gesichert werden, spricht deutlich die von Maximilian II. hochsinniger Duldung angestrebte friedliche Ausgleichung der durch die Reformation geweckten deutschen Religionsstreitigkeiten. Die wiederholte und besonders scharfe Verdammung der Trunksucht: „woraus der ganzen Nation viel Verkleinerung, Unehr, Nachtheil und Spott entsteht“, ist nur der Wiederhall der im sechzehnten Jahrhundert von allen Seiten erhobenen Klagen über das unmäßige Trinken in deutschen Landen. Meint doch schon Luther in seiner kernigen Weise: es möge wohl wahr sein, daß jede Nation ihren besonderen Teufel habe, so z. B. die Franzosen den Hoffahrtsteufel, die Italiener den Raufteufel, aber die Deutschen hätten sich einen der lästerlichsten gewählt: den Saufteufel, dem sie mit Haut und Haar sich verschrieben hätten und mit Eifer dienten.

Im Allgemeinen blieben die Bestimmungen dieses „Reiterrechts“ bis in die Mitte des kommenden Jahrhunderts aufrecht, und die Bestallungsbriefe aus der Zeit der Kaiser Rudolf II. und Matthias enthalten stets den Zusatz: „Gedachter Obrist, seine Rittmeister, Befehlshaber und Reutter sollen bei ihren adlichen, Ritterlichen Pflichten, damit sie uns und dem heiligen Reich in Krafft dieser Bestallung verpflichtet seyn, das alte löbliche teutsche Reutter- oder Ritterrecht unter ihnen im Höchsten Ernst und Fleiß anzurichten, zu handhaben, vorzusetzen, sich demselben als ihrer ordentlichen Justition (Rechtspflege) zu unterwerfen und zu gehorsamen, auch Alle und Jede Verwirkung oder Mißhandlung vermöge dieser Bestallung und den kaiserlichen Rechten und wolherkommenden Kriegsgebrauch für demselbigen Rechtfertigen und straffen lassen.“

Auch das 1617 aufgestellte Reiterrecht, das unter dem Namen des „Wallensteinischen“ bekannt ist, hat nicht diesen Führer zum Autor, sondern ist nichts als




Büchsenmeister der Artillerie. (Seite 458.)

eine fast unveränderte Copie des oben mitgetheilten Reiterrechtes, dessen Verfasser der in Theorie und Praxis des Kriegswesens gleich erfahrene kaiserliche Feldoberst Lazarus Schwendi von Hohenlandberg war.

## Musterung und Kriegsrecht bei der Reiterei.

Verfolgen wir schließlich noch den Verlauf der zwei wichtigsten militärischen Amtshandlungen bei der Reiterei jener Zeit: die Musterung und die Abhaltung eines „Reiterrechtes".

Wenn die Reiter auf dem bestimmten Musterplatz eingerückt waren, so wurden sie zuerst je nach der Stärke in „Haufen" abgetheilt, die dann im Viereck oder Ring aufgestellt wurden. Unter Vortragung eines bloßen Schwertes ritt hierauf der Feldoberst, begleitet von den „hohen Aemtern", in die Mitte und hielt nach Blasung einer Fanfare eine Ansprache. Deren wesentlicher Inhalt blieb sich immer gleich und schärfte besonders soldatische Zucht ein, „dieweil Gehorsam und gut Regiment ein Werk, das Gott gefiele, daraus alles Glück und Wohlfahrt erfolge, dasselbe auch bei den Vorfahren, den löblichen Teutschen, jederzeit in großer Achtung und Handhabung gewesen; demnach wolle der Feldoberst an Kaisers und Reiches statt, und auch für sich selbst sie ermahnt haben: daß sie Ordnung, Gehorsam, Gericht und Recht unter sich erhalten, sich christlicher Liebe, Ehrbarkeit, adeliger Sitten, Gottseligkeit und Redlichkeit befleißen, wie rittermäßigen und christlichen Leuten gebühre, das Gegentheil, nämlich alle heidnische Thaten fliehen möchten. Und damit nun ein Jeder dem besser nachzukommen wisse, so solle ihnen hiemit des Kaisers und des Reiches Bestallung, in welchem die Artikel des löblichen Reiterrechtes und Kriegs-Reglements begriffen, das der Kaiser und das Reich wieder erneuert und bestättigt, dem löblichen deutschen Namen zu Ehren und Wohlfahrt ins Werk gerichtet haben wollten, vorgelesen werden, darauf sie nach altem Brauche schwören sollten. Ohne Zweifel würden sie, als ehrliche deutsche, rittermäßige Leute, sich solches wohlgefallen lassen, sich darüber freuen und auch der That nach sich demgemäß verhalten."

Nachdem dann die mitgetheilten Kriegsartikel des Reiterrechtes verlesen waren, setzte der Feldoberst seine Ansprache dahin fort: „daß sie als aufrichtige Fürsten, Grafen, Herrn, Adelige und gemeine Reiter, jung und alt, hohen und niederen Standes, sich darnach richten, dem, was ihnen vorgelesen worden, treulich und gehorsamlich nachkommen, und bei ihrem Kriegsherrn, dem Kaiser und dem Reiche, des Kaisers obersten Stellvertreter, dessen nachfolgenden Aemtern und Befehlshabern, im Feld und in der Besatzung, zu Tag und zu Nacht, nach aller Möglichkeit Leib, Leben, Gut und Blut, wie ihre löblichen Vorfahren gethan, einsetzen, hiervon, so lange der Feldzug und die Bestallung währe, es scheide sie denn der bittere Tod oder andere erhebliche und ehrliche Gründe, — nicht weichen, sondern sich in Allem als ehrliebende, aufrichtige deutsche und rittermäßige Leute erweisen, den Rechten, der Ehrbarkeit und Billigkeit beistehen und das ganze Kriegswesen mit emsiger Anrufung Gott dem Allmächtigen befehlen, auch sich selbst vor Strafe, Schand' und Schaden, der Uebertretung hüten sollen und wollen."

Nun forderte der Feldmarschall — welcher damals nicht jenen hohen Rang hatte wie heute und dessen besondere Obliegenheiten wir alsbald kennen lernen werden — die Reiter auf, nach altem Herkommen zu schwören, die Hände aufzuheben und die Befolgung alles dessen zu geloben, was ihnen vor[illegible] worde[illegible]

War der Schwur geleistet, so „bestellte der [illegible] F[illegible] er stellte den Reitern die Inhaber der hohen Aemter vor. [illegible] ab[illegible] von

nem Herold getragene Schwert dem Feldmarschall und trug ihm auf, sein Amt nach leichem Rechte, den Frommen und Gehorsamen zum Schutz, den Bösen und Ungehorsamen zur Strafe, und treu dem Schwur, welchen er eben in der „allgemeinen Mehrung“ Beeidigung) abgelegt, zu handhaben. Die gleiche Ermahnung erfolgte an die Rittmeister nd anderen Befehlshaber, den Reitern aber schärfte der Feldoberst ein, daß sie all iesen hohen Aemtern, besonders in dem, was eines jeden Gewalt und Pflicht erfordert, ebührlichen Gehorsam leisten sollten. Der Feldmarschall und die übrigen Befehlshaber erpflichteten sich nun noch besonders zum Gehorsam gegen den Obersten, zu gerechter Erfüllung ihrer Pflichten und gebührlicher Handlung gegen die Reiter. Nun erst liesen die Trompeter, und der Ring löste sich auf, wenn nicht „durch die Musterung“ eritten werden sollte, um die Kopfzahl der Reiter, Beschaffenheit der Pferde und Rüstung festzustellen.

Auch die Abhaltung eines „Reiterrechtes“ wurde nach streng festgehaltenen Formen veranlaßt. Es unterschied sich von den modernen Kriegsgerichten besonders adurch, daß nicht blos Straffälle, sondern auch Streitigkeiten über Beuteantheile, Ehrenhändel, kurz alle Gegenstände, die einer gerichtlichen Entscheidung zu unterliegen chienen, vor das Reiterrecht gebracht wurden. Beim Beginn eines Feldzuges oder obald die Reiter unter den Fahnen standen, ernannte der Feldmarschall einen besonders hrbaren, erfahrenen Kriegsmann zu seinem Stellvertreter, dem dann die besondere Justizaufsicht und die Führung der Geschäfte des Reiterrechtes zukam.

Stellte sich die Nothwendigkeit, ein Reiterrecht abzuhalten, heraus, so wurde es m Lager „ausgeblasen“, was durch eine bestimmte Fanfare geschah. Dann bestimmte er Feldmarschall einen Obristen, drei Rittmeister, drei Lieutenants, drei Fähnriche nd drei Rottmeister, aus welchen das „Reiterrecht“ bestehen sollte; bei schweren Malefizsachen bestand es außer dem Vorsitzenden aus 24 Personen, welche Zahl durch ugezogene Rottmeister ergänzt wurde. Kamen Criminalfälle oder wichtigere Dinge zur Verhandlung, so mußte stets der Feldmarschall gegenwärtig sein und das Gericht leiten, nur bei geringeren Streitigkeiten überließ er dies seinem Stellvertreter.

Wenn die ernannten Mitglieder des Gerichtes in oder vor der Wohnung des Feldmarschalls versammelt waren, so erschien dieser selbst unter Trompetenschall und Vortragung eines Schwertes. Kam ein besonders schwerer, sogenannter „peinlicher“ Fall zur Verhandlung, so zogen auch die Mitglieder des Gerichtes feierlich auf, wobei ie die Schwerter auf den Schultern, mit den Spitzen nach aufwärts, trugen.

Auf dem Gerichtsplatze angelangt, legte der Feldmarschall das Schwert vor sich uf den Tisch, und die Beisitzer kehrten die ihren mit der Spitze zur Erde. Dann rmahnte sie der Feldmarschall, daß sie weder um Geld und Gut, Gift (Geschenk) und Habe, noch um Neid und Haß, Freundschaft oder Feindschaft, sondern allein nach Klage und Antwort, nach Maßgabe der Bestallung und des kaiserlichen Rechtes, rkennen, sprechen und urtheilen möchten, so wie sie wollten, daß Gott am jüngsten Gericht über ihre Seelen urtheile und spreche. Zur Bekräftigung dessen leisteten Alle dem Feldmarschall den Handschlag.

Nun ließ er die Umfrage ergehen, ob das Gericht mit tauglichen ehrlichen Leuten bestellt, ob es zu rechter Zeit versammelt und sonst kein Hinderniß sei, ein kaiserlich Reiterrecht zu halten, und ob [illegible] Parteien ordnungsgemäß vorgeladen seien. Erfolgte [illegible]ei Einspruch, so „verb[illegible] er das Recht im Namen Gottes, des Ursprungs [illegible]chtigkeit, im Name[illegible]ers und des Reiches, als der höchsten Obrigkeit,

und im Namen des bestellten Feldobersten und gebot, daß niemand im Gerichte ohne Erlaubniß und vor seinem Vorsprecher rede, keiner ohne Gestattung abtrete u. s. w.

Betraf der Gegenstand peinliche oder das Kriegsregiment berührende Sachen, so wurde der Profoß und nach des Feldmarschalls Gutachten auch sein Stellvertreter beigezogen; in Streitigkeiten über Geld und Gut traten die Parteien auf, der Kläger trug seine Sache vor, und der Antworter (Geklagte) brachte seine Gegengründe an. Handelte es sich aber um Malefizsachen und Ehrenhändel zwischen angesehenen Personen, so berichtete der Feldmarschall, bevor das gefällte Urtheil veröffentlicht wurde, dem Feldobersten, damit dieser seine Ansicht kundgebe, die Strafe bestätigen oder mildern könne.

Erging in peinlichen Sachen die Umfrage wegen des Urtheils, so ergriffen der Feldmarschall und die Richter ihre Schwerter, wobei der Erstere die Spitze nach oben, die Uebrigen sie zur Erde richteten. War aber das Urtheil gesprochen und lautete es auf den Tod, so brach der Feldmarschall den Stab und die Richter kehrten die Schwertspitzen zur Höhe. Dann ging man im Zuge vom Gerichtsorte zur Wohnung des Feldmarschalls, wo gemeiniglich das in peinlichen Dingen gefällte Urtheil ausgeblasen und verkündigt wurde. Dem Feldobersten stand das Begnadigungsrecht bis zum Moment des Strafvollzuges zu.

Jede Verhandlung des Reiterrechtes mußte genau in das „Rechtsbuch“ eingetragen werden. Zwei davon gefertigte und zum Beweis der Richtigkeit mit dem Siegel des Feldmarschalls versehene Abschriften wurden an die kaiserliche Kanzlei und an jene des Curfürsten von Mainz, als Erzmarschall des Reiches, eingeschickt, damit die ordentliche Einhaltung der Rechtsnormen geprüft werden könne und damit sich dessen ein Jeder künftiglich zu gebrauchen und zu erholen habe.

Nach und nach verschwand die selbstständige Gerichtsbarkeit der einzelnen Truppenkörper immer mehr, und obwohl man die äußeren Formen beibehielt, lag die Rechtspflege beim Heere thatsächlich ganz in der Gewalt und Willkür der übermächtigen Kriegsobersten. In besonderen Fällen, namentlich wo es sich um militärische Vergehen handelte, kam auch wohl die Weisung vom kaiserlichen Hofe, es sei ein bestimmtes Urtheil zu schöpfen, das vom Kriegsgerichte nur zu veröffenlichen und zu vollziehen war.



## Die technischen Waffen von Maximilian I. bis zum dreißigjährigen Krieg.

Der überhandnehmende Gebrauch der Feuerwaffen gab der Kriegführung und dem Heerwesen überhaupt ein ganz anderes Gepräge. Erst von der Zeit an, wo noch andere Motive an der Entscheidung der Schlachten theilnahmen, als die Masse, die bloße körperliche Kraft und Tapferkeit, kann von einer Kriegskunst oder Kriegswissenschaft die Rede sein. Eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer — Künstler wie Albrecht Dürer (Bild Seite 457), Leonardo da Vinci und Benvenuto Cellini, Gelehrte wie Galileo Galilei u. s. w. beschäftigten sich mit der Theorie und Praxis

r Kriegskunst, und unter Jenen, welche aus dem Waffenhandwerk ihren Lebensberuf achten, fanden sich gleichfalls Männer, welche dasselbe von dem Gebiet der bloßen outine auf einen höheren Standpunkt zu stellen suchten.

Mit dem heutigen Maßstab darf man diese Bestrebungen freilich nicht messen; wir werden sehen, daß die Sucht, alle Zweige des Waffenwesens wissenschaftlich zu fassen und in bestimmte Formeln zu bringen, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine Künstelei ausartete, unter welcher der frische Zug der Maximilianischen Zeit ganz stickt wurde. In allen Zweigen der geistigen Entwicklung gibt es Epochen, in welchen an die Formel über den lebendigen Sinn stellt und von welchen die Worte gelten:

„Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefel eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer
Irrlichterire hin und her . . . . . . . . .
Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist hinauszutreiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band.“

Solche Epochen wiederholten sich im Kriegswesen oft. Im sechzehnten Jahrhundert ımmerte man sich an die für ihre Zeit bewundernswerthen Einführungen Maxiilian's I. auch dann noch, als sie den Fortschritten im Waffenwesen und den lgemeinen politischen Verhältnissen schon längst nicht mehr entsprachen, und diesen iderspruch suchte man durch Künsteleien zu verstecken. Der Gluthhauch des dreißigjhrigen Krieges erst schmolz diese verknöcherten Formen und schuf ein ganz neues riegswesen, das aber im Laufe eines Jahrhunderts ebenfalls veraltete und von n Principien der Kriegführung des Königs Friedrich II. verdrängt wurde. Verltnißmäßig rasch nützten auch diese ab und die fast nach rein geometrischen Grundzen construirte „Lineartaktik“ des achtzehnten Jahrhunderts erlag den französischen evolutionsheeren, die auch in militärischer Beziehung den vollkommenen Bruch mit m Alten bezeichneten.

Solche Perioden des Stillstandes und der Verknöcherung entspringen daraus, il man das Kriegswesen in der natürlichen Fortentwicklung stören will, die es mit en anderen Zweigen staatlicher und wissenschaftlicher Thätigkeit gemeinsam hat. iese ruhen, aber nie ganz, und wer sich gegen den Einfluß dieser Umgestaltungen schließt, muß zurückbleiben.

Und dies macht sich umso störender geltend, als einzelne Zweige des Kriegswesens sonders darauf angewiesen sind, im innigsten Zusammenhang mit den culturellen rtschritten zu bleiben. Es ist dies bei jenen Waffengattungen der Fall, deren Wirksamt ganz auf wissenschaftlichem Boden beruht, wie es bei der Artillerie und dem eniewesen der Fall ist. Mit deren weiterer Entwicklung werden wir uns in den chsten Abschnitten beschäftigen. Es sei jedoch gleich hier erwähnt, daß die Fortschritte dieser Beziehung bei weitem nicht so rasch und durchgreifend waren, wie es den lverheißenden Anläufen unter Maximilian I. entsprochen hätte. Die Erklärung für ist auch nicht schwer zu finden, da sie in der Zusammensetzung der geworbenen ere lag. So vortreffliche einzelne Kräfte auch oft für die Artillerie oder das Betigungswesen gewonnen wurden, so fehlte es doch an dem geschlossenen Körper, der

sich stets fortbildet, alle gewonnenen Resultate durch praktische Verwerthung zum Ge-meingut macht und — unabhängig vom natürlichen Wechsel der Personen — in bestimmter Richtung fortstrebt. Die hohe wissenschaftliche Durchbildung, welche in späteren Zeiten den Ruhm der technischen Corps in der österreichischen Armee bildete, konnte erst erworben werden, als dieselben nicht mehr den Zufälligkeiten des Werbesystems ausgesetzt waren.

## Die Artillerie.

Gleich seinem Großvater widmete auch Karl V. dieser Waffengattung besondere Aufmerksamkeit, und es bestand lange ein Wettstreit zwischen der deutschen und französischen Artillerie, der auf den Schlachtfeldern in Italien und den Niederlanden zu Gunsten der ersteren entschieden wurde.

Je nach dem Gebrauch theilte man die Geschütze in mehrere Classen. Zum Belagerungsgeschütz zählten die Mauerbrecher und Karthaunen, das Feldgeschütz bestand aus Schlangen (Halb- und Viertel-Schlangen, Nothschlangen, Falconen und Falconetten), endlich gab es als Wurfgeschütze die Mortare oder Mörser und Steinbüchsen.

Kaliber und Benennung waren übrigens noch sehr schwankend. Eine besondere Art der Mauerbrecher hieß die „scharfen Metzen", bei den Türken aber, deren Geschützwesen von deutschen, ungarischen, französischen oder italienischen Renegaten geleitet wurde, „Balseines," das heißt, welche keinen Honig essen. Die Karthaunen theilten sich in ganze, halbe und Viertel-Karthaunen, welche Kugeln im Gewichte von 48, 24 oder 12 Pfund schossen. Bei den Türken hießen die Karthaunen Sarbsun oder Sarbsen, was so viel wie „schlagend, niederwerfend" bedeutet. Die Viertel-Karthaunen wurden von dem hellen Ton des Schusses in Deutschland auch oft „Singerinnen" genannt. Die Schlangen unterschieden sich von den übrigen Kanonen durch ihre übermäßige Länge, wodurch man größere Tragfähigkeit und Treffsicherheit zu erzielen suchte. Die größte Gattung, die Nothschlangen, wurden zur Beschießung von Schanzen, Orten und einzelnen Baulichkeiten während der Schlacht verwendet; eigentliche Feldgeschütze waren die Feld- und Viertel-Schlangen, bei diesen Geschützen waren noch lange bestimmte Namen üblich, wie „Basilisk", „Greif", „Nachtigal", „Trompeter", „Aufwecker", „Teufelstanz" u. s. w. Der den kleinsten Feldgeschützen, welche Kugeln von weniger als 12 Pfund schossen, öfters beigelegte Name der „Falken" ging endlich als Falkaune auf die ganze Geschützgattung über. Die ganzen Falkaunen schossen mindestens sechspfündige, die Falconesse einpfündige, die Schlängelchen oder Serpentinen noch geringere Kugeln.

Die Haubitzen, von den Türken „Beludschka" genannt, wurden anfänglich mit Steinkugeln, später aber mit Bomben geladen, woher sich die auch gebräuchlichen Namen Steinbüchsen, Feuerkatzen und Feuerhunde erklären. Die Kammerstücke waren mit einer besonderen Vorrichtung zum Werfen des „Hagels" versehen, hießen daher auch Hagelgeschütz und ersetzten die Kartätschen.

In Ermanglung von metallenen Röhren griff man schon sehr früh zu anderem Material, und es ist unrichtig, wenn man den Versuch, lederne Kanonen herzustellen, zuerst Gustav Adolf zuschreibt. Als 1525 die Bauern aus Golling, Werfen und Gastein ihren Landesherrn den Erzbischof in seiner Feste Hohen-Salzburg belagerten,

bauten sie eine große in Holz gebohrte und mit eisernen Reifen beschlagene Kanone und gebrauchten auch kleinere, theils hölzerne, theils aus dickem Leder gefertigte Rohre, um Steine in die Festung zu schießen.

Die Schwierigkeiten der Erzeugung, namentlich aber die Schwerfälligkeit der älteren Geschütze machen es erklärlich, daß deren Anzahl in einem weit geringeren Verhältniß zur Kopfzahl der Armee stand, als dies späterhin üblich ist. Für das Heer, das Karl V. zum Schutze Wiens gegen einen zweiten türkischen Angriff aufbrachte, waren 100 „große Stückbüchsen" berechnet, obzwar die Kopfzahl 260.000, darunter 96.000 Mann Fußvolk und 30.000 Reiter, betrug. Für jede Stückbüchse waren zwei Büchsenmacher bestimmt, außerdem waren 2000 „Teichknechte" aus Böhmen als Handlanger bei den Geschützen, Schanzgräber und Wegearbeiter beim Heer. Als Oberstzeugmeister wird Franz Castaldo (nicht zu verwechseln mit dem kaiserlichen Feldherrn Johann Baptist Castaldo), als Unterzeugmeister Michael Otto Leister genannt; die übrigen Büchsenmeister wurden geworben und stammten meist aus den deutschen Reichsstädten.

Im Jahre 1531 finden wir den Stand der österreichischen Artillerie wie folgt angegeben: 100 Stückbüchsen (darunter 8 Scharfmetzen oder Doppelkarthaunen, 8 Nachtigallen oder Karthaunen, 8 Singerinnen oder Halbkarthaunen, 8 Nothschlangen, 12 Schlangen, 24 Falkonen und 32 Falkaunetten), 2 große, 6 kleine Mörser und 400 Hakenbüchsen. Das dazu gehörige Artillerie-Personal bestand aus 4 Zeugmeistern, 1 Caplan, 4 Trabanten, 2 Zeugschreibern, 8 Zeugwärtern, 8 Zeugdienern, 71 Büchsenmeistern, 104 Schlangenbüchsen, 400 Helfern und 180 Professionisten, Schmieden, Geschirrmeistern, Pulverhütern u. s. w.

Auch die Ausrüstung der Festungen war nach heutigen Begriffen eine sehr mäßige. So gebot man z. B. in Szigeth über eine mittlere Karthaune, welche 34 pfündige Kugeln schoß, 2 Falkaunen, 9 Falkonetten und 4 Haubitzen, weiters 2400 Kugeln, an 800 Centner Pulver, 20 Centner Eisenstücke und 100 Centner Blei.

In der Regel wurden dem Zeugmeister zu jedem Stück groben Geschützes zwei Büchsenmeister gehalten, welche nur für die Bedingung und rein artilleristische Seite verantwortlich waren, für die ökonomischen Angelegenheiten war für jedes Stück eine besondere Person, gewöhnlich ein Edelmann bestellt. Bei Eröffnung einer Belagerung wurden zu jedem schweren Stück, also zu den Mauerbrechern, Scharfmetzen und Mörsern zehn bis zwanzig Schanzbauern zugetheilt, die meist zwangsweise der Bevölkerung entnommen wurden und beim Batteriebau, aber auch bei Fortschaffung, Bewegung und Bedienung des Geschützes Verwendung fanden. Die zur Bespannung nöthigen Pferde wurden von besonderen Commissarien leihweise aufgebracht, und man zahlte für ein Pferd 8½ fl. monatlich. Fand man die erforderliche Anzahl nicht durch Anbot, so wurden die fehlenden zwangsweise von den Klöstern, Gütern und auch Städten genommen. Diese Bespannung, das Vorbild des späteren Artillerie-Fuhrwesens, stand unter einem besonderen Obersten, dem Untergeschirrmeister und ein eigener Profoß beigegeben waren.

Eine besondere Charge waren die „Schneller", aus welchen sich die eigentliche Bedienungsmannschaft entwickelte; sie wanden die nicht auf eigenen Achsen ruhenden, sondern in Schleifen geführten Geschütze auf die Laffetten, luden Munition und Werkzeuge von den Rüstwägen auf und ab. Ueber acht Schneller war ein „Schneller-Zeugmeister" gesetzt, der 12 fl. Sold bezog, während der des Schnellers nur 6 fl. betrug.

Für je acht Pferde wurden 2 Knechte gehalten, für die erschossenen Pferde lei der Kriegsherr Ersatz, der dem Eigenthümer bei der Entlassung auch einen ha Monatssold für jedes Pferd zu zahlen hatte.

Schon unter Karl V. suchte man eine Einheit im Kaliber herzustellen; Geschützgattung sollte nach einem Model gegossen werden, damit die Munition allge verwendbar war.

Auch die Artillerie entbehrte eines besonderen Statutes nicht, wie wir es m Artikelbriefen und Bestellungen für die anderen Waffengattungen kennen lernten. selbe hatte den Titel: „Artikul und Freiheiten der löblichen Artillerie und der sc Zugethanen" und stammte, obwohl ihm ein höheres Alter nachgerühmt wurde, wahrscheinlich aus der Zeit Maximilian's I. Unter Karl V. erhielten diese Artil Artikel eine ausdrückliche kaiserliche Bestätigung.

Ihr vielfach bemerkenswerther Inhalt war Folgender:

„I. Wenn eine Stadt nach gelegter Bresche erstürmt wird, geht der Büchsenm Monatssold aus und an, desgleichen der Jahressold nach jedem abgeschlagenen S

II. Item. Es sollen jedem Büchsenmeister nach der Größe seines Stückes bis Handlanger gestattet sein, welche mit Wissen des Zeugmeisters aufgenommen w auch ein Junge, der, wenn er mit einer Pickelhaube versehen ist, Monatsgeld b

III. Item. Der Feldprofoß und seine Steckelknechte sollen dem Büchsenm nichts anhaben dürfen, sie werden allein vom Zeugmeister, nachdem sie es ver und mit Aufhebung ihres Presentes (ihrer Freiheiten) gestraft.

IV. Item. Wenn ein Lanzknecht oder Reisiger einer Balgerei wegen von Profoßen verfolgt würde und ein Stück erreicht, so gewährt ihm dieses ein tägiges Asyl.

V. Item. Wenn einem Büchsenmeister aus einem ihm erst übergebenen ein Schuß mißlingt, so sollen die Vorgesetzten noch keine Hand an ihn zu legen sein; die drei ersten Schüsse hat er frei, und mag aus selben sein Geschütz er

VI. Item. Der Büchsenmeister Weib und Gefolge soll nicht unter dem ge Troß wandeln, sondern es soll ihnen erlaubt sein, auf Heer- und Kugelwagen zu

VII. Item. Wenn es sich begibt, daß sich Alles in Reihen stellt, um P zu kaufen, so ist der mit einer Zündruthe versehene Büchsenmeister hievon ausgeno er hat den Vortritt. Eben so soll ihm frei stehen, bei der Artillerie zu markte doch daß er seinem Herrn nichts versäume.

VIII. Item. Wenn man dem Feind mit dem Heerwagen durch das Land so gehören den Büchsenmeistern alle Glocken der betretenen Städte und Märkt sie ihren Vorgesetzten dann um einen bestimmten Geldbetrag ablassen dürfen.

IX. Wird eine Stadt erobert, so soll den Büchsenmeistern zufallen alle M in den Zeughäusern, das größte Hauptstück, alle Ladungen in den Stücken, un geschlagene Pulverfässer, wie auch die Glocken. Wird der Feind gezwungen Belagerung aufzuheben, oder eine Feldschlacht gewonnen, so gehört den Büchsenm von dem eroberten Geschütz das größte, wie auch alle aufgeschlagenen Pulverf Die Beute sollen sie aber dem Feldmarschall um einen billigen Preis abz gezwungen sein.

X. Niemand soll sich unterfangen, wo es nicht seines Amtes ist, an den S hantieren oder richten zu wollen, dieweilen es den alten Büchsenmeistern ein g Verdruß und Aergernuß ist, wenn man in ihr alt erfahrenes Recht sich will mi

Diesen Freiheiten und Rechten gegenüber standen bestimmte Verpflich-
ungen, die in einem vom Büchsenmeister bei seiner Anstellung zu beschwörenden
tikelbrief verzeichnet waren:



Albrecht Dürer malt Maximilian I. (Seite 452, 466 u. f.)

„I. Es sollen die Büchsenmeister einen Zeugmeister und dieser seinen Lieute-
ant, Zettelschreiber (so viel wie der spätere Quartiermeister) und Dolmetsch
ben, auch seine Trabanten, Profoßen und Steckknecht; es sollen auch die
üchsenmeister sammt dem Rottmeister mit ihren Zündruthen sich alle Morgen dem

Zeugmeister vorstellen, es sei in einer Besatzung oder im Feldlager, wer es unter
soll nach Gelegenheit des Zeugmeisters gestraft werden.

II. Item. Es sollen die Büchsenmeister Gott vor Augen haben, und keine
Gotteslästerer sein, sich ernst und bescheiden gegen Jedermann betragen und
betrinken, widrigens sie der Zeugmeister bestrafen würde.

III. Item. Es soll nicht gestattet werden, daß ein verehlichter Büchsenm
mit einem anderen Eheweib Umgang pflege, zur Schande der Munition und Artil
auch kein Junggeselle, dieser mag eine junge Dirne haben; wird ein solcher be
und bis dreimal gestraft, ohne daß er absteht, so erhält er dann eine Leibesstra

IV. Item. Wenn einem Büchsenmeister ein Stück übergeben wird, so soll
es wohl hüten und nichts davon verkaufen; widrigenfalls er am Leibe gestraft w

V. Item. Es soll kein Büchsenmeister nächtlicherweise sein Stück, Lager
Garnison verlassen, damit er nicht am Leibe gestraft werde.

VI. Item. Ein Büchsenmeister, der bei feindlicher Gelegenheit so betrunke
daß er sein Stück nicht gebrauchen kann, wird am Leibe gestraft.

VII. Item. Kein Büchsenmacher darf ohne Erlaubniß seines Zeugmeisters,
marschalls oder der Kriegsräthe einen Schuß thun, damit er nicht am Leibe
straft werde.

VIII. Item. Es soll kein Büchsenmeister seine Kunst zu einer Mörderei
wenden, sondern sie mit den anderen theilen ohne Arglist und Gefahr, damit
Stück zersprengt werde zum Nachtheil des Feldherrn, wer darwider handelt, wird
Leibe gestraft.

IX. Item. Wenn eine Stadt erstürmt wird, so soll der Büchsenmeister bei se
Stuck bleiben, und nicht in die Stadt des Plünderns wegen laufen, er würde
am Leibe gestraft werden."

Unter Karl V. schon sah man die Nothwendigkeit ein, von dem sonst übl
System bei der Artillerie abzugehen. Während die übrigen Truppen im Frieden
lassen wurden, behielt man eine Anzahl von Büchsenmeistern im Solde,
gleich für den ersten Bedarf im Falle eines Krieges gedeckt zu sein; nur die
noch nöthige Anzahl von Büchsenmeistern und Gehilfen wurde dann durch Wer
aufgebracht, wozu man gegen Gewährung erhöhten Soldes die in städtischen Die
stehenden Artilleristen heranzog. Die Büchsenmeister waren beritten, unterstanden
im Frieden einem besonderen Obersten, der sie dann nach Bedarf dem Oberstz
meister (Bild Seite 432) zuwies.

Wir bringen anbei (Seite 449) die gleichzeitige Abbildung eines solchen Büch
meisters sammt dem Geschütz — Beides für die Anschaulichkeit jener Zeit von gr
Interesse. Der auf dem Bilde angebrachte Vers lautet:

„Jörg Püchsenmeyster nen ich mich
Der Artlerey pin meyster ich
Mit Kartaunen vnd scharpffen metzen (Geschützen)
Kundt ich die stat Genua dretzen (zurichten)
Da thet ich manchen Duren (Thurm) fellen
Die steyn sach man indt heuser prellen
Vor Pavia lert man mich kennen
Hülff ich die Schlachtordnung drennen
Mit grossem gsoß vnd notschlangen
Namen wir vil der feindt gefangen

Wo Püchsenmeyster vnd Hauptman
Greyffen die feindt mit forteyl an
Do tregt der Hauff den preyß darvon
Denn die zwen send ausserwelt
Man schetzt ein billich für ein heldt.

Im Interesse gleichmäßiger Ausbildung und um einen Nachwuchs heranzubilden, m man sehr früh auf den Gedanken, besondere Maßregeln zur Schulung von Artilleristen ergreifen. Schon unter Karl V. wurden nach dem Beispiele der Venetier besondere chulen zur Heranbildung von Artilleristen eingerichtet, da man bei der zunehmenden usdehnung des Geschützwesens und den an mehreren Orten gleichzeitig geführten riegen nicht auf das Angebot der fahrenden Büchsenmeister allein beschränkt bleiben ochte.

Die allgemeinen Vorschriften für diese Schulen lauteten:

„1. Es ist bei drei Schlägen mit einem Schiffstau verboten, den Namen Gottes nd seiner Heiligen zu lästern.

2. Niemand darf bei eben dieser Strafe den Degen oder Dolch ziehen, oder emand zum Duell herausfordern, noch schimpfen.

3. Ungehorsam gegen den Kapitän oder Vorstand der Schule erleidet dieselbe Strafe.

4. Das Schießen geschieht nach der Reihe, wie die Schüler in die Anstalt ein- eten und darf über das Vorrecht beim Schießen kein Streit geführt werden.

5. Das Geschütz wird nur mit Erlaubniß des Kapitäns oder Vorstandes der chule geladen und abgefeuert.

6. Der Schüler, welcher feuern soll, legt beim Eintritt in die Schule Mantel nd Degen ab und grüßt den Vorsteher höflich.

7. Es ist verboten, zwischen den aufgefahrenen Geschützen umherzugehen.

8. Ohne Erlaubniß des Vorstehers darf kein Schüler dem anderen beim Richten lfen, noch sonst ihm was sagen oder die Richtung nachsehen.

9. Sobald der Schüler gemeldet, daß sein Geschütz gerichtet, darf weder von ihm, och sonst von Jemand etwas daran gerichtet werden.

10. Wenn die Kugel in das Geschütz eingesetzt wird, soll das Zeichen des Kreuzes ber die Mündung gemacht, und die Hilfe der heiligen Barbara angerufen werden. Man sieht daraus, wie alt deren Patronat bei der Artillerie ist.)

11. Der Ladung darf ohne das Wissen des Vorstehers weder etwas zugesetzt, och darf etwas daran abgenommen werden.

12. Das zum Markiren der Schüsse bestimmte Individuum soll dies treu und nparteiisch verrichten.

13. Beim Schießen darf Niemand fehlen. Wer gegen dieses Gebot handelt, soll er Brüderschaft der heiligen Barbara zwei Pfund Wachs verehren.

14. Wer beim Unterricht in den Regeln und der Berechnung fehlt, ohne vom orstand der Schule die Erlaubniß dazu erhalten zu haben, verfällt in dieselbe Strafe.

15. Niemand soll eher am Schießen theilnehmen dürfen, bevor er nicht genau it Anfertigung der Ladeschaufeln und den übrigen Lehren der Geschützwissenschaft anz bekannt ist.

16. Zum Unterricht haben sich die Schüler rechtzeitig und versehen mit Papier, ohle und den nöthigen Instrumenten einzufinden.

17. Damit der Vorstand der Schule sich von dem Fleiße und den Fortschrit der Schüler überzeuge und die Nachlässigen und Faulen entfernen könne, wird er sel Unterricht ertheilen.

Die besondere Stellung, welche der Artillerie im älteren Heeresverband ein räumt war, drückte sich auch in der Bedeutung der Befehlshaber aus. Der Ober Zeugmeister (Bild Seite 432) nahm nach dem Oberst-Feldhauptmann und Fel marschall den dritten Rang im Kriegsrath ein, war stets ein Krieger von gr Erfahrung und besonderen Kenntnissen im Geschützwesen und mußte von adeli Geburt sein. Er hatte einen besonderen Profoßen und übte eine eigene Gerich barkeit aus, in welche niemand eingreifen durfte. Bis zur Errichtung besonde technischer Truppen war der Oberst-Zeugmeister auch für die Befestigungsbauten Felde oder bei Belagerungen für die Herstellung von Brücken und Wegen, für Anlage von Minen u. s. w. verantwortlich.

Es gehörten daher zu den ihm direct unterordneten Organen außer eini Lieutenants und dem Zugschreiber, der die Zahl der Geschütze und Bespannungen, Munition u. s. w. in Evidenz zu führen hatte, auch noch besondere Schanzmeist welche mit den Schanzbauern die Feldbefestigungen und Wege herzustellen hat Bruckmeister, die im Schlagen von Schiffbrücken erfahren waren, Bergmeist die beim Bau von Minen Verwendung fanden, und noch andere ähnliche „Künstle die sich auf besondere Bauten, Sprengungen und andere technische oder artilleristi Fertigkeiten verstanden.

Auch der Wagenburgmeister und Oberste Wagenmeister waren d Oberst-Zeugmeister unterordnet, obwohl sie, insofern es die Lager und Zugordn betraf, vom Feldmarschall abhingen. Die mit Hakenschützen besetzten, als eigentl Wagenburg mit einander verketteten Streitwagen gehörten zum Artillerie-Material u standen unter dem Wagenburgmeister, der vom Feldmarschall oder Oberst-Zeugmei die Weisungen über Formation und Ordnung der Wägen empfing und durch Wagenmeister zur Ausführung brachte.

Wenn die Wagenburgen auch nicht mehr jene Rolle spielten wie zur Z der Hussitenkriege, so waren sie doch bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Ja hunderts in Gebrauch, und wie der kriegserfahrene Schwendi sagt: „in viel W ein nützlich Ding“.

Der Dichter Hans Rosenpluet beschreibt die bei deutschen Heeren in V wendung kommende Wagenburg in der Form eines Räthsels in folgender Weise:

„Das tyer (Thier) gab auß steyn, bley und pfeyl
Das haben die Ritter und Knecht eingenummen
Im Tag und nacht reist es zwölff meyl
Und ist allzeit ganz heym hin kummen.
Man hat offt scharpff auf es gewart
Mit rewtern vnd mit wagenpurgen
Das tyer stund so vest vnd hart
Das es konte nyemand nyder wurgen
Das tyer das hett einen rusell vorn
Mit tausend Büchsen und armbrust schützen
Ein konig mocht wohl fürchten sein zorn
Das tyer mit seinen messein sprützen
Zwey tawsent spießer waren sein zwu seyten

Vnd auch sein Bauch das ist kein schertz
Sein zagel (Schweif) waren sechshundert rewter
Achthundert Knecht waren sein Hertz.
Ein wagenpurg so heißt sein nam" u. s. w.

Außer zur Verwahrung des Lagers bediente man sich der Wagenburgen nach Schwendi noch zu den verschiedensten Zwecken; um dem Kriegsvolk einen Stützpunkt zu geben, wenn man dem Feind einen Hinterhalt legen wollte, — oder um die Nachhut bei Rückzügen zu stärken, um Pässe verlegen zu können oder überhaupt alle Vortheile zu gewähren, welche Schanzen innewohnen, wenn es an Zeit oder Möglichkeit, solche zu errichten, gebricht, — endlich um bei Fouragirungen und Ueberfällen die Schützen und das Fußvolk mit den Reitern fortzubringen.

Für jeden Marsch und jede besondere Gelegenheit entwarf der Oberstzeugmeister oder auch der Feldmarschall mit dem Wagenburgmeister einen besonderen Anschlag, wie nach dem Terrain, der Truppenzahl und Kampfweise des Feindes die Wagen ziehen, in wie viel Reihen sie sich stellen, wie stark sie bemannt sein sollen. Besonders stark gebaute und große Streitwagen wurden an den Ecken und passenden Orten eingereiht, um ein Kreuzfeuer zu ermöglichen, ähnlich wie es durch die Vorwerke bei Festungen geschieht. Ein jeder Streitwagen führte sechs Doppelhaken, zu welchen je sechs Schützen gehörten und nach dem Raum auch noch anderes Fußvolk. In gewissen Abständen fügte man zwischen die Wägen mit Vortheil kleine Geschütze ein, Falkonetlein, die ein Pfund schossen und von einem Pferd gezogen wurden, jedoch mit Ketten fest mit den Streitwägen verbunden sein mußten. Die nöthigen Ketten, sowie Werkzeuge, Munition u. s. w. wurden in besonderen Kästen auf den Streitwagen mitgeführt. Die ordnungsmäßige Aufstellung der Wagenburg erforderte große Gewandtheit, besonders wenn es, wie meistens der Fall war, in großer Eile geschehen mußte. Es war dies die Obliegenheit der Wagenmeister, die besondere Helfer hatten und das Kriegsvolk darin zu unterrichten hatten.

Indessen war der Nutzen der Wagenburgen, auf je weitere Distanzen die Feuerwaffen trugen, ein so zweifelhafter, daß dadurch die Kostspieligkeit und die Vermehrung des ohnehin riesigen Trosses nicht aufgewogen wurden. Den Hauptvortheil der Wagenburgen lernte man nach und nach durch eine gesicherte Marschordnung und im Lager durch einen geregelten Vorpostendienst ersetzen.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden besondere Artillerie-Directoren eingeführt, deren erster Johann Freiherr von Pernstein war, ein tapferer und in allen Zweigen des Kriegswesens gründlich gebildeter General. Er leistete gegen die Türken die ersprießlichsten Dienste, wurde 1596 zum Director der kaiserlichen Geschütze und Kriegsmaschinen ernannt und fiel während einer Recognoscirung von Raab im Jahre 1598. Man schreibt ihm mehrere wichtige Verbesserungen in Bezug auf die Füllung und Behandlung von Hohlkugeln (Granaten) zu, und er wird auch als Erfinder der Petarden genannt. Sein Nachfolger war Rupert Freiherr von Eggenberg (Bild Seite 369), gleichfalls ein ausgezeichneter und in den Türkenkriegen erprobter Kriegsmann, der jedoch schon 1598 als Stadtcommandant von Wien starb. Ihm folgte Graf Karl Ludwig Schulz und nach dessen 1612 erfolgten Tod überging die Würde eines Artillerie-Directors auf Hans Christoph Graf von Puchaim, der sie bis 1620 bekleidete.

Der erste gründliche österreichische Schriftsteller über das Geschützwesen ist Georg

*Fuchs*, der bei den Truppen der österreichischen Stände als Oberstwachtmeister und Hauptmann eines Fähnleins diente. Ueber seinen Lebenslauf ist wenig bekannt, aber er besaß gewiß große Erfahrung und eine über das damalige Durchschnittsmaß weit hinausgehende militärische Bildung. Das ziemlich seltene Buch desselben hat den Titel „Memorial, Wie eine Festung vnd Statt solle furgesehen vnd defendirt werden;“ es erschien 1623, und wenn es einerseits die Erfahrungen eines bewegten kriegerischen Lebens enthält, also auch die einschlägigen Verhältnisse an der Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts schildert, so hat *Fuchs* gewiß auch an der erfolgreichen Vertheidigung von Linz gegen die aufrührerischen Bauern ehrenvollen Antheil genommen.

Für uns ist das Buch besonders werthvoll, weil es authentische Nachrichten über die Eintheilung und das Wesen der österreichischen Artillerie *vor* dem dreißigjährigen Kriege enthält.

*Fuchs* theilt das schwere Geschütz in Pöller, Mörser und Stücke oder Kanonen ein. Bezüglich der *Pöller* ist es interessant, daß nach seiner Darstellung solche von Holz nicht eben selten gewesen sein mußten, sie wurden mit sechs eisernen Ringen umgeben, die einen Viertelzoll dick und einen Zoll breit waren; das Rohr fütterte man mit Blei, das Zündloch mit einer Röhre von Eisen oder Messing aus.

Von den übrigen Geschützen werden genannt *Karthaunen* von 15 bis 18 Schuh Länge, 35 Centner schwer, mit einer Pulverladung von 20 und einem Gewicht der Eisenkugel von 40 Pfund; *Kanonen*, Singerinnen genannt, 12 bis 14 Schuh lang, 40 Centner schwer, schießen mit einer Ladung von 12½ Pfund Kugeln von 25 Pfund; *Quartierschlangen* sind 10 bis 12 Schuh lang und 34 Centner schwer, 5 Pfund Ladung, Kugelgewicht 10 Pfund; die *Falkone* ist 12 Schuh lang, 24 Centner schwer, werden mit 4 Pfund Pulver geladen und schießen sechspfündige Kugeln; das *doppelte Falkonet* ist 7 Schuh lang, 7 Centner schwer, wird mit 1 Pfund Pulver und 1½pfündigen Kugeln geladen; das „*scharfe Dirndl*“ ist 6 bis 7 Schuh lang, 4 Centner schwer, Ladung ½ Pfund und Geschoßgewicht 1¼ Pfund; *Haubitzen* sind nur 4 Schuh lang bei einer Rohrweite von 1 Schuh, man schießt daraus *Feuerkugeln*, *Granaten* und *Steinbomben*, gegen stürmende Truppen werden sie auch mit Schrott und Eisenstücken geladen; ein *Hagelgeschütz* ist 1½ Schuh lang, aber mit dickem Eisenrohr, aus dem faustgroße Kugeln, aber auch grober Schrott und kleine Eisenkugeln geschossen werden; ein *Kammerstück* endlich ist 2½ Schuh lang, schießt 2 Faust große Kugeln oder auch Hagel, Schrot, Eisenstücke und kleine Kugeln miteinander geladen.

Bezüglich der letzteren Geschütze bemerkt *Fuchs*: „Es ist aber zu wissen, daß gedachte kurze Stuck: Hagelgeschoß und Kammerstuck, auch *Weckraumer* genannt werden, und theils von Eisen theils von Metall sein mögen; und wenn solche ihrer Weiten nach mit einer steinernen Kugel sechzig Pfund schwer, darunter man 20 Pfund Pulver ladet, im Bogen auf den fünfundvierzigsten Grad fünfhundert fünfundzwanzig Schritte trieben, so treiben sie aber, da mans mit Hagel: als Kieselstein, gebacken Stein, Radnägeln, Stücken von Ketten u. s. w. wollte laden, darunter man ladet auch den fünften Theil Pulver, nämlich 12 Pfund, so erstreckt sich der Gewalt nicht weiter als auf hundert Schritt gewisses Schußes, da ein Schritt dritthalb Schuh macht. Gedachte taugen sonderlich auf den Anlauf der Feinde, so zu einer brescia (Bresche) wollten hineindringen; oder aber, wann ein [illegible] schon in einer Stadt, kunnte man ihn wohl von einer Brucken oder engen G[illegible]it abkehren.“

In dem Abschnitt von den „Ernst-Feuerwerken" erfahren wir, daß man in der Herstellung von Sprenggeschossen aller Art sehr erfinderisch war, und ein eigenes Capitel handelt davon: „Welche Sachen man zum vergiften Feuerwerk braucht", ein Beweis, daß die ältere Kriegführung sich verzweifelter und heimtückischer Mittel nicht schämte. Unter den allgemein üblichen „Sprengkugeln — Granaten — welche Zündröhren von Eisen, Messing oder Holz hatten, führt Fuchs an:

„Eiserne Granaten oder Sprengkugeln, welche aus starken dicken Stücken in die Wälle und Schanzen geworfen werden und dieselben zersprengen, eiserne Granaten oder Sprengkugeln, welche aus Pöllern geworfen werden können, und da sie fallen, zerspringen und Trümmer geben. Größere und kleinere Handgranaten oder Sprengkugeln aus Eisen und Metall, die man aus der Hand wirft, den Feind damit abzuschrecken, wenn er auf die Brescia steigen will. Hohlgegossene bleyerne Kugeln zu Doppelhacken und Musketen, welche man im Nothfall mit halbbrennenden leuchtenden Zeug füllt und in das Feld schießt; Metallene Sprengkugeln, wie Pomeranzen, mit ihren Zündröhrlein, in andere große Sprengkugeln zu machen, welche aus Pöllern geworfen werden. Feuerkugeln welche sich im Schießen zertheilen, da sie aus Pöllern in eine Arkeley (Artillerie) geworfen werden. Springende Kugeln mit Schroten, so in einer Schlachtordnung oder Schanze großen Schaden thun, da sie aus Pöllern geworfen werden; Kettenkugeln aus Pöllern zu werfen, so auch Feuerkugeln zu Schroten; Hölzerne Sprengkugeln mit eisernen Ringen und Schienen, ebenfalls aus Mörsern zu werfen; Sacksprengkugeln, oben und unten mit eisernen Platten, welche zwei Platten zu den Seiten mit einer eisernen Stange zusammengeschraubt sind, die Kugeln sind inwendig voll mit kleinen obgemeldeten metallenen Sprengküglein, ebenfalls aus Mörsern zu werfen. Licht- oder halbbrennende Feuerkugeln von Holz oder Sack, aus Pöllern in das Feld hinaus unter den Feind bei Nacht zu werfen, oder aus Stücken zu schießen, damit man sehen könne, was er thue. Aus Lehm gebrannte, mit Schrot oder Fußeisen gefüllte Kugeln aus Hagelstücken zu schießen."

Interessant ist, daß Fuchs in seinem Buch, das spätestens im zweiten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben wurde, schon von den mit der Hand zu werfenden Granaten spricht, während der allgemeinen Annahme nach dieselben erst von den Schweden bei der Erstürmung von Frankfurt a. d. Oder 1631 verwendet wurden und bei der Vertheidigung von Regensburg 1634 der schwedische General Lars Kagge jenen Musketieren, welche sich zum Werfen der Handgranaten, als einer ganz ungewohnten Fechtart, verstanden, eine Soldzulage bewilligen mußte.

An Vielgestaltigkeit der Geschütze und Geschosse fehlte es also, wie wir aus Georg Fuchs' „Memoriale" erfahren, der Artillerie jener Tage nicht, im Gegentheil ging man darin zu weit, was militärisch und ökonomisch von Uebel war. Indessen liegt in dieser Vielgestaltigkeit doch ein Beweis regen Forschens und Strebens, das durch die Verschiedenartigkeit zu ersetzen suchte, was den Geschützen jener Zeit an intensiver Wirkung mangelte. Man construirte Geschütze und Geschosse für jeden besonderen Zweck, weil man noch nicht auf dem Punkt war, mit einigen wenigen einfachen Formen jedem Anspruch an die Leistungsfähigkeit der Artillerie zu entsprechen.

## Das Geniewesen.

Bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gab es für das Militär-fach keine besonderen Organe; die Anlage von Fortificationen wurde gewöhn Baumeistern übergeben, im Felde aber gehörte das Bauwesen zu den Obliegen der Artillerie.

Indessen war in Folge der rasch sich ausbreitenden Verwendung der Feuer




Hirschvogel's Plan der Befestigung Wiens, 1547. (Seite 469.)

das Fortificationswesen so wichtig, daß sich auch bedeutende Architekten befaßten und einzelne Meister sich ganz auf dieses Fach warfen.

In Italien ging man zuerst daran, die früheren geraden Mauern, die von Thü unterbrochen waren, in einer Weise umzugestalten, welche der Wirkung der Feuer entsprach. Man brach die Mauern in einzelne Theile, die sich gegenseitig stützte durch Bestreichung des dazwischen liegenden Raumes die Annäherung erschwerten rückte die Thürme bis auf Musketen-Ertrag auseinander. Hieraus entstanden, da Thürme für das Geschütz eingerichtet wurden, die Rondellen, welche später, sie von der übrigen Umwallung vorsprangen und geradlinige Grundformen h Bollwerke oder Bastionen genannt wurden. Waren die Rondellen mit bo

festen Räumen ausgestattet, in welchen Geschütze standen, so nannte man dies eine Kasematte oder Mordkeller.



Wien vor der Befestigung im XVI. Jahrhundert. (Seite 471.)

Der erste solche Bau war die Rondella della Boccare in Verona, welche 1524 errichtet wurde; drei Jahre später entstand durch den berühmten Kriegsbaumeister Michael San Micheli (geb. 1484, gest. 1559) die erste Bastion della Maddalena

in Verona. San Micheli gilt für den Erfinder des Bastionssystems und erbaute auch das berühmte Castell Sant Andrea del Lido in Venedig. Ueberhaupt standen die italienischen Kriegsbaumeister in hohem Ansehen; Nicola Tartaglia (gest. 1557) schrieb das erste Buch über Befestigungskunst, und einer seiner Nachfolger, Franz de Marchi, der um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wirkte, gab schon 16 verschiedene Befestigungsmethoden an.

Ziemlich unabhängig von diesen italienischen Vorbildern entwickelte sich schon zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts das neuere deutsche Befestigungswesen. Wir haben gesehen, daß schon Maximilian I. besondere Baumeister in seinen Sold nahm, und unter seinen Nachfolgern werden Meister Johann und Meister Franz als besonders erfahren im Festungsbau gerühmt. Die ersten in österreichischen Rechnungen erscheinenden Baumeister bezogen monatlich 33 fl. Die eigentlich wissenschaftliche Vertiefung des Fortificationswesens scheint aber noch ziemlich im Argen gelegen zu sein; lange noch war die Hauptsache die Festigkeit einzelner Objecte, besonders der Thürme, statt daß man auf die Gesammtgestaltung und gegenseitige Unterstützung der einzelnen Festungstheile das Augenmerk gerichtet hätte. Noch 1538 wurde der Thurm von Sarmingstein als Schutz für das ganze Land ob der Enns gepriesen, und vom Stadtthurm zu Enns hieß es, daß er nicht blos zur größeren Sicherheit der Stadt, sondern auch des ganzen Landes diene.

Einer der größten deutschen Künstler, der in seiner Vielseitigkeit nur an den großen Italienern des Cinquecento ein Gegenstück findet, Albrecht Dürer (geb. 1471, gest. 1528, Bild S. 457) war es, der zuerst das deutsche Fortificationswesen auf eine wissenschaftliche Grundlage stellte. In einem 1527 erschienenen und Ferdinand I. gewidmeten Werk: „Etliche unterricht zur Befestigung der Stett, Schloß und Flecken“, entwickelt Dürer ein förmliches System der Befestigungskunst; er verwirft die bisherigen senkrechten und freistehenden Mauern, die dem Geschütz nicht widerstehen können, und empfiehlt die Anlage von Gräben; manche andere Details, die Dürer angibt, haben sich gleichfalls in der modernen Befestigungskunst erhalten, obwohl dieselbe mit der enorm gesteigerten Leistungsfähigkeit der Geschütze zu rechnen hat.

So schlägt Dürer z. B. vor, solche Städte, welche schon eine wenn auch ungenügende Umwallung haben, durch vorgeschobene Werke und Blockhäuser zu schützen — ein Gedanke, der den Kern des derzeit adoptirten Befestigungssystems bei größeren Plätzen enthält. Auch nach anderer Richtung ist Dürer's Buch interessant und ein Beweis der erstaunlichen Vielseitigkeit dieses Mannes; er construirt Wall-Laffeten, erläutert die exacte Handhabung der Richtmaschinen und schlägt für den Protzwagen der Feldgeschütze eine Form vor, die sich nur wenig von der heute üblichen unterscheidet.

Bei dieser Gelegenheit sei auch eines anderen Buches des großen Malers Dürer gedacht, welches in den Rahmen dieses Werkes gehört — sein „Fecht- und Ringerbuch“, das er herauszugeben beabsichtigte, wozu auch die Zeichnungen bereits fertig waren, die aber „ohne dazu Erlaubniß zu haben, von einem nicht allzugetreuen Freunde ihm heimlich abgeborgt und nicht wieder gebracht worden. Er trug lieber den Verlust, der ihm doch sehr schmerzete in Geduld, als daß er jenen in Schande bringen wollen. Es ist aber zu beklagen, daß uns diese seine mü[illegible] Arbeit dadurch entzogen worden.“

So klagte ein Kunstschriftsteller vor etw[illegible] [illegible]hren; erst 1809 wurde dieses Manuscriptwerk von dem gelehrten Büsching [illegible] Maria Magdalenen-Bibliothek zu Breslau entdeckt. Es hat den Titel: „Am[illegible]andorum meditatio“ und

ist der Anfang eines Lehrbuches der Fechtkunst, wie man vortheilhaft mit beiden Händen das lange Schwert, welches der Ursprung alles Fechtens sei, gebrauchen könne. Darauf folgt eine allgemeine Betrachtung der Fechtkunst und zwölf in Reime gebrachte Lehren für angehende Fechter, dann die Zeichnung eines langen Schwertes, mit der Eintheilung in ganze und halbe Stärke, in ganze und halbe Schwäche, wobei bemerkt wird, daß diese Theilung der Wehr bei allen Wehren stattfände.

Nun fangen die Zeichnungen an, zuerst sieht man zwei Ringer auf dem obern und zwei auf dem untern Theil des Bogens, daneben die Beschreibung dessen, was die Ringer in der gegebenen Stellung zu bewerkstelligen versuchen oder auch die Vortheile, deren sie sich bedienen müssen. Darauf folgt das Dolchstoßen, durch drei Paare repräsentirt, das Fechten mit langem Schwerte, welches mit beiden Händen zu handhaben ist, sammt Beschreibung; dann folgt Fechten mit Stangen, Messern, endlich „adeliges Exercitium der Piquen-Spieß" u. s. w.

Diese Breslauer Handschrift ist indeß nicht die Urschrift; letztere befindet sich in Steiermark und wurde erst im Jahre 1824 aufgefunden. Die Verfertigung stammt aus dem Jahre 1512.

Dürer, dieser größte deutsche Maler der Vorzeit, wurde von seinen deutschen Zeitgenossen hoch geehrt. Kaiser Maximilian I. zollte dem großen Künstler lebenslang inniges Wohlwollen und zeichnete ihn bei jedesmaliger Begegnung aus. Wie schon erwähnt, war die Maximilianische Zeit eine solche, wo das in mehr als zweihundert Staaten zerrissene und zerfetzte Deutsche Reich schwer darniederlag, wo das deutsche Volk durch die ewigen Unruhen und den harten Druck der Großen mehr und mehr der Verarmung zugeführt wurde; wo Kaiser Maximilian selbst, obwohl einer der volksthümlichsten Fürsten seiner Zeit, arm wie eine Kirchenmaus gewesen und es z. B. nicht durchzusetzen vermochte, daß die Stadt Nürnberg oder andere Städte die Anweisungen über ein paar hundert Gulden einlösten, womit er Albrecht Dürer's unvergleichliche Leistungen bezahlte.

Wenn aber Kaiser Maximilian seinen Lieblingsmaler auch nicht entsprechend mit klingendem Silber oder Gold belohnen konnte, so lohnte er ihm doch mit seiner Freundschaft und unentwegten Hochachtung bei jeglichem Anlaß. Eines Tages war Dürer in Gegenwart des Kaisers und seines Gefolges beschäftigt, einen neuen Entwurf zu seinem Festungsbuche, das er damals schon in der Arbeit hatte, an die Wand des Gemaches zu zeichnen. Die Leiter, auf der er stand, schwankte, und Kaiser Maximilian befahl einem Herrn aus seinem Gefolge, die Leiter festzuhalten. Der Edelmann weigerte sich aber dessen, „weil für seinen Stand gegenüber einem Bürgerlichen solche Dienstleistung unziemlich wäre". Da sprang der Kaiser selbst hinzu und hielt dem Maler die Leiter, wobei er sagte: „Albrecht ist wegen der Fürtrefflichkeit seiner Kunst mehr als ein Edelmann. Wir Fürsten können wohl aus jedem Bauer einen Edelmann machen, aber aus einem Edelmann einen Künstler zu machen, das kann nur Gott allein." Und noch im Jahre vor seinem Tode ließ der Kaiser den Künstler zu sich nach Augsburg bescheiden, damit Letzterer noch einmal sein Bild male, und aus diesem Zusammentreffen (Bild Seite 457) stammt das noch vorhandene treffliche Porträt des Kaisers, das ihn im flachen Hut und Pelzmantel darstellt, sowie jene schöne, noch vorhandene Kreidezeichnung, auf welche der Künstler selber geschrieben: „Das ist Kaiser Maximilian, den hab' ich, Albrecht Dürer zu Augsburg, hoch oben auf der Pfalz in seinem kleinen Stüble konterfeit, da man zählt 1518 am Montag nach Joannis Tauffer."

Diese Andeutung der Vertraulichkeit, welche zwischen dem Kaiser und dem großen Künstler bestanden, gereicht sicher Beiden zur größten Ehre.

Unter den deutschen Kriegsbaumeistern jener Periode, mit welcher wir uns befassen, ist am berühmtesten geworden Daniel Speckle (geb. 1536, gest. 1589), der in seinen Rissen sich schon dem Polygonsystem, das ist der meist regelmäßigen vielseitigen Form der Festungswerke näherte und die Fortificationen von Straßburg, Ulm, Colmar, Basel, Schlettstadt und Hagenau baute. Als Schriftsteller über die Befestigungskunst wären Hans von Schill und Leonhard Fronsperger zu nennen. Letzterer schrieb das einst hochberühmte Buch: „Von kayserlichen Kriegsrechten Malefitz und Schuldhändeln, Ordnung und Regiment, sampt demselbigen und andern hoch oder niedrigen Befelch, Bestallung, Recht und Empter, zu Roß und Fuß, an Geschütz und Munition, in Zug und Schlachtordnung, zu Feld, Berg, Thal, Wasser und Land, vor oder in Besatzungen, gegen oder von Feinden fürzunennen, welcher art, sitten, herkommen und gebrauch under und bei Regierung des Allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten, unüberwindlichsten und kriegserfahrenen, berühmptisten Römischen Keysers Caroli des fünfften, hochlöblichster und seligster Gedächtniß, geübt und gebraucht, in zehn Bücher abgetheilt, dergleichen nie ist gesehen worden, von neuwen beschrieben und an Tag geben durch Leonhart Fronsperger. Mit schönen neuwen Figuren und einem ordentlichen Register, Frankfurt a. M. 1572.“ Auch jetzt noch ist dieses Buch als Quelle über die militärischen Verhältnisse seiner Zeit unentbehrlich und enthält zahlreiche Details über das Fortificationswesen, die Anstalten bei Belagerung und Vertheidigung fester Plätze, worauf wir noch zurückkommen werden.

Unter den österreichischen Generalen, welche sich um das Fortificationswesen verdient machten, ist in erster Linie Leonhard II. Freiherr Colonna von Fels (geb. 1497, gest. 1545) zu nennen. Als sich bei der Belagerung von 1529 die Unzulänglichkeit der Befestigung Wiens (Bild S. 465) gezeigt hatte, ging man sofort an deren Verstärkung. Aber der leidige Geldmangel verhinderte eine radicale Neugestaltung, man mußte sich begnügen, die bei der Belagerung zerstörten Werke neu aufzuführen und die schwächsten Stellen zu verstärken. Erst 1540, als die Gefahr wieder drohender wurde, ging man mit dem vom Reiche bewilligten Mitteln daran, die Befestigungen planmäßig, mit Basteien und Vorwerken herzustellen.

Das Hauptverdienst daran gebührt dem Freiherrn von Fels, welcher Stadt-Commandant von Wien war, obwohl er gleichzeitig auch das Ober-Commando in Ungarn führte. Wie eingehend sich dieser hochgebildete Mann für die Neubefestigung Wiens interessirte, wird dadurch bewiesen, daß der um Wien vielverdiente Ingenieur Augustin Hirschvogel (geb. 1503, gest. 1553), wie schon (S. 321) erwähnt, auf seinem bekannten Plan von Wien ein zwischen Burg und Kärntnerthor vorspringendes Werk als „Herrn Linhart Freiherrn von Vels berathschlagte Pasthei“ bezeichnet.

Der vorerwähnte Hirschvogel'sche Plan von Wien stammt aus dem Jahre 1547 und ist (nebst dem vom Stadt-Baumeister Bonifaz Wolmuth gezeichneten) der älteste geometrisch aufgenommene Plan von Wien. Ursprünglich wurde er auf einer runden, $10^3/_4$ Schuh messenden Holztafel mit Tusch gezeichnet und mit Oelfarbe übermalt, dann aber gab ihn Hirschvogel 1552, behufs größerer Verbreitung, in sechs Folio-Kupferplatten radirt heraus. Sowohl die Originalzeichnung wie auch diese Platten werden noch heute im Archive der Co[illegible] Wien bewahrt, es sind jedoch die Abdrücke schon sehr selten geworden, wesha[illegible] Interesse für unsere geehrten

Leser sein wird, wenn wir (Bild Seite 464) eine verkleinerte, aber getreue Copie dieses Planes der Befestigung Wiens nach der Türkenbelagerung liefern.

Auf diesem Plane sind die bei Hirschvogel namentlich eingezeichneten Gassen und Gebäude durch Ziffern ersetzt und bedeutet selbe nach der Schreibweise des Originals: „I. Burgck-Passthei; II. Röm. Khunigl. Maj. Passthei; III. Schoten-Thor; IV. Juden-Thurm; V. Berathschlagte Passthei durch Augustin Hirsfogel; VIII. im obern Werd (Leopoldstadt); IX. Salczthor; X. Rot-Thurm (Rothethurm); XI. im untern Werd (Rossau); XII. Piber-Passthei; XIII. Prediger-Passthei (Dominikaner); XIV. Stubenthor; XV. Jacober-Passthei; XVI. Im Winckl ein Kacze inwendich der Stat zu machen, durch Augustin Hirsfogel beratschlagt; XVII. Heiners Passthei; XVIII. Kärner-Thor; XIX. Hern Linhard Freihern von Fels seligen beratschlagte Passthei.“

Die mit arabischen Ziffern versehenen Formen von Gebäuden und Gassen sind folgendermaßen bezeichnet: 1. Der Röm. Kunigl. Maj. unsers allergnedigsten Hern Burgckh; 2. Augustiner-Kloster; 3. Augustiner-Gassen; 4. Röm. kais. Maj. Zeughaus; 5. Graf von Salm; 6. Niederösterreichische Kanczlei; 7. St. Dorothea; 8. S. Michael; 9. Schwein-Marck (Lobkowitzplatz); 10. Burger-Spital; 11. S. Clara; 12. Am Rosmarck (Stockimeisenplatz); 13. Neu-Mark und Mel-Gruben (heute Casino); 14. hinterm Neuenmark; 15. hinter St. Dorothea; 16. die Ferbergasse; 17. die Rot-Straß (Rathstraße, heute Bräunerstraße); 18. die Preidn-Straß (Brigittenstraße, heute Habsburgergasse); 19. Am Kolmarkt; 20. Walckh-Straß (Wallnerstraße); 21. Schavfel-Gaß (Schauflergasse); 22. das neu Spital; 23. zum innern Brüdern (mindere Brüder, d. h. Minoriten); 24. Zillerhof (Cillyerhof, heute Amalienhof); 25. Landthaus (landständische Palast); 26. do der Wolf den Gänsen predigt (Wiener Wahrzeichen in der Wallnerstraße); 27. hinter S. Pongreicen (St. Pankratz, heute steht an dem Platze dieses Kirchleins die päpstliche Nuntiatur); 28. auf'm Puhel (Bühel, Hügel, Gegend des heutigen Heidenschuß und Tiefer Graben); 29. auf'm Mist (Gegend der Strauchgasse); 30. auf'm Steinfelt (vor dem Schottenkloster und Kirche); 31. die hinter Schenkenstraß; 32. die vorder Schenkstraß, vor Zeiten Mentlerstraß; 33. Aifalt-Straß (Teinfaltstraße); 34. Schottenkirch; 35. Schottenhof; 36. Salzburger-Hof; 37. im Elent (Ende der Renngasse); 38. auf der Hohen Brucken; 39. im tiefen Graben; 40. an den Hercogen-Hof (Am Hof); 41. am Lederhof (hinter dem Gasthaus zur Kugel); 42. unter Ferbern (neben dem bürgerlichen Zeughaus); 43. zum sieben Prunen; 44. unser Frauen Kirch (Redemptoristen); 45. auf unser Frauen Stiegen (Maria am Gestade); 46. das Rathhaus; 47. die Wildperger-Straß (Wildwerker-, heute Wipplingerstraße); 48. Juden-Placz; 49. der Schulhof; 50. Juden-Gessel.

Die weiteren Nummern bedeuten: 51. die weißen Brüder (Karmeliter, an Stelle des heutigen Kriegsministeriums); 52. untern Spenglern; 53. Pognerstraß; 54. Harhof (d. i. Flachsmarkt, bei der Naglergasse); 55. Peilerthor (gegenüber der heutigen Sparcassa); 56. Nagler-Gessel; 57. am Graben; 58. St. Peter Freithof; 59. alt Zeughaus; 60. Hub-Haus (Finanzverwaltung, später bis in die neueste Zeit Polizeidirection); 61. pei der Hollerstauden; 62. Freisinger-Hof (heute Trattnerhof); 63. untern Goldschmiden; 64. Prandstat; 65. Krammer-Gasse; 66. Pauern-Marck; 67. die Minczerstraß; 68. in der Lanczkron; 69. das Taschnergeßl (Lichtensteg); 70. das Hünergeßl; 71. Burger-Schran (Gerichtsgebäude gegenüber dem Palais Sina); 72. Chamer-(Kammer-)Hof (Widpretmarkt); 73. am lichten Steg; 74. am hohen Marckt; 75. Bil-

pinger-(Wipplinger-)Straß; 76. Schilter-(Schulter-)geßl; 77. St. Salvator (Rath-Haus-Capelle); 78. untern Satlern; 79. Tuchleden (Tuchlauben); 80. auf der Fischer-Stiege; 81. am Salczgries; 82. zum ploben (blauen) Hecht; 83. Rot Kros (rother Krebs); 84. am Kin-Markt (Ruprechtssteig); 85. zum sieben Schwiebögen; 86. das Pragerhaus (Ruprechtsplatz); 87. St. Ruprecht (Kirche); 88. Schabenrüßl (Haarmarkt und Rothenthurmstraße); 89. Rotgeßl; 90. Fischhof; 91. das Kochgeßl; 92. am Steg; 93. zum gulden Hirsch; 94. zum gulden Wolf; 95. am Haarmarkt; 96. am Lugeckh; 97. Junker Lasla (Federlhof); 98. Regensburgerhof; 99. Heiliger Kreuzer-Hof; 100. Grashof.

Die weiteren Nummern bedeuten: 101. Auf der Muster (Griechengasse); 102. Untern Hafnern; 103. am alten Fleischmarckht; 104. im Au-Winkl; 105. St. Lorenz; 106. der Stat Zeighaus; 107. Kölnerhof; 108. in der hintern Peckenstraß (Sonnenfelsgasse); 109. in der vordern Peckenstraß (Bäckerstraße); 110. Collegium Universale; 111. Aula Universitatis; 112. zum Predigern (Dominikanerplatz und Kirche); 113. St. Jakob; 114 Römer-(Riemer-)Straß; 115. die Wollczeil; 116. die Schulstraß; 117. die Juristen-Schul (Ecke der Blutgasse); 118, St. Anna-Hof; 119. Pischofs-Hof (erzbischöfliche Residenz); 120. St. Stefan; 121. St. Magdalena (Capelle vor dem Singerthor); 122. Teuczs Haus (Deutschordens-Haus); 123. Plut-geßl; 124. Parfotten (Barfüßer, Singerstraße); 125. St. Hieronymus (weibliche Büßerinnen, später Franziskanerkloster); 126. Sinninger-Straß (Singerstraße); 127. Vor Zeiten untern Schloßern; 128. in der Weihenburgck; 129. Burger-Schul (heutiges Churgebäude, Alumnat); 130. auf der Dagken, olim auf der Hilm (Ballgäßchen, hier in dem mit der Nummer 3 versehenen Hause lebte und starb Hirschvogel, der Verfasser des Plans); 131. Himmel-Porten; 132. avem Steig; 133. Trabantenstraß (Rauhensteingasse); 134. avem Ravenstein (Haus zur ungarischen Krone); 135. St. Johannes-Gassen; 136. in der Pipinger-Straß (Annagasse); 137. St. Anna (Kirche); 138. und 139. St. Johannes (Johanniterhaus und Kirche); 140. die Krug-Straß; 141. die Kernerstraß; 142. Mel-Gruben; 143 und 144. Hafnhaus (Kärntnerstraße, Sterbehaus des Feldzeugmeisters Heß); 145. der Stock im Eisn; 146. untern Seilern; 147. Rosengäßl; 148. am altn Roßmarck; 149. die Hochstraß (Herrengasse); 150. im Strauchgeßl; 151. do der Heid schuß (schießt, Heidenschuß, heute Montenuovo-Palais); 152. auf der Goltschmid; 153. des Marcus Curci-Loch (Lugeck-Platz).

Der Plan Wolmuth's ist wohl im größeren Maßstabe verfertigt, aber weniger genau in der Aufnahme.

Die gesammten Befestigungsbauten wurden durch kaiserliche Baumeister entworfen und durchgeführt, wozu meist Italiener berufen wurden. Auch bei dem auf Kosten der Stadt Wien ausgeführten Theil, der 1544 und 1545 errichteten Dominikanerbastei, nahm Freiherr von Fels Einfluß, und die Stadtrechnungen weisen aus, daß Meister Domenico Illalto aus Kärnten berufen wurde, um mit dem Stadt-Commandanten über diese Bastei zu berathschlagen, sie auszustecken und nach der Vermessung ein Modell anzufertigen. Den Bau selbst führte Meister Francesco de Poco aus Mailand aus, welchem aus der Stadtcasse für seine zweijährige Mühe 60 fl. in Gold verehrt wurden. Nachdem der Bau der Dominikaner-B[illegible] vollendet war, stellte der „wolgeborene H. H. Leonhardt zu Fels, R. R. M. [illegible]erer, Oberster Hofmeister, Landeshauptmann an der Etsch und Generalobriste[illegible] ann zu Ungarn“, an den Stadtrath das Ansinnen, derselbe möge auch die [illegible] „Katze“ (Nr. XVI

des Planes S. 464) auf seine Kosten ausführen lassen. Unter „Katze" verstand man das einen bestimmten Abschnitt der Umwallung beherrschende überhöhte Werk, — das, was man später und auch heute noch „Cavalier" nennt.

Der Bürgermeister Stefan Denk stellte die traurige Finanzlage der Stadt vor, welche ganz „unvermögend" sei, die erforderlichen 11.000 Gulden aufzubringen, worauf Fels wohlmeinend erwiderte, daß ihm diese Verhältnisse wohlbekannt seien, indessen sei die ausreichende Befestigung Wiens von so hoher Wichtigkeit, daß man nur getrost mit dem Bau beginnen solle, der Freiherr wolle vorläufig dazu 2000 Pfennige verordnen und zur Vollendung mit Mehreren bei der königlichen Majestät verhelfen. Die Dominikaner-Bastei (Nr. XIII des Planes) hieß nach diesem Neubau gewöhnlich Bürgerbastei, und es war ein Vorrecht der Bürgerschaft, daß sie allein die Besatzung, Wachen und auch das Geschütz auf derselben beistellte. Dieses Vorrecht, die Werke in den Tagen der Gefahr zu besetzen und ausschließlich zu vertheidigen, wie dies auch bei der Türkenbelagerung 1529 der Fall gewesen, erhielt sich bis zum Jahre 1848, bis zu welcher Zeit die Wiener Bürger-Artillerie bei feierlichen Anlässen ihre Kanonen auf dieser Bastei und nach deren Abtragung 1847 auf der Biberbastei aufführte und löste. Der „Cavalier" wurde im Jahre 1847 unter großen Schwierigkeiten unter der Leitung des städtischen Beamten J. Unger abgetragen.

Freiherr von Fels betrieb die Neubefestigung Wiens so energisch, daß am 12. April 1543 sogar eine Verordnung erlassen wurde, laut welcher alle drei Meilen im Umkreise wohnenden Leute jede Woche drei Tage Roboth bei dieser Arbeit zu leisten hatten. Leider starb Fels, der schwach und kränklich war, schon am 10. November 1545, erst 48 Jahre alt, worauf die Arbeiten nur stockend weiter geführt und erst im Jahre 1560 abgeschlossen wurden, aber, wie es scheint, nicht in jenem Umfang und nach dem Plan, wie es ursprünglich in Aussicht genommen war. Namentlich die gegen den Donau-Canal gelegene Seite blieb im alten Stande, wie wir ihn aus einer der ältesten Ansichten Wiens, welche aus dem Jahre 1480 stammt, kennen. (Bild Seite 465.)

Freiherr von Fels, ein um das Reich und um Wien gleich hochverdienter Mann, fand seine Ruhestätte im Stefansdom, wo unweit des Friedericianischen Grabmals ein Denkstein aus Salzburger Marmor an ihn erinnert. Er war bei den Wienern so beliebt gewesen, daß sie für ihn bei St. Stefan ein feierliches Requiem singen ließen.

Unter Kaiser Rudolf II. scheinen schon ständig Ingenieure und Baumeister für militärische Bauten angestellt gewesen zu sein. In den Rechnungen erscheinen sie unter verschiedenen Benennungen, als Kriegsbaumeister, Architekt, Bauofficiant, Kriegsbau-Superintendant u. s. w. Als Oberstwacht- und Baumeister zu Raab wird 1595 Nikolaus Perlin genannt, und der Hofkriegsrath Hans Freiherr von Springenstein führte den Titel: General-Bau-Superintendant. Im Jahre 1596 empfiehlt Kaiser Rudolf seinem Bruder Mathias den „Obersten-Ingenieur" Claudius Cograni, und in einem Verzeichniß des Armeestabes vom Jahre 1600 wird auch ein Ingenieur mit einem Monatsgehalt von 100 Gulden aufgeführt.

Wir wollen nun die Art und Weise kurz betrachten, wie man damals die wichtigsten in das Geniewesen fallenden Angelegenheiten betrieb.

Die Wahl und Einrichtung des Lagerplatzes war zu jener Zeit von besonderer Wichtigkeit, denn er diente, wie dies in den modernen Kriegen meist der Fall ist, nicht blos für eine Nacht, sondern oft für längere Zeit. Noch im dreißigjährigen Krieg

kam es vor, daß sich die feindlichen Heere durch Wochen in verschanzten Lagern gegenüberstanden, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre; man wollte sich gegenseitig aushungern und zum Verlassen einer Position zwingen, auf welche ein Angriff zu gewagt erschien.

Da auch der Vorpostendienst noch nicht so eingerichtet war wie in unserer Zeit, war Sicherheit vor einem feindlichen Ueberfall oder einer Beschießung die erste Anforderung an einen Lagerplatz, derselbe mußte daher auf einem dominirenden Punkt, entfernt von Anhöhen, wo möglich an einer oder mehreren Seiten gedeckt durch natürliche Annäherungs-Hindernisse gelegen sein. Wo dies nicht der Fall war, wurden Schanzen aufgeworfen oder die Streitwägen aufgefahren.

In die erste Lager-Linie kamen stets die Geschütze, dann folgte das Fußvolk, die Reiterei aber legte man gerne in die Tiefe, wo sie mit den Pferden leicht zum Wasser gelangen konnte. War es aus irgend einem Grunde nöthig, das Lager zu theilen, so wurden zu der Reiterei stets Abtheilungen von Fußvolk und Schützen gesellt, weil bei einem plötzlichen Ueberfall durch die Pferde am leichtesten Verwirrung einriß.

Innerhalb des Lagers wurden die Plätze der einzelnen Truppenkörper durch breite Gassen getrennt, damit kein Gedränge entstehe. Hinter dem Geschütze, das an den bedrohtesten Stellen auffuhr, war der Lärm-(Alarm-)Platz, der so groß sein mußte, daß Fußvolk und Reiterei in eine geordnete Schlachtordnung aufmarschiren konnten. Die Mitte des Lagerplatzes nahm das Zelt des Kriegsherrn oder des Oberst-Feldhauptmanns nebst seinem Gefolge von Dienern und besonderen Wachen ein, um das ein breiter, freier Raum gelassen wurde. Rechts und links davon waren die „Quartiere“ des Feldmarschalls (Bild S. 480) und Oberst-Zeugmeisters, rückwärts campirte der Profoß mit seinen Leuten. Die Munition war besonders verschanzt und ein eigener Platz innerhalb des Lagers zum Vertheilen des Proviantes bestimmt.

Um der leichteren Orientirung willen gab man dem Lager gerne eine regelmäßige Gestalt, zu welchem Zwecke dem Quartiermeister, welchem die Einrichtung des Lagers oblag, eigene „Ausmesser“ mit Meßketten und anderen Geräthen beigegeben waren. Waren die im Lager liegenden Truppen von verschiedenen Nationen, so theilte man dasselbe gerne durch Gräben oder Hecken in mehrere Quartiere, um den so häufigen Streitigkeiten und Raufereien vorzubeugen.

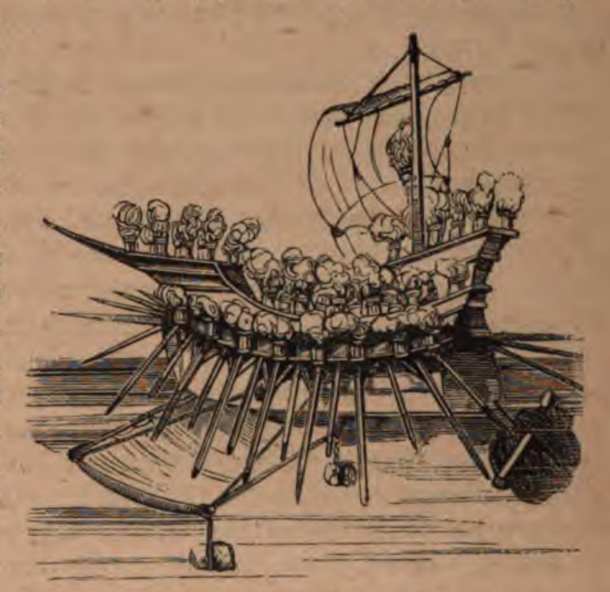
Die „Rennfahne“, wie der die Avantgarde bildende Truppentheil hieß, und wohl auch noch andere Haufen blieben, besonders wenn der Feind nahe war, so lange in der Schlachtordnung stehen, bis das Lager abgesteckt, die Wagenburg aufgeschlagen, die nöthigen Verschanzungen hergestellt waren; dann bezogen zuerst der Troß und nach ihm die übrigen Haufen das Lager, die Rennfahne aber durfte erst in das Quartier abrücken, wenn die Wachen ausgestellt waren.

Im Felde wurden diese meist von der Reiterei besorgt, und sie bestanden aus möglichst weit gegen den Feind vorgeschobenen Doppelposten, von welchen ein Mann bestimmt war, allfällige Wahrnehmungen nach rückwärts zu melden. Das heutige Vorposten-System, durch welches eine genaue Beobachtung des Feindes ermöglicht, die eigene Stellung aber hinter einem schützenden Schleier drei- oder vierfacher Linien von Posten und Abtheilungen verborgen wird, war noch nicht ausgebildet. Im Falle eines Alarmes mußten der Troß, die Wägen, „Marketender und Sudler“, im Lager bleiben, ohne die bestimmten Plätze zu verlassen. Lazarus Schwendi (Bild S. 497) empfiehlt es, „öfters blinden Lärm zu schlagen“, [illegible] das Kriegsvolk und das ganze „Lager-

volk“ an die bestimmte Ordnung gewöhne, Jedermann rasch und ohne Verwirrung seinen Posten aufzusuchen wisse.

Die Belagerung fester Plätze kam bei den langwierigen Feldzügen jener Zeit viel öfter vor, als es heutzutage der Fall ist, ja in den meisten Fällen hing die Entscheidung eines Feldzuges von dem mehr oder minder kräftigen Widerstand einer Festung ab. Sowohl Belagerung als Vertheidigung waren daher von größter Wichtigkeit, und die Militärschriftsteller jener Zeit, namentlich Schwendi und Fronsperger, später auch Georg Fuchs, erörtern dieselben mit größter Gründlichkeit. Wir folgen im Allgemeinen ihren Darstellungen.

Wenn man vor einen Platz rückte, so forderte der Oberstfeldhauptmann im Namen des Kriegsherrn, bevor die Feindseligkeiten begonnen, zur Uebergabe auf. Dann wurden die Lagerplätze für die Truppen ausgewählt und so eingerichtet, daß die Abwehr von Ausfällen erleichtert und das Lager gegen feindliche Streifcorps oder gar eine Entsatzarmee auch im Rücken gesichert war. Dann mußte man sich durch Augenschein überzeugen, welcher Art man den Platz angreifen könne und müsse, ob durch Beschießen, Untergraben, Sprengen, Ausfüllen der Gräben, Stürmen u. s. w., ob es nicht möglich sei, die Magazine in Brand zu stecken, Parteiung und Verrätherei in der Festung anzuzetteln, kurz durch welche Mittel man dem Feind möglichsten Abbruch thun, ihn in beständige Angst und Unruhe versetzen und zur baldigsten Uebergabe bewegen könne.



Giambelli's Höllenmaschine. (Seite 476.)

Noch während der Belagerung wird das Geschütz aufgestellt und heftig nach den oberen Wehren geschossen, damit der Feind die nöthigen Arbeiten und Aufwerfung der ersten Schanzen nicht stören könne. Gab es sonst keine Deckung für das Geschütz, so mußten Wollsäcke bereit sein, hinter deren Schutz auch die Schanzarbeiter die ersten Gräben aufwarfen, die je nach der Lage mehr oder weniger entfernt waren. Mußte man eine Brücke schlagen, um von beiden Seiten eines Flusses die Festung einschließen zu können, so sollte das in der Regel am oberen Laufe geschehen, wo der Belagerte es weniger hindern konnte; war man aber zum Gegentheil gezwungen, so schlug man vor der Brücke reihenweise Pflöcke ein, die eine Art Rechen bildeten, oder es wurden kleine durch Ketten fest verbundene Schiffe aufgestellt, welche von den Belagerten herabgeschwemmte Zündapparate, Balken u. s. w. aufhalten sollten. Alle solchen Arbeiten wurden unter dem Schutze von Fußvolk ausgeführt, die durch wohlgezieltes Musketenfeuer die Wälle zu bestreichen hatten.

Nach Möglichkeit richtete man den Angriff auf mehrere Seiten der Festung, damit die Beunruhigung größer und der Feind zur Theilung seiner Kräfte gezwungen sei.

Einen besonderen Vortheil sah man im „Ueberhöhen" des Feindes. Sowie man früher zu diesem Zwecke unförmliche Maschinen, wie den Balfried, gebaut hatte (Bild Seite 15?), baute man jetzt mit unsäglicher Mühe so hohe Schanzen, daß dadurch die Festungswerke überragt wurden. Bei der Belagerung der Feste Grimmenstein durch ein kaiserliches Executionsheer (1567) wurden zuerst die Festungsgräben mit Sandsäcken ausgefüllt, deren die Bewohner des Meißner-Landes die schier unglaubliche Anzahl von 19,009.655 Stück liefern mußten. Dann rückte man mit Schanzen so nahe an die Feste, daß man gemüthlich mit den Belagerten sprechen konnte, und baute diese Schanzen so hoch, daß sie über die Wälle der Stadt wegragten und man bequem den Innenraum beschießen konnte.

Der ganze Ring der Belagerungs-Arbeiten war in Abschnitte getheilt, die unter besonderen Commandanten standen, ebenso hatte jede Schanze ihren Befehlshaber und ihre zugewiesene Mannschaft, darunter möglichst viel Schützen, die unabläßig die Brustwehren bestrichen, damit sich dort niemand ungestraft aufhalten und den Belagerern schaden könne.

Begann die Beschießung mit schwerem Geschütz, dessen man auf jeder Schanze mindestens acht Mauerbrecher und Feldkanonen rechnete, so durfte man die in der Festung nicht mehr zu Athem kommen lassen. Zuerst wurden die oberen Brustwehren weggeschossen, dann richtete man das Feuer gegen bestimmte Punkte, um den Wall ganz niederzuwerfen und eine Bresche für den Sturm zu gewinnen; war der Feind genöthigt, einzelne Werke zu räumen, oder die Brustwehren nach rückwärts zu verlegen, so galt es ihn am Bauen zu verhindern. Dazwischen wurden auch, besonders wenn heftiger Wind wehte, Feuerkugeln in die Stadt geworfen, um Brände anzufachen.

Um sich an der Contre-Escarpe (der dem Belagerer näher liegenden Böschung des Grabens) festzusetzen, durften keine Anstrengungen gescheut werden, denn damit war man Herr des Grabens und besaß die Möglichkeit, gedeckt an die Werke selbst zu kommen. Im Besitze einer solchen Stellung war man in der Lage, durch eingeschnittene und geschickt gestellte Geschütze die „Streichwehren" (Bastionen) von der Seite zu beschießen und die Vertheidiger zum Verlassen dieser vorgeschobenen Werke zu nöthigen. Auch durch verdeckte Stellen und Minengänge schuf man sich oft Zugänge zu den Gräben, um diese ausfüllen zu können und die Belagerten an der Ausbesserung der zerstörten Werke zu hindern.

Waren die Gräben mit Wasser gefüllt, so suchte man dasselbe abzuleiten oder trocken zu legen, wozu oft besondere Pumpwerke und Pferdemühlen (Göpelgang) angelegt wurden. Wo dies nicht möglich war, construirte man für den Uebergang der Stürmenden allerlei Vorrichtungen. Außer mit Steinen beschwerten Reisigbündeln bediente man sich auch lederner Schiffe, die zu einer Brücke verbunden werden konnten, oder man baute hinter den Feldschanzen eine auf Fässern, Rädern oder Walzen rollende Brücke, die auf beiden Seiten und vorne durch feste Bohlenwände gegen Schüsse gesichert war. Dann wurde das Erdreich abgegraben bis zum Wasserspiegel und die Brücke gegen den Wall vorgeschoben. Doch konnte diese Art nur angewendet werden, wenn die Mauern schon sehr erschüttert und die Streichwehren genommen waren, man also das Geschützfeuer der Festung nicht sehr zu fürchten hatte.

Bei trockenen Gräben war die Aufgabe der Belagerer viel leichter, und sie konnten durch Minengänge oder offene Gänge, die nach beiden Seiten durch das ausgeworfene

Erdreich, nach Oben durch starke Bretter, mit Rasenstücken, nassen Kuhhäuten u. s. w. bedeckt, geschützt waren, bald bis an die Mauer kommen. Solange die vorspringenden Werke noch nicht gewonnen waren, mußte man sich auch im Graben selbst nach beiden Seiten einbauen, im anderen Falle aber bediente man sich nur der Sturmdächer oder Sturmmäntel, die aus Brettern gefertigt, an die Mauern gelehnt und durch Pfosten gestützt wurden. Unter deren Schutz ging es nun an das Untergraben der Wälle oder es wurden Minengänge unter dieselben getrieben, um sprengen zu können.

Ein Hauptvortheil war es, wenn es gelang, die Vertheidiger über die Anlage und Richtung solcher Minen zu täuschen. Man legte daher manche nur zum Schein an und betrieb die Arbeit dort, wo man es ernst meinte, so vorsichtig und still als möglich, damit der Feind nichts merke und entgegen grabe. Zu solchen Arbeiten wurden stets die tapferſten und erfahrensten Leute benützt, denn es galt oft noch im letzten Moment, die Gegenanstalten unwirksam zu machen, den Feind zu untergraben und die Mine zu sprengen, auch kam es nicht selten zu unterirdischen Kämpfen, wobei es sich darum handelte, eine so mühevolle Arbeit vor der Zerstörung zu schützen.

Waren die Minen zum Sprengen fertig, so wurden alle Vorbereitungen zum Sturm getroffen, der meist von verschiedenen Seiten unternommen wurde, um die Belagerten zur Theilung der Kräfte zu zwingen. Die zum Sturm bestimmte Mannschaft wurde in die vorderste Linie der Belagerungsarbeiten gezogen und auf eine bestimmte Anzahl von Leuten je eine Sturmleiter zum Ersteigen der Mauerreste oder auch Reisigbündel, Sandsäcke zum Ausfüllen von Vertiefungen ausgetheilt. Auch Leute mit Hacken und anderen Werkzeugen befanden sich darunter, um Pallisaden niederreißen, spanische Reiter zerstören, Thore einschlagen zu können. Bevor die Mine noch aufflog, verstärkte man meist noch das Geschützfeuer, um die Bedrängniß der Belagerten zu erhöhen und sie von den Wällen fernzuhalten.

Flog dann Wall und Mauer in die Luft, um als regellose Masse niederzustürzen und oft eine Brücke zur Bresche zu bilden, so wurde unter dem ersten Eindruck unter fortwährender Kanonade der Sturm unternommen. Man ließ dabei meist die Kriegsmusik ertönen und der Schlachtruf wurde angestimmt, weil sich dadurch der Muth der Stürmenden hob, die Vertheidiger aber eingeschüchtert wurden. Während die vordersten Abtheilungen stürmten, war das ganze Heer in Schlachtordnung aufgestellt, um den Sturm unterstützen und statt der abgeschlagenen Haufen neue vorwärts schicken zu können. Bei den Türken bildete die Reiterei eine lange Linie, um die oft des vergeblichen Kampfes überdrüssigen, muthlosen Soldaten wieder mit Gewalt gegen die Wälle zu treiben.

Das Schicksal einer erstürmten Stadt war, wie wir bei Besprechung der Kriegsbräuche sehen werden, meist ein sehr trauriges, und es hausten oft die christlichen Reiter nicht milder als die Türken. Man suchte daher, besonders wenn es sich um einen bedeutenden Platz handelte, den man erhalten wollte, alle möglichen Mittel hervor, um früher die Uebergabe zu erzielen. Drohungen oder Versprechungen wurden angewendet und die Belagerten wiederholt zur Uebergabe aufgefordert, indem man Briefe in die Festung schoß oder durch freigelassene Gefangene und besondere Boten die Aufforderung übermittelte; auch Verbindungen mit der meuternden Besatzung führten hie und da zum Zweck.

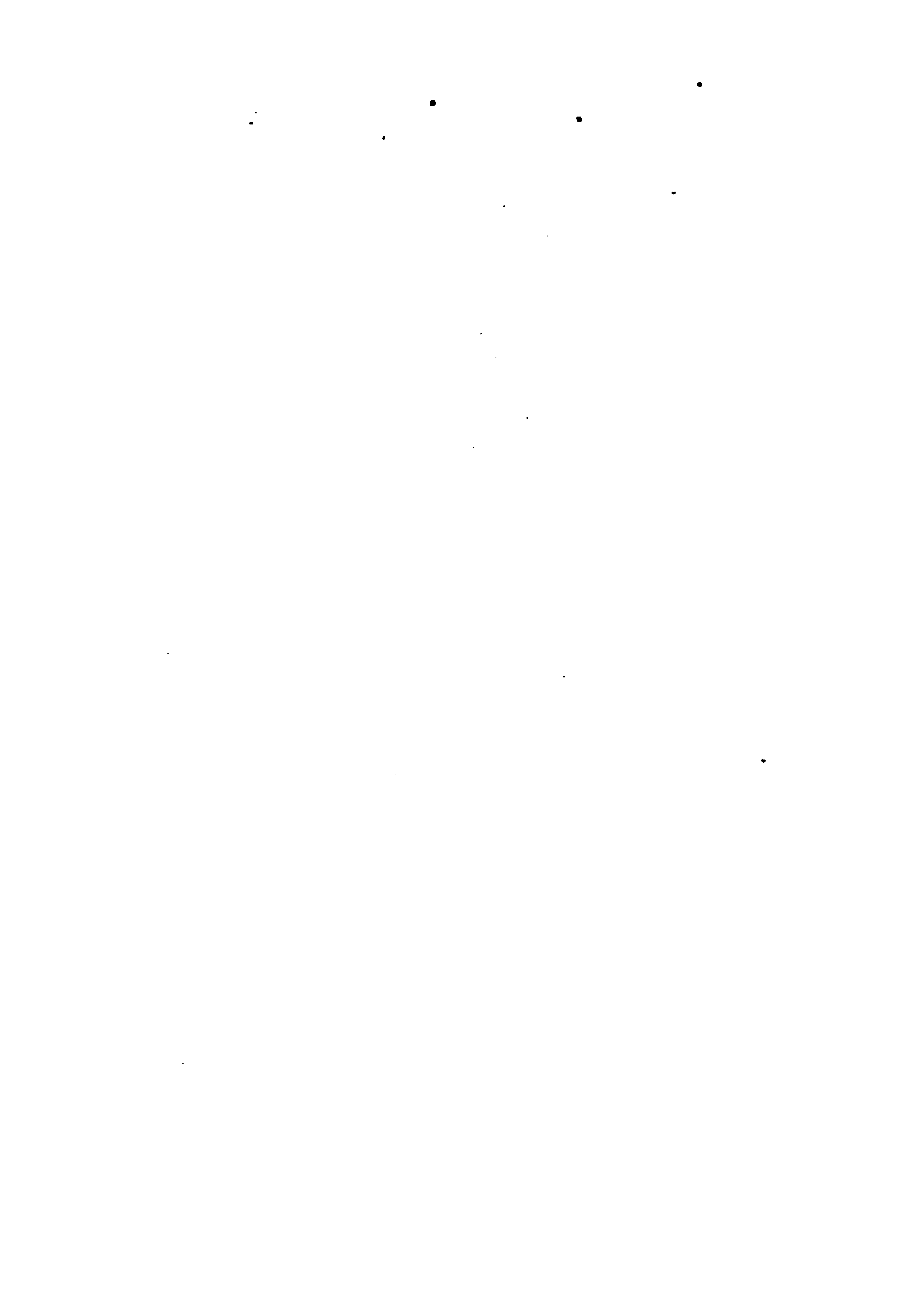
Meister im Belagerungskrieg waren die Türken, die sich besonders trefflich auf den Minenkrieg, die Anlage von Schanzen, Ableitung von Wässern u. s. w.

verstanden, wie wir z. B. bei der Belagerung von Sziget sahen. Viel mag dazu wohl beigetragen haben, daß ihre Heere stets viel stärker als die kaiserlichen waren, es also an Händen auch für die schwierigsten Arbeiten nicht leicht fehlte und sie überdies in den Janitscharen eine in allen Formen des Kriegs geübte stehende Truppe besaßen, welche in gleicher Weise kein anderer Staat damals besaß.

Berühmt in der Kriegsgeschichte ist die Belagerung Antwerpens (1584—85) durch den Prinzen Alexander Farnese, dessen Heer aus deutschen und spanischen Truppen bestand, daher diese Affaire nur mittelbar hier Erwähnung finden kann. Von beiden Seiten erschöpfte man alle Mittel der Kriegskunst; Farnese ließ, um die Schelde zu sperren und die holländische Flotte abzuhalten, einen Damm und eine Brücke über die wie ein Meeresarm breite Mündung bauen, welche an beiden Ufern durch Forts gedeckt waren. Große glatte Fahrzeuge, verankert und fest aneinander gekettet, bildeten die Mitte dieses Werkes, das für eines der größten Meisterstücke der Kriegsbaukunst erklärt wurde. Einmal gelang es den Antwerpenern, durch furchtbare von dem italienischen Ingenieur Friedrich Giambelli erbaute Branderschiffe die Brücke zu zerstören; jede dieser beiden Höllenmaschinen — eine Art Stammväter der heutigen Torpedoschiffe — hatte unter Deck eine steinerne Kammer von 3 Fuß Breite und Höhe, welche mit 6000 und 7500 Pfund des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung geladen und fest verschlossen, d. i. mit großen schweren Grab- und Mühlsteinen bedeckt war. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuh hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Kugeln, Ketten, Nägeln, Messern, Eisen- und Steinstücken vollgestopft und auch der innere Schiffsraum mit verderblichen Werkzeugen gefüllt; Lunten führten in das Innere, um das Schiff auf jeden Fall in Brand zu stecken, die eigentliche Explosion aber wurde durch ein Uhrwerk herbeigeführt, das zur bestimmten Zeit ein Musketenschloß abdrückte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen blos darauf abgesehen sei, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine Stunde lang fortbrennen konnte. (Bild Seite 473.)

Eines der Schiffe trieb an das Ufer, bekam ein Leck und sank, das andere aber stieß an die Brücke und explodirte mit solcher Gewalt, daß das Wasser aus dem breiten Strombette wich und beide Ufer überschwemmte (4. April 1585). Die für unzerstörbar gehaltene Brücke war zerschmettert und Tausende von Farnese's Soldaten umgekommen. Durch ein Mißverständniß versäumte es die holländische Flotte aber, die Freimachung des Stromes zur Einfahrt zu benützen, und nach zwei Tagen hatte die Thatkraft Farnese's, der durch die Explosion selbst bewußtlos zur Erde niedergestreckt wurde, das Riesenwerk verstärkt wiederhergestellt. Mehrere Versuche, es nochmals zu zerstören, mißlangen, und am 16. August mußte sich Antwerpen ergeben. (Hierzu das Vollbild.)

Auch über die Vertheidigung eines festen Ortes lassen sich Schwendi und Fronsperger eingehend aus. Wenn die Belagerung eines festen Platzes unabwendbar war, so mußte es die vornehmste Sorge des Feldhauptmanns sein, ihn mit ausreichender Mannschaft, Geschütz, Munition und Proviant zu versehen, auch an Geld durfte es nicht fehlen, um die Soldtruppen bei guter Laune und Kampflust zu erhalten oder Kundschafter und Spione zu entlohnen. Zum Commandanten fester Plätze wählte man nur sehr erfahrene, verläßliche Oberste[illegible]on bei Belagerungen gedient hatten,





Zerschmetterung der Antwerpener Brücke, 1585.

und gab ihnen andere tüchtige Officiere, Baumeister, Ingenieure, Büchsenmeister, Feuerwerker, des Bergbaues kundige Männer bei. Auch die wehrfähige Bürgerschaft zog man, insoferne sie verläßlich war, zur Vertheidigung herbei; sie diente unter einem aus ihrer Mitte gewählten Führer, der aber dem Commandanten untergeordnet war. Soldaten und Bürgerschaft leisteten einen besonderen Eid, daß sie gemeinsam kämpfen und sterben und von keiner Uebergabe etwas hören wollten; der Oberst hingegen schwur, daß er treu zu ihnen halten und sie als ehrlicher Kriegsmann führen und betreuen wolle.

Konnte man jedoch der Bevölkerung nicht trauen, so wurden die Bürger entwaffnet und ihnen befohlen, bei bestimmten Anlässen in den Häusern zu bleiben, Verdächtige aber wies man aus oder kerkerte sie ein. War die Besatzung ausreichend, so legte man dem Abzug der Bevölkerung nichts in den Weg, und wo Mangel an Proviant drohte, der genau verzeichnet und eingetheilt wurde, wurden sogar Weiber, Kinder, Troß und alle nicht Wehrfähigen zwangsweise aus der Stadt entfernt. Vorstädte und andere Ansiedelungen, welche dem Belagerer Stützpunkte bieten konnten, wurden beizeiten niedergebrannt, die Bäume in der Nähe der Stadt gefällt und etwa vorhandene, dem Feinde zugute kommende Brücken abgetragen. Auch innerhalb der Mauern wurden die dem Wall zu nahe stehenden Häuser abgetragen, um Raum für die Vertheidigung und für neue Bollwerke und Gräben zu schaffen, wenn der Feind sich der ersten bemächtigt haben sollte. Um Bränden vorzubeugen, wurden häufig die Dächer abgetragen und die Böden mit Erde oder Rasen belegt. Endlich vergaß man nicht, in der Umgegend das auf den Feldern stehende Getreide, besonders aber die Futtersaaten, zu vernichten, um dem Feind die Verproviantirung zu erschweren.

Der Commandant mußte dafür sorgen, daß ihm vertraute gewandte Leute stets Nachrichten über die Stimmung der Soldaten und der Bevölkerung zubrachten. Gegen Symptome von Zaghaftigkeit oder gar Unbotmäßigkeit hatte er die geeigneten Mittel, im Nothfalle unerbittliche Strenge anzuwenden. Um jedes Einverständniß mit dem Feind unmöglich zu machen, wurden die Wachen jeden Tag verlost, so daß niemand vorher wußte, welcher Posten ihm zufallen würde. Auch bei Tag wurden von Stunde zu Stunde Ronden durch alle Werke und auch durch die Stadt ausgesendet.

Auch bei der Vertheidigung theilte man die Werke in einzelne Segmente, die bestimmten Officieren zugewiesen waren, ebenso wurde es auch innerhalb der Stadt gehalten, um aller Verwirrung vorzubeugen. Ein Theil der Mannschaft mußte stets als Reserve unter den Waffen stehen, um bei Stürmen Unterstützung zu leisten oder sonst im Nothfall sofort bei der Hand zu sein. Eine andere Abtheilung — meist der Bürgerschaft entnommen — mußte als Feuerwache bereit sein, um zur Löschung jedes ausbrechenden Brandes zu eilen; zu diesem Zweck mußten vor den Häusern Fässer mit Wasser, nasse Kuh- und Ochsenhäute vorräthig gehalten werden.

Neben dem Hauptzweck, dem Feind so viel als möglich zu schaden, muß die Nebenabsicht verfolgt werden, seine Annäherung zu erschweren, seine Arbeiten zu vernichten. Dazu dienten neben dem Geschützfeuer von den Wällen und Bastionen besonders die Ausfälle, bei welchen es darauf ankam, die Schanzen und Laufgräben zu zerstören, das Geschütz zu vernageln.

So wie der Angreifer mit allen Kräften trachten mußte, sich im Graben festzusetzen, war es natürlich Aufgabe des Vertheidigers, ihn daran zu verhindern. Ein Wassergraben erschwerte zwar dem Belagerer die Annäherung, behinderte aber auch in

mehrfacher Beziehung die Vertheidigung, und man zog vielfach die trockenen G
vor, wenn sie genügend tief und durch Streichwehren und Bollwerke gedeckt war

Begann der Feind den Graben auszufüllen, so mußten die Belagerten tr
das hineingeworfene Gestein und Erdreich wieder hinauszuschaffen. War der
endlich vom Graben nicht mehr fernzuhalten, so mußte man daran denken, daß
die Streichwehren nicht mehr lange zu halten sein werden, und neue Bollwerke
diesen anlegen. Oft führte man hinter den am meisten bedrängten Stellen ein
neue Linie von Befestigungen mit Wall und Graben auf, wie z. B. bei der Bela
von Wien 1529 hinter dem Kärntnerthurm.

Den unterirdischen Arbeiten des Gegners durfte man nicht unthätig zu
man legte Gegenminen an, wo möglich tiefer als jene des Feindes, füllte si
mit schwacher Ladung und sprengte sie, wodurch die Arbeiten desselben zerstört un
nichtet wurden. An bedrohten Stellen grub man auch seichte Minen, die mit „
werk" und Sprengstoff gefüllt und unter den zum Sturm anrückenden G
entzunden wurden; diese Art kommt als Fladdermine auch heute noch, wenn
sehr selten, zum Gebrauch. Ob und wo Feinde gruben, suchte man durch versch
Vorkehrungen zu erkunden, man stellte in die Gegenminen oder in die Keller d
Wall naheliegenden Häuser Becken mit Wasser, aus dessen Schwanken man je
schütterung des Bodens erkennen konnte; zum gleichen Zwecke dienten Trommel
welche Erbsen oder Würfeln gelegt wurden, welche bei der leichtesten Bew
der Erde einen Ton gaben. Von großem Vortheil war es auch, in den Wälle
Bastionen von Strecke zu Strecke tiefe Löcher gleich Brunnen abzuteufen, durch
im Falle dort eine Mine zum Sprengen kam, die Kraft der Explosion sehr gem
wurde, weil sich die Pulvergase durch jene Schachte Ausgang verschafften.

War endlich wirklich eine Bresche in die Hauptmauer gelegt, so galt es
den Sturm abzuwehren, wobei die Leiber der tapferen Vertheidiger an Stell
gestürzten Mauer treten mußten. Zur Abwehr der Stürme hatte man besondere
construirt, wie Sturmsensen, Spieße mit Widerhaken u. s. w., auch allerlei
zeuges, brennender Stoffe u. s. w. bediente man sich, wie denn überhaupt die
der Vertheidigung sehr vielgestaltig und von den Verhältnissen viel mehr bee
waren als der Angriff. Noch wichtiger aber war es, den durch die Mine
sachten Schaden wieder, so weit es anging, auszubessern. Es war dies oft ein
gefährlichere Arbeit als der Kampf auf der Bresche, denn der Belagerer übersch
die Arbeiter mit seinen Geschossen, um sie von der Bresche und den Wällen zu
treiben. Man besorgte daher die Ausbesserung der Wälle meist bei Nachtzeit. S
Balken, mit Steinen gefüllte Wägen, nasse Erde in Säcken und Fässern wurden
wendet, um die Lücken des Walles zu verstopfen, man baute in dieselben
Barricaden, um die gestürzte Mauer zu ersetzen.

War endlich ein Theil der Befestigung nicht mehr zu halten und dahinter
ein neues Werk angelegt, so unterminirten die Belagerten selbst die alten Wälle
sprengten sie, sobald der Feind davon Besitz ergriff, in die Luft.

So tobte der Kampf oft durch Monate über und unter der Erde, alle
mittel der List und damaligen Technik wurden aufgeboten, um dem Andringe
Feindes Widerstand zu leisten, bis Entsatz kam, Proviantmangel oder der heranna
Winter die Aufhebung der Belagerung erzwangen. War die Festung genügend a
und mit Vorräthen versehen, der Comm[illegible] der Besatzung ein standhafter K

ann und die Soldaten verläßlich, so konnte man viel eher auf Behauptung des Platzes echnen als auf das Gegentheil, gerade im Gegensatze von heute, wo bei der Geschütz-chnik der Fall einer Festung auch bei entschlossenster Vertheidigung nur eine Frage er Zeit ist.

Auch die Herstellung von Brücken kam nun viel öfter vor und größere, wohl usgerüstete Heere führten sowohl große Schiffbrücken mit sich, welche auf Strömen ur Uebersetzung von Geschützen und Reiterei benützt werden konnten, wie auch solche us kleineren Schiffen zur Ueberschreitung minder bedeutender Wässer oder auch der assen Gräben bei Festungen. Zu welchen anderen Mitteln man im letzteren Falle riff, haben wir schon gehört. Das berühmteste Bauwerk dieser Art war die gleichfalls hon erwähnte, von Alexander Farnese über die Schelde gelegte Brücke, die nicht it Unrecht eine schwimmende Festung und sogar im panegyrischen Stil jener Zeit das erste Weltwunder" genannt wurde.

Die mitgeführten Schiffbrücken standen unter Aufsicht des Oberst-Zeug-eisters, der sich auch auf die Herstellung der etwa erforderlichen anderen Brücken erstehen mußte. In dem Verzeichniß des Stabes aus dem Jahre 1600 findet sich ndessen schon eine Post „Feldschiffbrücken" gesondert, für welche monatlich 988 Gulden usgeworfen sind.



## Kriegs-Schifffahrt.

In dieser Beziehung gingen ebenfalls die Anregungen Maximilian's I. nicht verloren, wenn auch die finanziellen Nöthen sehr häufig den besten und zweckmäßigsten Maßregeln im Wege standen. In den Türkenkriegen spielte naturgemäß die Donau eine zu wichtige Rolle, als daß man sie nicht in den Kreis der Vertheidigungsmittel einbezogen hätte. Uebrigens lag auch das Beispiel der Türken nahe, deren größere Heere fast immer von einer Flotille unterstützt waren, den sogenannten „Nassaren", eine Bezeichnung, welche auch für die mittelgroßen, mit Soldaten bemannten Donauschiffe der kaiserlichen Flotille angenommen wurde.

Ferdinand I. wendete der Kriegsschifffahrt angesichts der drohenden Türkengefahr volle Aufmerksamkeit zu und verlegte das schon erwähnte „Flußstreitschiff-Arsenal" (Bilder S. 200 und 201) 1529 nach der Belagerung „von mehrer sicherhait wegen vnd aus allerlay beweglichen Vrsachen" anläßlich des Neubaues der Festungswerke innerhalb der Ringmauern; es machte dies keine sonderlichen Schwierigkeiten, da der Stadtgraben damals mit Wasser gefüllt war, das auch das Becken des Schiffsarsenals durchströmte. Eben die finanziellen Nöthen mochten aber Schuld sein, daß es nicht recht vorwärts ging, denn 1532 berichtet der Arsenaloberst Jeronimo de Zara bei der drohenden neuen Türkengefahr über allerlei Uebelstände, namentlich „was massen die Gallioten (größere Schiffe) so gar erpärmlich".

Die Vollendung des Arsenals innerhalb der Mauern erfolgte 1537, und erster Verwalter desselben erscheint Postulin de Rogas, wie denn überhaupt Personal meist aus schiffskundigen Spaniern und Italienern bestand.




Feldmarschall. (Seite 498.)

Jeronimo de Zara zählt als Stand der Donauflottille nur 28 alte un neue Fahrzeuge auf und erklärt, daß man, um etwas auszurichten, mindestens no 100 „Nassauer-Schiffe" (nach dem türkischen Ausdruck) und 20 „Hohenauer" (wahr-scheinlich größere hochbordige Schiffe) bedürfe, als deren Besatzung 2500 Archibustier (Halbhakenschützen) erforderlich seien.

Man scheint indessen bald die ökonomische Verwaltung des Arsenals ganz von
m Befehl über die Schiffe getrennt zu haben, denn 1536 wird Hieronymus
Lackho (Lago) über die „Schiffung Seiner kön. Majestät", das ist über die




Oberster Profoß. (Seite 496.)

Nassaren-Proviantschiff, Zyln und Platten auf die zwo Wasserflüß der Saw und
Draw" gesetzt, von 1540 bis 1542 erscheint Erasmus Freiherr Eytzing zu
Schrattenthal (gest. 1554) als erster Oberstschiffmeister bei der Armee in Ungarn.
Als Arsenaloberst fungirte noch Jeronimo de Zara, von 1547 ab Alfonso de Contreras.

Ein Inventar des Arsenals aus dem Jahre 1540 gibt den Stand der Schi[ffe] wie folgt an:

„Erstlichen die wellischen Gallern (Galeeren), Nassarn vnd Streitschiff.
Ain große Barboten oder Gallern (Galeere).
Ain große Fußten.
Drey klein Barboten-Schiff.
Fünff Brigantinen zu ainer Größ.
Zway Barchalonga (barca longa).
24 Nassarnschiff.
1543. Dazu 51 doppelte Nassarnschiff.
Item bei den Augustinern.
2000 Nassarntauben (Planken).
Mer 20 Rueder, so man zu den Proviandschiffen praucht."

Ein weiterer Nachtrag aus dem Jahre 1543 besagt, daß sich im Depot beim Augustinerkloster auch „13 Segel auf die Barchalonga vnd Pregantin, 5 Segel auf die Riffionella" befanden. Die Fusta (Rennschiff), Riffionella, Barca longa und Brigantina (Gepanzerte) waren nämlich mit Segeln versehen, also Flugschiffe, die Nassarnschiffe aber wurden nur gerudert.

Der Mannschaftsstand der Streitschiffe des österreichischen Heeres betrug im Jahre 1550 die Zahl von 824 Köpfen. Ueber den Personalstand zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gibt ein „Statt des kays. Arsionals allhie zu Wienn, wie der khunftig bestelt und gehalten solle werden" aus dem Jahre 1594 Auskunft. Es heißt da: „Verwalter sammt 1 Jungen monatlich 25 fl.; 4 Uebergeher; Sechs Wachter. — Die Magistranzen (Schiffsmeisterschaft) Georg Papagato Comito, monathlich 13 fl. Neumeister: Simon André 15 fl. Anthony de Angeli, Draxler, 13 fl. Michael Nobeth, Holzmeister, 8 fl. Georg Ersel, Zimmermann, 5 fl. Georg Schnetz, Tischler, 6 fl. Baptista Pulistea, Püxenmeister 6 fl. Die Sagschneider, so auch zum Ruedern gebraucht werden, Mathias Marco 6 fl. Leonhard Praumbach 6 fl. Lorenz Sambo 6 fl. Blassy Junia 4 fl. Stefan Slanonetta 6 fl. Pietro Porta, Parbier, 7 fl."

Für das „Oberstschiffmeisteramt" des Heeres sind im Stabsverzeichniß des Jahres 1600 monatlich 617 fl. ausgeworfen, die thatsächlichen Ausgaben für das Schiffswesen auf der Donau, sammt Bemannung, Material und dem Unterhalt der Schiffsbrücken betrugen im Jahre 1602 monatlich 49.409 fl., eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe, welche auf einen bedeutenden Schiffsstand schließen läßt.

Ferdinand I. trug sich auch mit dem Gedanken an die Schaffung einer Marine und rüstete 1542 in Triest ein Kaperschiff und zwei Brigantinen aus. Der energische Protest der Venetianer, welche darin eine Verletzung ihres angeblichen Vorrechtes der Schifffahrt im Adriatischen Meere sahen, machte weiteren Bestrebungen nach dieser Richtung ein Ende, da man nicht daran denken konnte, mit der gewaltigen venetianischen Flotte zu rivalisiren. Indessen gab man doch den Gedanken nicht ganz auf, was durch einen Zusatz bewiesen wird, der seit 1552 den Artikelbriefen des Fußvolkes angeschlossen wurde. Derselbe legt den Lanzknechten auch die Verpflichtung auf, zu Wasser zu dienen, und lautet: „Schiffordnung, wie es auff dem mörr (Meer) und nafen (Schiffen) zu faren mit den teutschen Khnechten soll gehalten werden."

„Dieweyl wir samentlichen der Rhöm. Khays. Maet. unsern allergnädigsten Herrn geschworen haben auff den artikhlbrieff und inhalt unserer bestallung uns zu

brauchen lassen, es sey zu wasser oder landt und wir jecz und fürnems sein zu hilff zügen, verordnet die nottdurfft, daß wir schifordnung dem alten gebrauch nach halden, des vermögs also laut:

Ansenkhlich, so das wort gottes verkhündt oder die cantica (Lied) der meſſ gelesen wirdt, so soll mennigklich darzue gen, gott den allmächtigen nach alten und löblichen gebrauch umb glueckh windt und guett wötter zu bitten, welicher aber das ohn ursach thäte oder das verachtet, der soll nach erkhanntnuß des Hauptmanns und manistermanns (Oberschiffmeisters) gestrafft werden.

Zum andern: Weliche person, es sey hoch oder nieders stant, gott oder seine heylligen lästern wuerden, es sey wenig oder vill, der oder dieselben sollen nach erkhanntnuß des obristen Hauptmanns und manistermanns ohn alle gnadt gestrafft werden.

Zum Dritten: Welicher ein wöhr (Waffe), doch bey massen gegen ainen braucht, der soll nach erkhanntnuß des obristen am leyb gestrafft werden.

Zum Vierten: So zwen mit feusten an ainander schlagen, oder sunst sich freventlicher weyss zuetrug, die soll der manisterman straffen."

Als eine Art Küstenwache diente die schon im vierzehnten Jahrhundert entstandene Territorial-Miliz von Triest, welche aus den Grundeigenthümern gebildet wurde, um im Kriegsfalle die Küstenvertheidigung und den Wachdienst in Triest zu besorgen, aber auch im Frieden zu Sicherheitszwecken einzuschreiten.

Hier ist wohl auch gestattet, einer großartigen Uebung zu gedenken, welche 1560 im Arsenal zu Ehren des als Gast in Wien anwesenden Herzogs Albrecht V. von Baiern (geb. 1528, gest. 1579, Schwiegersohn Ferdinand's I.) veranstaltet wurde. Dasselbe hatte übrigens — dem Anlaß entsprechend — weniger die Aufgabe eines Manövers, als den eines glänzenden Schauspieles, das durch allerlei Beiwerk und kindische Nachahmungen einen malerischen Eindruck machen sollte. Auf einer Donauinsel am Tabor war eine 40 Klafter lange, 20 Klafter breite Festung errichtet worden, die von den Obersten Schenkenberg und Puchaim mit 600 deutschen Knechten, 300 Wallonen und Italienern und 50 Reitern besetzt war. Die letzteren waren gleichmäßig uniformirt und trugen über den Kürassen Röcke aus weißem und rothem Atlas. Außerdem waren in der künstlichen Festung 184 von 43 Büchsenmeistern bediente Geschütze.

Die Belagerung geschah vom Strom aus durch die Schiffe des Arsenals, darunter eine große Galeere, „Colombine", mit 38 Ruderbänken und 24 Geschützen. Von der Landseite machten sieben Fähnlein der Bürgerschaft und 100 Reiter den Angriff.

Alles wurde dem wirklichen Kampf nachgebildet; man machte Gefangene, unternahm Ausfälle, eine unter der Beschießung nach und nach entstehende, schon vorbereitete Bresche wurde bestürmt, während die Schiffe volle Lagen gaben und gleichfalls „Nassaren" (Schiffssoldaten) zum Angriff ausschifften. Auf diese Art wurden drei Stürme unternommen und abgeschlagen, wobei manches Mittel, dem Scheinkampf ein möglichst echtes Gepräge zu verleihen, an das Lächerliche streifte. So wurden z. B. 4000 mit Ochsenblut und anderen rothen Stoffen gefüllte Häflein als Wurfgeschütze verwendet, was den vom Sturm Zurückweichenden das Ansehen von Verwundeten gab. Indessen hätte diese gar zu große Natürlichkeit bald unliebsame Folgen gehabt; die Stürmenden waren davon nicht unterrichtet und erzürnten sich über diese schmutzige

Kanonade, Einzelne mochten auch an wirkliche Wunden glauben, — kurz, man schoß scharf nach der Festung, so daß das Kampfspiel unterbrochen werden mußte.

Nach abgeschlagenem Sturm ertönten jedesmal Jubelrufe und Musik in der Festung, die Reiter setzten den Nassaren nach, und wer von diesen die Schiffe nicht erreichte, wurde in das Wasser gesprengt. Auf den Wällen errichtete man einen Galgen, an den zwei Strohpuppen als Gefangene gehängt wurden, was die Belagerer in gleicher Weise erwiderten, ein Schauspiel, das für die starken Nerven der unter den Zuschauern befindlichen Damen spricht. Ebenso wurden Strohpuppen, welche die Leichen der Gefallenen vorstellten, in das Wasser geworfen oder gar aus Mörsern geschossen. In der Festung dagegen war man bemüht, die Breschen auszubessern, neue Schanzen aufzuführen und Feuerwerk zur äußersten Vertheidigung vorzubereiten.

Der vierte Sturm führte endlich zur Einnahme der Festung, worauf die kaiserliche Fahne mit dem burgundischen Kreuz aufgehißt wurde und rauschende Feldmusik erscholl. Dazwischen tönte das Geschrei der Nassaren, die in die Höhe sprangen und lärmten, wie „es in ihrem Brauch gelegen“, auf der Galeere begann man gleichfalls zu trommeln und zu blasen und alle Stücke wurden aus Freude über den endlichen Sieg gelöst, — ein Getöse, das allerdings mehr naturwahr als wohlklingend sein mochte. Wie gesagt, hat man es in diesem Falle mit einem mehr auf die Schaulust berechneten Spektakel als mit einer militärischen Uebung zu thun; indessen ist die Verwendung der Truppen und der bewaffneten Bürgerschaft immerhin merkwürdig.

Von großem Interesse endlich sind mehrere Episoden, welche zur Geschichte der Kriegsschifffahrt des sechzehnten Jahrhunderts gehören. Darunter gehören vornehmlich: der erste Kriegsdampfer und der erste Plan zu einer deutschen Flotte, welchen auch die beiden versuchten Donauregulirungen beizuzählen sind.

Was das älteste durch Dampf getriebene Fahrzeug anbelangt, lief dasselbe (nach Mittheilungen des Herrn C. J. Butler von Brooklyn) im Jahre 1493 auf dem Quadalquivir in Spanien, war die Erfindung eines gewissen Don Blusco (vielleicht richtiger Blasko), und der obengenannte Gewährsmann, der den alten Plan des Bootes und seiner Maschine auf Pergament gezeichnet gesehen zu haben behauptet, versichert, daß diese Maschine weit einfacher und ihre Action weit directer sei als die einer gegenwärtig im Gebrauch befindlichen. Die Erfindung ging wieder verloren, weil Ferdinand V. der Katholische, König von Spanien (geb. 1452, gest. 1516), das Fahrzeug zerschlagen und die Maschine als „Teufelswerk“ zerstören ließ, was den Meinungen jener Zeit nach vollkommen wahrscheinlich klingt.

Indessen dürfte die Erfindung denn doch nicht so ganz verloren gewesen sein, da späterhin (im Jahre 1543) ein Seeofficier Namens Blasko de Garay (wohl kaum der vorgenannte Don Blusco oder Blasko, aber vielleicht ein Sohn desselben) dem Kaiser Karl V. eine Maschine anbot, durch die man ein Schiff ohne Beihilfe von Segel und Ruder in Bewegung setzen könne. Obgleich man die Sache für eine lächerliche Aufschneiderei hielt, so drang doch der Erfinder so ernstlich auf Untersuchung seiner Angaben, daß endlich Kaiser Karl V. eine Commission dazu niedersetzte, die aus Don Henriquez de Toledo, Don Pedro Cordona, dem Schatzmeister Ravago, dem Vicekanzler Gralla und mehreren Seeofficieren bestand.

Der Versuch wurde den 17. Juni 1543 angestellt an Bord eines Schiffes, genannt „Trinidad“, von 200 Tonnen Ladung, das kurz zuvor, mit Weizen befrachtet, von Colibre angekommen war. Man sah das Schiff am bestimmten Augenblicke sich

vorwärts bewegen und umlenken, ohne Segel oder menschliche Kraft und ohne irgend einen anderen sichtbaren Mechanismus, als — „einen Kessel voll heißen Wassers und ein sehr kunstreiches Raederwerk".

Die versammelte Zuschauermenge gerieth darüber vor Erstaunen außer sich; der Hafen von Barcellona hallte wieder von dem Geschrei des Beifalls, und die Mitglieder der Commission erstatteten einmüthig den vortheilhaftesten Bericht an den Kaiser. Nur der Schatzmeister Ravago blieb — man weiß nicht, aus welcher Ursache — gegen den Erfinder und seine Maschine eingenommen.

Nachdem das Experiment vorüber war, nahm Garay seine Maschine wieder heraus, legte die hölzernen Theile derselben im Arsenal nieder, führte aber das eigentliche Getriebe mit sich hinweg. Daraus erhellt, daß die Maschine transportabel, also ganz frei wirkend und so eingerichtet war, daß selbe an jedem Schiffe, ohne sonstige Vorbereitung angebracht werden konnte.

Der urkundliche Beweis für die vorerwähnten Thatsachen ruht in den Archiven von Simanca, wo sich die Angaben all dieser Einzelnheiten noch heute befinden.

Auch die ersten Versuche mit einer Taucherglocke stammen aus der Zeit Karl's V. Sie wurden in Toledo (wahrscheinlich im Jahre 1538) vor dem Kaiser und einer zahllosen Menge Zuschauer gemacht. Zwei Griechen nahmen einen an Stricken hängenden sehr großen Kessel, mit der Oeffnung nach unten gerichtet, befestigten an seiner Concavität ein Brett, setzten sich auf dieses, nahmen eine brennende Kerze, ließen sich so langsam auf eine beträchtliche Tiefe hinab und kamen dann glücklich wieder in die Höhe. Dabei ist aber nirgends erwähnt, wie sie es gemacht, um stets frische Luft zugeführt bekommen zu haben.

Karl V. hatte auch bereits seinen eigenen Admiral, dessen Namen durch ein in Wien befindliches Gemälde von dem berühmten Paris Bordone (geb. 1500, gest. 1570) bekannt geworden. Dasselbe stellt einen jungen Mann in schwarzer Kleidung dar, ober welchem zu lesen: „Nikolaus Korbler, Admiral Königs Karl V." Bei dieser Gelegenheit dürfte auch die Entstehung des Wortes „Admiral" (Amiral) von Interesse sein. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts landeten die Araber oder Sarazenen, nachdem sie einen großen Theil Spaniens erobert hatten, an einigen Punkten der französischen Küste. Der Befehlshaber der arabischen Flotte hieß Amir-al-Musilmir (das heißt Fürst der Gläubigen). Amir ist dasselbe wie Emir (Herr, Statthalter, Befehlshaber) und hievon wurde die Bezeichnung Amiral für Seebefehlshaber gewonnen. Anderer Meinung zufolge stammt die Bezeichnung von dem altitalienischen Miraglio (der Spiegel des Schiffes). Es war dies ehemals der eigentliche Platz des Befehlshabers, welcher demgemäß seine Befehle al miraglio (auf dem Spiegel) ertheilte. Die Bezeichnung soll auch wirklich zuerst im Italienischen vorkommen.

Eine hochinteressante Angelegenheit ist der Vorschlag zur Bildung einer deutschen Flotte. Derselbe ging im Jahre 1582 von dem sächsischen Edelmanne Kaspar von Schönberg, als französischer Marschall und Gesandter unter dem Namen Schomberg berühmt (geb. 1540, gest. 1599), aus. Sein Plan bestand wesentlich darin, auf der Elbe, Weser und Ems etwa 200 Kriegsschiffe auszurüsten, und der Stützpunkt des ganzen Unternehmens sollte die Ems und der Hafen von Emden sein. Er arbeitete den Plan bis aufs Genaueste im Einzelnen mit Karten und Zeichnungen aus und überreichte ihn sodann dem Kaiser Rudolf II. „Drei Jahre" — so schrieb

er dabei — „habe er nun über die Sache nachgedacht und auf seinen Reisen alles selbst vorbereitet; er bitte nun um die Empfehlung an den König von Spanien (Philipp II.). Wenn dieser die Kosten hergebe, so sei die ‚nöthige Flotte nebst den Häfen leicht zu bekommen'". Schomberg hatte dabei hauptsächlich im Auge, den König die Niederlande erobern zu helfen und deren wachsende Seemacht zu vernichten.

Später nahm den Plan mit großem Eifer der ostfriesische Kanzler Franzius auf, der an den Kaiser einmal schrieb: „Was in und außer Deutschland verhandelt und zur See ausgeführt wird, fällt entweder in der Holländer oder Seeländer Gewalt oder in die der Engländer, Dünnkircher und Schweden. Diejenigen, so dem heiligen römischen Reiche verwandt, werden fast jedermänniglich dem Raub auf offener See preisgegeben."

Kaiser Rudolf urtheilte recht günstig über die Sache, aber — es wurde doch nichts daraus.

Theils die Schöpfung der Kriegsschiffwerfte, des „römisch-kaiserlichen Orsional", durch Maximilian I., theils die so häufig vorkommenden Ueberschwemmungen der Stadt und Umgebung durch die austretende Donau nöthigten zur Erkenntniß, wie wichtig es wäre, wenn eine Regulirung der Donau erfolgen würde, besonders da die Verwüstungen, welche derartige Ueberschwemmungen anrichteten, so viel Sand in den Donaucanal bei der Stadt schwemmten, daß dessen vollständige Austrocknung und damit die Erschwerung der Approvisionirung, wie nicht minder eine erleichterte Eroberung der Stadt durch feindliche Belagerung zu besorgen war. Es blieb jedoch lange Zeit nur bei dem Wunsche, diese Uebelstände verbessert zu sehen, eine Donauregulirung ins Werk zu setzen, daran dachte niemand.

Da war es ein in Wien erscheinender Fremder, welcher zuerst sich erbot, die Donau zu reguliren. Es war dies ein geschickter Mathematiker und Hydrauliker, Namens Kaspar Hartneid, gebürtig von Donaustauf in Schwaben (1425), der in Diensten des Erzherzogs Sigismund von Oesterreich, Besitzers der schwäbischen Vorlande, stand, sich durch seine Virtuosität im Anlegen von Wasserkünsten großen Ruf erworben hatte, und den der Erzherzog, welcher ihn bei seinem Aufenthalte in Augsburg kennen gelernt hatte und der in dessen Kunst viel Vertrauen setzte, im Jahre 1454 mit nach Wien nahm. Hartneid beschäftigte sich hier längere Zeit damit, die Gärten des kaiserlichen Hofes und der hohen Adeligen mit Wasserwerken zu versorgen, und als er einst nach einer schrecklichen Ueberschwemmung am Ufer der Donau spazieren ging, kam ihm die geniale Idee, den Versuch zu machen, die Donau vollständig zu reguliren und selbe beim Tobling- (Döblinger) Bache mit vollem Strom in den Arm an der Stadt bei der Schlag- (heutigen Ferdinands-) Brücke hereinzuleiten. Er wollte, daß die größten sogenannten „Hohenauer-Schiffe" hart an die Stadt heranfahren und daselbst landen konnten.

Der Plan wurde dem Rathe und der Bürgerschaft von Wien vorgelegt, und Hartneid garantirte mit Leib und Leben für das Gelingen. Der Stadtrath ging auf den Vorschlag ein und der „Donauregulirer" an die Arbeit. Für die ersten Vorarbeiten waren bereits aus dem Communalsäckel über 800 Pfund Pfennige — damals freilich eine sehr bedeutende Summe — verausgabt worden, es hatte sich aber sogleich erwiesen, daß diese Arbeiten der Gewalt des eindringenden Wassers nicht zu widerstehen vermochten, ja daß eine weitere Fortführung [illegible] unmöglich war. Man setzte

daher mit erneuerten Kosten Alles wieder in den alten Stand. Die Erbitterung gegen Hartneid läßt sich nun ermessen, man warf ihn im Jahre darauf in das Gefängniß des Kärnthnerthurms und verurtheilte ihn zum Tode. Glücklicherweise befand sich sein Gönner, Erzherzog Sigismund, in Wien, und auf dessen Verwendung kam er mit einer dreimonatlichen harten Arreststrafe davon. Zugleich mußte er „Urfehde" schwören, daß er seine Gefangenschaft an niemanden rächen wolle, und Oesterreich für immer meiden.

Hartneid's Plan war, die Donau so reguliren, wie selbe zur Zeit der älteren Babenberger ihren Lauf genommen, nämlich zwischen Nußdorf und Heiligenstadt, an der Höhe von Döbling vorbei, zur jetzigen Nußdorfer Linie, und am Fuße des sogenannten Ochsenberges (heute Türkenstraße im neunten Bezirk) über den Salzgries fort durch die Adlergasse (am Franz Josefsquai) und Weißgärber; es ist jedoch von der speciellen Art und Weise, wie er diesen Riesenplan auszuführen gedachte, bis heute keinerlei bestimmte Nachricht auf unsere Zeit gekommen. Indeß mag seine vermeinte Unfähigkeit weniger an dem Mißlingen Schuld gewesen sein als vielleicht die Mißkennung, Ungeduld und Sparsamkeit des damaligen Magistrats, so daß etwa irgend aufzufindende Urkunden mit der Zeit dem strebsamen Manne noch eine Rechtfertigung bringen werden. Er starb 1475 als Hydrauliker des Bischofs von Fulda in Schwäbisch-Hall.

Die Mißstände an der Donau blieben noch über ein Jahrhundert die gleichen, eine furchtbare Ueberschwemmung folgte der anderen, besonders unglückselig zu nennen war die im Jahre 1490 unter Matthias Corvin, wo alle an der Donau gelegenen Vorstädte verwüstet wurden. Da erschien denn endlich der Donauregulirer Nummer zwei (1598—1600), Ferdinand Albrecht Freiherr von Hoyos, Hofmarschall des Erzherzogs Ernst in den Niederlanden, Oberstkämmerer und geheimer Rath Kaisers Rudolf II. Hoyos hatte lange in den Niederlanden gelebt, dort die Wasserbauwerke kennen gelernt, und so kam ihm die Idee, den Wiener Donaucanal zu reguliren, was ihm wirklich in der Weise gelang, wie er noch heutzutage besteht. Er leitete den starken Stromarm bis an die Mauern Wiens und trug wesentlich zur Erleichterung der Zufuhr bei. Hoyos ist der Schöpfer des jetzigen Donaucanals; der Durchschnitt vom äußersten Ende der Brigittenau bis zu den Wällen der Stadt war sein Werk. Im Jahre 1867 begann abermals eine Regulirung der Donau und 1875 fand die feierliche Eröffnung des neuen Donaubettes statt.



## Heeres-Organisation und Kriegsämter.

Wenn auch das österreichische Heer im sechzehnten Jahrhundert schon seiner wechselnden Ergänzung und Zusammenstellung wegen noch kein festgegliedertes Ganzes bildete, wie in unseren Tagen, so wurden doch schon die Fundamente gelegt, auf welchen sich später der stolze Bau unserer Wehrmacht erheben sollte. Der steigende Umfang des Kriegswesens, die vielfachen Beziehungen des Heeres zu den übrigen staatlichen Aufgaben, endlich der Umstand, daß die Kriegführung immer mehr zu einer selbstständigen Wissenschaft wurde — all das drängte dazu, dem in seinen Theilen wechselnden Heereskörper doch eine solche Organisation zu verleihen, an die sich im Bedarfsfalle jene Theile sofort anschließen konnten, ein Knochengerüste und Nervensystem zu schaffen, das der Masse als Stütze und als geistige Leitung diente.

Eine sorgfältige Gliederung und die genaue Umschreibung jedes Wirkungskreises war ja umso nöthiger, als man es nicht mit einem Heer von Soldaten zu thun hatte, die im Bewußtsein, eine staatsbürgerliche Pflicht zu erfüllen, Kriegsdienste leisteten, sondern mit durch den Zufall zusammengewürfelten Haufen, die nur um des Erwerbes willen dienten und keine höheren Begriffe damit verbanden als: Sold und Beute. „Die Aemter im Krieg wollen vollkommen und mit genugsamen (tauglichen) Personen bestellt und Nichts daran erspart sein, und soll sich ein Kriegsherr hüten, Einer Person viele Aemter aufzuerlegen; gute und genugsame Bestellung und Versehung der Aemter ist die Hauptgrundfeste alles guten Regiments und der Ordnung im Kriege", erklärt der vielerfahrene Lazarus Schwendi.

Eine solche Organisation aber ließ sich nicht plötzlich im Bedarfsfalle schaffen, und die zu den wichtigsten Aemtern tauglichen Männer konnten auch nicht wie das Kriegsvolk angeworben werden. Es bildete sich also immer mehr ein festgegliederter Organismus heraus, der auch in den kurzen Epochen, wo die Waffen ruhten, bestehen blieb, es entstanden militärische Anstalten und Behörden, deren Wirksamkeit nicht mit dem letzten Gefecht oder mit dem Friedensschluß aufhörten. Das so oft citirte Sprüchlein: „Si vis pacem, para bellum" (Wer den Frieden will, bereite den Krieg vor) nöthigte schon damals im Frieden zu gewissen Vorkehrungen, um möglichst rasch und mit voller Kraft in den Kampf eintreten zu können.

In diesen ständigen militärischen Behörden und Kriegsanstalten möchten wir die ersten Spuren der stehenden Armee erkennen, während meist ein ziemlich müßiger Streit darüber geführt wird, ob dieselbe von der Errichtung dieser oder jener Truppe zu datiren ist. Lange bevor eine solche entstand, deren ununterbrochene Fortexistenz bis auf unsere Zeit sich bestimmt nachweisen ließe, drängten die Verhältnisse dazu, die obersten Kriegsämter, gewisse Anstalten, einen Theil der Artillerie, — kurz alle jene Organe, deren das schon gegen das vorige Jahrhundert in sehr complicirter Weise eingerichtete Heer nicht entrathen konnte, die aber nicht dem Zufall der Werbung überlassen werden durften — auch im Frieden bestehen zu lassen. Von diesem Standpunkt aus, der gewiß seine Berechtigung hat, reicht die Bildung eines geschlossenen Heeres-Organismus viel weiter zurück, als man gemeiniglich annimmt, und seine ersten Spuren finden sich schon unter Maximilian I.

Wir wollen nun die Kriegsämter und Heeres-Anstalten des sechzehnten Jahrhunderts näher betrachten, wobei manches höchst bezeichnende Streiflicht auf die socialen und culturellen Zustände fallen wird.




*Vuolfgangus Lazius Med: et Historicus*

Wolfgang Laz, der berühmte Feldarzt. (Seite 500.)

## Der Kriegsherr.

Oberstes Haupt des Heeres war, auch wenn er den Befehl nicht persönlich führte, stets der Landesfürst. Es drückt sich das schon in der Bezeichnung als „Kriegsherr“ aus, die schon sehr früh üblich war und noch heute gebraucht wird, um das Verhältniß des Monarchen zum Heere zu kennzeichnen. Auch Maximilian II., der wenig directen Antheil an den Operationen nahm, sowie Rudolf II., welcher nie persönlich den Befehl führte, wurden als „Kriegsherren“ genannt.

Ueber die Pflichten des Kriegsherrn als solcher, unabhängig davon, ob er selbst das Commando im Felde führt, sagt Lazarus Schwendi manch' schönes Wort, das noch heute vollkommen giltig ist. Es ist dabei merkwürdig, zu sehen, wie einem Kriegsmann, der nur das geworbene Heer kannte, schon das Conscriptionssystem vorschwebte, das doch erst nach fast zwei Jahrhunderten in Oesterreich zur vollkommenen Durchführung kam.

„Höchst nöthig, daß der Kriegsherr im Lande, stets zum Krieg gefaßt sei, nicht mit fremden und ausländischen besoldeten Leuten, die ihm etwa schwerlich zu bekommen und viel schwerlicher und gefährlicher in die Läng zu erhalten wollten sein, sondern mit guter Anordnung und Anführung seiner selbst Unterthanen, also daß er sein Land in gewisse Quartier oder Viertel austheile und erwähle in jedem eine Zahl Volks aus zum Krieg; das mache er nachher bewehrt, gebe ihnen gute Befehlshaber, und denselben etwas Vortheil und Unterhaltung, lasse sie allemal im Jahr zusammenkommen, mustern und üben. Mache seine Aufgebote, das erste, das andere, das dritte, jedes mit einer gewissen Anzahl Volks. Halte den Adel und die vermögenden Bürger dahin, daß sie müssen zu Pferde halten und zur Reiterei gefaßt sein. Ist's dann von nöthen, so mag er auch fremde und bestellte neben ihnen gebrauchen. Und kann also jederzeit gefaßt sein, seine Plätze eilends und nothdürftig zu besetzen und mit einem Haufen Volks in das Feld zu kommen. So kosten ihm auch seine Unterthanen wegen An- und Abzuges und des Unterhalts bei weitem nicht so viel, als die fremden, kann also den Defensivkrieg auch gegen einen großen gewaltigen Feind, der mit großen Kosten an und abziehen muß, lang beharren und werden seine Leute täglich besser und geübter.“

„Wenn man vom Krieg und wie derselbe anzustellen, zu führen und zu regieren sei, reden will, fällt erstlich dieses zu bedenken vor, daß unnöthige, ungerechte und unzeitige Unternehmungen, die aus keinem guten Gemüthe herfließen, auch sich in kein gutes Ende erstrecken, und daß Kriege, welche aus Rache, Ehrgeiz und Begierde, sein Land und seine Herrschaft zu erweitern und seinen Nachbar zu drücken, selten wohl gerathen.“

„Darum sind die Defensivkriege, die man aus Noth und zur Rettung seiner Land und Leute und des gemeinen Vaterlands, wenn sie unbilliger Weise gefährdet, angegriffen werden, sonderlich die man wider die Ungläubigen und des christlichen Glaubens wegen vornimmt und vornehmen muß, die rechtmäßigen Kriege, zu denen die Fürsten und Obrigkeiten vor Gott und der Welt, ihres Amtes und hohen Standes willen, dann ihrer Ehre und Selbsterhaltung wegen verpflichtet und verbunden sind. Deswegen denn billig die hochlöblichen Oesterreichischen Fürsten diesfalls vor Andern ihr Gemüth und Herz erregen und all' ihr Sinnen und Denken, Thun und Wesen, Freud und Lust auf den Krieg zur Rettung und Beschützung ihrer Land

eute, und ihrer armen Unterthanen vor des Türken Gewalt und Tyrannei und Gott zu Hilfe nehmen und also auch ihren Unterthanen und besonders itterschaft ein gutes Exempel zur Anreizung ihrer Mannheit und Tapferkeit . . . . . . . —"

„Der Krieg ist nimmer anzufangen, man sehe denn mehr Hoffnung zum Ge- und Sieg vor sich, als Besorgniß zum Schaden und Verlust."

„Wer im Krieg seine Sache allein auf das Glück und Wagen stellt, der behauptet elten lang."

„Doch ist das Glück im Krieg, wie der Würfel; es trägt allerlei Chancen. Der te Vortheil ist auf Sicherheit zu spielen und auch bei guten Chancen nicht zu viel wagen und aufzusetzen."

„Bei bösem Spiele gehört noch mehr dazu, an sich zu halten, und wohl aufzu- n, damit man den Verlust nicht mit einem Male auf sich lade, sondern das bessere ück erwarten möge."

„Wer sein Kriegen also anstellt, daß er nichts verliere, dem mangelt nie die legenheit, daß er etwas gewinne."

„Ein Kriegsherr soll dem Frieden nie so trauen, daß er sich nicht zu Krieg nd Gegenwehr gefaßt halte."

„Ein gewisser und leidlicher Friede ist besser als ein hoffentlicher Sieg."

„Wer den Feind mit Gewalt ausharren oder aushungern kann, der handelt hörig, wenn er seine Sache auf eine Schlacht stellt. Wer aber gegen einen Stärkern riegt, gegen den er nicht lange ausdauern kann, der muß sein Thun desto mehr auf Glück und auf eine Schlacht stellen."

„Weit sicherer ist es, den Feind in seinem Lande anzugreifen, als auf denselben im eigenen Lande zu warten. Wer sich auf die Defensive beschränkt, der hat viel zu verlieren und wenig zu gewinnen. Der einen Andern in seinem Lande angreift, der geht diesem auf das Herz und der Gewinn steht ihm vor Augen."

„Ein schlecht bewehrtes Kriegsvolk ist schon halb geschlagen."

„Wer seine Leute durch Mittel der Religion und durch die Predigt wohl leiten kann, der hat im Uebrigen desto leichter und sicherer zu regieren. Die Einbildung des Gewissens ist ein wichtig Ding beim Menschen; aber am Muth ist viel mehr gelegen, das Gewissen sollen die Geistlichen bilden und leiten, Ehre und Muth aber die Obersten und Befehlsleute."

„Strafe und Regiment will der Krieg haben, aber keine Tyrannei."

„Im Kriege ist der Sieg das Ziel; wer den erlangt, der hat das Beste. Abgesehen davon, wie die Ursachen und Mittel seien, der Ausgang macht Alles gut, und es muß gut sein, so lange man den Sieg in Händen hat; das Uebrige wird Gott zu seiner Zeit richten."

„Tugend, Aufrichtigkeit, Treue und Glauben sind hoch zu loben; aber im Kriege ist übersehen, sich betrügen lassen, überwunden werden und unterliegen der größte Schaden und eine Schande, die keine Reue und Entschuldigung zuläßt."

„Darum braucht man nicht allein Tugend, sondern auch List, Geschwindigkeit, Untreue, Betrug, Verrätherei und Alles was man kann, um Sieg und Oberhand zu erhalten."

„Der Kriegsherr soll sich im Felde nicht leicht in Gefahr geben, denn seine Person ist im Felde unter dem Kriegsvolk, wie die Seele im Leibe."

„Das ist eines Kriegsherrn hohe Nothdurft, treue und erfahrene Komm und Mustermeister zu haben; denn bei unseren Zeiten die Kriegsherren an Musterung großen Betrug leiden und befindet schier alleweg der dritte oder Theil weniger Volk in der Schlachtordnungen, denn in den Musterungen."

„Die Kriegsfürsten, die große Dinge in der Welt verrichtet haben, haben sie nicht so sehr aus eigener Tugend, als mit weislichen frommen Gehülfen und Beis habern gethan, welche sie durch große Geschicklichkeit zu finden und an sich zu zie wußten. Darum ist eines Kriegsfürsten hohe Nothdurft, zu den Kriegsämtern genugsa Leute zu wählen und dieselben zur Zeit des Friedens sich anhänglich und treu machen, nicht allein durch Geld, sondern durch Geschicklichkeit und Freundlichkeit."

„Aller Ungehorsam im Feld, alle Unordnung folgt gewöhnlich nur aus Man und Unvollkommenheit des Hauptes."

„Gute und genugsame Bestellung der Aemter ist die Grundfeste allen gute Regiments und aller Ordnung im Krieg. Das Kriegsregiment hat die Art und Na daß es will mehr Schärfe, Ernst und Stärke, als Milde haben."

„Der Kriegsherr soll, wo er immer kann, selbst im Felde sein und das Regimen so viel möglich, in seinen Händen behalten; wenn er aber nicht kann, so soll er eine stattlichen, vertrauten Mann zu seinem L i e u t e n a n t (Stellvertreter) verordnen, nämlic einen solchen, der des Kriegs erfahren, listig und bedächtig ist, dem Feind gegenüb voll Muth und Herzhaftigkeit und vor dem Kriegsvolk voll Ernst, doch mit Bescheidenheit."

„Wo der Kriegsfürst in der Nähe ist und man sich Bescheid holen mag, ist e am besten, daß Alles mit seinem Vorwissen gehandelt werde; aber in diesem Fall gehören gute R ä t h e dazu, die der Kriegsherr zu Hause um sich habe; denn sonst verderben unwissende und abwesende Räthe oft den Krieg."

Aus diesen Sätzen spricht nicht allein eine tiefe Erkenntniß vom Wesen des Krieges, so daß man manchmal die Stimme der größten modernen theoretischen Strategen daraus zu hören glaubt, sondern auch ein Schatz von Menschenkenntniß und politischer Weisheit ist darin geborgen. Was aber am angenehmsten berührt, ist der echt humane Zug, der durch alle diese Sentenzen geht, der vom Denken und Thun vieler gleichzeitiger und späterer Feldherren absticht und es erklärlich macht, daß deren Autor, Lazarus S c h w e n d i, einer der vertrautesten Rathgeber des milddenkenden Kaisers M a x i m i l i a n II. war. Aus dem Satze über die „abwesenden Kriegsräthe, die den Krieg verdorben" liegt eine Art Vorahnung der so oft beklagten hemmenden Thätigkeit des H o f k r i e g s r a t h e s, der von Wien aus die Operationen leiten wollte und dadurch so oft die Entschlüsse der besten österreichischen Heerführer lahm legte; vielleicht hat übrigens S c h w e n d i während seines Commandos in Ungarn selbst Aehnliches erfahren.

## Der Feld-Oberst.

Wenn der Kriegsherr nicht selbst mit dem Heer in das Feld zog, so übertrug er den Oberbefehl, das höchste Kriegsamt, einem Stellvertreter, der im fünfzehnten Jahrhundert und unter M a x i m i l i a n I. den Titel F e l d h a u p t m a n n, O b e r s t-F e l d h a u p t m a n n, später F e l d - O b e r s t e r führte, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aber und bis in den dreißigjährigen Krieg hinein durch die Bezeichnung „G e n e r a l - L i e u t e n a n t" direct als Stellvertreter des Kriegsherrn bezeichnet wurde,

ie daß damit anfänglich ein besonderer militärischer Grad verbunden worden wäre. eneral-Lieutenant" wurde jener Feldherr genannt, der in seinen Entschlüssen und ndlungen bezüglich des ihm anvertrauten Heeres an niemand gebunden war als den Kriegsherrn, dessen Rechte im Felde er vollkommen ausübte. Wurde auf mehreren iegsschauplätzen gekämpft, so wurde für jedes Heer ein besonderer General-Lieutenant ellt, nie aber führten zwei Generale in einem Heer oder auf einem Operations-iet diesen Titel.

Nachdem Schwendi erörtert, welche Eigenschaften der Kriegsherr bei seinem ellvertreter zu suchen hat, fügt er in bezeichnender Weise hinzu: „Wenn aber der iegsherr keinen mit solcher Vollkommenheit haben mag und etwa einen zu seinem utenant verordnet, der des Krieges nicht so gar erfahren und von fürstlichem Geschlecht d dem Kriegsherrn verwandt ist, so sollen ihm desto mehr erfahrene Leute zu Kriegs-then zugeordnet und es soll ihm auferlegt werden, daß er ohne ihr Vorwissen hts unternehme." Weiter heißt es auch: „Des Feldherrn Bestallung und Unterhalt d nicht allein nach Gelegenheit seines Amtes, sondern nach Gestalt seines Herkommens nacht," — wobei übrigens zu bemerken ist, daß für die Befehlshaber überhaupt ne systemisirten Bezüge bestanden, sondern dieselben von Fall zu Fall in einem onderen Uebereinkommen, der „Bestallung", festgesetzt wurden.

„Die Macht des Feld-Obersten besteht darin, den Krieg zu regieren, mit dem nd zu unterhandeln, Städte zu belagern und zu entsetzen, Kriegsvolk anzunehmen d zu urlauben, Land und Leute mit Gewalt zu erobern oder durch Ergebung einzu-hmen, die Vergehen im Lager und Felde zu strafen, denen, so sich wohlgehalten, das Belohnung und Ergötzung zu thun, Oberste und Hauptleute in die Städte und stungen zu ordnen, die unter seinem Befehle stehen. Doch soll er nicht Macht haben, ne ausdrücklichen Befehl seines Fürsten neue Kriege zu erregen, Frieden oder lang-rigen Waffenstillstand mit den Feinden zu machen, es wäre denn unvermeidliche le und Noth vorhanden, welche in Kriegssachen einem Feldobersten allweg soll vor-halten sein, — doch daß er mit Rath und Gutachten seiner zugeordneten Kriegs-the handle."

Bei größeren Heeren und in späteren Zeiten wurde dem Feld-Obersten ein eutenant (Stellvertreter, „Leutelampt") beigegeben, der seine Befehle zu vollziehen d in Verhinderung des Feld-Obersten dessen Obliegenheiten zu übernehmen hatte. itürlich war dieser Lieutenant stets ein erfahrener angesehener Kriegsmann, dem zur rschickung von Befehlen und anderen Diensten eine Anzahl von Reitern unter-ordnet war.

## Der Feldmarschall.

Mit dem Titel Feldmarschall (Bild S. 480) verband sich in der Zeit, mit lcher wir uns beschäftigen, ein sehr vielgestaltiges einflußreiches Amt, das jedoch nen Zusammenhang mit der höchsten militärischen Würde hat, die heute darunter rstanden wird.

Die sprachliche Erklärung des Wortes „Marschall" ist nicht ganz klargestellt. ı Anknüpfung an die ältere Form „Marschalk" hat man es von „Mars" und Schalk" abgeleitet, wonach es also die Bedeutung eines im Kriegswesen Erfahrenen tte; andererseits erklärt man es als eine Zusammensetzung von „Mar" (alte Bezeichnung

für Pferd, Mähre) und „Schalk“ (Knecht, Diener), so daß es ursprünglich einen das Pferdewesen Bestellten, einen Befehlshaber der Reiterei bedeutet hätte. Bedünkens klingt die letzte Erklärung weniger gezwungen und sie gewinnt mehr scheinlichkeit dadurch, daß es im französischen Heere schon im dreizehnten Jahrh einen „marechal“ gab, in Deutschland aber dieser Titel erst nach fast zwei hunderten im Heere gebräuchlich wurde. Uebrigens ist das französische Wort, sofern es allein steht, einen Stallbediener oder Kurschmied bedeutet, noch heute in wendung. Der höheren Titulatur sind stets Bezeichnungen angefügt, wie: Ma de camp, marechal de France.

Die Obliegenheiten des Feldmarschalls waren sehr vielseitige, zum Theil militärische, in den älteren Zeiten aber vorwiegend richterliche und administrative. dem Feld-Obersten kein Lieutenant zur Seite stand, fielen dessen Functionen, also die Stellvertretung, dem Feldmarschall zu; ebenso führte er häufig und wo kein besonderer General-Reiter-Oberst bestellt war, stets den Oberbefehl über die Reiterei, und insofern es auf die Anordnung der Lager, Märsche, Wachen u. s. w. ankam, war Jedermann im Heere dem Feldmarschall zu Gehorsam verpflichtet. Im Kriegsrathe nahm er zweiten Rang, unmittelbar hinter dem Feldobersten oder General-Lieutenant ein. war Oberster der „Rennfahne“ (des Vortrabes), die er nach der Größe des Heeres zusammensetzte, ordnete die Reihenfolge des Zuges an, und es oblag ihm, zu überwachen, daß keiner ohne Noth den Zug verlasse, in die Dörfer auslaufe, auch Geschütz, Munition, Proviant und der Troß in gehöriger Ordnung verblieben und zogen. Der Feldmarschall hatte auch die oberste Aufsicht über die Standesverhältnisse des Heeres, zu welchem Zwecke ihm die Obersten genaue Listen des ihnen unterstellten Kriegsvolks zu geben hatten; die Wahl der Quartiere und Lagerplätze, die Vertheilung der Truppen in denselben, die Ausführung der beschlossenen Schlachtordnung, die Truppen-Dispositionen vor belagerten Festungen unterlagen dem Befehl des Feldmarschalls, der dabei in wichtigen Dingen an die Gutheißung des Feldobersten gebunden war, sonst aber, namentlich in dessen Verhinderung, selbstständig verfügte. Auch den Kundschaftsdienst und etwaige Einverständnisse im feindlichen Lager leitete der Feldmarschall, dem also in rein militärischer Beziehung ungefähr die Obliegenheiten des heutigen Generalstabs-Chefs einer operirenden Armee zufielen.

Noch viel ausgedehnter waren seine richterlichen Befugnisse, da er das oberste Haupt der Feldjustiz und Feldpolizei war. Er präsidirte, wie wir schon gehört haben, dem Reiterrechte, zu dessen genauer Aufrechthaltung der Feldmarschall durch einen besonderen Eid verpflichtet war, und namentlich oblag ihm die oberste Aufsicht über den Vollzug der Strafen, die Forderungen und Angelobungen vor das „Recht“, die Handhabung von Ordnung und Polizei im Lager, wozu ihm der Oberst-Profoß (Bild S. 481) und der Wagenburgmeister unterordnet waren. Zwistigkeiten wegen Quartier, Proviant, Beute oder Futterplätze, zwischen Einzelnen oder ganzen Truppenkörpern, glich er womöglich im Einvernehmen mit den Obersten und Befehlshabern aus, oder er entschied sie durch einen Machtspruch, wobei er in wichtigen Fällen die Sache dem Feldherrn vorzutragen hatte.

Der Feldmarschall hatte darauf zu sehen, daß die „Mercatanter“, Marketender, (von mercatare, Handel treiben) ordentlich Maß und Gewicht hielten, keine unbilligen Preise forderten und keinen Vorkauf trieben, er stellte ihnen Platzbriefe aus, wofür sie ihm Standgeld zu entrichten hatten; ebenso mußte er die freien Märkte und alle

e und alle Zufuhr in die Lager überwachen, und es durfte erbeutetes Vieh nicht seine Zustimmung verkauft werden. Im Falle der Einnahme eines festen Platzes b der Feldmarschall die Contributionen aus und nahm die Gefangenen in das bde, und auch im Felde mußte ihm jeder Gefangene angezeigt werden und durfte r ohne seine Zustimmung losgegeben werden. Es ist leicht einzusehen, daß ein lativer Kopf aus manchen dieser Verpflichtungen und Rechte eine Quelle reicher nahmen machen konnte; das Amt eines Feldmarschalls war daher sehr begehrt wurde wiederholt verdienten Generälen verliehen, um ihnen Gelegenheit zur girung und Bereicherung zu geben.

Fronsperger sagt in seinem Kriegsbuch, zum Feldmarschall soll nur „eine berühmte, adelige, erfahrene, geschickte und wohlberedte Person erkiest werden“, und der That war der Pflichtenkreis dieser Würde ein so ausgedehnter und vielseitiger s die Wahl der richtigen Persönlichkeit oft nicht leicht sein mochte.

Als Adolf von Schwarzenberg im Jahre 1600 zum Feldmarschall im Heere s Erzherzogs Matthias ernannt wurde, erhielt er eine besondere Instruction, welche seine Obliegenheiten feststellte. Im Wesentlichen lautete sie dahin: Er steht nter dem Befehle des Obersten-Feld-General-Lieutenants Erzherzog Matthias. Er hat die oberste Justitia, Auswahl, Besichtigung und Bestimmung des Lagers, die Aufsicht über den Stand der Wege beim Zug des Heeres, beim Lager und vor dem Feind mit dem Oberstquartiermeister und dem Lieutenant des Feldmarschalls, die oberste Aufsicht über das Proviantmeisteramt. Er gibt die Zug- und Schlachtordnung gegen den Feind an und stellt sie auf, bestimmt die Alarmplätze des Heeres, die Anordnung für die ihm unterstehende Wagenburg und die gesammte Schiffbrücke. Er hat die Oberaufsicht über die Ingenieurs und Kriegsbaumeister der Festungen, im Einverständniß mit dem Oberstzeugmeister des Heeres (Bild S. 432), besonders bei Belagerung oder Entsatz einer Festung.

Zur Erfüllung so vielfacher Obliegenheiten waren dem Feldmarschall mehrere Organe direct unterstellt. Gemeiniglich fungirte ein angesehener Kriegsmann als Untermarschall oder Lieutenant, dem dann die Stellvertretung des Feldmarschalls in dessen Verhinderung zukam. Zu den besonderen Pflichten des Untermarschalls gehörte die Schlichtung von Klagen über Bedrückungen und Räubereien der Soldaten, wobei er diese zur Herausgabe des widerrechtlichen Gutes zu verhalten hatte, die Eintheilung von Escorten zu Proviantzügen und Fouragirungen, die Ueberwachung der Marschordnung, die Vertheilung von Losung und Feldruf u. s. w. Im Reiterrechte und bei Malefizsachen erhob der Untermarschall in bestimmten schweren Fällen statt des Profoßen die Anklage im Namen des Feldmarschalls.

Außerdem war dem Feldmarschall ein besonderer Profoß mit mehreren Trabanten beigegeben, durch welchen besonders die Ordnung auf den Proviantplätzen und das Gebahren der Marketender überwacht wurde, von welchen dieser Profoß Namens des Feldmarschalls die Stand- und Strafgelder und andere Giebigkeiten eintrieb.

Zur Ausübung der Polizei im Felde, im Lager und auf dem Marsch ernannte der Feldmarschall einen Rumormeister und wies ihm eine Abtheilung Reiter zu, mit welchen dieser Streifzüge zu unternehmen hatte, um einzuschreiten, wenn das Kriegsvolk auslief und Schaden oder Unfug („Rumor“) anrichtete. Er hatte solche Ordnung ernstlich zu nehmen, die Leute in das Lager und den Zug zurückzutreiben, Uebelthäter aber festzunehmen und erforderlichenfalls gleich in Eisen zu schlagen. Der Rumormeister ver-

trat oft die Stelle des Oberst-Profoßen, war aber auch manchmal diesem, einer beim Heer bestellt war, unterordnet.

Zu den Hilfsorganen des Feldmarschalls gehörte auch der Oberstquartiermeister, der bei Auswahl und Einrichtung der Lager seinem Vorgesetzten Hand zu gehen hatte. Er bestimmte die Plätze für den Feldherrn und die Aemter, wies den einzelnen Truppen und Haufen ihre Quartiere im Lager an. Streitigkeiten, die wegen der Lagerplätze entstanden, schlichtete er entweder selbst oder sie vor den Feldmarschall. In späterer Zeit verstand man unter der Bezeichnung Oberstquartiermeisters etwas ganz Anderes, und die wichtigen Functionen desselben sprachen so ziemlich denen des heutigen Generalstabs-Chefs.

Nach dem Feldmarschall folgte im Range unter den Kriegsämtern einer der Oberst-Zeugmeister, den wir schon bei Besprechung der ihm unterstehenden Specialwaffen kennen gelernt haben, wobei auch seine Hilfsorgane, der Wagenburgmeister und Wagenmeister erwähnt wurden. Auch der General-Reiter-Oberst wurde schon am geeigneten Orte genannt, diese Charge kam übrigens selten und bei sehr starken Heeren zur Besetzung.

## Der Oberst-Profoß.

Dies war eine der wichtigsten Würden im damaligen Heer, was umso leicht zu begreifen ist, wenn man erwägt, wie schwierig bei den zusammengewürfelten Miethheeren, die oft recht zweifelhafte Elemente in sich bargen, die Aufrechthaltung Mannszucht und Ordnung sein mußte. Der Oberst-Profoß, auch Capitan de Justi genannt, spielte eine so wichtige Rolle und hatte, außerdem daß er als öffentlicher kläger vor dem Kriegsrechte fungirte, noch so weitgehende Befugnisse, daß man der Besetzung dieses Postens mit besonderer Sorgfalt vorging und stets einen Mann wählte, der nach jeder Richtung geeignet war, sich schon durch die eigene Persönlich Ansehen und seinem Einschreiten Gehorsam zu verschaffen.

Der Oberst-Profoß (Bild S. 481) hatte im und vor dem Lager Acht auf Dinge, die der Zucht und Ordnung zuwider waren, griff ein und strafte in allen Ding die nicht dem Kriegsrecht vorbehalten waren. Mit den ihm zugetheilten Reitern streifte fleißig vor dem Lager, um darüber zu wachen, daß kein Proviant aufgekauft we daß auf der Straße niemand Gewalt geschehe und das Kriegsvolk den Landbewohne besonders in Freundesland, keinen Schaden thue. Wenn die Soldaten Raub und ehrliche Beute schleppen, so hat er es ihnen noch vor dem Lager abzunehmen und armen Leuten rückzustellen. Wer sich widersetzt, den verklagt er bei dem Obersten, wenn dieser nicht einschreitet, beim Feldmarschall oder dem General-Feldobersten; Uel thäter aber, die zu keinem Haufen gehören, straft der Oberst-Profoß selbst. Nehmen Uebelthaten arg überhand, so kann er die auf frischer That Ergriffenen auch gl aufhängen lassen.

Der Oberst-Profoß übernimmt den Proviant vor dem Lager, geleitet ihn zum Oberst-Proviantmeister, oder wenn dieser verhindert ist, besorgt er a selbst die Vertheilung. Er stellt alle Unordnung im Lager ab, zeigt sie dem Oberst an, oder straft sie auch selbst. Namentlich auf die Reinhaltung des Lagers hat er achten, weist den Metzgern die Plätze und hält sie zur Reinlichkeit an; zur Vergrab und Wegschaffung alles Unrathes sind ihm besondere Schanzgräber zugetheilt.

Beim Aufbruch aus dem Lager hält der Oberst-Profoß vor demselben und ßt niemand als die dazu Bestimmten und nur in der festgesetzten Ordnung fortehen. Während des Zuges sieht er darauf, daß Troß und Wägen in der Reihe leiben und keine Stockung eintrete. Riß auf dem Marsche eine solche Unordnung ein, der kamen besondere Fälle von Raub und Plünderung vor, welchen der Oberst-Profoß mit seinen Leuten nicht steuern konnte, so waren die Obersten verpflichtet, ihm soviel von ihren Leuten zur Verfügung zu stellen, als er bedurfte.

Zur Versehung seines schwierigen Amtes waren dem Oberst-Profoß ein Lieutenant, Trabanten, Unter-Profoßen, Diener, und bei größeren Heeren ein besonderes Fähnlein Reiter zugetheilt.



Lazarus Schwendi. (Seite 502.)

Eigenthümliche Chargen, die eng mit der damaligen Kriegführung und dem immerhin noch harten Kriegsbrauch zusammenhingen und am besten hier einzufügen sind waren der Brandmeister und der Beutemeister. Brennen und Plündern gehörte zu den anerkannten Rechten des Krieges, und es war schon ein Fortschritt, daß es dem Gesetz, wenn auch leider nicht immer der Praxis nach, nur auf höhere Weisung, mit Erlaubniß des Feldherrn und unter besonderer Leitung geschehen sollte. Der Brandmeister wurde aus den vornehmsten Kriegsleuten gewählt und führte eine eigene „Brennfahne“, die aber nur flatterte, wenn die Einäscherung eines Ortes gestattet wurde. Wer außerdem Brand legte und auf der That ergriffen wurde, erlitt schwere Strafe. Der Beutemeister waltete seines Amtes, wenn sich nach erlaubten Plünderungen die Soldaten über die Vertheilung der gemeinsamen Beute nicht einigen konnten, ein sehr

schwieriges Amt, das nicht weniger heiklig wurde, weil der Beutemeister den vierfachen Antheil eines Fußknechtes, den doppelten eines Reiters für sich beanspruchen konnte. Der Feldherr hatte bei Bestellung des Beutemeisters darauf zu sehen, daß dieser nicht betrügerisch, habgierig und geldgeizig sei.

## Der Oberst-Proviantmeister.

Es war dies eines der wichtigsten Kriegsämter, und Fronsperger betont ganz besonders, daß es „ein ansehnlicher und aufrichtiger, vertrauter Mann sein müsse, bei dem kein Finanz-Untreu oder Unterschleif statthabe“. Nach Bedarf wurden ihm Unter-Proviantmeister, Commis, Diener und Knechte zugewiesen, die jedoch vom Kriegsherrn besoldet wurden und, um Unterschleife zu erschweren, auch diesem Treue schwören mußten. Der Oberst-Proviantmeister warf den Anschlag über die Vertheilung aus und setzte im Einverständniß mit dem Obersten die Proviantaxe fest; er trug Sorge, daß seine Untergebenen keinen Betrug verübten, und hatte die Zuführer und Marketender vor Gewalt und Schaden zu behüten. Er konnte die Mühlen für das zum Proviant nöthige Mehl in Anspruch nehmen, erbeutetes Vieh mußte ihm angezeigt werden, ob er es nicht in Vorrath ankaufen wolle.

Die von Ferdinand I. für den Proviantmeister Hans Fünfkirchen erlassene Instruction vom 20. November 1541 hat folgende Punkte: Er hat einen Gegenschreiber (Controlor). Er soll sich anmerken, wo die Vorräthe sind und Ankäufe machen von Getreide, Hafer, Schmalz, Käse, Essig, Gerste, Erbsen, Wein; alles so nahe als möglich an der Donau. Für Alles, was er kauft, soll er sich einen Gegenschein geben lassen, alles Gekaufte in ein Buch einzeichnen. Die Proviant haben und nicht verkaufen wollen, soll er anzeigen; auch die Zeit bestimmen, in welcher neue Anschaffungen gemacht werden müssen. Die Niederlagsorte für Proviant sind Linz, Krems, Korneuburg, Wien, Preßburg. Er soll die Frucht mahlen lassen und Fässer für das Mehl bestellen; auch Provianthandlungen in gedachten Städten errichten, die Weine müssen nach Qualität mit 1, 2, 3 bezeichnet und die unhaltbaren zuerst geschenkt werden. Ein Faß gibt 32 Aechterin. Was ohne Schuld verdirbt, was die Knechte mit Gewalt nehmen, wird ihm in der Rechnung nachgesehen. Die Hauptleute müssen den Proviant quittiren. Das Gekaufte contrasignirt der Gegenschreiber. Das Gewicht des Brotes und der Semmeln wird bestimmt, Piskoten sind auch zu besorgen. Die Proviantsatzung in Lagern bestimmt jedesmal der Feldmarschall. Er soll über Alles gute Rechnung halten. Alles soll mit Wissen und so viel möglich im Beisein des Gegenschreibers verhandelt werden. Es gibt einen Obersten-Proviant-Commissär (Christof Freiherr von Eyzing), ihm wird über Alles Bericht erstattet. Proviant-Commissärs-Gehalt monatlich 100 fl., ferner 8 Pferde, für jedes 10 fl. monatlich und für 6 Monate, da er im Felde stehen muß, noch 4 Pferde mit demselben Geld. Für einen Wagen monatlich 20 fl. Auf einen Gotschi (Kutsche, Kriegsfuhrwerk) 6 fl. monatlich. Für die Zeit des Feldzuges 8 Trabanten, jeden zu 8 fl. monatlich.

Mancherlei Anzeichen sprechen dafür, daß man für den Mundbedarf des Kriegsvolks ziemlich hohe Ansprüche stellte. Schwendi klagt sogar darüber und meint, es wäre sehr nöthig, daß „unter dem Kriegsvolk und sonderlich den Obersten und Befehlsleuten alles übermäßige Zehren und Bankettiren und die tägliche Schwelgerei und Völlerei so viel immer möglich, sonderlich wenn man gegen den Türken und den Welschen

Krieg führt, abgestellt und Alles auf mehr Eingezogenheit und Nüchternheit gerichtet wurde; dann also möcht man desto länger und besser mit dem Proviant zugereichen und blieb das Volk frischer und gesünder."

Daß man dem Becher besonders zugethan war, wurde schon erwähnt, und ein Beweis dafür liegt auch darin, daß es in den Lebensbeschreibungen des verdienten Feld-Obersten Johann Auer von Fehrenberger (geb. 1511, gest. 1584 als Commandant von Wien) als außerordentliches Curiosum hervorgehoben wird, daß er niemals Wein trank. Er war der Sohn eines gemeinen Soldaten und schwang sich nur durch Tapferkeit und Erfahrung empor.

Die Rationen waren in der Proviant-Ordnung ziemlich ausgiebig festgesetzt; auf einen Mann rechnete man täglich 2 Pfund Brot und 1 Pfund Fleisch oder ebensoviel Käse, Butter, Speck. Unter einem „großen Haufen" verstand man ungefähr „hunderttausend Mäuler", die also des Tages 300.000 Pfund Brot und Fleisch bedurften. Dies machte an Gewicht 3000 Centner, das Brot allein für zehn Tage 2000 Centner aus, zu dessen Transport allein an 1000 Wägen erforderlich waren. Für den Nothfall führte man Handmühlen mit, und 1528 wurden beim Heere schon tragbare Backöfen mitgeführt. An Getränke berechnete man für den Kopf mindestens eine Maß Wein oder ebensoviel Bier. Für den Fall, daß Mangel an frischem Proviant eintreten sollte, mußte der Proviantmeister mit „angebrannten" (geröstetem) Mehl und Hafer, mit „Piskoten" (Zwieback), gedörrtem Fleisch, Speck, Käse u. s. w. versehen sein, die oft für mehrere Tage ausgegeben wurden und von den Knechten dann selbst in eigenen Säcken getragen werden mußten.

Nach der Proviant-Ordnung war Vorkauf und Aufkauf streng verboten; Nichts durfte ungeschätzt verkauft werden, die Schätzung nahmen die Profoßen auf Grund der vereinbarten Taxen vor; die einzelnen Regimenter mußten täglich anzeigen, was sie an Proviant besäßen und was ihnen abgehe; Metzgern, Marketendern und anderen Händlern war ein bestimmtes Maß und Gewicht vorgeschrieben, an das sie sich bei schwerer Strafe zu halten hatten; war an einem Ort Ueberfluß, so war der Oberst-proviantmeister berechtigt, davon dorthin zu schaffen, wo etwa Mangel war. Nach besetzter Wache sollte im Lager kein Wein ausgezapft, kein Branntwein mehr verkauft werden; das Bier, welches in das Lager geführt wurde, mußte aus den Orten, woher es kam, von der Obrigkeit als echt bescheinigt und bezeichnet sein, damit durch schlechtes und gefälschtes Bier keine Krankheiten entstehen.

Für das geistige Heil des Kriegsvolkes war dadurch gesorgt, daß bei jedem Fähnlein schon in der Bestallung auch der Unterhalt für einen Caplan ausgeworfen war. Unterdessen scheinen die Obersten denselben nicht immer wirklich angestellt zu haben, denn Schwendi erklärt es für eine besondere Pflicht des Kriegsherrn „den Gottesdienst und das Predigtamt im Felde ordentlich zu bestellen und die Obersten und Befehlsleute anzuhalten, daß sie ihre Prediger und Priester haben, die das Kriegsvolk zu allem guten Wandel, zur Vermeidung der Gotteslästerung, Trunkenheit und anderer Laster ermahnen sollen." Der Caplan sollte ein gelehrter, frommer und christlicher Mann sein, der vor des Hauptmanns Zelt, wohin der Trommelruf die Soldaten versammelte, Tugend, Frömmigkeit und andere Kriegerpflicht lehren, Kranken und Verwundeten ein Beistand und Tröster sein solle.

Mit diesen Anforderungen stimmte es nun allerdings nicht recht überein, daß der Caplan nur den Sold eines Lanzknechtes bezog und nur während des Marsches

ein Pferd erhielt. Da war es nicht allein erklärlich, daß die Militär-Seelsor[ge] oft in ganz curiosen Händen ruhte — wie wir schon an dem „Soldaten-Magi[ster]" (Bild S. 425) gesehen — und die Capläne, wie Fronsperger berichtet, von [den] Hauptleuten zu Einkäufen und anderen sehr ungeistlichen Geschäften verwendet wurd[en]. Besser stand es bei der Reiterei, wo sie den Gehalt eines Fähnrichs bezogen. Un[ter] Maximilian II. gab es, wie schon erwähnt wurde, auch zahlreiche evangeli[sche] Prediger bei den Truppen.

Ganz im Argen lag die Verwundeten- und Krankenpflege bei de[n] Armeen. Eigentlich war es damit auch im sechzehnten Jahrhundert noch nicht v[iel] besser bestellt als in früherer Zeit, wo die Heilkunst von Mönchen oder gar v[on] Quacksalbern ausgeübt wurde, die dem Heer oft aus ganz anderen Gründen folgte[n]. Daher waren die Curen auch oft schauderhafte, in der Medicin gab man den Kranken absonderlich zusammengesetzte Mixturen zu schlucken, die Chirurgie wurde auf metzger-hafte Weise geübt, wie denn ein Schriftsteller berichtet, daß man mit dem Pfeil gleich „ein tüchtig Stück Fleisch" herausschnitt. Erst unter Maximilian I. kommen einzelne ständige Aerzte bei den Truppen vor, und die Wiener Stadtrechnungen weisen bei Auf-geboten Ausgaben für „Apotekerey und Spitalswagen", für „Arczte, Wundarczte und Bader" aus, welch letztere nicht blos die ausgerückten Bürger, sondern auch die Sold-truppen „gepunden und geerznet" haben.

Eine der berühmtesten Persönlichkeiten jener Tage und innig verwoben mit der Kunst- und Gelehrtengeschichte Wiens war ebenfalls durch längere Zeit Feldarzt bei der kaiserlichen Armee (1541 in Ungarn) — Doctor Wolfgang Laz (Lazius), in dem seinem Vater gehörigen Hause am Kienmarkt, das auch in der nachfolgenden palast-ähnlichen Neubaute, „Lazenhof" benannt (Fischhof Nr. 2, alt 500), die Erinnerung bis heute bewahrt, am 31. October 1514 geboren, daselbst auch als Professor am 19. Juni 1565 verstorben. Er wurde auf dem Kirchhofe zu St. Peter beerdigt und ihm auch in der Kirche ein schönes marmornes Denkmal gesetzt, das noch heute das Andenken an den berühmten Geschichtsforscher und Archäologen wach erhält. Unsere Abbildung (Seite 489) ist eine Reproduction der höchst seltenen Radirung von Hans Lautensack und ist derselben das Facsimile der Namensunterschrift des berühmten Arztes beigegeben. Auch Thomas Jordan (geb. 1539, gest. in Brünn 1585), berühmter Arzt und historischer Schriftsteller, war 1566 Feldmedicus in Ungarn.

Trotzdem führt Schwendi noch bittere Klage darüber, daß man die Kranken und Verwundeten des Kriegsvolkes, sonderlich in Ungarn, oftmals hilflos verderben und sterben ließ, wodurch großer Abgang und Schwächung des Haufens, auch viel Klage und Unwillen wider die Obrigkeit und ein völliger Abschen des Kriegsvolks vor dem Krieg in Ungarn entstanden sei.

Um diesen Klagen zu steuern, einigten sich beim Ausbruch eines Feldzuges die Obersten des Fußvolkes mit den Befehlshabern der Artillerie über eine besondere Spitalordnung, welche eigentlich auf dem Princip der Selbsthilfe beruhte.

Für jene Kranken, welche dem Marsch nicht folgen konnten, wies der Feldherr nahe gelegene Plätze an, wohin sie gebracht werden konnten und wo Feldscherer und anderes zur Krankenpflege taugliche Personal angestellt wurden. Die Obersten und Officiere aber ließen von ihrem Monatsold einen kleinen Betrag zurück, von dem alle nöthigen Auslagen bestritten wurden. Die Verrechnung führte ein Spitalmeister, der in Eid genommen und dem aus jedem Haufen ein Hauptmann und zwei Knechte

ls Controlore beigegeben wurden. Ein tauglicher verheirateter Knecht aber wurde als Unterspitalmeister oder Wärter bestellt. Bei der Reiterei bedurfte man eines solchen Auskunftsmittels nicht, da jeder Junker seine Diener hatte, die ihm aufwarten mußten, wenn er krank war, für welche aber auch er Sorge zu tragen verpflichtet war.

Von einer Versorgung für alte, dienstunfähig gewordene Soldaten war gar keine Rede, obwohl das Bedürfniß nach einer solchen Vorsorge empfunden wurde. Schwendi beklagt es, daß „die armen Kriegsleut, die etwa im Krieg vom Erbfeind an ihrem Leib geschädigt werden oder sonst vor Alter und Krankheit ihre Nahrung nicht suchen oder gewinnen können, gar keine Zuflucht haben und in äußerste Noth und Armuth verfallen, welches ja vor Gott und der Welt erbärmlich und bei allen Nationen und Regimentern, die den Krieg in Ehren und Würden gehalten, viel anders herkommen.“ Die unabläßige Finanznoth ließ an eine radicale Hilfe nicht denken, Schwendi schlug also vor: „solche beschädigte und erkrankte alte Kriegsleut, die sich ehrlich gehalten, hin und wieder in Spitäler und Klöster auszutheilen und ihnen eine Pfründe zu ihrer Leibes Nothdurft zu verordnen und sie damit zu begnadigen. Das würde desto mehr Herz und Willen bei den Kriegsleuten verursachen, sich männlich und treulich gegen den Erbfeind gebrauchen zu lassen und alle Noth und Gefahr desto mehr verachten.“

Die Geldgebahrung der Heere lag in den Händen der Kriegszahlmeister, deren es schon unter Friedrich III. ständig angestellte gab. Neben Verläßlichkeit und Treue sah man darauf, daß sie auch eigenes Vermögen besaßen, um bei „ausbleibender ordentlicher Bezahlung mit Leihgeld bereit zu sein, damit dem Kriegsvolke nichts entgehe.“ Das hatte aber auch seine schlimmen Seiten, denn es war nicht anzunehmen, daß ein vermögender Mann ein solches Amt annehmen werde, wenn nicht dabei bedeutende Vortheile winkten. Welcher Art dieselben waren, läßt sich am besten aus dem schließen, was den Kriegszahlmeistern verboten war. Sie sollten keine eigenen Speculationen mit Wechseln oder Zinsgeschäfte treiben, die Zahlung dem Kriegsvolke jederzeit willig und richtig ausfolgen, namentlich aber keine Steigerung im Preis der baaren Münze hervorrufen, woraus hervorgeht, daß der Dämon Agio sein Unwesen schon seit Jahrhunderten treibt und schon bekannt war, als es noch kein Papiergeld gab. Kriegszahlmeister und Muster-Commissarien, die schon bei der Werbung erwähnt wurden, waren stets ein Gegenstand des Argwohnes für das Kriegsvolk. Beurlin schreibt in seiner 1566 erschienenen „Neuren Zeyttung, die grausame Türken Hilff bedreffend“, er habe solche Leute gekannt, die im Anfang arm gewesen, dann aber in kurzer Zeit zu vielem Gut und Geld, Schlössern und Dörfern bei ihrem Amt gekommen seien, und auch Schwendi wie Fronsperger deuten Ähnliches an.

Beim Beginn des Krieges stellte man eine Art Ueberschlag an, was an Geld erforderlich sein werde, was allerdings den Zufällen des Krieges gegenüber eine schwierige Aufgabe war, und wie weit die zu erhoffenden Einnahmen reichen, damit beizeiten das Mangelnde durch Anleihen herbeigeschafft werden könne. Den Kriegszahlmeistern kam es auch zu, die Uebereinkünfte und Lieferungen mit Kauf- und Handelsleuten abzuschließen, damit für Tuch, Leinen und andere Rüstungssorten gesorgt sei, welche der Kriegsherr den Truppen gegen Rücklässe vom Solde abließ.

Wir sind im Vorstehenden meist einem Werke Schwendi's gefolgt, das neben dem schon erwähnten Buch des Fronsperger als die vorzüglichste Quelle für das Kriegswesen des sechzehnten Jahrhunderts zu betrachten ist. Ja, das Werk Schwendi's verdient unbestritten den Vorzug, da er als angesehener und hochgebildeter Kriegsmann

die Verhältnisse, die Mängel und Vorzüge der damaligen Heeres-Einrichtungen [illegible] eigener Anschauung genau kannte und in Organisationsfragen der Rathgeber [illegible] Monarchen war. Es ist daher gewiß gerechtfertigt, einem um die österreichische Armee hochverdienten Manne einige Aufmerksamkeit zu schenken.

## Lazarus Schwendi, Freiherr zu Hohen-Landsberg.

Lazarus Schwendi (Bild Seite 497), dieser Heerführer, der namentlich als Theoretiker des Kriegswesens in erster Reihe steht, entstammte einem in Schwaben ansässigen Adelsgeschlechte und wurde 1522 geboren. Er genoß eine tüchtige gelehrte Bildung, so daß er noch im Alter ein tadelloses Latein schrieb, trat aber bald in den Kriegsdienst und bewies eine so hervorragende Verwendbarkeit, daß er schon 1551 als oberster Kriegs-Commissarius des Kaisers fungirte, 1562 in den Ritterstand erhoben wurde, den Hofrathstitel und das Pfalzgrafenrecht erhielt. Nach der Abdankung Karl's V. trat Schwendi in spanische Dienste und mehrte durch Tapferkeit und kluge Führung, die er in den Schlachten bei St. Quentin (1557) und Gravelingen (1558) bewies, seinen Kriegsruhm. Unter Maximilian II. trat er in österreichische Dienste und war einer der vertrautesten Rathgeber dieses Monarchen.

Für das zwischen ihnen bestehende Verhältniß ist besonders ein Brief des Kaisers an Schwendi bezeichnend, der Schreiber wie Empfänger in gleicher Weise ehrt und ein glänzendes Zeugniß der Weisheit und Milde Maximilian's II. ist. Derselbe lautet:

„Lieber von Schwendi!"

„Ich hab Euer Schreiben wohl empfangen, und vernommen, nehme auch eure treuherzig christlich Mitleiden, so ihr mit meiner Schwachheit tragt, mit sondern Dank an. Der ewige Gott, in dessen Hand alle Dinge stehen, der mache es mit mir nach seinem göttlichen Willen. Denn es leider auf dieser Welt dermaßen zugeht, daß einer dabei wenig Lust und Ruhe hat: aber Widerwärtigkeit, Untreue, Undankbarkeit ist überall vollauf. Ja es wäre nicht ein Wunder, daß einer bei diesen Wesen gar Blitzblau und toll wurde, davon viel zu schreiben were."

„So viel die unredliche That, so die Franzosen mit dem Admiral (Coligny) und den Seinigen Tyranischer Weiss erzeigt haben (der Kaiser meint hier die Bartholomäusnacht) beriert, die kann ich gar nicht loben und hab es mit herzlichem Leid vernommen, daß sich mein Tochtermann (König Karl IX.) zu einem solchen schändlichen Blutbad hat bereden lassen. Doch weiß ich so viel, daß mehr andere Leut, als er selber regieren. Wollte Gott, Er hätte mich um Rath gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, denn er dieses gewisslich nimmer mehr mit meinem Rath gethan hätte. Er hat Ihnen hierdurch einen Flecken angehängt, den er nicht leichtlich ablegen wird."

„Gott verzeihe es denen, so daran schuldig, denn ich höchlicher besorge, daß sie ernstlich mit der Zeit erfahren werden, was sie Guts damit erwirkt haben. Und ist in der Wahrheit nicht anders, als wie ihr vernünftiglich schreibet, daß Religions Sachen nicht mit dem Schwert wollen gehandelt und gerichtet sein. Kein Erbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender wird es anders sagen. Zudem hat Christus und seine Apostel viel ein anderes gelehrt. Denn ihr Schwert ist die Zung, Lehre, Gottes

Wort und christlicher Wandel gewest. Zudeme, so sollten die tollen Leute nunmehr billig in so vielen Jahren gesehen haben, daß es mit den Tyranischen Köpfen und Brennen sich nicht will thun lassen. In Summa, mir gefällt es gar nicht, und werde es auch nimmermehr loben, es were denn Sache, daß Gott über mich verhengte, daß ich toll und unsinnig würde, dafür ich aber treulich bitten will."

„Was aber das Niederländische Werk betrifft, das kann ich gleich so wenig loben, den man schon zu viel gethan hat. Entgegen weiß ich wohl, wie oft und was ich den König zu Hispanien geschrieben und gerathen habe. Aber in Summa: der spanische Rath ist viel angenehmer gewesen, als mein treuherziger Rhat. Und müssen jetzt selbst bekennen, daß sie geirrt haben, und diesen Unrhat selbst am meisten geursacht. Ich hätte es gern gut gesehen, daß diese edle Brüder nicht so jämmerlich wären verderbt worden, unangesehen daß man mir nicht folgen hat wollen, und ich billig scheu sein sollt zu rahten, so unterlaß ichs dennoch nicht, und thue geträulich das meinige. Gott wolle, daß es wirke und Nutz schaffe, und daß man einmahl aufhöre und genug an dem Vergangenen habe. Es wäre viel von dem und anderen zu schreiben."

„In Summa, Spanien und Frankreich machen es wie sie wollen, so werden sie es gegen Gott, den gerechten Richter, müssen verantworten. Ich will, ob Gott will, für meine Person erbar, christlich treulich und aufrichtig handeln. Und wenn ich das thue so bekümmere ich mich um diese böse und heillose Welt gar nichts. Ich habe gleichwohl verhofft in das Königreich Böhmen zu kommen, so wollens mir aber die Doctores nicht rathen, daß ich mich bei dieser starken Kälte hinausbegeben solle. Jedoch, da Gott Gnadt gibt und der Sommer herzustreichen wird, will ich auch nicht aussen bleiben. Denn sonsten das Wesen bei diesem Regiment nicht bestehen könnte. Und es erforderts der Kron und meine eigene Nothdurft. Denn ich sehe wohl, wie man hauset und es zugehet. Damit seyd Gott befohlen, der wolle alle Sachen nach seinem göttlichen Willen, der Christenheit und uns allen zum Besten schicken."

„Gegeben zu Wien, den 22. Februar anno 1574."

Im Jahre 1564 hatte Schwendi als Oberst-Feldhauptmann das Commando in Ungarn übernommen. Anfänglich errang er einige Vortheile über die Türken und Johann II., Zapolya's Anhänger. Tokay wurde erobert (11. Februar 1565), Erdöd, Nagy-Banya, Felsö-Banya und andere feste Orte fielen in seine Hand. Aber bald stockte die Kriegführung. Es mochte wohl sein, daß Schwendi, wie es bei bedeutenden Theoretikern des Krieges nicht selten vorkommt, jener Energie und Raschheit des Entschlusses ermangelte, ohne welche bedeutende Erfolge mit dem Schwert nicht zu erringen und auszunützen sind; aber gewiß ist, daß Unzulänglichkeit der Mittel, Geldnoth und Schwierigkeiten, welche ihm von ungarischer Seite in den Weg gelegt wurden, lähmend auf die ganze Kriegführung wirkten.

In einem Brief aus dem Lager von Szathmar (7. April 1565) klagt Schwendi dem Kaiser seine Noth. „Wir seynd täglich etwas gelts von Ew. Maj. gewerttig, sunst wissen wir der sachen khain Rath mehr, Und wirt alle Kriegsordnung vnd Regiment drüber fallen. Auch der Paw (von Szathmar) gehindert werden, wie sich Ew. Maj. deß selbst allergnedigst berichten und sonderlich wol er Innern khinden, was für gefahr, nachtheil vnd verkhlainerung Ir darüber zu gewarten sei."

Andreas Bathory war ein eifersüchtiger und zweifelhafter Bundesgenosse, dem Schwendi nicht trauen mochte und der seinerseits dem kaiserlichen Feldherrn Schwierigkeiten bereitete; da gab es denn nun Klagen, daß Schwendi eigenmächtig

über Güter der Adeligen und Kirche verfüge, unbefugt Steuern erhebe und Zölle ein-
führe. Vielleicht griff er, um Geld für das Heer zu schaffen, hie und da zu solchen
Mitteln; im Gegentheil aber versichert selbst der ungarische Schriftsteller Bizar, daß
Schwendi Kriegszucht gehandhabt, für richtige Soldzahlung gesorgt, die Soldaten
von Raub und Plünderung abgehalten habe und für seine Person allen Geschenken
und Bestechungen unzugänglich gewesen sei. Dadurch allein unterschied er sich sehr
vortheilhaft von anderen Befehlshabern, z. B. von Johann Castaldo und Ba...
deren Habgier und Geiz sprichwörtlich war, die aber auch mit blutiger Strenge walteten,
so daß niemand Beschwerden oder Klagen wagte.

Nach und nach gingen die meisten errungenen Vortheile wieder verloren, und
als am 17. Februar 1568 ein Friede auf acht Jahre geschlossen wurde, konnte man
das Resultat des Feldzuges kein günstiges nennen. Maximilian II. aber wußte die
Verhältnisse zu würdigen und wendete Schwendi fortwährend sein Wohlwollen zu.
Als der Feldoberst 1566 in der sumpfigen Theißgegend an einem heftigen Fieber erkrankte,
sendete der Kaiser ihm den Leibarzt Paul Weidner, einen der berühmtesten Aerzte seiner
Zeit, der später Rector magnificus in Wien und erster Arzt am Hofe Rudolf II.
wurde.

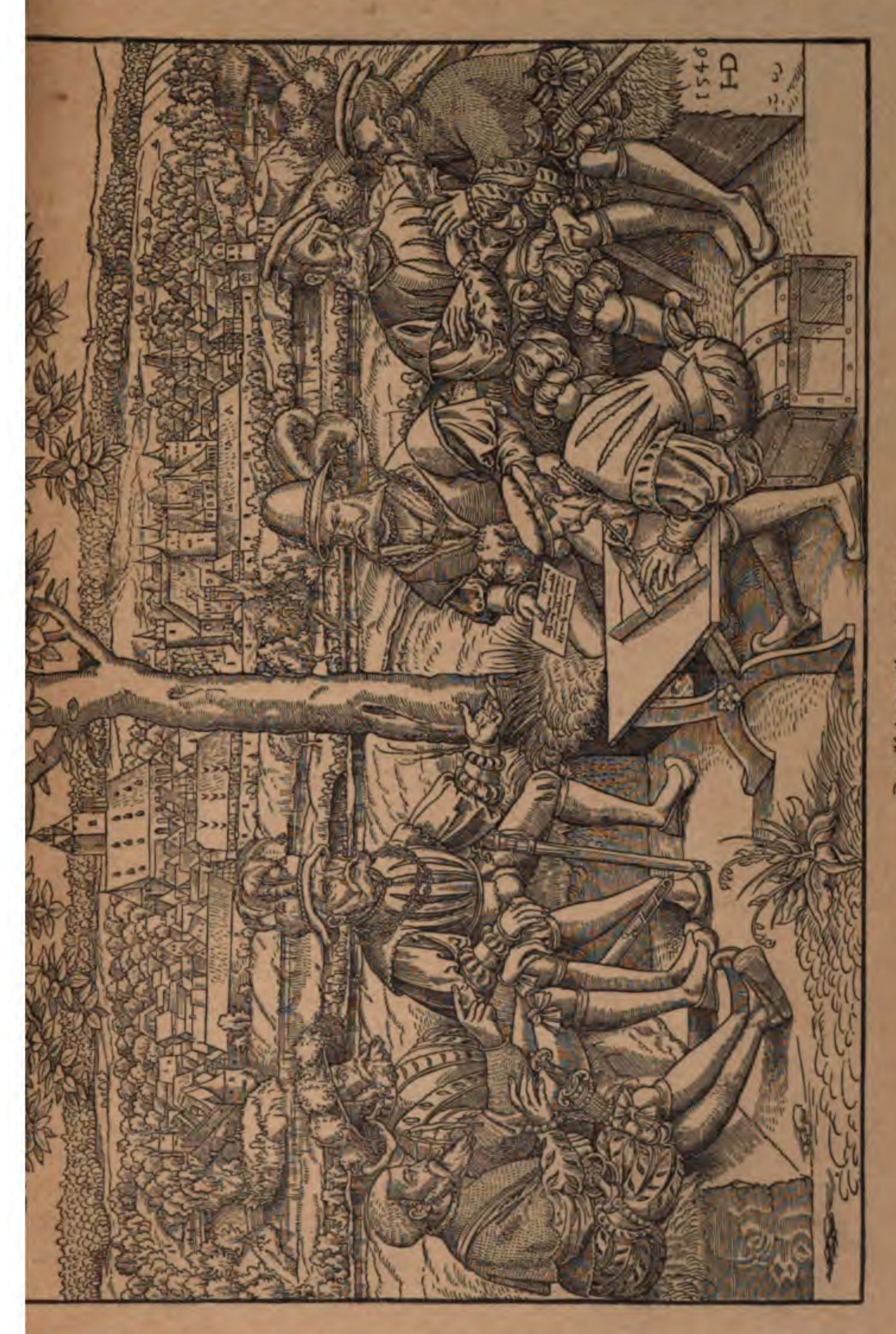
Bei Niederlegung des Commandos verlieh der Kaiser seinem Rath und Feld-
obersten Lazarus von Schwendi den Reichsfreiherrnstand und ein Gnadengeschenk
von 20.000 fl., dessen Realisirung indessen auf bessere Zukunft verschoben blieb, denn
noch 1571 wird Schwendi mit dem Rest von 10.000 Thalern auf die Contributionen
aus Schlesien vertröstet.

Den Rest seiner Tage verlebte Schwendi auf seinen Gütern in Schwaben,
beschäftigt mit gelehrten Arbeiten und oft über Angelegenheiten des Staates und
Krieges von seinem Monarchen zu Rathe gezogen und wiederholt nach Wien berufen.
Ein Beweis hiefür ist besonders die auch im Druck erschienene Schrift: „Bedenken an
Kaiser Maximilian den Anderen von Regierung deß Heyligen Römischen Reichs, vnd
Freystellung der Religion. Gestellet auff Ihrer Kaiserlichen Maj. Befehl, durch den
Wolgebornen Herrn Lazarum von Schwendi, Freiherrn, und Ihrer kais. Majest. ge-
heymen Rhat: Im Jahr 1574.“ In dieser höchst merkwürdigen Schrift beweist sich
Schwendi als staatskluger Kopf; er hofft Besserung der verworrenen Zustände nur
von Beruhigung der erbitterten und mißtrauischen Gemüther; diese zu erzielen gebe es
aber keinen Weg, als jenen der Duldung und parteilosen Gerechtigkeit. Ahnungsvoll
deutet er auf die Gefahren, welche dem Reiche aus weiterer Spaltung in der Glaubens-
frage erwachsen müßten, wenn man in den alten Fehler verfallen würde, die Geister
bezwingen zu wollen.

Noch 1576 erscheint Schwendi auf dem Reichsrath zu Regensburg und wirkt
als Präsident einer Commission über Kriegsbau und Fortificationswesen, und 1578
ersucht ihn Erzherzog Matthias, der spätere Kaiser, um „deutschen Rath“ über die
Zustände im Reich, wobei Schwendi wieder auf die Nothwendigkeit eines aufrichtigen
Religionsfriedens dringt. Er starb am 4. August 1583 auf seinem Gute Kirchhofen
in Schwaben.

Von seinen Schriften ist noch bekannt: „Lazari Svendii L. baronis Consiliarii
et Archistrategi Caesarii quomodo Turcis sit resistendum consilium“ (Rath,
wie den Türken zu widerstehen sei), worin Schwendi für Verwendung des Deutschen
und des Johanniter-Ordens in Ungarn eintritt, und „Zwo schöne Lehren, deren Erste

dem Gestrengen, Edlen und Streitbaren Helden und Kriegsobersten, Herrn Lazaro Schwendi, Rittern ꝛc. Unlängst vor seinem End, an das deutsche Kriegsvolk; die




Der Kriegsrath. (Seite 510.)

er aber an Kaiser Maximilian den Ersten, durch einen erfarnen, trefflichen Mann er Kriegsräthe, gestellt ist. Frankfurt a. M. 1595.“

Das Hauptwerk Schwendi's aber, indem er seine ganze reiche Erfahrung i
Theorie und Praxis des Krieges niederlegte, ist der „Kriegsdiscurs. Von Besteh
des ganzen Kriegswesens und von den Kriegsämptern", das gleichfalls erst nach
Tode des Verfassers von Hans Leuenklau von Amelbeuern 1593 in Frankfurt a.
herausgegeben wurde und schon 1605 eine zweite Auflage erlebte. In der Zueign
an Karl von Zierotin sagt der Herausgeber: „Unsere Teutsche Nation hat bißh
so vil mir bewust, dißfalls inn ihrer Sprach nichts gehabt, das anderer Nati
Kriegsbüchern möcht verglichen werden, da doch wohl von nöten, wir hätten auch u
gute Anleytungen zum Kriegswesen, weil uns die alten Kriegs-Häupter und Obe
hohes, mittlers und wenigern stands, fast abgegangen und noch täglich abgehen,
Kriegswesen in abnemmen geräth, und uns doch von allen seiten mancherley F
und insonderheit die barbarischen Türken zusetzen, wie der Augenschein leyder vorhan

Wenn Leuenklau hiebei auch mit Unrecht das 22 Jahr früher ersch
Kriegsbuch Fronsperger's ganz übersieht, so ist doch gewiß, daß dasselbe vom
Schwendi's an Authenticität und geistigem Werth, namentlich aber in rein militä
Dingen an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit weit überragt wird. Es ist eine
der Dankbarkeit, wenn wir eines Autors und seines Werkes gedacht haben, de
als vorzüglichste Quelle für einen wichtigen Zeitabschnitt so viel Interessante
nommen haben.

Wir lassen hier noch einige Fundamentalsätze aus dem „Kriegsdiscurs"
welche nicht allein für Schwendi's hohe Einsicht zeugen, sondern auch für d
schauungen seiner Zeit über Kriegführung und Kriegsmethode höchst bezeichnen

„Die Uebung im Kriege ist eine Vorbereitung zum Siege. Darum so
Feldherr immerdar, wenn er Zeit und Raum hat, seine Leute zu Roß und zu
sonderlich die Schützen, sich üben, und zu Ordnung und Fertigkeit, die zum
vonnöthen, abrichten lassen. Wenn der Feind gegenüber steht, dann ist es sehr
daß der Feldoberst die ersten Scharmützel so sicher und vortheilhaft anstelle,
keinen Schaden leide und seine Leute nicht gleich zu Anfang das Herz verlieren.
gehört gute Berathschlagung und Anordnung, und daß man nicht unvorthei
und willkürlicher Weise in das Scharmützel eile, sondern daß Alles zuvor bestell
Befehlsleute verordnet seien, die ihr Volk anführen, Weisungen haben und
wie sie zu einander halten und einander entsetzen sollen. Dazu ist auch gehöriger
druck und Hinterhalt vonnöthen. In allen Sachen im Kriege, sie seien noch so
oder so wichtig, soll der Feldoberst die Seinen nicht ohne Nothvortheil gegen den
führen und in Gefahr setzen. Viel besser ists: Nichts erobert, denn Schaden g
und etwas verloren. Wer den Sichern spielt und wacker ist, der kann immer im
eine Gelegenheit abwarten, um dem Feinde Abbruch zu thun. Während man mi
Feinde scharmützelt, soll der Feldherr das Lager oder einen Theil davon in
Obacht und Vorbereitung haben. Der Feldherr und der Kriegsherr sollen vor
Dingen berathschlagen und wissen, worauf sie ihr meistes Trachten und Hoff
Kriege stellen wollen und sollen, und durch welche Wege und Mittel sie den Si
erhalten, oder den Feind zu einem annehmbaren Vertrag und Frieden zu nöt
hoffen. Und nach solcher Resolution und Entschluß soll man sich dann in
Fällen richten."

„Die Haufen sollen nahe zusammen, neben und nacheinander gestellt und so
möglich eine Stirn (Front) dergestalt gemacht werden, daß sie fast zugleich mitein

bald aufeinander treffen können. Doch soll stets eine starke Hinterhut verordnet
en, um diejenigen, die im Bedrängniß oder ins Weichen kämen, zu entsetzen.
ere Ermahnung des Feldherrn und anderer Obersten und dann der Fußfall und
rfung zu Gott, soll vorhergehen, und dem alten Brauch nach, nicht unterlassen
en. Wenn das Volk willig und beherzt ist, so darf man die Menge der Feinde
zu hoch anschlagen. Spürt man aber Verzagtheit und Unwillen, da soll der
herr die Schlacht meiden. Muß er jedoch schlagen, dann soll er und die anderen
rsten sich wacker zeigen, und durch Zusprache und Beispiel dem Volk ein Herz
hen. Es ist keine der geringsten Hauptaufgaben eines Feldherrn, daß er sein Kriegs-
willig und beherzt zu machen und zu erhalten wisse. Selbst wenn der Feldherr
andere Oberste schon verwundet wären, sollen sie, vor eroberter Schlacht, sich nicht
der Wahlstatt führen lassen."

„Wägen und Troß sollen an einem sicheren Orte wohl bewacht und behütet
den. Das Geschütz soll vortheilhaft ausgetheilt und gestellt, und beim Angriffe,
n der Feind bis in die Nähe kommt, mit künstlichem Hagelgeschütz, welches bis zum
lusse beisammen bleibt, geladen, und in der Feinde Haufen nieder und nicht zu
abgeschossen werden. Viele Vortheile und Geschwindigkeiten erlangt man in
lachten mit versteckten Haufen, die den Feind im Rücken oder seitwärts angreifen;
uf soll der Feldherr je nach Beschaffenheit des Landes und seines und des feind-
n Kriegsvolkes bedacht sein. Man pflegt auch sehr dafür zu sorgen, daß man in
Schlachten auf den höheren Platz zu stehen komme, und Sonne, Wind und
ub hinter sich habe, desgleichen die Pässe besetze. Doch ists gefährlich, der Sonne
des Windes halber, vor dem Feinde eine Wendung zu machen, und soll man
zur rechten Zeit bedenken. Auch soll man sorgsam erwägen, wie das Terrain be-
ffen, ob es bergig, waldig oder eben und offen sei, ferner ob des Feindes Stärke
Fußvolke oder in der Reiterei bestehe. Ist der Feldherr an Reiterei der stärkere,
n soll er ebenes und weites Land zur Schlacht wählen, und sich nicht in Engen
Gebirge bringen lassen. Ist er der stärkere am Fußvolk, und der Feind hierin
schwächere, hingegen der stärkere an Reiterei, so soll jener die Ebenen und Weiten
Schlagen vermeiden und dafür die Enge und das Gebirg aufsuchen. Ist der
nd an Menge des Kriegsvolkes überlegen und daher zu besorgen, daß er an den
ten einfalle, so pflegt man eine, zwei oder drei Reihen von Wägen auf die Seite
stellen und Schützen dazu zu ordnen, damit die Vorderen desto sicherer sich schlagen
nen, doch soll dabei die Ordnung auch hinten bestellt werden, damit der Feind da
nfalls nicht einzubrechen vermag. Wenn der Feldherr erfährt, daß ihn der Feind
rfallen will, so soll er sich alsbald ohne Lärmen in die Schlachtordnung stellen
sich an den Ort begeben, wo der Feind herzieht. Wenn ihn dann der Feind also
bereitet findet, kann es wohl geschehen, daß letzterer darüber irr wird, erschrickt und
wieder zurückzuziehen sucht, und daß dem Feldherrn dann Gelegenheit wird, dem
nde einen Vortheil abzugewinnen."

Nach diesen allgemeinen Regeln der damaligen Kriegskunst, welche erkennen lassen,
sehr der Feldherr von der Stimmung und dem guten Willen des gemietheten
res abhing, erörtert Schwendi einzelne Actionen, wobei er besonders davor warnt,
n es nothwendig sei, „von dem Feinde abzuziehen," dies zur Nachtzeit zu thun,
l dabei leicht „Unordnung, Zerrüttung und Zerlaufung des Kriegsvolkes" eintrete.

Die Kriegführung war im Allgemeinen nicht auf rasche, entscheidende Schläge

eingerichtet und mancher mit großen Kosten vorbereitete Feldzug verlief nur mit n
losen Märschen und Manövriren, oder man vergeudete Zeit und Kräfte vor ein
festen Plätzen, deren Besitz keine weitere Bedeutung hatte. So verfloß die günst
Zeit, man zog in die Winterquartiere, ohne daß eine entscheidende Action vorgefal
wäre, weil der Feind nach demselben Zaudersystem vorgegangen war, das gleich
die finanzielle Kraft des Staates verzehrte, das von den Heeren durchzogene La
ruinirte und die Disciplin und Schlagfähigkeit der Truppen untergrub.

Interessant sind die speciellen Anweisungen, welche Schwendi über die Kr
führung mit den Türken machte, welche ja in den letzten drei Vierttheilen des sechzehn
Jahrhunderts die Schule aller österreichischen Heerführer war. „Wenn man“ — s
Schwendi — „gegen den Türken Krieg führt, hat es noch viel andere und größ
Bedenken, und will noch mehr Sicherheit und Vortheiligkeit in allen Thun und We
des Krieges beobachtet sein, wegen der Menge und Behendigkeit des Feindes. De
Kriegs- oder Feldherr hat deshalb ernstlich dahin zu trachten, sich mit seinem La
nicht so weit bloß oder hinaus zu geben, daß ihn der Feind umgehen, ihm Provian
und Fütterung abschneiden, oder mit täglichem Allarm und Scharmützeln sein Vo
ermatten, abmüden, in Schrecken und Unordnung bringen könne, worauf die Türke
all ihr Thun und Vornehmen hauptsächlich anstellen. Und gibts die Erfahrung, daß
selbst wenn sie die Stärkeren sind, sie die Deutschen, sonderlich die Reiter, nicht sch
angreifen, ohne diese zuvor in Abzug und Unordnung gebracht zu haben“.

„Es pflegen nicht allein der türkische Kaiser, sondern auch die türkischen Pasch
jetzt dergestalt zu verfahren, daß sie allezeit hinter ihren Reitern eine Wagenburg mit
Fußvolk, auf welche sie sich zurückziehen können, zur Hinterhut haben und auch of
vorsetzlich die Flucht nehmen, damit sie die Christen auf das Fußvolk locken, sie außer-
halb ihrer Ordnung und Stellung ins Gedränge bringen und sich dann wieder gegen
sie wenden können. Wenn nun auch die Christen an die Wagenburg gelangen, so können
sie doch zu Roß nichts ausrichten und müssen sich wieder wenden, wodurch sie bisher mehr-
mals von den Türken geschlagen worden sind. Wenn aber der Christen Fußvolk in guter
Ordnung hinten nachfolgte und neben den Reitern an die feindliche Wagenburg gebracht
würde, da könnte man zu einem rechten Treffen kommen und einmal mit Gottes Hilfe
vollen Sieg erlangen. Es müßte aber die Wagenburg der Christen auch mit Streit-
wägen und einer großen Anzahl Falkonetlein wohl bestellt und versehen sein. Wenn
es aber geschähe, daß der Feind abzöge, dann soll man sich wohl berathschlagen, daß
man nicht so unordentlich und unbedachtsam nachfolge, denn die Abzüge geschehen oft
auf Falschheit und Betrug, damit man den Gegner, aus seinem Vortheil gebracht, an
einem ihm ungelegenen Ort zum Schlagen nöthige. Auch ist es häufig nicht gut, wenn
man den abziehenden Feind, indem man ihn umringt, oder ihm die Päſſe verlegt, zu
heftig zur Schlacht und Gegenwehr drängt und nöthigt; denn oftmals macht die Ver-
zweiflung und äußerste Noth, und wenn man sieht, daß entweder gestorben oder wohl
gefochten sein muß, dem Kriegsvolk ein Herz, so daß es unüberwindlich wird. Gut
ist's vielmehr, daß man den Feind zwar zum Abzuge kommen läßt, dann aber, wenn
Furcht und Unordnung bei ihm einreißt, Zeit und Gelegenheit zum Angriffe wahrnimmt.“

Namentlich diese letzteren Sätze sind überaus bezeichnend. Man ließ lieber eine
günstige Gelegenheit, den Gegner mit einem Schlage zu vernichten, vorübergehen, als
daß man sich der Gefahr ausgesetzt hätte, in ihm kriegerische Tugenden zu wecken, von
deren Vorhandensein in der eigenen Truppe man nicht immer so fest überzeugt war,

n sich auf sie verlassen zu können. Die Mängel und unausweichlichen Schwächen des Werbesystems machen sich in jeder Hinsicht bemerklich und beeinflussen selbst die obersten Probleme der Kriegführung.

Bezüglich der Marschordnung gibt Schwendi ziemlich einfache Regeln an. Von einem Durchsuchen des Terrains, von Flankendeckungen war keine Rede. Jene Abtheilung, welche dem Feind am nächsten, im Vormarsch also die Avantgarde, im Rückzug die Nachhut war, hieß die Rennfahne. Sie brach zuerst auf und hielt gerüstet, bis das Lager abgebrochen und der Zug geordnet war, auch rückte sie nicht her ein, bis das Lager geschlagen und besetzt, die Wache aufgezogen war, sie durfte deshalb selbst nie zu einer Wache verwendet werden. War der Feind sehr nahe, so schickte man von der Rennfahne eine Abtheilung voraus, welche zuerst die Höhen ersteigen und die Gegend überblicken mußte. Wenn Gefahr drohte, so rückte eilig der Mittelzug, das heutige Gros nach, Troß und Wägen zogen langsamer nach; sowohl die Rennfahne (Vorzug) als der Mittelzug und Nachzug standen unter einem besonderen Obersten, welchem alle anderen Befehlshaber unterordnet waren.

Ein leidiges Anhängsel und eine schwere Last für die Bewegungen jeder Armee war damals der Troß, der oft stärker an Kopfzahl war als die eigentlichen Wehrschaften. Neben den Familien der verheirateten Soldaten gab es noch eine Menge Anhängsel, deren Art sich mit einiger Zuversicht aus der Bezeichnung der Person folgen läßt, die mit ihrer Beaufsichtigung betraut war und „Dirnen oder Bubenweibel" hieß. (Bild S. 241.) So lästig dieser Anhang oft war, durfte man es doch nicht wagen, denselben gewaltsam zu entfernen, wenn man nicht gefährliche Stimmung und wohl gar Meutereien unter den Truppen erzeugen wollte. Vielleicht noch mehr als andere Beziehungen trug dazu die Bequemlichkeit der Soldaten bei, denn die Angehörigen des Trosses mußten sich in mehr als einer Hinsicht verwenden lassen; sie mußten kochen, waschen, den Lebensbedarf zusammentragen und auf Erpressungen auf dem Lande ausziehen, Krankenwärter-Dienste leisten, aber auch Schanzkörbe und Faschinen flechten, Reisigbündel machen, Sandsäcke nähen u. s. w.

Es bestand eine besondere Troßordnung, die vom Dirnenweibel gehandhabt wurde. Der Troß war stets zusammenzuhalten und so zu führen, daß er die Streitenden nicht hindere. Beim Aufbruch durfte niemand mit dem Truppen ziehen und auch beim Einmarsch in ein Lager mußte der Troß mit dem schlechtesten Platz vorlieb nehmen und durfte sich nichts aneignen, was etwa für das Kriegsvolk verwendbar war.

Wiederholt machte man Versuche, den Troß, zu dem auch zahlreiche Marketender, „Krämer und Sudler", worunter die Küchenbediensteten verstanden waren, gehörten, herabzumindern. Man verringerte die Wägen und erließ ein Verbot, das überaus naiv dahin lautete, daß „unter den Knechten keiner dürfte eine Dirne haben, sie werde ihm denn durch den Obersten aus besonderen beweglichen Ursachen vergönnt". Allen anderen Anhang aber, die „Buben" und das fahrende Gesindel trieb man mit Strenge fort. Aber vergebens! der Miethsoldat wollte auf das „Weibsvolk" und die seine Bedienung bildenden „Buben" nicht verzichten, und da man meist in der Lage war, auf seine gute Stimmung angewiesen zu sein, schwoll der Troß wieder lawinenartig an und bildete ein Bleigewicht für die Bewegungen der Armee, eine furchtbare Last für das Land, durch welches der Zug ging.

Der schon wiederholt erwähnte Kriegsreformator, Christof Beurlin, macht auch bezüglich des Trosses einen sehr zweckmäßigen Vorschlag. Er will nämlich die „Buben"

in eine gewisse militärische Ordnung und in Zusammenhang mit der Truppe welche sich dann aus diesen „gemusterten Jungen", wenn sie nach Alter, Kör und Fähigkeiten entsprechen, ergänzen sollte. Auf diese Art wäre mindestens des Trosses zur Ordnung gezwungen und in ein nie zu erschöpfendes Depot für hin oft schwierigen Ersatz an Mannschaft verwandelt worden. Der Vorschlag zur Ausführung, wie so manche andere gute Idee Beurlin's, der eben ni als gute Ideen und darum nicht durchdringen konnte, wie es wohl auch in Dingen und zu anderen Zeiten Leuten geschah, die so vorwitzig waren, klug ohne die Macht zu besitzen, Anderen ihre guten Gedanken aufzwingen zu kön

## Kriegsrath, Armeestand und Exercitium.

Der Umfang, welchen die mit dem Kriegswesen zusammenhängenden annahmen, machte bald besondere Behörden zu deren Besorgung umso nöthi trotz des Werbesystems in den Heeresanstalten doch schon ein System sich du welches dazu nöthigte, gewisse militärische Geschäfte auch während der übrig bemessenen Friedensjahre besorgen zu lassen.

Die auf Grund des „Innsbrucker Libells" von 1518 bestellten Krieg waren so ziemlich die ersten ständigen militärischen Behörden. Nach ihrer Zu setzung und Aufgabe vertraten sie aber mehr die oft einer energischen Krie abgeneigten Stände der einzelnen Länder, mindestens konnte aber von jener des Entschlusses, von jener Concentration des Willens keine Rede sein, welch militärischen Dingen so nöthig sind. Später scheint man dem Feldobersten gegeben zu haben, welche ihm namentlich in ökonomischen und finanziellen rathen hatten. Fronsperger sagt darüber: „In trefflich großen Heerzü gewöhnlich, daß man außer den Aemtern auch etliche Kriegsräthe verordnet, sonders auszurichten haben, als dem Kriegsrathe mit Treue und Fleiß obzuli Amt erfordert vorzüglich, daß sie vertraute, verschwiegene, ehrbare Kriegs- anderen Sachen wohlerfahrene Leute sein. Nöthig ist, daß sie auch listig und in Finanzsachen sein."

Der Kriegsrath im Felde, zu welchem auch die eben erwähnten zugezogen wurden, war keine eigentliche Behörde, sondern trat, wie dies noch Fall ist, zusammen, wenn wichtige, für den Fortgang des Feldzuges, für das des Heeres entscheidende Beschlüsse zu fassen waren, in Bezug auf welche oberst die Ansichten seiner erfahrensten im Rang zunächststehenden Unterge hören und seine eigene schwere Verantwortung zu erleichtern wünschte. Solch räthe wurden schon in den ältesten Zeiten abgehalten, und später haben wir ve daß wichtige Entschlüsse, wie z. B. jener, die Schlacht bei Pavia zu wagen, den zu einem Kriegsrath vereinigten Feldhauptleuten gefaßt wurden. Es ge nicht selten im freien Felde, Angesichts der zu belagernden Stadt. (Bild Se

Nach und nach bürgerte sich auch hiefür eine gewisse Norm ein. N Feldobersten waren die vornehmsten Mitglieder des Kriegsrathes der marschall und der Oberstzeugmeister; auch der General-Reiter- und der Oberst-Proviantmeister wurden meist beigezogen und außer jene Befehlshaber, zu deren Einsicht, Erfahrung und Verläßlichkeit der Feld meiste Vertrauen hatte. Eine Verpflichtung für ihn, den Kriegsrath zu ber

ören, bestand nicht, wie später in einzelnen bestimmten Fällen, aber es lag im n Interesse des Feldherrn es zu thun, da er sich dadurch seine Verantwortlichkeit nterte. So berief sich auch Katzianer darauf, daß der Kriegsrath den Rückzug ossen hatte, ohne aber zu erklären, warum mit Ausnahme des tapferen Lodron brigen Hauptleute und er einfach auseinander gelaufen waren. Wir hören daher daß bei wichtigeren Anlässen der Kriegsrath zusammentrat und die Lage erwog.

Der später bis in unsere Tage bestehende, viel und nicht immer ganz parteilos eindete Hofkriegsrath erscheint schon 1531 unter Ferdinand I. Als die n Hofkriegsräthe werden genannt: Felician von Petschach, Josef von Lamberg, s von Greifenegg und Hans von Lapiz. Die ihnen ertheilte Instruction sie nur zur Berathung des nächsten Feldzuges an, zur obersten administrativen esbehörde hat sich der Hofkriegsrath also erst nach und nach herausgebildet, während Keim zu jener Einflußnahme auf die Operation, wegen welcher der Hofkriegsrath r so vielfach angegriffen wurde und allerdings auch manches Uebel verschuldete, bei seinem Entstehen gelegt wurde.

Wiederholt machten die Hofkriegsräthe Vorschläge über bessere Einrichtung des wesens. Ein besonders umfangreiches Elaborat wurde am 21. Juni 1568 an er Maximilian II. gerichtet und behandelte fast alle Zweige des Kriegswesens. hauptsächlichsten Vorschläge waren: Der Kaiser möge die kriegslustigen, jungen ligen an die Grenze geben, mit so viel Sold, als für einen Diener und zwei rde nöthig; wenn sie in einem Orte eine Weile gedient, müssen sie nach einem eren versetzt werden; dann sind sie durch alle Grade anzustellen bis zum Oberst, Neigung und Geschicklichkeit; der junge Adel, der am Hofe ist, soll gleichfalls echselnd drei oder vier Monate Kriegsdienste thun. — Auch die Nichtadeligen, n sie nur sonst ehrliche, gute Gesellen sind, können hin und wieder angestellt und Kaiser mit Vortheil bedacht werden. — Es müssen beständige Kriegs-Commissarien geführt werden, unter einem Oberst-Kriegs-Commissär und Oberst-stermeister, denen eine gleichförmige Instruction zu geben ist; im Felde soll jedem Haufen Fußknechte oder 1000 Pferden ein Commissär beigegeben werden, die Knechte und Reiter bei der Musterung zu übernehmen und ihre Bevortheilung hindern soll. — In Friedenszeiten muß ein Unterstützungsfond gegründet werden, en Verwaltung von der Finanzkammer unabhängig ist. Der Unterhalt der Kriegs-er muß durch eine bestimmte Vorschrift festgesetzt sein, sowie die Löhnung der ver-denen Chargen und Waffengattungen. Die bereits angefangenen neuen Kriegsartikel sen vollendet werden, damit eine Kriegsdisciplin festgesetzt werden könne. — Ein ändiger Kriegsfuß ist festzusetzen. Die Zeughäuser, die Artillerie-Einrichtung und Kriegsfuhrwerk („die Gotsch“) muß organisirt werden. Der Sold für den gemeinen schen Knecht ist mit 4 fl., für Doppelsöldner mit 6 fl. festzusetzen; die Hußaren sollen Thaler monatlich oder nach ungarischer Bezahlungsart jährlich 20 fl., 10 Kübel reide, 10 Kübel Hafer und 1 Faß Wein erhalten.

Gegen Ende des Jahrhunderts gingen mehrfach Vorschläge zu einer einschnei-den Aenderung der Heeres-Organisation von Erzherzog Matthias aus. In einem 9 Namens des Kaisers an die österreichischen Stände gerichteten Actenstück sucht dieselben unter Betonung des noch immer zu Recht bestehenden Aufgebotes zu einer dessen Stelle tretenden ausgiebigen Geldleistung, zur Lieferung von Naturalien, stellung von Pferden zur Artillerie-Bespannung, Einrichtung von Feldspitälern u. s. w.

zu bewegen, wobei er die Absicht einer gänzlichen Neugestaltung des Heeres-Or[illegible] mus durchblicken läßt. Aber die Stände verhielten sich in der Hauptsache able[illegible] und es mußte erst der Sturm des dreißigjährigen Krieges heranbrausen, um d[illegible] und nach verknöcherten Einrichtungen des Heeres in andere, lebensfähigere F[illegible] zu zwingen.

Es war dies umso nöthiger, als die meisten anderen Staaten in dem [illegible] der naturgemäßen Entwicklung des Heerwesens Oesterreich bereits voraus war[illegible] die eigenartigen politischen Verhältnisse jeder Reform Schwierigkeiten bereiteten. [illegible] sehen von Frankreich, dessen Armee in ihren bedeutendsten Theilen schon längst [illegible] Truppen besaß, waren auch die meisten deutschen Staaten schon im Begri[illegible] Umwandlung zu vollziehen. Baiern besaß seit 1598 in den „Ausgewählten", [illegible] Landwehr entnommen und fest besoldet wurden, und der „Landreiterei" [illegible] stehende Truppen; das Gleiche bereitete sich in Sachsen vor, und Kur-Brand[illegible] das Stammland des heutigen Königreichs Preußen, hatte schon seit mehr al[illegible] Jahrhundert die persönliche Lehensfolge in die Stellung von Mannschaften verw[illegible] durch welche der Kern eines stehenden, dem Lande selbst entnommenen Heeres [illegible] war, an das sich im Kriegsfalle allerdings auch geworbene Truppen anschlosse[illegible]

Nach und nach bildete sich, den steigenden Ansprüchen an die Leitung entsp[illegible] der Heeresstaab zu einem systematisch gegliederten Körper aus.

Ein Voranschlag aus dem Jahre 1600, wo Erzherzog Matthias gewiss[illegible] als Generalissimus fungirte, enthält gesondert die für die oberste Heere[illegible] bestimmten und beigeordneten Personen und die zur operirenden Armee ge[illegible] Aemter.

Diese Verzeichnisse führen an:

„Person und Generalität (worunter Erzherzog Matthias verstanden wa[illegible] außerdem 10.000 fl. zur Ausrüstung und 2000 fl. für Aufwärter zukamen) 3[illegible] Auf die Hoffahnen 5998 fl. Leibgarde, 100 Arquebusierer, 1728 fl. Le[illegible] 50 Trabanten und 50 Musketier, 882 fl. Zeltschneider und Zeltwagen 1187 [illegible] kriegsraths-Präsident 1000 fl. Zwei Kriegs-Secretäre, Kanzlei-Personal samm[illegible] Kutschen, Zeltwägen und Feldunterhalt ohne die ordinäre Besoldung 454 f[illegible] kammerrath und Kanzlei-Personal ohne die ordinäre Besoldung 700 fl. Postamt [illegible] Muster-Officiere 150 fl. Türkische und ungarische Dolmetsch 150 fl. Kund[illegible] Couriere, Commissäre 1500 fl. Verschiedene Aufwärter 2000 fl. Monatlich in [illegible] 18.839 fl."

„Auf die Aemter. Herzog Mercurio (Philipp Emanuel Herzog von Lothri[illegible] Mercoeur) als General-Oberst-Lieutenant 2000 fl. 12 Trabanten 96 fl. [illegible] feldmarschall 1500 fl. Zwei Oberstfeldmarschall-Lieutenants und zugleich Ober[illegible] meister 980 fl. Zwei des Feldmarschall-Amtes Unter-Lieutenants 250 fl. [illegible] quartiermeister (als welcher 1596 Johann Baptist Pezzon genannt wird) [illegible] Oberst-Rumormeister mit 60 Pferden 1254 fl. Oberstwagenmeister 262 fl. Obe[illegible] profoß 632 fl. Feldartilleriestaat außer den Artillerie-Rossen und Schanzenk[illegible] 6000 fl. Oberstschiffmeisteramt ordinär zu Feld 617 fl. Für desselben Amtes No[illegible] 6827 fl. Feldschiffbrücken 988 fl. Für den Ingenieur 100 fl. Summa mo[illegible] 22.074 fl. In Allem 40.913 fl."

Der Ausdruck „Hoffahne" bedarf einer Erklärung. Es war darunter ei[illegible] 300 Mann bestehende, durch Werbung aufge[illegible] Leibgarde verstanden, welch[illegible]

z Matthias 1598 bei Uebernahme des Generalates errichtete. Der Bestallung
hmen wir, daß die Reiter der Hoffahne mit „wohlbedeckten Schurz und Aermeln,
en, Rücken, Krebs, Hand- und Haupt-Harnisch, dazu mit solchen guten Seiten-
en oder Stechern, deren sie sich mit Ernst gegen den Feind gebrauchen können,
insonderheit Jeder mit zwei gerechten Faust- oder Feuerschlagenden Büchsen gerüstet
n". Die thatsächliche Kopfzahl der zur Hoffahne zählenden Personen war sehr



Zur Eroberung der Burg Kriebenstein. (Seite 520.)

htlich, da auf jeden der 300 Reiter, die nicht durchaus adelig waren, durch-
tlich fünf gerüstete Knechte kamen, was mit Hinzurechnung der Trabanten und
en nahezu an 2000 Köpfe betragen mochte. Dazu kamen noch 25 Rüstwagen mit
Doppelhakenschützen und 50 Spießträgern (Pikenieren).

Wir begegnen der Hoffahne nur so lange, als Erzherzog Matthias im Felde
, obwohl auch später einzelne Feldherren sich besondere Truppen als Bedeckung
Person einrichteten.

, dessen Einkünfte sie bezogen — ein Gebrauch, der sich im Wesentlichen bis e des achtzehnten Jahrhunderts erhielt.

jedes Fähnlein wurde passirt: dem Hauptmann die obigen 360 fl., dem 80 fl., dem Lieutenant 50 fl., dem Feldwaibel 36 fl., dem Feldscheerer 20 fl., er 20 fl., dem Fourier 24 fl., 2 gemeine Waibel mit je 24 fl., 4 Spiel- 6 fl., die gedienten Soldaten (Doppelsöldner) erhielten monatlich 12—16 fl., en Knechte 8—10 fl.

t wurden mitten im Kriege einzelne Regimenter, deren Capitulationszeit n war, entlassen, so z. B. 1602 das „Althanisch-Regiment zu Gran, Schön- Regiment zu Comorn, Ostfriesländisch-Regiment zu Schella, Starhembergisch- it zu Fischamend, Hoffirchnerisch-Regiment zu Hainburg, Tilly'sches Regiment nda, Salzburgisch drei Fähnlein zu Schwadorf." Meist erhielten dieselben n gleich wieder Bestallungen zur Anwerbung neuer Truppen, aber die Ordnung gestört, Werbung und Musterung machten Kosten und boten Anlaß zu Unter- n.

Bataillone konnte man noch nicht; Compagnien gab es zuerst bei der Reiterei, jede 100 bis 150 Pferde zählte. Die Bezeichnung „Regiment" erscheint bei avallerie zuerst 1602, wo Tilly ein „Draconer-Regiment" aus wallonischen en aufstellte.

Die Klage des Herausgebers des „Kriegsdiscurs" von Schwendi, daß „die Kriegshäupter fast abgangen", war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts berechtigt. Die Heerführer aus der Schule Maximilian's I. und Karl's V. den aus und mit ihnen jener frische Zug, der, aus den Verhältnissen und dem ksleben, wie den Bedürfnissen der Zeit entstanden, das Kriegswesen bis zur zweiten fte des sechzehnten Jahrhunderts durchzog. Statt dessen machte sich ein Formalismus it, der sich in erkünstelten Exercitien und sorgfältig für alle Fälle ausgeklügelten anöverregeln gefiel.

Wir wollen hiefür einige Beispiele anführen. Die nachfolgende „Battaglia" oder chlachtordnung aus dem Jahre 1600 ist ein wahres Muster von Weitschweifigkeit nd Unklarheit. Sie lautet:

„Der Herr Francol woll morgen an gutem Tag (zu früher Zeit) mit seinen rkebusier-Reitern in der Battaglia neben dem von Hernstein auf seiner linken Hand ertig und in der Ordnung sein, seine Heiducken neben ihm an der linken Hand, doch in Fronte stellen, wie der General von Hernstein seine stellen wird, alda bis auf den Anzug verwarten. Der Herr General von Hernstein woll morgen mit gutem Tage mit seinem Volk zu Pferd und Fuß fertig und in der Ordnung sein, die Arkebusiere in der Battaglia, auf der rechten Hand derselben sein deutsches Kriegsvolk zu Fuß, auf seiner linken Hand wird der Herr Francol mit seiner Reiterei sich auch befinden, seine Heiducken aber zwischen beider Reiterei, aber doch in Fronte stellen."

„Der Herr Obriste von Kollonitsch woll morgen zu gutem Tage mit seinen Arkebusier-Reitern fertig und in der Ordnung sein, sich in der Battaglia neben des General von Hernstein Fußvolk stellen, an seiner rechten Hand wird der Herr Obrist Breuner sein."

„Der Herr Obriste Breuner woll morgen am guten Tage mit seiner Reiterei fertig und in der Ordnung sein, sich in der Battaglia neben den Herrn Obristen von Kollonitsch stellen, an seiner rechten Hand wird der Herr Obrist Hoditzky sein."

Um den Leser nicht zu ermüden, sei nur erwähnt, daß in gleicher Wei[se] Anordnung für die Aufstellung der Reiterei des Obersten Hodißky, de[r] Regimenter Fußvolk des Grafen von Chaligny, des Infanterie-Regimentes [Hof-] kirchen, der Reiterei des Grafen Hohenlohe, des Schönberg'schen Regim[ents,] der Hußaren von Nadasdy und Serin (Zriny) und des Mersberg'schen Regim[ents] getroffen. Es scheint also ein Grundgedanke der damaligen Taktik in der Vermeng[ung] der beiden Hauptwaffen gelegen zu sein, so daß man immer abwechselnd Infanterie [und] Cavallerie aufstellte. Wenn man dadurch die gegenseitige Unterstützung zu er[zielen] glaubte, so vergaß man andererseits, daß man sich der Vortheile begab, welche [so] häufig aus dem Verwenden von größeren Massen einer Truppengattung gegen e[inen] bestimmten Punkt zu ziehen sind, da dieselbe bei einer so zerstückelten Aufstellung [un]möglich war.

Der Schluß dieser Schlachtordnung lautet: „Der Herr Ban woll morge[n an] gutem Tage mit seinem Volk fertig und in Ordnung sein, mit den Hußaren sich [neben] den Herrn Francol, aber doch unten an seiner Reiterei sich stellen, das Fußvolk vo[rn] auf der linken Hand, vor seiner Reiterei in guter Ordnung stellen, daß er mit [den] Hußaren gleich neben den Heiducken und Francol unten anziehe, und der Platz, [wo] sich die Hußaren erstrecken, vor ihm verbleibe und Ihrer fürstl. Gnaden Reiter[ei,] in der Mitte zieht, von weitem gleich ziehe."

Von der Artillerie heißt es: „Der Römisch-kaiserl. Majestät General d'Ar[tillerie] Herr Graf von Sulz woll morgen an gutem Tag mit allen Stucken fertig u[nd in] der Ordnung sein, die Stück von beiden Regimentern, als zwischen Monſ. de Ch[aligny] und Herrn von Hofkirchen gehen lassen, die Wägen sollen in guter Ordnung [nach-] folgen."

Die naturwüchsige, aber wirksame Gliederung und Waffenführung der Lanz[knechte] hatte sich bei dem Fußvolke um 1600 in eine Masse von complicirten und [über-] flüssigen Handgriffen umgestaltet, welche den Soldaten zu einer Art Maschine m[achten.] In einer 1615 erschienenen „Kriegskunst" schildert uns der Oberst Johann [Jacob] von Wallhausen das damalige Exercitium mit Worten und in Kupfern. [Der] Musketier hatte mit dem Gewehre 143 verschiedene Tempo zu lernen, wovon [allein] 91 auf Laden und Schießen kamen, war er mit dem Spieß bewaffnet, so [gab es] deren 21. Für den mit Karabiner und Pistolen bewaffneten Reiter gab es 7[? ver-] schiedene Commando, welche nur auf das Versammeln des Pferdes, den Gebrau[ch der] Waffen und die einfachen Bewegungen Bezug hatten.

Nicht ohne Interesse sind die Uebungen mit der Muskete, welche in u[nserer] an Schnellfeuer gewöhnten, mit Repetirgewehren versehenen Zeit wirklich komisch [er-scheinen.] Die 34 Commando lauteten: „Nehmet die Muskete auf die Achsel. — Haltet [...] das Rohr hoch. — Nehmet die Muskete von der Achsel. — Legt die Muskete [in die] linke Hand. — Nehmet mit zwei Fingern den Lunten aus der linken Hand. — [Mit] verwendeter Hand blast den Lunten hinter der Pfanne ab. — Probirt den L[unten] auf die Pfanne. — Mit zwei Fingern deckt die Pfanne. — Schlagt an. — [...] drei Tritt. — Oeffnet eure Pfanne. — Gebt Feuer. — Nehmt den Lunten a[b. —] Mit dem Daumen putzt die Pfanne aus. — Thut Zundkraut auf die Pfann[e. —] Beschließt die Pfanne. — Schüttet und blaset das Pulver. — Tretet mit dem r[echten] Fuß vor euch. — Schwenkt die Muskete an die linke Seite. — Nehmt die M[uskete] um. — Haltet die Muskete recht im Gewicht. — Ladet die Muskete. — Ziehe[t]

i Fingern den Ladstock aus. — Stoßt das Pulver ein, zwei, dreimal. — Ziehet Ladstock wieder aus. — Steckt ihn ein. — Mit der rechten Hand gebt vorn dem hre einen Stoß und fasset das Rohr hinter der Pfanne. — Tretet mit dem rechten ß zurück, nehmet die Muskete vom Leib. — Haltet das Rohr hoch. — Leget die iskete auf die Achsel. — Nehmet die Muskete von der Achsel. — Stellt die Muskete den Boden.

Das Beibringen dieses verwickelten Exercitiums bezeichnete man mit „trillen", so viel bedeutet als „drehen", bis Jemand schwindelig ist. In diesem Sinne d es für allzu genau an dem Buchstaben hängende Abrichtung noch heute gebraucht. einzelnen Truppen gab es sogar besondere „Trillmeister", welche der Mann- ft diese vielen Griffe und Wendungen lehren mußten.

Für das taktische Exercitium hatte man 48 Commandos, wobei jedoch zu be- ken ist, daß darunter noch keine Colonnenbildung, nicht der Aufmarsch in verschiedene rmationen begriffen war, sondern nur die Bildung der Glieder, Reihen und Doppel- hen; also das Exerciren im Zuge.

Wenn nun auch dieser überaus complicirte Apparat auf dem Schlachtfeld ebenso- rtig gehandhabt wurde, wie dies heute bezüglich der Einzelnheiten des Abrichtungs- glements der Fall ist, so wurde durch diesen Formenkram doch der einzelne Mann r Selbstständigkeit und Beweglichkeit entwöhnt, was umso schlimmer war, als die hältnißmäßig starken Abtheilungen gleichfalls nur schwer beweglich waren und der bergang in andere Formationen nur wenig ausgebildet war.

Mit vollem Recht sagt daher ein Schriftsteller über diese Periode: „Auf solche t drohte Oesterreichs Kriegswesen, das, durch Maximilian's I. weise Hand flanzt, unter Ferdinand I. seine kurze Blüthe gefeiert hatte, bereits wieder zu kümmern und abzuwelken; die kraftvolle Einfachheit, die ihm von seinem Gründer erbt worden, war auf dem Weg, im taktischen Schnörkelwerk und künstelnder Ueber- ung unterzugehen. Ein mächtig erschütternder Stoß mußte kommen, um die über- ssige widernatürliche Kleinmeisterei, die sich an das Soldatenthum drängen wollte, der abzuschütteln, den kräftigen Stamm von dem Schlingkraut der Verkünstelung befreien."

Dieser Stoß war nicht mehr ferne — er kam im dreißigjährigen Krieg, das österreichische Heerwesen auf eine ganz neue Stufe hob.



# Kriegsbrauch und Disciplin gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts.

Wenn ein Heereszug begonnen wurde, so erließ der Kriegsherr eine besondere Feldordnung, in welcher die wichtigsten Bestimmungen der Artikelbriefe wiederholt und für alle Angehörigen des Heeres verbindlich gemacht wurden. Waren die Truppen in den Lagern versammelt, so wurde diese Feldordnung unter Trompetenschall verkündigt und sie galt als allgemeines Gesetz, ohne daß darauf ein Gelöbniß geleistet wurde. Die hauptsächlichsten Punkte der Feldordnung bezogen sich in der Regel auf Zucht und Ordnung unter dem Kriegsvolk, Verbot des Gotteslästerns und Meuterei und Rottirung, von Raub und Gewaltthaten, sowohl in als außerhalb des Lagers; weitere Einschärfungen betrafen die Unverletzlichkeit jener Personen, welche Justiz und Polizei im Lager handhabten, das Unterlassen alles Rumors (Lärmens) im Lager nach besetzter Wache und die besonders hervorgehobene Unverletzlichkeit des Quartiers des Kriegsherrn oder Feldherrn.

Weiters verbot die Feldordnung den Verkauf von Beute auf freiem Platze, Brandlegung ohne Befehl, das Hinauslaufen aus dem Lager ohne Erlaubniß, sowie das vorzeitige Aufbrechen aus dem Lager; zu dessen Verlassen durften nur die bestimmten Ausgänge, nicht aber Wege über die Schanzen und zwischen den Wägen benützt werden; dem Kriegsherrn werden die höchsten Gefangenen, sowie sein Anrecht auf Geschütz, Munition und Proviant aus der Beute vorbehalten; geweihte Plätze und alle geistlichen Personen, alte Leute, Frauen und Kinder, sowie alle Orte, wo salva guardia (Schutzbriefe) angeschlagen sind, dürfen nicht behelligt oder bedrängt werden. Den Marketendern ist der Handel mit dem Feind, überhaupt jedermann alle Gemeinschaft mit demselben und Verhehlung von Dingen, welche dem eigenen Kriegsherrn und dessen Sache nachtheilig sind, strenge untersagt. Häufig enthält die Feldordnung auch bestimmte Vorschriften über die Marschordnung, die Vertheilung des Proviants, das Verhalten der dem Troß angehörigen Personen u. s. w.

Da von einer gleichmäßigen Uniformirung noch keine Rede war und besonders das Fußvolk in den verschiedensten Kleidern erschien, wie sie dem früheren Stande entsprach oder erbeutet war, so trat die Nothwendigkeit heran, für andere unterscheidende Merkmale im Kampf zu sorgen, der damals fast immer im Handgemenge und Mann gegen Mann ausgefochten wurde. Beim Beginn des Feldzuges bestimmte daher der Kriegsherr ein Feldzeichen, damit auch im dichtesten Getümmel die Zusammengehörigkeit unterschieden werden konnte. Man bediente sich dazu der Schärpen in den Farben des Kriegs- oder Feldherrn, verschiedenfarbiger Abzeichen auf den Kopfbedeckungen oder anderer Abzeichen, wie bestimmter Blumen und Blätter, woraus die noch heute üblichen grünen Feldzeichen entstanden sind. Wenn Angehörige derselben Nation sich gegenüberstanden, wie dies bei den in allen Heeren vorkommenden schweizerischen und deutschen Söldnern nicht selten war, so wählte man, um dem listigen Gebrauch des eigenen Feldzeichens vorzubeugen, für jede Schlacht noch ein besonderes Kennzeichen.

Zu den Unterscheidungszeichen ist auch das Feldgeschrei zu zählen, das gleichfalls entweder für den ganzen Krieg oder nur für eine einzelne Action festgesetzt wurde. Waren es zwei christliche Heere, die sich bekämpften, so war das Feldgeschrei meist aus

[illegible] Namen des Landes, des Kriegs- oder Feldherrn zusammengesetzt, gegen die Türken [illegible]thielt das Feldgeschrei meist den Anruf eines Heiligen u. s. w. Man stimmte das[illegible]be beim gegenseitigen Anrücken an, und auch Einzelne, die im Kampfe aufeinander [illegible]ießen, schrien sich es zu, um sich als Gegner zu erkennen.

Nach und nach bildete sich für bestimmte Vorfälle des Kriegslebens ein feststehender Gebrauch aus, dessen Mißachtung als schmachvoll und den wackeren Kriegsmann entehrend gehalten wurde und dem sich sogar die Türken endlich fügen mußten. So mußte, wenn man vor eine Festung rückte, zuerst die Aufforderung zur Uebergabe erfolgen, ehe der Angriff begonnen wurde. Diese Aufforderung wurde oft im Laufe der Belagerung wiederholt und man ließ dann dem Vertheidiger Nachrichten zukommen, um ihm die Vergeblichkeit weiteren Widerstandes nahezulegen.

Die Ergebung erfolgte unter verschiedenen Bedingungen; wenn sich eine Festung auf Gnade und Ungnade ergab, so hing das Schicksal der Besatzung vom Ermessen des siegreichen Feldherrn ab. War die Vertheidigung besonders hartnäckig gewesen und den Belagerern großer Verlust zugefügt worden, so kam es leider vor, daß man einen Theil der Besatzung, die doch nichts als ihre Pflicht gethan, über die Klinge springen ließ. Im Uebrigen geschah die Ergebung unter den verschiedensten Bedingungen, je nachdem die Widerstandsfähigkeit der Festung und dem Belagerer darum zu thun war, sie ohne weiteren Verlust in die Gewalt zu bekommen. Die Besatzung ergab sich entweder gegen Zusicherung des Lebens und glimpflicher Haft kriegsgefangen, oder gegen freien Abzug, wobei wieder besonders bestimmt wurde, ob die Waffen und alles Gut mitgenommen werden durften, oder die Waffen und Fähnlein dem Sieger verblieben und vom Gute nur so viel wegzuschaffen erlaubt war, als jeder tragen konnte.

Wie dieser letzterwähnte Umstand gedeutet wurde, um bedrohte Leben zu retten, erweisen zwei schöne Beispiele weiblicher Treue, wenngleich selbe einer weit früheren Zeit angehören. Vor allem gebührt der erste Platz der Sage von den Weibern von Weinsberg (Württemberg). Hier schlug im Jahre 1140 Kaiser Konrad III. den Grafen Welf von Altorf, welcher die Sache seines Bruders, Heinrich's des Stolzen, vertheidigte. In dieser Schlacht soll, nebenbei gesagt, zuerst das Feldgeschrei der welfischen und gibellinischen Partei ertönt sein: „Hie Welf — hie Weiblingen!" Nach dieser Schlacht mußte sich auch die Stadt ergeben, und da der Kaiser durch ihren langen Widerstand sehr erbittert war, wollte er die Männer tödten. Den Weibern aber gestattete er aus der Stadt zu ziehen und „ihre theuersten Kleinodien mit sich zu nehmen". Die Weiber nahmen als ihr Theuerstes ihre Männer auf den Rücken und trugen sie durch die Thore, was den Kaiser so sehr rührte, daß er die Stadt begnadigte und den Männern das Leben schenkte. Dadurch wurden die Weinsberger Weiber zum Sprichworte, um den Höhepunkt weiblicher Treue und Aufopferung auszudrücken.

Ein nicht minder erhebendes Beispiel solcher Frauentreue lieferte die Gattin des Ritters Staupitz, der am Ufer der Zschopau im Lande Sachsen dem unedlen Handwerke eines Raubritters fröhnte. Im Februar des Jahres 1415 hatte Staupitz durch einen hinterlistigen Ueberfall der Burg Kriebenstein, welche dem edlen Ritter Bärwald gehörte, diese Feste in seinen Besitz gebracht und siedelte dahin über, trotzdem ihm seine brave Ehefrau das Unrecht einer solchen Besitznahme vorstellte. Aber auch Ritter Bärwald, der Vertriebene, war nicht unthätig; er entbot alle seine Freunde, und es sammelte sich eine stattliche Anzahl derselben, um ihm zu einem

Strafzug gegen Staupitz und zur Entsetzung der Burg beizustehen. Nachdem Bärwald und seine Freunde wochenlang vor der Feste gelegen, ohne selbe erobern zu können, wandte sich der Ritter um Hilfe an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, welcher mit zahlreicher Mannschaft und ein paar Geschützen heranzog, die Burg fest einschloß, jeden Ausfall der Belagerten, denen bereits die Lebensmittel ausgingen, kraftvoll zurückwies, und so die Besatzung zur freiwilligen Uebergabe zwang.

Als Vermittlerin wurde die Gattin des Staupitz ausersehen, welche gesenkten Hauptes und in Trauerkleidern in das Lager der Feinde hinabstieg, um mit dem Markgrafen zu verhandeln. Aber ihr Flehen um Gnade für die gesammte Besatzung fand bei dem gerechten Landesfürsten lange kein Gehör; erst als sie in beweglichen Worten den Jammer und die Noth der schon fast verhungerten Besatzung schilderte, ließ er sich bewegen, den Genossen des Staupitz freien Abzug zu gewähren, aber in Betreff ihres Gatten blieb der Markgraf unerbittlich, bestand auf dessen Auslieferung und gestattete der Bittenden nur, daß sie selbst „an Kostbarkeiten, Schmuck und was ihr sonst von Werth erscheine und ihr eigen sei, mit sich nehmen möge, so viel sie ertragen könne, da es hier nicht auf Gewinn, sondern auf Bestrafung des Unrechtes abgesehen sei.

Als nach etwa einem Stündlein sich das Burgthor öffnete und die Insassen und Vertheidiger paarweise den Felsenpfad herniederstiegen, wurden sie, im Lager des Markgrafen angelangt, erst von ihm mit Speise und Trank erquickt, dann aber ohne Rücksicht auf ihr Flehen über die Landesgrenze geschafft.

Während die verwiesenen Kämpfer ihres Weges zogen, nahte von oben auch die Edelfrau. Vor ihr her gingen ihre zwei Knäblein, sich von Zeit zu Zeit ängstlich nach der Mutter umsehend, welche mit vieler Anstrengung vor sich einen großen verdeckten Korb trug. (Bild Seite 513.) „Hm", murmelte der Markgraf, „die Staupitzens müssen reiche Leute sein, wenn sie einen so schweren Korb Silberzeug und Kleinodien mitzuführen haben!"

Als die Frau dem Markgrafen nahe gekommen war, erkannte derselbe aus ihren Zügen, wie viele Mühe es ihr kostete, die Last noch weiter zu schleppen — sie wurde immer bleicher und bleicher — endlich waren ihre Kräfte so erschöpft, daß sie niedersank und mit ihr auch der Korb zur Erde fiel, den sie getragen, sich seines Inhaltes entledigend, der die erschrockene und bleiche Gestalt — Staupitzens zeigte. Man sprang sogleich der ohnmächtigen Frau hilfreich bei, Staupitz flehte kniend um Gnade und auch die Edelfrau, welche rasch wieder zu sich gekommen, vereinigte, ihre Knaben mit sich niederziehend, ihre stummen Thränen mit dem Flehen des Gatten. Aber der Markgraf, sich bitter über den Betrug, mit den ihn Frau Staupitz täuschen wollte, beklagend, gab den Befehl, den Ritter zu ergreifen und zum Tode zu führen.

„Haltet ein, gnädiger Herr und Fürst", schrie jetzt mit letzter Kraftanstrengung das edle Weib, „Ihr dürft nicht Betrug nennen, was mir allein meine Liebe eingab. Habt Ihr mir nicht versprochen, ich dürfe mit mir führen, was mir werth und eigen ist? Ich habe alles Gold, alle Juwelen droben in der Burg gelassen und nur meinen Gemahl mitgenommen, der mir das theuerste ist, was ich auf Erden mein nenne. Er ist mein Eigenthum, und ich verlange von Euch, was Euer Fürstenwort mir verbürgt hat, daß ich mit der mir gehörigen Last den Weg fortsetze, so lange ich es vermag, und Gott wird mir dazu die Kräfte nicht versagen!"

Der Markgraf war tief gerührt, und d[illegible] so schwer geschädigte Ritter




Militärischer Leichenzug. (Seite 525.)

Bärwald den Fürsprecher machte, schenkte er dem Staupitz Leben und Freiheit, jedoch nur unter der Bedingung, daß er, gleich seinen Genossen, das Land Sachsen auf immerdar meide.

Wurde eine Festung an die Türken übergeben, so behielt man oft der Bürgerschaft das Recht vor, mit den Truppen abziehen zu können, wobei es vorkam, daß ihnen auferlegt wurde, als Zeichen der freigewählten Heimatlosigkeit beim Ausmarsch weiße Stecken zu tragen.

Da die Fälle nicht selten waren, daß sich die Türken an die abgeschlossene Capitulation nicht hielten und der Besatzung das zugesicherte Gut abnahmen oder sie gar niedermetzelten, andererseits aber die Commandanten und höheren Officiere wegen Uebergabe einer Festung oft streng zur Verantwortung gezogen wurden, so mußte darin ein Ansporn zur äußersten Vertheidigung liegen. Wenn trotzdem wiederholt Capitulationen vorkamen, ohne daß alle Mittel des Widerstandes erschöpft waren, so lag der Grund davon meist in der geringen Zuverlässigkeit der aus allen Ländern zusammengewürfelten Soldtruppen.

Das schlimmste Schicksal erwartete den festen Platz und seine Bewohner, wenn der Feind mit stürmender Hand eindrang. In den christlichen Heeren pflegte man wohl vor dem Sturm auszurufen, daß Kirchen, Frauen, Kinder und Unbewehrte zu schonen sind und die Stadt nicht angezündet werden darf, aber die Hitze des Kampfes, die Erbitterung über den hartnäckigen Widerstand spotteten in den meisten Fällen dieser Vorschriften, und die Plünderung, welche zu den Rechten des Kriegsvolkes gehörte, artete meist in grausige Scenen aus. Selbst mildgesinnte Heerführer waren nicht immer im Stande, die entfesselte Raubsucht und Zügellosigkeit der Truppen im Schranken zu halten. In der Regel war die Plünderung nur für eine bestimmte Zeit gestattet, um die Manneszucht nicht allzusehr zu lockern und nicht Anlaß zu Reibungen unter den beutelüsternen Truppen zu geben.

Nicht immer folgten dieselben indessen dem Gebote, und die Plünderung dauerte oft durch mehrere Tage, wobei meist auch Brand gelegt wurde. Lag es in der Absicht des Feldherrn, den Platz zu erhalten, so mußte es seine Sorge sein, die Plünderung möglichst zu beschränken, und das beutende Kriegsvolk wurde aus der Stadt beordert, nicht selten auch durch andere Truppen mit Gewalt hinausgetrieben, eine ordentliche Besatzung hineingelegt und die Befestigung wieder in Stand gesetzt. Lag dies jedoch nicht im Plan des Feldherrn, oder durfte er sich durch eine Besatzung nicht schwächen, so mußte er dafür sorgen, dem Feinde den Stützpunkt zu entziehen, um nicht zu einer neuen Belagerung gezwungen zu sein, und in diesem Falle begnügte man sich meist nicht mit der Schleifung der Festungswerke, sondern die „Brennfahne“ wurde entfaltet und der Ort angezündet und zerstört. Von der Plünderung ausgenommen waren die Geschütze, Munition und Proviant, welche dem Kriegsherrn zufielen.

Bezüglich der übrigen Beute, welche in eroberten Festungen oder in der Schlacht gemacht wurde, galt im Allgemeinen der Brauch, daß jeder behielt, was er gewann. Indeß hatten einzelne Kriegsämter gewisse Vorrechte; ursprünglich kam dem Feldmarschall, den Obersten und Hauptleuten ein Beute-Antheil zu, man nahm jedoch, der Mißhelligkeiten wegen, davon Abstand, und das Kriegsvolk machte bei ansehnlicherer Beute den Vorgesetzten meist freiwillig ein Geschenk aus derselben. Wenn es möglich war, vermied man es gerne, daß gemeinsam Beu[illegible]t wurde, weil die Theilung nicht ohne Streitigkeiten ablief, Anlaß zu Unte[illegible]eboten und der Anreiz für

die Soldaten nicht so mächtig war, wie wenn jeder selbst zugreifen konnte. War es aber nothwendig, die Beute gemeinsam zu erhalten, um die Truppen besser in der Hand zu behalten, oder war sie von einer Art, welche eine förmliche Theilung erforderte, so trat der Beutemeister, den wir schon kennen gelernt haben, sein Amt an. Pferde und Waffen in den eroberten Plätzen fielen dem Feldobersten zu, und einzelne Reiterbestallungen setzten besonders fest, daß alle Thiere, mit Ausnahme der Pferde, als Beute-Antheil den Reitern verbleiben sollten.

Sowie meist vor der Schlacht die Hilfe Gottes angerufen wurde, so war es auch Brauch, nach erstrittenem Sieg auf der Wahlstatt, im eroberten feindlichen Lager oder festen Platz einen feierlichen Gottesdienst abzuhalten, für den Erfolg zu danken und der Gefallenen im Gebete zu gedenken. Waren darunter Männer von vornehmer Geburt oder höherem Rang, so hielt man feierliche Bestattungen ab, die Uebrigen wurden, Freund und Feind gemeinsam, gleich auf dem Schlachtfeld in Gruben verscharrt. Die Ritterlichkeit erforderte es, daß man den Leichen tapferer und ansehnlicher Feinde gleichfalls kriegerische Ehren erwies, wogegen man nur im Kriege gegen die Türken, und zwar von beiden Seiten, häufig verstieß.

Die Art und Weise solcher militärischer Leichenbegängnisse, wie selbe noch heute begangen werden, ist uralt: der geharnischte Reiter hinter dem Leichenwagen und das von einem Bediensteten des Verstorbenen geführte Lieblingspferd, diese Gepflogenheiten wurzeln zweifelsohne in dem altheidnischen Gebrauche, mit den Leichnamen ausgezeichneter Heerführer auch ihre Waffen, Pferde, Hunde, Falken, Kleider und Alles, was zum Kriegsleben gehörte, zu verbrennen oder zu begraben, wie eben gerade die eine oder die andere Bestattungsart gebräuchlich war. Der Leichnam des Helden wurde nämlich in allem Kriegsschmucke auf sein Leibroß gesetzt und so zu Grabe gebracht, worauf die Eingrabung oder Verbrennung erfolgte.

Als dann die christliche Cultur die Oberhand gewann, behielt man die schöne symbolische Sitte, daß das Lieblingspferd um seinen Herrn trauern müsse, bei und führte dasselbe bis zum Grabe mit, worauf es wieder nach Hause gebracht und nicht mehr zum Dienste verwendet wurde. Die Chronik hat uns eine ausführliche Beschreibung einer solchen Leichenfeier in früheren Jahrhunderten aufbewahrt, und zwar vom Jahre 1595 für den letzten der Kuenring, Johann Ladislaus. Der Leichenzug ist sehr genau beschrieben. Erst gingen die Schüler und Andere „so musicirt“, dann die Geistlichen, die Richter der Herrschaften, die Eigenthum des Verstorbenen waren, jeder einen weißen Stab tragend, dann alle Unterthanen, die Dienerschaft in „Klag-Kleidern“ (Traueranzügen), dann der Lehensmann mit einer schwarzen Fahne, darauf das ganze Kuenring'sche Wappen mit dem Wahlspruch, dann ein Schildträger, ebenfalls mit dem Familienwappen, dann ein Lehensmann mit dem Helme; darauf folgte „der Klag-Fahn, welchen ein geharnischter Mann getragen, diesem ein Roß mit schwarzem Sammt bedeckt, darauf das Wappen mit dem Balken, auf dem Kopf einen Federbusch schwarz und gelb, von einem reisigen Knecht geführt“, darauf wieder „ein Roß mit schwarzem Atlas bedeckt, darauf das Wappen mit dem Ring, auf dem Kopf Federn, weiß, roth, von einem reisigen Knecht geführt“. Es folgte dann ein drittes „Roß mit schwarzem Tuch bedeckt, darauf das ganze Kuenring'sche Wappen, das führt auch ein reisiger Knecht, und waren die Decken alle drei so lang, daß jede ein Jung muß nachtragen“ (dies war also das eigentliche Trauerpferd). Die „Leich“ wurde durch zwölf Edle und Unedle getragen, derselben folgte „die ganze

klagende Freundschaft und die eingeladenen Herren und von Ade dann „das Frauenzimmer, die Frau Witib, Frau Schwester“ u. s. w. Zu „das ander gemein Gesind“.

„Als die Roß zur Kirchen kamen, haben sie gehalten, bis man die Leich in Kirchen gebracht und vor den Predigtstuhl (Kanzel) niedergesetzt, denn die Ki thüren waren zu klein, daß die Roß nicht könnten hineingehe (Daraus erhellt, daß da, wo es ging, die Pferde mit in die Kirche geführt wurd Der geharnischte Mann hatte da wieder eine symbolische Function. Es heißt we „ist jeder (der Leidtragenden) an seinen Ort in der Kirchen tretten, der geharnis Mann zu dem Predigtstuhl, mit dem Rucken daran gelainet und die gantze Predigt gestanden“. Nach der Leichenpredigt, bei welcher der Pf herr „der Herren von Kuenring Geschlecht und Ankunft in Oesterreich, auch zu Geschlechter sie sich verheiratet und ihr Verhalten erzählet“, ging „die Frau sammt den anwesenden befreundten Herren, und von Adel auch Frauenzimmer der Kirche. D'rauf tritt der gerüste Mann vom Predigtstuhl weg legt sich zimlich laut (also mit dröhnender Rüstung) neben der Bahre ni auf die Erden und das Angesicht und bleibt also liegen.“

Darauf betritt einer der Edlen den Predigtstuhl und meldet, „daß dieweil von Kuenring der letzte seines Namens und Stammes, so werde man jetzo sein Sc und Helm dem alten Gebrauch nach zerwerfen und vertilgen“. D geschieht, wobei ein Edler mit kläglicher Stimme ruft: „Kuenring, nimmer Kuenri Die Trümmer des Schildes werden neben den gerüsteten Mann und die Bahre worfen. Dann „fängt man wieder an zu musiciren, hebt die Leich und legt's Begräbniß und stehet der gerüste Mann auf, hilft die Trümmer zusamn klauben und werffens in das Grab und gehen folgends aus der Kirchen“

Ein späterer Bericht über das Leichenbegängniß eines einfachen Soldaten er Folgendes: „Am 9. January 1623 ist ein Soldat mit Namen Georg Gera sonsten von den Soldaten nur der Schürengückher (etwa Barbier der Truppen) gehe hier gestorben und folgenden Tag nachgesetzter Maßen begraben worden. Fr Friedrich Matthias Brandtmüller kam vor dem Zusammenläuten mit Trummen Pfeiffen sammt der ganzen Compagnie für das Haus gerückt und darvor das „M wir im Leben“ (Soldatenlied) kläglich schlagen und Pfeiffen lassen. Folgends die Musquetierer in der Ordnung voran, mit unter sich gekehrten und unter Armen gefaßten Röhren gezogen, denen die Pickhaniren (Picquenire) mit schleiffe Pickhen gefolgt, darauf die Leicht in einer Baare in Leinwatt eingenäht, von Pickhaniren auf 4 Pickhen getragen. Mit solchem Prozeß fort auf den n Kirchhoff, sie allda nieder gestellt, biß die Predigt verricht war, deren Text ex bap. 7 (Muß nit der Mensch immer im Streit sein), hat man nach gesprochenem V Unser Eine Salve geschossen, und als Alles vollendet, wiederumben mit so Proceß vom Kirchhof nach dem Gottesacker. Vorher ginge der Corporal mit unter gesenkter Hellparten, darauf die Spiel und sonst wie oben auff die Leicht. Zu Fendrich und Ich der Pfarrer, drauff die Gemeind von Weib und Mannen. A ein Wenig eingeschürt, wurde vom halben Theil der Musquetirer F in's Grab geben, da das Grab halb gefüllt vom andern halben Theil, es schier gar eben, vom gesampten [illegible]ffen, daß man vor Rauch sc Nichts gesehen kundt. Als Alles vorü[illegible]te der Korporal sein Hell Parte U

…ich ins Grab, kniete Ried auffs Grab, umb ihn herumben vordst Junkher Fendrich, …ano die ganze Kompagnie und betteten heimlich ein Vatter Unser, drauff sie sämmtlich …leichwol nit klagent wie vorhin, sondern mit gewöhnlichen Marschierstreich wieder abgezogen."

Man sieht daraus, daß ein guter Theil der Gepflogenheiten bei Militärbegräbnissen sich bis heute erhalten hat. Besonders pompös waren solche Leichenbegängnisse im Beginne des 18. Jahrhunderts, wovon ein interessanter Kupferstich aus dem berühmten Werke der Wiener Ansichten von Kleiner und Delsenbach Zeugniß gibt. Derselbe führt uns das Benedictinerkloster sammt der Kirche St. Maria vom Berg Serrato, gewöhnlich „Schwarzspanier" genannt (die heutige protestantische Garnisonskirche), vor, an welcher sich ein militärischer Leichenzug vorbei nach dem Gottesacker bewegt, mit dem geharnischten Reiter, dem Trauerpferde, der Trauermusik und den Picqueniren. (Bild Seite 521.)

Es muß daher ein Irrthum sein, wenn ein volksthümlicher Schriftsteller im Jahre 1808 behauptet, daß in diesem Jahre in Wien zuerst bei Militär-Leichen ein geharnischter Mann zu schauen gewesen. Wahrscheinlich hat diese Gepflogenheit während der ersten französischen Invasionsperiode nicht mehr stattgefunden und dann sah man allerdings in Wien wieder einmal nach längerer Zeit ein militärisches Leichenbegängniß nach althergebrachter Form.

Doch kehren wir nun wieder zu den Kriegsleuten der älteren Zeit zurück.

Ueber die allgemeine Haltung des Kriegsvolkes und den Einfluß der Befehlshaber darauf sagt Schwendi in treffender Weise: „Die Kriegsleut sind gewöhnlich, wie man sie regiert und führt, und sie Obersten und Befehlsleut haben. Wenn diese geeignet sind, recht zu regieren, und ihren Leuten redlich vorzustehen wissen, so erscheint beim Kriegsvolk auch desto weniger Mangel. Den Kriegsleuten gehört vor allen Dingen zu, daß sie ihre Obrigkeit und ihr Regiment ehren und fürchten, Ordnung und gehorsame Lieb haben. Aus dem folgt mehr Glück und Verrichtung im Kriege, als wenn noch so viele vermessene Freudigkeit bei ihnen ist. Ihre Hoffahrt soll sein: schöne Rosse, Harnische und Wehren, und redliche Thaten, nicht Pracht von Kleidern und Gold und Silber. Ihre Wehren sollen sie geputzt und gerüstet halten; denn welcher Kriegsmann seine Wehren nicht in Ehren hält, der gedenkt nicht redlich zu streiten. Den Kriegsleuten soll nicht allein Furcht und Strafe vorgestellt, sondern zu Erlangung von Ehr und Gut starke Hoffnung gemacht und eingebildet werden. Ihr Leben im Felde soll ehrbar und schlicht sein, nicht auf Fressen und Saufen und Bankettiren gerichtet. Gegen den Feind sollen sie grell sein in der That, aber im unschuldigen Blut, als an den alten Leuten Weibern und Kindern, die sich nicht wehren, sollen sie ihre Hände nicht besudeln. Gegen Frauen und Jungfrauen sollen sie keine Schande noch Gewalt brauchen. Sie sollen gottesfürchtig sein, denn sie wissen ihres Lebens und Todes keine gewisse Stunde, sondern stehen in steter Gefahr. Vor Gotteslästerung sollen sie sich hüten, weil dadurch ein Jeder für sich selbst und im Allgemeinen Unglück und den Zorn Gottes verursacht. Sie sollen friedlich und einig mit einander leben."

Der wackere Schwendi wußte recht gut, daß seine Zeit- und Berufsgenossen im Großen und Ganzen diesen löblichen Grundsätzen nur selten nachlebten. In seiner „Lehr an das deutsche Kriegsvolk" tadelt er mit bitteren Worten den Verfall der Kriegszucht und weist darauf hin, daß Fressen, Saufen, Rauben und Plündern, Un-

gehorsam und Meuterei oft alles verderben, was der Kampf errungen. Vom Adel besondere sagt er:

„Ein Spiegel der Ehr und Tugendt
Fand man der deutschen Jugend.
Der Adel mit seiner Ritterschaft,
Derselb' der war des Adlers Krafft,
Zu streiten alle Zeit bereit,
Für's Reich vnd die Gerechtigkeit.
Der müßte seyn untadelbar,
Der in seiner Schaar begriffen war,
Voll Ehre, auch ohne Laster frey.
Die Bösen strafft man zur absch
Gottesfurcht und Zucht hatt bey jr Plat
Ordnung und Gehorsam war jr G
Fasten vnd Beten war im Brauch
Gsatz vnd Vernunft regiert den Ba
Ach Gott wie hatt sich's vmbgekehrt,
Das zuvor nie mehr war erhört!"

Der Mangel an Disciplin, welcher wirklich oft die Ziele der Kriegfü gefährdete, lag zum Theil in den Verhältnissen der Zeit, theils im Werbesyste gründet. Fast ganz Europa war durch die religiösen Wirren bis in das innerste erschüttert, die Geister standen sich feindlich gegenüber, überall drohte offener od steckter Kampf. In einer solchen Zeit, wo der friedliche Verkehr stockte, Hande Gewerbe darniederlagen und der Bauer seiner Ernte nicht sicher war, drängte sich in hellen Haufen zum Werbetische; irgendwo gab es ja stets Kampf und der ein ungebundenes Leben, Sold und Beute verhieß. Das Geschäft der „F hansen" (Klopffechter), welche junge Leute für das Kriegshandwerk ausbildeten und för Lehrbriefe ausstellten, blühte wie nie zuvor, und das Ende des sechzehnten Jahrhu war die Vorschule für die großen Generale des dreißigjährigen Krieges, unter n es mehrere gab, die gleich Auer von Ferenberg, Aldringer u. s. w. si niederem Stand zu den höchsten Würden emporschwangen.

Wenn von militärischer Seite über das „Reißlaufen", den häufigen V des Dienstes, geklagt wird, worunter natürlich die Manneszucht schwer litt, so n hallen alle Schriften aus jener Zeit von den Leiden, welche Bürger und Bauern das herumziehende dienstlose Kriegsvolk zu erdulden hatten.

Als Erzherzog Matthias 1598 Vorschläge zu einer besseren Heeresgest machte, welche natürlich mit Opfern verbunden gewesen wäre, lehnten die Ständ Nieder-Oesterreich dieselben ab und motivirten dies auch durch den Hinweis au Uebelstände. Sie beriefen sich auf die durch den langwierigen Krieg erwachsenen L auf die völlige Erschöpfung des Landes durch Contributionen und Lieferungen fü durchziehende Kriegsvolk, namentlich aber darauf, daß die Einwohner durch di pressungen des „fremdländischen" Kriegsvolkes, durch die Räubereien „schnöder G brüder" („gartende" das ist soviel als vagabundirende, dienstlose Kriegsknechte durchaus an den Bettelstab gebracht seien. Nicht ohne Berechtigung vergleic Schriftsteller jener Zeit das Treiben dieser Leute mit den Verheerungen der Heusch schwärme, und ein anderer meint, durch diese Zustände sei der Friede nicht n verderblich für die Bürger geworden als der Krieg*).

Von einer höheren Auffassung des Kriegsdienstes, von patriotischer Begeist Nationalgefühl, ja nur von Anhänglichkeit an den Kriegs- oder Feldherrn konnte die Rede sein bei Soldaten, welche oft genug die Fahne wechselten, bald für, gegen ein Land oder einen Kriegsherrn fochten. Daher die zahlreichen Fälle von U

---

*) Es ist unendlich bezeichnend, daß die Landesbehörden in Böhmen, Oesterreich und Stei sogar den Befehl erließen, jedem „gartenden Soldaten" einen Heller zu reichen. Man hoffte sie v von Uebelthaten abzuhalten, mehrte aber [illegible] die Zahl dieses Gesindels.

gkeit und offener Meuterei, welche auch durch die strengsten Maßregeln nicht
rdrückt werden konnten. Fehlte es dann noch an Sold, was bei der finanziellen
glage nur zu oft der Fall war, so rissen alle Bande der Ordnung und das eigene
gsvolk wurde oft eine größere Gefahr als der Feind. Es war bittere Wahrheit,
n der Landgraf Phillip von Hessen schrieb: „So kein Geld vorhanden ist,
Einer lieber viele Teufel um sich haben, als solche Kriegsleute. Die Teufel
n, mit festen Glauben, mit dem Namen Jesu Christi, auch dem Zeichen Jesu
sti von sich zu treiben; diese aber wollen Pfand und Geld haben."

Eine höchst anschauliche Schilderung über das Wesen und Treiben des damaligen
gsvolkes enthält ein gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in mehreren Auflagen
enenes Büchlein: „Kriegsordnung zu Wasser und Landt" von Adam Jung-
ns von der Olsnitz, das jetzt zu den bibliographischen Seltenheiten gehört.
Verfasser war wahrscheinlich selbst Soldat, hat sich aber trotzdem ein scharfes
für die üblen Folgen der militärischen Verhältnisse seiner Zeit für das bürger-
Leben bewahrt und schildert diese Zustände ungeschminkt, lebenswahr und nicht
ergötzlichen Humor. Doch hören wir ihn selbst, wenn er über das Kriegsvolk spricht.

„Ein jeder Obrist, Rittmeister oder Hauptmann weiß wohl, daß ihm keine
er, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser
n aus allerlei Nationen und seltsames Volk, das Weib und Kind, Nahrung und
verläßt und dem Kriege folgt; alles was Vater und Mutter nicht folgen will,
allda dem Kalbfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen, bis man sie in
Feldschlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tausend auf der Wahlstatt liegen,
ssen und erstochen; denn eines Soldaten Leben hängt an einem Haar und seine
sitzet auf dem Hut oder Aermel. Zudem wächst allezeit bei Kriegshändeln dreierlei
t: das ist scharfes Regiment, fünfzig verbotene Artikel und strenges Urtheil,
niges Recht, das bringt manchen Mann um seinen besten Hals."

„Es ist nicht damit gethan, daß ein Kriegsmann stark, gerade, mannhaft,
nisch, blutgierig, gleich einem grimmen Löwen thut und sich für einen Eisenfresser
bt, als wollte er den Teufel allein fangen und verzehren, daß seine Mitgesellen
davon bekommen. Solche Hahnenreißer bringen sich muthwillig durch ihren
ien Verstand um ihr Leben und andere gute Gesellen dazu. Ein anderer ist ein
rcher und Pocher, der da scharrt wie ein ungestümer Gaul auf der Streu und
es an ein Fechten geht und Kugeln um den Kopf pfeifen, da ist er ein Märtyrer
rmer Sünder, möchte von Leid die Hosen verunreinigen, läßt auch wohl seine
Wehr aus der Hand fallen. Wenn sie vor dem Zapfen sitzen, oder in Marketender-
t oder Wirthshäusern, da haben sie viel gesehen und wollen nichts thun, als
, da ärgert sie eine Fliege an der Wand, die hat keine Ruh vor ihnen, dann
sie mit ihrem großen Fluchen den Feind schlagen. Solche Bärenstecher werden
äufigsten angetroffen; selten findet man einen, der nicht lahme Fäuste, lahme
oder einen Wachtelstrich über einen Backen hat und ist doch sein Lebtag nie recht
en Feind gekommen."

„Von solchen Gesellen mag sich ein Hauptmann wohl hüten, denn sie sind
nlich Aufrührer und Meuterer. Ein verständiger Kriegsmann meidet Hadern und
n, wo er darf, damit er seine Haut ganz unversehrt vor den Feind bringt. Wird
vom Feind geschädigt, das ist eine Ehre. Wer aber muthwillig um seine Gesundheit
, der muß Hohn und Spott hören und ist keinem Heere etwas nütz. Ein solcher

Gast muß sein Lebtag ein Eier= und Käsebettler sein und bleiben, er läuft das
auf und nieder, bettelt das Brot, verkauft es wieder, muß sich ernähren wie ein
und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuse in der Milch ertrunken sind, erhält
Käse, muß der Bauern unnütze Worte auflesen und mit anderen armen Bettlern Z
halten bis an sein Ende."

„Ferner sind auch viele, die wollen Kriegsleute sein, Muttersöhne und
mäuler, wie die jungen Kälber, die von keinem Leiden wissen, sie kommen von
guten Küche her, haben hinter dem Ofen gesessen und Aepfel gebraten und in w
Betten gelegen. Wenn sie dann in fremdes Land geführt werden, und ihnen
seltsame Ordnung mit Speise und Trank und anderen Dingen vorkommt, da s
wie weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenns im
liegt. Und so gehts nicht allein Lanzknechten zu Fuß, sondern den von Adel
Führt man sie dann zu Feld in wüste Länder, wo alles verzehrt und verhe
und sie Brotsack und Trinkflasche nicht stets am Halse hängen haben, so woll
verschmachten, verhungern und verdursten, dann essen und trinken sie ungewö
Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt."

„Solch Gesindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaues oder sitze im Kra
bei den Pfeffersäcken und behelfe sich, wie Vater und Mutter gelebt haben, fülle den
alle Abende voll und gehe zu Bette, so wird man in keinem Kriege erschlagen, den
sagt und es ist auch wahr, Kriegsleute müssen harte und feste Leute sein, Sta
Eisen gleich, und gleich den wilden Thieren, die mancherlei Speise essen. Wi
die Scherzrede geht, ein Lanzknecht müsse Spitzen von Radnägeln verdauen k
ihnen muß nicht grauen, wenn sie Hunde= und Katzenfleisch essen müssen, da
Noth erfordert, Pferdefleisch vom Schindanger ist ihnen ein gutes Wildpret und
das weder gesalzen noch geschmalzen ist. Denn Hunger lehrt essen, wenn m
drei Wochen kein Brot gesehen hat. Das Getränk hat man umsonst, wenn ma
Bachwasser bekommen kann, zecht man mit den Gänsen aus dem Pfuhl od
Lehmpfütze. Und schlafen muß man unter einem Baum oder im Felde, da ist
genug, den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß
Kriegsmanns Schlafkammer sein und von solchen Bett werden ihm keine Fed
Haaren hängen."

„Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänse mit den Lanzk
weil jene stets in Federn schlafen und die Lanzknechte müssen oft in Stroh
Und noch ein anderes Thier ist den Lanzknechten zuwider, das sind die Katzen
die Kriegsleute selbst gut mausen können, darum sind sie den Katzen feind u
Hunden günstig. Wie der alte Reim sagt: „Ein Lanzknecht soll stets bei sich
eine schöne Dirne, einen Hund und jungen Knaben, einen langen Spieß und
kurzen Degen. Und drei Kriegszüge soll ein Lanzknecht thun, ehe er ein ehrlicher
wird. Nach dem ersten Zuge soll er zu Hause kommen und zerrissene Kleider an
nach dem zweiten Zug soll er zu Hause kommen und soll eine Schramme auf
Backen mitbringen und viel von Stürmen, Schlachten, Scharmützeln und Lärm
sagen wissen und durch die Schramme beweisen, daß er ein wahrhafter Ma
Und beim dritten Mal soll er auf einem hübschen Gaul wohlgeputzt nach
kommen und den Beutel voller Geld mitbringen, daß er ganze Kronen als Beute
auszutheilen habe."

„Wohl ist es ein wahres [illegible] ein Kriegsmann muß Essen und Trinken

zahle es der Küster oder der Pfaff; denn er hat weder Haus noch Hof, weder Kühe
och Kälber, und keinem trägt man die Kost zu. Darum muß er sich's holen, wo es
t. und ohne Geld kaufen, ob die Bauern süß oder sauer sehen. Denn bald müssen
e Kriegsleut Hunger leiden und böse Tage haben, ein anderes Mal haben sie Ueberfluß




Erzherzog Leopold V. (Seite 535.)

und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und Bier putzt. Dann
fressen ihre Hunde Gebratenes, die Dirnen und Jungen bekommen gute Aemter, sie
werden Haushälter und Kellermeister über anderer Leute Gut. Wo der Wirth mit
Weib und Kindern verjagt ist, da haben Hühner, Gänse, fette Kühe, Ochsen, Schweine
und Schafe böse Zeit. Dann theilt man das Geld mit Hüten, mißt Sammt, Seiden-

zeug und Tuch mit langen Spießen aus, schlachtet eine Kuh um der Haut willen, schlägt Kisten und Kasten auf, und wenn Alles geplündert und nichts mehr da i[illegible] steckt man das Haus in Brand."

„Das ist das wahre Soldatenfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flamm[illegible] stehen; dann zieht man in ein ander Quartier und fängts ebenso wieder an. D[illegible] macht Kriegsleute lustig und ist ein gutes erwünschtes Leben, außer für den, de[illegible] zahlen muß. Das lockt zum Feld manches Mutterkind, das nicht wieder nach Hau[illegible] kommt und seine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort sagt: zur Arb[illegible] haben Kriegsleute krumme Finger, lahme Hände, aber zu Mauserei und Beutehol[illegible] sind alle lahmen Hände heil und gerade worden. Das ist vor uns so gewesen u[illegible] bleibt auch wohl so nach uns. Und die Lanzknechte lernen dies Handwerk je länger [illegible] besser und werden so sorgfältig, wie die drei Jungfrauen, die sich vier Wiegen mach[illegible] ließen, eine zum Vorrath, wenn eine zwei Kinder bekäme. Wo die Kriegsleut hin[illegible] führt werden, nehmen sie die Schlüssel zu allen Gemächern mit, ihre Aexte und Bei[illegible] und wenn nicht genug Pferdeställe an einem Orte sind, es liegt nichts daran, [illegible] stellen die Pferde in Kirchen, Klausen, Capellen und herrliche Gemächer. Hat m[illegible] kein dürres Holz zum Feuer, es schadet auch nichts, man verbrennt Stühle, Bän[illegible] Pflüge und Alles was im Hause ist; nach grünem Holz darf keiner weit fahren, m[illegible] haut nur die Obstbäume um, die zunächst dem Baumgarten stehen, denn es hei[illegible] Wie wir leben, so halten wir Haus, morgen zieh'n wir wieder zum Lande hinau[illegible] d'rum Herr Wirth, seid getrost, ihr habt ein wenig Gäste, ihr wäret sie gerne l[illegible] d'rum tragt frei auf und schreibts an, verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide au[illegible] Das ist der Kriegsleut Brauch: Rechnen und reiten, und zahlen, erst wenn [illegible] wiederkehren."

Es ist das ein trübes Bild vom Kriegsleben jener Zeit, und doch trägt es [illegible] allen Zügen das Gepräge der Wahrheit. Eine solche Verwilderung konnte aber a[illegible] nicht ohne Einwirkung auf den rein militärischen Werth der Truppen bleiben.

In den Neunziger-Jahren ging eine ganze Reihe von ungarischen Festungen [illegible] die Türken verloren, und fast immer war die Unverläßlichkeit der aus aller Herr[illegible] Ländern zusammengewürfelten Besatzung die Ursache. P a p a, T o t i s, V e s p r i[illegible] P a l o t a wurden übergeben, und als nun endlich auch R a a b (1594) ohne dringen[illegible] Noth den Türken zufiel, entschloß man sich zu strengen Maßregeln. Die gerichtli[illegible] Untersuchung gegen die Besatzung von Raab wurde durch eine besondere Commissi[illegible] unter Vorsitz des Stadt-Commandanten zu Wien geführt und mußte in der T[illegible] Anhaltspunkte für die Annahme schwerer Verschuldung geboten haben. Schon [illegible] 29. December 1594 wurden vier Soldaten der Besatzung von Raab am Neuen Ma[illegible] hingerichtet; drei davon, welche beschuldigt waren, einen Ausfall verhindert zu hab[illegible] wurde der Kopf und die rechte Hand abgeschlagen, der vierte, welcher die Büchse ge[illegible] den Fähnrich angelegt hatte, einfach enthauptet. Am 20. Mai 1595 erfloß endl[illegible] das Urtheil gegen Alle, welche an der Uebergabe der ungarischen Festungen Sch[illegible] trugen; achtzig Rädelsführer, welche durch Meuterei dazu beigetragen hatten, wur[illegible] zum Strang oder zur Enthauptung verurtheilt, und insoferne sie flüchtig waren, erh[illegible] der Oberst-Profoß den Befehl, sie „zu greifen" und sofort hinrichten zu lassen. [illegible] übrigen Soldaten wurden sammt den Officieren ver[illegible] gegen [illegible] Sold du[illegible] eine bestimmte Zeit wider die Türken Kriegsdienst[illegible] [illegible], wel[illegible] mehr oder weniger gezwungen, die Uebergabe Raab[illegible] [illegible] zum [illegible]

verurtheilt wurden, schenkte der Kaiser das Leben unter der Bedingung, daß sie sämmtlich ihrer Chargen verlustig sein „und Ihrer kais. Majestät wider den Türken in Ungarn, auf ihre eigenen Kosten, so lange zu dienen schuldig sein und sich hierzwischen ritterlich verhalten sollten, damit Sr. Majestät Ursach' hätte, sie künftig in Ihr Aemter wieder einzusetzen."

Gegen den Hauptmann Muffler, welcher flüchtig war, wurde das besondere Urtheil gefällt: „So er über lang oder kurz betreten würde, so sollte er dem General-Profoßen überantwortet werden, der ihn erstlich einem Beichtvater geben, hernach ihn dem Scharfrichter überantworten sollte, welcher ihn an gebührlicher Richtstatt zu führen, mit dem Strang zwischen Himmel und Erde am Galgen aufhenken, bis er vom Leben zum Tode erwürgt wäre, und seinen todten Leichnam am Galgen drei Tage nacheinander die Sonne anscheinen (d. h. von der Sonne bescheinen), alsdann wieder ablösen und begraben lassen sollte, auch seine rückständige Besoldung sollte Ihro Majestät dem Kaiser anheimfallen."

Daß diese Strenge den Uebelständen nicht abhelfen konnte, wird durch die Vorfälle bei der durch die meuternde Besatzung erzwungenen Uebergabe von Gran (1595) und die Empörung der Truppen in Papa bewiesen, deren schon erwähnt wurde. Die Ursachen solcher Vorkommnisse lagen eben im Werbesystem und den allgemeinen Schäden der Zeit; das Kriegswesen aber ist stets durchtränkt von den Ideen und Strömungen, welche eine Periode bewegen, und bringt dieselben in seinen Formen zum Ausdruck.

Nur zu wahr erweist sich auch die Bemerkung des wackeren Schwendi, daß „die Kriegsleut gewöhnlich sind, wie sie Oberst und Befehlsleute haben". Neben ruhmwürdigen Beispielen des Gegentheils muß doch auch zugegeben werden, daß der Einfluß und das Beispiel der Befehlshaber nicht immer günstig wirken konnte. Die Habgier, der Geiz Johann Castaldo's und Basta's, die kalte Grausamkeit des letzteren, die Neigung zum Trunk, Spiel und anderen Lastern, welchen sich viele Oberste überließen, all das mußte auf die Truppen zurückwirken, die Disciplin lockern und sie geneigt machen, ihrerseits gleichfalls der Zügellosigkeit Lauf zu lassen. Selbst ein so verdienstvoller und hochgebildeter Heerführer, wie es Fürst Karl Mansfeld (gest. 1595) war, steht in dieser Beziehung nicht makellos da. Ein großer Freund des Bechers, unterlag er auch Anfällen von geradezu rasendem Jähzorn. So erstach er aus geringfügiger Ursache einst während des Tischgebetes an der Tafel den Oberst Heinrich Staub, und auch seine dritte Gattin, eine Gräfin von Meurs, soll als Opfer eines solchen Anfalles umgekommen sein.

Das Beispiel solcher Zügellosigkeit konnte nicht ohne Einwirkung auf die Soldaten bleiben, welche mindestens die Entschuldigung geringerer Bildung für sich hatten. Mit der von Schwendi geforderten Friedlichkeit und Einigkeit sah es daher umso schlimmer aus, als es an Vorwänden zu Streit und Eifersucht nie fehlte. Ein Hauptgrund zu den immerwährenden blutigen Händeln lag in der buntscheckigen Zusammensetzung des Heeres, und zwischen den einzelnen Nationen kam es oft zu förmlichen Gefechten und blutigen Raufereien, zu deren Unterdrückung auch die härtesten Strafen nicht ausreichten. Im Schmalkaldener Kriege vertrugen sich die von Ferdinand I. gesendeten böhmischen Söldner nicht mit den deutschen Lanzknechten, so daß sie wiederholt sich blutig in die Haare geriethen und sich bei Freiberg eine Art Treffen lieferten. Ebenso [illegible] im Heere die „türkischen Hußaren" sehr unbeliebt, die sich allerdings

durch Zügellosigkeit und Raublust besonders hervorthaten und von den Führern nur durch furchtbare Strenge gebändigt werden konnten.

Für die Sitten und das Wesen der Befehlshaber jener Zeit gibt es kaum eine bezeichnendere Persönlichkeit als den schon wegen seiner hohen militärischen Befähigung erwähnten kaiserlichen Feldmarschall Hermann Christof von Rußworm (auch Reßwurm), der, mit allen glänzenden Soldaten-Eigenschaften ausgerüstet, leider auch alle Laster in sich vereinigte, die seinem Stande in jener Periode anklebten. Tapfer, erfahren, unbeugsam und energisch, von einer bestechenden Ritterlichkeit, die aber mehr auf Aeußerlichkeiten als auf der Denkweise beruhte, war er zugleich ein echter Abenteurer, ein scrupelloser Wüstling, Schlemmer und Raufbold.

Einem alten thüringischen Adelsgeschlechte entsprossen, trat Rußworm zuerst in französische Kriegsdienste, wo wir ihn als Lieutenant der Leibwache des Marschalls Bassompierre finden, deren Hauptmann der tapfere Adolf von Schwarzenberg, der spätere Wiedereroberer Raabs, war.

Schon in jener Zeit zeigten sich im Wesen Rußworm's neben bedenkenloser Tapferkeit seine Charaktermängel. Ein galantes Abenteuer, dem er eine schmachvolle Wendung gab, indem er die Bethörte seinen wilden Kriegsgenossen überließ, zog ihm die Ungnade des Marschalls zu. Er floh daher in Begleitung einiger treu ergebener Reiter und zog — wenig mehr als ein Strauchritter — abenteuernd durch Frankreich. Bei Amiens wurde er in Folge eines Excesses seiner Leute als Brandstifter gefangen genommen und an den Marschall von Bassompierre ausgeliefert, der ihn zur Hinrichtung dem Profoßen übergab. Nur durch die Aufopferung seines Freundes Louis de l'Hopital-Vitry, General-Wachtmeister der leichten Reiterei, gelang es ihm, in die Niederlande zu flüchten, wo er 1595 als Oberstlieutenant Schwarzenberg's im spanischen Heere diente und mit diesem und dem Fürsten Karl Mansfeld noch im gleichen Jahre in kaiserliche Dienste trat.

Seine ausgezeichneten Leistungen im Kriege gegen die Türken wurden schon gewürdigt. Rasch erklomm er die höheren Würden, so daß er schon 1602 Feldmarschall unter Erzherzog Matthias und bei der häufigen Abwesenheit desselben thatsächlicher Befehlshaber des kaiserlichen Heeres wurde. Durch diese rasche Beförderung wurde gewiß der Neid anderer älterer Oberste geweckt und vielleicht der Keim zu Feindschaften gelegt, welche später für Rußworm so verderblich wurden.

Nachdem er durch einen kecken Handstreich im November 1603 noch Hatvan eingenommen hatte und der Krieg vorläufig ein Ende hatte, wendete sich Rußworm nach Wien und Prag, wo er am Hofe die ehrendste Aufnahme fand, aber sich im Kreise gleichgesinnter Genossen einem tollen Leben überließ, das aus Orgien aller Art zusammengesetzt war. Schon im Carneval 1604 kam Rußworm zu Prag in einen ärgerlichen Handel.

Mit dem Marquis Bassompierre, dem Sohn des alten Marschalls, der im österreichischen Heere als Freiwilliger diente, und einer Anzahl anderer Genossen veranstaltete Rußworm einen berittenen Masken-Aufzug durch die Stadt. Beim Altstädter Rathhaus wurden sie mit dem Bedeuten angehalten, daß auf Befehl des Kaisers solche Umzüge in der Stadt verboten seien. Lachend ritt man vorüber, fand aber bei der Rückkehr die Straße mit Ketten [illegible] und bewaffnete Stadtdiener bereit, welche Miene machten, die bunte und [illegible] Gesellschaft zu verhaften. Es kam zu einem förmlichen Kampf, in dem die [illegible] Herren von den nur die

Schäfte ihrer Hellebarden gebrauchenden Stadtsoldaten übel zugerichtet wurden. Erst das Erscheinen des Stadthauptmanns, der seinen Stab erhob und im Namen des Kaisers Friede gebot, machte der wüsten Scene ein Ende, worauf das Maskenfest, obwohl einzelne Herren arg zerbläut waren, seinen Fortgang nahm. Obwohl Rußworm und seine Begleiter im offenbaren Unrecht waren, gelang es ihren ungestümen Beschwerden doch, es dahin zu bringen, daß 150 Stadtdiener in Ketten gelegt und eingesperrt wurden.

Den Intriguen einiger Feinde, namentlich der Brüder Grafen Barbiano-Belgiojoso gelang es, die Wiederanstellung Rußworm's zu hintertreiben, der auf den Oberbefehl in Ungarn gehofft hatte. Sein ärgerliches Leben mochte auch dazu beitragen, daß man ihn zurücksetzte, obwohl seine Gegner kaum berechtigt waren, ihm dasselbe zum Vorwurf zu machen, denn der Eine galt als Spieler und Oberst Franz Barbiano-Belgiojoso war wegen Entführung einer Frau aus Mailand verbannt und ein Preis von 12.000 Kronen auf seinen Kopf gesetzt.

Die notorische Feindschaft zwischen Rußworm und den Grafen Belgiojoso nebst seinem Anhang scheint nur benützt worden zu sein, um den Ersteren zu verderben, wozu seine ungestüme Leidenschaftlichkeit leider die Handhabe bot. Während eben Unterhandlungen schwebten, da ihm Kurfürst Maximilian den Oberbefehl des bairischen Heeres angeboten hatte, hinterbrachte man (Juli 1605) dem beim Abendessen sitzenden Rußworm die Nachricht, Oberst Barbiano lauere ihm auf. Vom Wein erhitzt, eilte er sofort auf die Straße und suchte, von Dienern begleitet, jenen auf. Es entspann sich ein Streit, in dessen Verlaufe beide die Degen zogen und fochten. Rußworm erhielt mehrere Wunden und drohte zu unterliegen, da schoß einer seiner Begleiter, auf dem der Verdacht ruht, den ganzen Vorgang angestiftet zu haben, dem Obersten durch den Kopf.

Nun war für Rußworm's zahlreiche Gegner ein Vorwand gefunden, um ihn offen angreifen zu können; man erhob beim Kaiser die Klage, daß Barbiano „gegen die unter Edelleuten gebräuchliche Sitte durch Rußworm's bestellte Meuchelmörder gefallen sei".

Diese Anklage wurde vornehmlich darauf gestützt, daß jener Mensch, der Barbiano eigentlich getödtet hatte, Furlani mit Namen, sofort nach der That geflohen war, in Brandeis aufgespürt wurde, sich aber der Verhaftung so energisch widersetzte, daß er dabei umkam. Man schaffte den Leichnam auf den Wagen, hing ihn in Prag an den Galgen und viertheilte ihn dann.

Es lag darin ein Fingerzeig, wie energisch Rußworm's Gegner die Sache verfolgten, und in der That setzten sie seine Verhaftung durch.

Vergeblich war Rußworm's Vertheidigung, die er durch Zeugen belegte und auch durch die im Kampf mit Barbiano erhaltenen Wunden bekräftigte, die günstigen Aussagen vieler hoher Herren, namentlich des Kurfürsten von Baiern. Die Gegner hatten den mächtigen Kammerdiener des Kaisers, Filipp Lang, dessen Bestechlichkeit und Schurkerei eben so groß war wie sein Einfluß auf Rudolf II., gewonnen, und diesem gelang es, den Kaiser so gegen den sonst wohlgelittenen Rußworm einzunehmen, daß er alle Bemühungen zu dessen Gunsten zurückwies. Ob es wahr ist, daß Lang dem Kaiser glaublich zu machen wußte, Rußworm habe sich Verräthereien in den letzten Feldzügen zu Schulden kommen lassen, oder daß Lang die Vorstellungen zu Gunsten Rußworm's, sowie dessen Vertheidigung dem Kaiser nicht zukommen

ließ, ist zwar nicht bewiesen, aber bei der Rolle, welche dieser drei Jahre späte im Gefängniß endende Schurke spielte, nicht eben unmöglich.

Das am 28. November 1605 verkündete Urtheil lautete dahin, daß Ruß wegen auf offener Straße begangenen Mordes enthauptet werden solle. Man in der That nicht von der Schuld überzeugt gewesen zu sein und andere G vermuthet zu haben, denn ein gleichzeitiger Bericht sagt: „Ob nun zwar Viele er die großen vorigen Verdienste und rühmliche Vertheidigung so vielen Christenblutes diesen Todtschlag noch wohl endlich aussöhnen, so achtete doch die allerglorw kaiserliche Majestät eine Handvoll unschuldiges Christenblut höher, als ganze Bä erbfeindlichen und wollte nicht zugeben, daß dieser für Israel vordem streitbar wegen einer solchen That frei ausginge.“

Am 29. November wurde Rußworm in einem Hofe des Rathhauses entl Er bestieg das Blutgerüst in Mönchskleidung, zeigte sich vollkommen gefaßt, be aber bis zum letzten Moment seine Unschuld.

Ohne die großen Schattenseiten im Charakter Rußworm's zu beschönigen man dieses Ende des so hoch begabten Mannes doch beklagen dürfen. In gleich Schriften betont man seine Liederlichkeit und gewaltthätige Weise, welche al mehreren Menschen das Leben gekostet hatte, im Falle Barbiano aber glaub nicht an eine absichtliche Tödtung. Der Historiker Franz Christof Khevenh der als Minister Ferdinand's II. tief in alle Vorgänge dieser Zeit einblickte, den „kühnen tapferen Helden Rußworm, welcher in Ungarn so ansehnliche Dien richtet und ritterlich wider die Türken Blut vergossen“, ausdrücklich für unschuld meint, sein trauriges Ende sei der „Mißgunst Etlicher, die ihn um sein Glück be und denen er im Wege stand“, zuzuschreiben.

Wie dem auch sei, so ist Rußworm eine charakteristische Erscheinung fü Zeit; ein glänzender tapferer Soldat, dessen kriegerische Tugenden aber durch idealen Zug gehoben, sondern durch die Mängel des Charakters verdunkelt wer



## Das Passauer Kriegsvolk.

(1610 und 1611.)

Wir haben es hier mit einer kurzen Episode der österreichischen Geschi thun, welche nicht nur hochwichtig für die Gestaltung der politische hältnisse war, sondern auch manchen sehr interessanten Einblick in die militä Zustände erlaubt.

Kaiser Rudolf II. verfiel von Jahr zu Jahr mehr einer trübsinnigen Stim aus welcher ihn nur die Beschäftigung mit den in seiner Raritätenkammer aufgespei Kunstwerken, der Verkehr mit Künstlern, Gelehrten und — allerlei bedenklichen aufrütteln konnte, welche seine Neigung zu ch[illegible] und astrologischen Versuch Studien mißbrauchten. Ferdinand Graf Khe[illegible]er, den man nicht mit L den „Hof-Annalisten“ seiner Zeit nennt, sagt [illegible]dolf II.: „Diese Curio

und Künstlereyen aber haben diesen Herrn viel von denen Negotijs und sonderlich in den letzten Jahren dergestalt divertiret, daß er alle Sachen durch seine Minister, und zu Zeiten durch schlechte verrichten, und sich selten im publico sehen lassen."

In einer so stürmisch bewegten Zeit, wie es der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war, konnte eine solche Apathie des Regenten allerdings gefährlich werden, und es traten daher schon im Jahre 1606 die meisten Prinzen des kaiserlichen Hauses, die Brüder des Kaisers Matthias und Max, sowie die Neffen derselben, Ferdinand, Max und Ernst von der steierischen Linie, zu einer Berathung in Wien zusammen, als deren Resultat die Ueberzeugung ausgesprochen wurde, „weil es leider allzuviel offenbar, daß die Röm. kais. Majestät ihr Bruder und Vetter, aus deren bei Ihr zu unterschiedlichen Zeiten sich erzeigenden gefährlichen Gemüthsblödigkeiten zur Regierung dero Königreiche nicht genugsam noch tauglich sich befinden," sei Erzherzog Matthias zum Oberhaupt des Herrscherhauses zu berufen.

Eine Folge dieses Beschlusses war es, daß schon 1608 der in seine alchymistischen Grübeleien und sein Kunstliebhaberthum ganz versunkene Kaiser Rudolf II. unter Kriegsandrohung gezwungen wurde, seinem Bruder Matthias die Herrschaft über Österreich unter und ob der Enns, Mähren und Ungarn abzutreten und die Anwartschaft auf Böhmen einzuräumen.

So wenig sich auch Rudolf II. mit der Regierung befaßte, so empfand er doch diese Abtretung wie eine erlittene Schmach, und sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, diesen Schritt rückgängig machen zu können. Daß dies nur auf gewaltsamem Wege geschehen konnte, war umso klarer, als überall die Stände und die Bevölkerung den Regierungswechsel mit Freuden begrüßt hatten. Die Mittel zu einem solchen Auftreten waren aber von den Ständen Böhmens, dem einzigen Lande, das Rudolf II. geblieben war, nicht zu erlangen, und es entstand daher die Aufgabe, sie auf andere Weise zu beschaffen.

Eine Gelegenheit hiezu sollte nicht lange auf sich warten lassen. Im Jahre 1609 starb der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, dessen Erbe von mehreren Seiten beansprucht wurde. Bis zur Entscheidung dieser Erbansprüche sprach der Kaiser die Sequestration der jülichischen Lande aus und betraute mit deren Durchführung den Erzherzog Leopold V. (geb. 1586, gest. 1632, Bild Seite 529), einen Bruder der Erzherzoge Ferdinand und Max von der steierischen Linie, der zwar Bischof von Passau, trotzdem aber ein sehr kriegerisch gesinnter Herr war.

Der Erzherzog veranstaltete ziemlich umfangreiche Werbungen in Passau, deren Zweck man sofort anderswo als in der Sequestration von Jülich suchte. Der Verdacht, daß die Truppen zur gewaltsamen Umstoßung des Vertrages von 1608 bestimmt seien, erschien umso begründeter, als nur ein Theil derselben thatsächlich an den Rhein gezogen wurde, Erzherzog Leopold aber weder an der Zusammenkunft von 1608 theilgenommen, noch dem damaligen Vertrag seine Zustimmung gegeben hatte. Schon aus diesen Gründen war ihm natürlich Rudolf II. so gewogen, daß die Annahme, er wolle diesem Erzherzoge nach Beseitigung seines Bruders Matthias und mit Uebergehung der älteren Prinzen der steierischen Linie die Nachfolge in den Erbländern sichern, nicht ohne große Wahrscheinlichkeit war.

Mit Patent vom 9. Jänner 1610 ernannte Erzherzog Leopold Herrn Adam von Trautmannsdorf zum Obersten über ein Regiment von 3000 Fußknechten, und einer von dessen Hauptleuten, Jakob von Hornberg, schlug ohne Erlaubniß

des Königs Matthias und der Stände von Oberösterreich in Linz und Frei[illegible] seine Werbetische auf, während als Musterplatz Passau bestimmt war.

Nicht ohne Grund wehrte man sich gegen diese Eigenmächtigkeit, da durch [illegible] Werbungen viel Unruhe in das Land gebracht wurde, namentlich aber die „laufende[n]" Soldaten auf ihrem Zug vom Werbeort zum Musterplatz sich stets viele Eigenmächti[g]keiten erlaubten und eine wahre Plage des Landvolkes waren. Der Landeshauptma[nn] Freiherr Jakob von Mollart untersagte daher die Werbungen, eine Maßregel, wel[che] König Matthias mit einem Beisatz, der einen sehr pointirten politischen Beigeschm[ack] hatte, vollkommen billigte. Es hieß in diesem Schreiben an die Stände, daß m[an] zwar die Absicht des Kaisers bei diesen Werbungen nicht genugsam kenne, Vorsicht [sei] aber dringend geboten, „weil allerlei böse und feindliche Practiken in und außer Land[es] im Schwung gehen, und damit das Land vor einem gähligen Einfall gesichert se[in] möge."

Schon im März 1610 kam es durch die nach Passau ziehenden Angeworbene[n], die in Haufen von 20 bis 50 Mann das Mühlviertel durchzogen, zu ärgerlich[en] Ausschreitungen. Einzelne Bauernhöfe wurden ausgeplündert, die Soldaten quartiert[en] sich eigenmächtig ein, ohne Zahlung zu leisten, und es kam wiederholt zu Balgereie[n], durch welche die gegenseitige Erbitterung nur erhöht wurde. Als sich nun gar [die] Nachricht verbreitete, man habe in Passau die Absicht, einige formirte Compagnien i[m] Mühlviertel einzuquartieren, bereiteten sich die Stände zur Abwehr solcher bedenklich[en] Uebergriffe vor.

Der Ernst der Situation war umso unverkennbarer, als die Fiction, daß [die] Passauer Truppen nach Jülich bestimmt seien, bald nicht mehr haltbar war, de[nn] Erzherzog Leopold hatte dieses Land im Mai 1610 vor den überlegenen Trupp[en] der protestantischen Union räumen müssen und konnte, da auch Frankreich Mie[ne] machte, sich auf deren Seite zu stellen, gewiß nicht mehr daran denken, die kaiserlic[he] Sequestration gewaltsam durchführen zu wollen. Er war mit seinem Kriegsvolk unt[er] den Obersten Michael Adolf I. Graf Althann (geb. 1574. gest. 1636), Laure[nt] Ramé und Karl Ludwig Graf Sulz nach Passau zurückgekehrt, trotzdem aber wurde[n] die Werbungen und Rüstungen eifrig fortgesetzt.

Michael Adolf Althann, geb. 1574, trat sehr frühe in Kriegsdienste, war 160[.] schon Oberst und 1607 Feldmarschall. Er zeichnete sich in den Türkenkriegen vielfa[ch] aus, namentlich bei der Eroberung von Stuhlweißenburg und der heldenmüthige[n] Vertheidigung von Gran. Althann war ein besonderer Liebling Rudolf II. un[d] erhielt von demselben 1610 als der erste Graf von Althann diese Standes[-] erhöhung. Er war der einzige unter den Führern des Passauer Volkes, der dassel[be] halbwegs in Zaum zu halten suchte und auch zu rechter Zeit vom Commando zurücktr[at.] Deshalb bestätigte ihn auch Matthias später in allen Würden und er fand no[ch] wiederholte Verwendung bei Unterhandlungen mit Bethlen Gabor und den Türke[n.] Sein Tod erfolgte am 3. Mai 1638 in Wien.

Althann war sehr religiösen Sinnes, und obschon von seinen Eltern in d[er] lutherischen Religion erzogen, nahm er doch die katholische Religion an, als er 15[..] auf der Moldaubrücke zu Prag einem lebensgefährlichen Pferdesturze glücklich entka[m.] Als ihm im Jahre 1607 Kaiser Rudolf II. das Commando jener Armee überga[b,] welche Erzherzog Leopold für den Kaiser [illegible], wurde Matthias sehr au[f]gebracht darüber und befahl Althann zu [illegible] sobald er sich in Wien blic[ken ...]

n würde. Denselben Tag, als dies bewerkstelligt werden sollte, gieng Althann Hofe. Im Vorzimmer traf er den Hofnarren Nelli, der überall wohl gelitten und Grafen sehr geneigt war. Wie ihn derselbe erblickte, sagte er: „Gelt, Althann, wird Dich beim Grind (Kopf) nehmen und einsetzen?" Dies war für Althann genug, er verließ augenblicklich das Gemach, ging langsam aus der Burg, ritt zum Spazieren hinaus vor die Stadt, kam bis Korneuburg, nahm da die Post reiste nach Prag. Als ihn die Hatschire des Abends in seinem Hause (Annagasse) fangen nehmen wollten, war er bereits in Sicherheit. Nach der Zeit aber schätzten er Matthias und Ferdinand II. seine Verdienste und bestätigten ihn in den hohen militärischen Würden.



Laurenz Ramé.

Althann war von solcher Frömmigkeit, daß ein ausländischer Feldherr von n sagte: „Der Althann ist des Kaisers bester General in Ungarn, wenn er aber Degen nicht führen muß, hält er gewiß einen Rosenkranz in der Hand." Althann ichtete 1619 den Ritterorden Sacra Militiae Christianae, wurde erster Großmeister selben und 1625 in Wien feierlich installirt. Er stiftete Jesuitencollegien in Krems, aim, Iglau u. s. w. Sein Haus in Wien (am Hof Nr. 4, alt 321) schenkte er n Papste Urban VIII. als beständigen Wohnsitz für den jeweiligen Nuntius, was rch eine lateinische Inschrift, die noch heute über dem ersten Thore prangt, dem Andenken der Nachwelt überliefert wurde. Althann verwendete auch zu frommen iftungen und Auslösungen gefangener Christen mehr als 300.000 Gulden.

Laurenz Ramé, auch Ramäus oder Ramée genannt (Bild s. oben), ist bekannt

als jener Führer des Passauer Kriegsvolks, mit dessen Namen alle jene Schr
sind, die über zwei österreichische Provinzen durch dasselbe verbreitet wurden.
der harten und verwildernden Schule des damaligen Krieges, war Ram
Soldat, aber ohne jeden moralischen Halt, bedenkenlos, grausam, ohne
Sache oder den Kriegsherrn. Er stammte aus den katholischen Niederla
in den dortigen Religionskriegen jenen Fanatismus an, der ein Charak
war, aber schließlich vor seiner Neigung zu eigenmächtiger Gewaltthat
den Hintergrund trat. Später trat er in die Dienste des Erzherzogs
dem er in Jülich focht und nach Passau zog, wo er bald die erste R
gesammelten Kriegsvolk spielte. Ramé ist eines der interessanteste
muthendsten Charakterbilder jener Zeit, in welchem sich alle kriegeri
Laster derselben finden, ohne einen mildernden Zug.

Zur Abwehr der Uebergriffe boten die Stände in den zunächst
theilen den dreißigsten, dann den zehnten und endlich den fünften
dem Aufgebot einen festen militärischen Halt zu geben, wurden 400
für welche die Herrschaften die Pferde zu stellen hatten. Alle
anstalten wurden dem Landesobersten Wolfgang Freiherr von

Trotzdem quartierten sich Abtheilungen des Passauer Vo
Mühlviertel ein, und als der Hauptmann Ehrenreich von Ho
wichen sie, aber mit der Drohung, sie würden bald wieder in g
und dann Herren im Lande sein.

Auf die Beschwerden der oberösterreichischen Stände erwi
und die Räthe von Passau, welchen die kriegerischen Passione
unangenehm genug sein mochten, in einem gar beweglichen S
gar sehr unter der Werbung und dem Aufenthalt des kaise
Anfänglich habe es geheißen, es würde nur das 1000 Reit
Obersten Ramé in Passau verbleiben, „befindet sich aber an
zum höchsten Verderben des Stiftes allem Ansehen nach ei

Noch bedenklicher lautete ein zweites Schreiben, in we
die Stadt noch das ohnehin schlechte und verarmte Land b
auf 6000 zu Fuß und 2000 zu Pferd befinden soll, z
auch des Stiftes äußerster Untergang anders nicht mag ve
daß etlich Kriegsvolk zu Peilstein, Haslach, Velden und
Oesterreich gelegenen Herrschaften und Gütern einquartier
in Oberösterreich aber nichts wissen, im Gegentheil wuch
Steigerung der Rüstungen immer höher.

Immer größer wurden die Trupps der nach Passa
welchen das Fußvolk aus deutschen, die Reiter fast ga
bestanden. Namentlich die letzteren verfuhren so ge
wochenlang auf Kosten der Bevölkerung in einzelnen
ernstlich einschritt. Mit 200 geworbenen Soldaten un
lich dem Hauptmann Hoheneck, das Mühlviertel v
man ergreift auch Mittel, um sich derselben fü
werden Schanzen angelegt, bei Neuhaus sperrt
eine in Steyr angefertigt, die andere, 900 Cent
entlehnt war.

in Kollerschlag 240 Bauern und 56 Soldaten, in Wildenrana 227 Bauern und 47 Soldaten, in Ranariegel 64 Bauern und 166 Soldaten; in Engelhartszell eine Compagnie von 282 Mann unter Hauptmann Pirkmair. Im Hausruckviertel, wo Oberst Dietmar Schiefer commandirte, standen in Neukirchen 194 Bauern, in der Schanze bei Sallat 49 Soldaten, im Feldlager bei Holzing 1343 Bauern und Soldaten, in den Schanzen bei Neuhaus 458 Bauern und 150 Soldaten. Im Ganzen waren 4200 Mann aufgeboten, die Zahl der geworbenen Soldaten betrug 800. An monatlicher Löhnung empfing der Hauptmann 100 fl., der Fähnrich 30 fl., der Lieutenant 15 fl., der Feldwebel 9 fl., der Profoß 3 fl., der Gefreite 6 fl.; der gemeine Soldat erhielt täglich 12 kr., wovon er jedoch seine Verpflegung und Bekleidung bestreiten mußte.

So ernsthaft diese Maßregeln gemeint sein mochten, so setzen König Matthias und die Stände von Niederösterreich doch ein, wie die Folge lehrte, begründetes Mißtrauen in die Widerstandsfähigkeit gegen einen ernstgemeinten Einfall der Passauer. Von beiden Seiten wurden den Oberösterreichern Hilfstruppen angeboten, welche den zerstreuten Posten als Halt und als Kern der ganzen Vertheidigung dienen sollten. Und nun entwickelt sich ein wenig erbauliches, aber äußerst lehrreiches Bild, welche Folgen es hat, wenn die höchste Kraftäußerung des Staates, die Vertheidigung gegen einen äußeren Feind, nicht von einem zielbewußten Willen abhängt, sondern provinziellen Bedenklichkeiten und Eifersüchteleien anheim gegeben ist.

Denn die Stände von Oberösterreich, welche zuerst alle Welt zu Rüstungen aufgefordert hatten, wollten nun plötzlich von einer derartigen thatsächlichen Hilfe nichts wissen. Anfänglich lehnte man dieselbe unter Hinweis auf die geringe Manneszucht der in Niederösterreich stehenden wallonischen Reiter Dampierre's ab, die dort allerdings in schlimmem Ruf standen, und auch darauf, daß dieselben schon große Soldrückstände zu fordern hatten, welche von dem ohnehin überlasteten Lande ob der Enns berichtigt werden müßten. Als diese Bedenken zerstreut wurden, wendeten die Stände ein, daß es an Geld und Lebensmitteln für die Truppen fehle und das Aufgebot sich unfehlbar zerstreuen würde, um Haus und Hof vor jener Einquartierung zu schützen, die man den Bauern statt der Passauischen zugedacht habe.

Endlich bestimmte Matthias, dieser oft nicht sehr gutgewählten Einwendungen müde, kurzweg Freistadt zum Musterplatz für ein Regiment Fußvolk von 1500 Mann unter dem Obersten Günter von Hager. Aber die Stände beharrten trotzdem auf ihrem Standpunkt, indem sie es als absolut unmöglich erklärten, neben den Kosten des Aufgebotes und den eigenen geworbenen Truppen noch die verlangten 20.000 fl. für das Hager'sche Regiment zu leisten; ja den Städten wurde sogar aufgetragen, etwaige Einquartierungen aus Niederösterreich mit „gutem Glimpf" abzuweisen, da den Truppen in diesem Lande kein Musterplatz verstattet sei, „sonderlich aber sollen die Rottirungen und daß solche Knechte nicht haufenweise durchlaufen aller Möglichkeit nach verhütet werden." Die Stände von Oberösterreich hatten sich im Vertrauen auf die Widerstandskraft der eigenen Maßregeln so in ihre provinzielle Unabhängigkeit verrannt, daß sie gegen den zu ihrem Schutz bereiten Landesfürsten sich [illegible]be Pose warfen wie gegen das mit einem feindlichen Einfall drohende Passau[illegible]

Man scheint in der That den Gedanken gefaßt zu habe[illegible]ntritt landesfürstlicher Soldaten mit Gewalt abzuwehren. Nur in diesem [illegible]n Schreiben der Stände an den Obersten Hager zu verstehen, dem bedeu[illegible]ß ihm im

habe kein Musterplatz eingeräumt werden könne, „was wir dem Herrn sowohl zur Verhütung desselben eigenen, als auch des Landes Ungelegenheit, die auf den widrigen Fall gewiß daraus entstehen würden, zur Nachrichtung nicht verhalten wollen". Als Oberst Hager, der sich mit großer Mäßigung benahm, in seiner Antwort die ihm ertheilte stricte Ordre geltend machte, antworteten die Stände ihrerseits durch einen Befehl an den Magistrat von Freistadt: den Hager'schen Fußknechten die Thore zu verschließen, und man traf Anstalten, um denselben den Eintritt in das Land zu verwehren.

Und in so unbegreiflicher Verblendung beharrten die Stände, obwohl das in Passau versammelte Kriegsvolk nachgerade auf 12.000 Mann angewachsen war und kein Zweifel mehr über dessen Bestimmung sein konnte.

Auf verschiedenen Straßen zogen nun die in Niederösterreich geworbenen Fußknechte in üblicher Weise nach dem ihnen bezeichneten Musterplatz Freistadt. Da man sie in geschlossenen und größeren Orten nicht einließ, quartierten sie sich auf dem flachen Lande und in einzelnen Gehöften ein, wobei es natürlich an Ausschreitungen und Unfug nicht fehlte. Am 7. Juli 1610 berichtete der Magistrat von Freistadt an die Stände, daß sich in der Umgegend mehrere hundert solcher Knechte aufhielten, die mit Mord, Brand und Plünderung drohten, weil man sie auf den Herrschaften mit der Begründung, sie seien nach Freistadt bestimmt, abweise, dort aber wurden sie auch nicht aufgenommen. Vergebens sucht Oberst Hager die Stände umzustimmen; er beklagt sich am 16. Juli darüber, daß „etliche Pfleger der benachbarten Herren sind herumgeritten, haben die Unterthanen in die Wehr gemahnt und sind drohlich gewest, wenn ich mit meinen Soldaten nicht fortziehen würde, wollten sie mir selbst Füße machen".

Demgegenüber wies Oberst Hager auf seine Pflicht hin, für seine Soldaten zu sorgen und sich gegen die möglichen Folgen solcher Vorgänge zu sichern. Er zog daher seine Fußknechte zusammen, um, da man ihm in Freistadt den Eintritt fortwährend verweigerte und schon Lebensmittelmangel eintrat, andere Quartiere im Mühlviertel zu suchen. Aber in Perg, Münzbach und Wartberg und wo sonst seine Soldaten in dem der Donau zu gelegenen sogenannten Machland erschienen, wurden seine Quartiermacher schlimm empfangen, Bürger und Bauern rotteten sich zusammen, um die Einquartierung mit Gewalt abzuweisen, so daß ein förmlicher Aufstand drohte und Oberst Hager zu Repressalien genöthigt war.

Nun erst lenkten die Stände ein, worauf auch die Nachricht nicht ohne Einfluß war, daß die Vermittlung der Fürsten in Prag dem Scheitern nahe war, weil Kaiser Rudolf II. dem nun auch von den Ständen Böhmens gestellten Begehren nach Entlassung des Passauer Kriegsvolkes unter dem Vorgeben, er könne den rückständigen Sold derselben nicht bezahlen, Widerstand leistete. Es erschien ein Aufruf der Stände von Oberösterreich, welcher Bürger und Bauern zur Ruhe mahnte, es strenge verbot, die Soldaten zu beleidigen u. s. w. Aber die Auflehnung der Stände gegen den Landesherrn trug schlimme Früchte, denn man ignorirte jetzt in der erregten Bevölkerung auch deren Befehle, ein Abgesandter derselben wurde mit Musketenschüssen empfangen und die Bauern erklärten rundweg „sie fragten weder um König, noch Landeshauptmann, noch alle andere Obrigkeiten weiter was".

Nur dem klugen Auftreten des Obersten Hager gelang es, offenen Conflicten vorzubeugen, zudem die Stände ihre Beschwichtigungsversuche dadurch abschwächten,

daß sie noch immer auf der Entfernung der Truppen bestanden. Um die Unruhen zu enden, ordnete der Landeshauptmann die Zusammenziehung des Hager'schen Regimentes in einem Lager bei Mauthausen an, doch sollte ihnen das Betreten des Ortes selbst nicht gestattet sein. Aber die immer mehr erbitterten Soldaten drangen mit Gewalt in Mauthausen ein, wo bald Noth entstand, worauf man sie wieder, wenn auch unter fortgesetztem Widerstand der Stände, in verschiedene Ortschaften vertheilte. Die Verpflegung mußte vom ganzen Land bestritten werden; jeder Tag kostete auf ein Fähnlein von 300 Mann, deren das Regiment fünf zählte, 76 fl. 35 kr., deren Bezahlung aber so entschieden verweigert wurde, daß König Matthias endlich, der endlosen Recriminationen müde, am 29. September 1610 die Abberufung des Hager'schen Fußvolkes aus Oberösterreich verfügte. Die Schadenersatz-Ansprüche, welche das Land im Betrage von 41.106 fl. aufstellte, wurden nach langen Verhandlungen auf 20.397 fl. herabgemindert.

Diese Halsstarrigkeit der oberösterreichischen Stände ist umso unbegreiflicher, als das Land bei der fast nicht mehr abzuwendenden Gefahr eines Krieges zwischen den Brüdern Rudolf II. und Matthias schon durch seine Lage dem ersten Anprall des Passauer Kriegsvolkes ausgesetzt war. Dies zeigte sich durch die immer häufigeren Gewaltthätigkeiten, welche sich dasselbe erlaubte. Ramé ließ sogar in Passau Schiffe, welche Kaufleuten in Nürnberg und Ulm gehörten, in Beschlag legen, hauste im Stifte Passau wie in Feindesland und seine Soldaten gaben in gelegentlichen Raubzügen dem Lande ob der Enns einen Vorgeschmack, was desselben bei einem Einfall mit ganzer Macht harre. Vergeblich drangen die in Prag versammelten Fürsten auf Abstellung dieser Gewaltthätigkeiten; Rudolf II. erließ zwar einen Befehl, die deutschen Kaufleute und Güter freizugeben, aber Ramé kehrte sich nicht daran.

Im October 1610 gelang es endlich, den Kaiser so in die Enge zu treiben, daß er in die Abdankung des Passauer Volkes willigte, aber nur zum Schein, da er die Mittel zur Auszahlung verweigerte. Das war ein formeller Grund für den Erzherzog Leopold, sich der Auflösung zu widersetzen, die auch nicht in der Absicht des Kaisers lag, da er diese Truppen noch immer zur Demüthigung seines Bruders Matthias verwenden zu können glaubte.

Mit einer unter Garantie der in Prag versammelten Fürsten geborgten Summe eilte der unermüdliche Herzog Julius von Braunschweig nach Passau, aber dieselbe langte zur gänzlichen Auszahlung nicht und steigerte nur die Begehrlichkeit des Kriegs-Volkes, da die versprochenen weiteren Zuschüsse aus Prag ausblieben. Es kommt zu Meutereien, die Soldaten drohen, sich selbst in Böhmen, Oesterreich, Tirol oder Baiern Winterquartiere zu suchen, und unter dem Anschein, daß man von den Soldaten fortgerissen werde, erfolgte am 10. December 1610 der Einfall des Passauer Heeres, bei dem sich auch Erzherzog Leopold befand, in Oberösterreich.

Nun rächte sich die Halsstarrigkeit der Stände, welche jede fremde Hilfe zurückgewiesen hatten, bitter, denn die mit großen Kosten durch Monate unterhaltenen eigenen Streitkräfte erwiesen sich als ganz unzulänglich, um das Land vor den passauischen Schaaren zu behüten, die sich verheerend über diese gesegneten Fluren ergossen.

Unerhörte Drangsale wurden über die unglückliche Bevölkerung verhängt, welche nun den Krieg in seiner furchtbarsten Form kennen lernte. Kein Greuel und keine Gewaltthat, welche von einer verwilderten Soldatesca jener Zeit verübt werden konnte, blieb dem Lande erspart, das sich so hartnäckig dagegen gesträubt hatte, jene geringe

ſt zu tragen, die ein ausgiebiger Schutz gekostet hätte. Dieses Wüthen der Passauer
uppen, das in erster Linie in allen gleichzeitigen Quellen dem von seinen eigenen
ldaten als „Ram auf“ (Räume auf) bezeichneten Obersten Ramé zugeschrieben
rd, war für die kaiserliche Sache von großem Nachtheil. Wenn man sich der Hoffnung
gegeben hatte, daß ein Theil des Adels sich als Anhänger Rudolf II. bekennen
rde, so täuschte man sich, denn nach diesem Auftreten der Truppen des Kaisers
gte es niemand, sich für dessen Sache zu erklären.

War man in Oberösterreich auch nicht im Stande, der Gewalt mit Gewalt zu
egnen, so war doch die ganze Bevölkerung so einmüthig von einem untilgbaren
ſſe gegen die mitleidlosen Bedränger erfüllt, daß die Führer des Passauer Heeres
n im Januar 1611 die Nothwendigkeit einsahen, das Land zu verlassen. Es war
umso dringender, als König Matthias unter eifriger Mitwirkung der Stände
Niederösterreich an der Ennslinie ein Heer sammelte, das von Tag zu Tag wuchs
zu dem auch ungarische Hilfstruppen stießen.

Der Entschuldigung des Kaisers, welcher den Einfall des Passauer Kriegsvolkes
fach als einen Durchmarsch nach den ihnen in Tirol und Böhmen bis zur Aus-
lung angewiesenen Winterquartieren betrachtet wissen wollte, schenkte niemand
uben, sondern man sah darin nichts als einen gewaltsamen Versuch, die vor zwei
hren vereinbarten Abtretungen an Matthias rückgängig zu machen. Uebrigens
te Rudolf II., der diese wilden Schaaren gebildet und gerufen hatte, schließlich
ſt die Autorität, um sich ihrer zu entledigen.

Als die Situation in Oberösterreich bedrohlich wurde und das Land verheert
, machte das Heer der Passauer eine Bewegung nach der steierischen Grenze, schlug
bald die entgegengesetzte Richtung ein und drang am 26. Jänner 1611 über die
mische Grenze, obwohl ihr ein directer Befehl des Kaisers Halt gebot. Auf 269 Wägen
rten die Passauer die in Oberösterreich gemachte Beute mit sich, welche Kheven-
ler auf wenigstens zwei Millionen Gulden veranschlagt; trotzdem ergossen sie sich
ungeminderter Raub- und Zerstörungsluſt über Böhmen. Wie der versengende
aſtrom alles Leben vernichtet und nur eine verbrannte Trümmerstraße zurückläßt,
bezeichnete Jammer und Elend den Weg, welchen diese furchtbaren Banden in
hmen einschlugen. Krumau, Budweis, Pisek und Tabor wurden genommen,
plündert und gebrandschatzt und schon nahte man sich Prag. Ganz offen gab man
Zweck des Zuges die Vernichtung des die Religionsfreiheit der Stände sichernden
ajestätsbriefes Rudolf II. und die Einsetzung des Erzherzogs Leopold als dessen
chfolger an. Noch immer suchte Rudolf II. den Schein zu bewahren und forderte
amé auf, sofort bis nach Krumau zurückzuweichen. Aber Ramé, der schon in Beraun
nd, erwiderte, er käme als wahrer Freund des Kaisers und nur zu dessen Schutz
r den falschen Freunden. Ob er in der That insgeheim den Befehl erhielt, seinen
arsch nach Prag möglichst zu beschleunigen, ist nicht bewiesen, genug, er erschien am
. Februar vor Prag, besetzte den weißen Berg und zwei Tage später nach kurzem
ampf den Hradschin und die Kleinseite.

Ein Schrei der Entrüstung erscholl durch das ganze Land und von allen Seiten
römten bewaffnete Haufen von Landvolk nach Prag, um den Bürgern Prags in der
rtheidigung der Alt- und Neustadt beizustehen, die sich in der That der wiederholten
griffe Ramé's erwehrten. Das Schlimmste für Rudolf II. war, daß er in Aller
gen als der Veranstalter dieses Krieges galt, und daß die böhmischen Stände ein

dringendes Ansuchen um Hilfe an König Matthias richteten. Natürlich sagt
sie sofort zu, während er den kaiserlichen Abgesandten grollend zurief, er kön
länger dulden, daß das Königreich Böhmen, dessen Nachfolge ihm zugesichert
unschuldig vor seinen Augen verwüstet und er statt eines blühenden Landes nur
verwüstetes erhalten werde.

An der Spitze einer Armee von 18.000 Mann brach Matthias nach
auf und machte, unterstützt von der Bevölkerung, so rasche Fortschritte, daß e
März schon gegen Prag heranzog. Zahlreiche Schaaren bewaffneten Volks ha
ihm angeschlossen, die auf ihren Fahnen die Aufschrift hatten: „Wider den R

Nun sank dem Kaiser aller Muth und er entschloß sich die nöthigen G
zu bringen, um des Passauer Volkes ledig zu werden. Nach Empfang einer A
zahlung von 300.000 fl. auf die Soldrückstände räumte Ramé am 18. M
Kleinseite und trat unter den alten Greueln den Rückzug gegen Budweis an
er durch die Verfolgung der ständischen Truppen und der bewaffneten Bauern be
Verluste erlitt.

Eine gleichzeitige Abbildung, die wir hier (Seite 545) im Originale üb
liefert nicht nur ein anschauliches Bild des „Einfahl des Passawischen
volcks in die kleine Statt Prag. Anno 1611 den 15. Februarii",
zugleich auch eine höchst interessante Ansicht der Kleinstadt Prag in der Vogelpe
Die Nummern lassen die Objecte sofort finden: 1. Unser Frauen. 2. St.
3. St. Nicolas. 4. St. Wenzel. 5. St. Martin. 6. Altstadt. 7. Jesui
8. Brückenthurm. 9. Grobes Geschütz. 10. Rathhaus, das gestürmt wird. 11.
haus. 12. Haus, das von den Passauischen angezündet wurde. 13. Flei
14. Kramläden. 15. Neulergasse. 16. Oberst Ramé. 17. Wälsche Gasse. 18.
gasse. 19. Gasse zur Schloßstiege. 20. Graf Thurn. 21. Herr von Fels. 2
Wenzel Kinsky. 23. Scharmützel der böhmischen Reiter. 24. Pulver, das
Passauischen unversehens angezündet worden. 25. Zwei Cornets des Rittmeisters
die in der Altstadt erschlagen wurden.

Am 24. März zog Matthias, bejubelt vom Volk und feierlich empfan
den Ständen, in Prag ein; damit war des Kaisers Schicksal entschieden, d
Wahl mehr blieb, als auch Böhmen an seinen Bruder abzutreten.

Ramé hielt in Budweis ein furchtbares Blutgericht über seine Offic
geblich weil dieselben Verbindungen mit den böhmischen Ständen unterhal
dadurch die Einnahme Prags vereitelt hatten, wahrscheinlicher aber, weil ihr
an der Beute und den Soldrückständen seine Habsucht reizte. Nach einem
Rathhaus zu Budweis abgehaltenen Bankett, wurden die vornehmsten Officier
unter dem Vorwand, die Ordre für den nächsten Marsch zu empfangen, in ei
deres Zimmer geführt, wo ihnen bedeutet wurde, daß sie wegen erwiesener Ve
sofort hingerichtet würden. Ein anwesender Scharfrichter vollzog sofort dieses
dann wurde der Leichnam und das Tuch, auf dem er lag, weggeschafft und de
hereingerufen.

Am Morgen ließ Ramé die Leichen mit einem Zettel auf der Brust,
angebliches Verbrechen enthielt, auf dem Marktplatz ausst[illegible] Aber die
welche ihn nur fürchteten und die Motive dieser Blutthat [illegible]uten, empö
wider ihn, so daß er sich mit genauer Noth aus der Sta[illegible] konnte.

Ramé selbstständig verfügte. Nach langer Haft wurde 1613 diese[r] teuerer auf dem Schlosse Bar in Lothringen enthauptet.

Erzherzog Leopold, dessen Sinn stets nach weltlicher Herrscha[ft] die Gelegenheit des Heimfalles von Tirol und Vorarlberg, um sich Subdiaconates entbinden zu lassen, und verzichtete auf die Bisthü[mer] Straßburg, die auf seinen Neffen Leopold Wilhelm, den wir als führer kennen lernen werden, übergingen.

Erzherzog Leopold vermählte sich mit der geist- und kraftvollen [...] Toskana und starb am 13. September 1632.

Wenn der Einfall des Passauer Volkes nur eine kurze Episode i[n] waltigen Ereignissen und Persönlichkeiten überreichen österreichischen Ge[schichte der] ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist, so kann man sie wohl als [...] Prolog für die große Tragödie des dreißigjährigen Krieg[es] in dessen Schilderung wir im nun folgenden Buche eintreten.

Ende des ersten Bandes.



Seite
Die Türkenkriege im XVI. Jahrhundert . . . . . 306
Die erste Belagerung Wiens, 1529 . . . . . 311
Die Vertheidigung von Güns gegen Soliman II. . . . . . 325
Das Ende Hans Katzianer's . . . . . 332
Die heldenmüthige Vertheidigung Szigeths durch Niklas Zriny . . . . . 341
Don Juan d'Austria und die Seeschlacht von Lepanto . . . . . 350
Der Heldentod Herbart's von Auersperg . . . . . 354
Die Eroberung von Raab . . . . . 362
Die Bauernkriege . . . . . 373
Kampfspiele und Duelle . . . . . 401
Episoden und Kriegertypen . . . . . 412
Die Cavallerie des XVI. Jahrhunderts und das Reiterrecht . . . . . 427
Das Reiterrecht . . . . . 438
Musterung und Kriegsrecht bei der Reiterei . . . . . 450
Die technischen Waffen von Maximilian I. bis zum dreißigjährigen Krieg . . . . . 452
Die Artillerie . . . . . 454
Das Geniewesen . . . . . 464
Kriegs-Schifffahrt . . . . . 479
Heeres-Organisation und Kriegsämter . . . . . 488
Der Kriegsherr . . . . . 490
Der Feld-Oberst . . . . . 492
Der Feldmarschall . . . . . 493
Der Oberst-Profoß . . . . . 496
Der Oberst-Proviantmeister . . . . . 498
Lazarus Schwendi, Freiherr zu Hohen-Landsberg . . . . . 502
Kriegsrath, Armeestand und Exercitium . . . . . 510
Kriegsbrauch und Disciplin gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts . . . . . 518
Das Passauer Kriegsvolk . . . . . 534

---

# Verzeichniß
## der im ersten Bande enthaltenen ganzseitigen Illustrationen.

Seite
Der alte Thann rettet Herzog Leopold V. bei Ptolomais, 1191 . . . . . 12
Der junge Thronerbe Maximilian zieht in Wien ein, 1490 . . . . . 82
Held Hunyady und Kreuzprediger Capistran bei Belgrad, 1456 . . . . . 100
Die Monarchen-Zusammenkunft bei Wien, 1515 . . . . . 195
Heldentod des Hauptmanns Hederlin am Flusse Chilo, 1496 . . . . . 211
Die Gefangennehmung Franz I. in der Schlacht bei Pavia, 1525 . . . . . 266
Die Helden Salm und Reischach an der Spitze der Vertheidiger Wiens gegen die Türken, 1529 314
Niklas Zriny fällt bei der Vertheidigung von Szigeth, 1566 . . . . . 347
Selbstaufopferung des Hardegg'schen Reiters Koberle . . . . . 412
Cornet Zedlitz' gymnastische Production vor Sultan Soliman, 1529 . . . . . 431
Die Brückensprengung bei Antwerpen, 1585 . . . . . 476

---

Die

# Uniformirung der k. k. Armee

vom 17. Jahrhundert an

und

# Die Orden und Ehrenzeichen

der

österreichisch-ungarischen Monarchie.



# Inhalt.

I. Serie, Tafel I—XLII.
II. Serie, Tafel I—XX.
(Text Seite 1435 u. ff.)

